Niederſächſiſche

Sagen und Märchen.

Aus dem Munde des Volkes geſammelt

und mit Anmerkungen und Abhandlungen herausgegeben

von

Georg Schambach, Rector in Einbeck. und **Wilhelm Müller,** Profeſſor zu Göttingen.

Göttingen,
Vandenhoeck und Ruprecht's Verlag.
1855.

BIBLIOTHECA
REGIA

145 c.

Vorrede.

Bei dem regen Eifer, mit welchem man jetzt bei uns alles ſammelt, was in Sage und Sitte von dem Denken und Leben des deutſchen Volkes Zeugnis ablegt, ehe es vor der ſich immer weiter verbreitenden neuern Bildung ganz zurückweicht, bedürfen dieſe niederſächſiſchen Sagen und Märchen keiner beſondern Rechtfertigung vor dem wiſſenſchaftlichen Publikum. Jeder wird gern zugeben, daß Niederſachſen bei dem allgemeinen Werke um ſo weniger zurückbleiben darf, da der Sammler hier, wo das Heidenthum länger beſtand, als in andern deutſchen Ländern, wo ſich meiſtens noch eine verhältnismäßig wenig gemiſchte Bevölkerung erhalten hat, auf eine beſonders ergiebige Ausbeute rechnen kann. Zwar iſt Norddeutſchland im allgemeinen bereits durch mehrere ſehr verdienſtliche Sagenſammlungen, wie die von Kuhn und Schwartz, Müllenhoff und anderen, vertreten, aber ſie betreffen entweder ganz oder doch zum gröſten Theile andere Gegenden, als unſer Werk, und die Volksſagen Niederſachſens, welche Harrys herausgegeben hat, enthalten von dem noch vorhandenen Vorrathe nur einen ſehr geringen Theil. So wird denn unſer Buch hoffentlich nicht unerwünſcht kommen.

*

Es war unſere Abſicht und iſt es auch noch, wo möglich, die Sagen Niederſachſens in einer gewiſſen Vollſtändigkeit herauszugeben. Da aber dieſes Unternehmen nicht nur eine geraume Zeit, ſondern auch einen Beiſtand erfordert, wie er uns noch nicht zu Theil geworden iſt, ſo mag das, was wir bis jetzt zuſammengebracht haben, vorläufig als ein ſelbſtändiges Werk erſcheinen, und es muß von dem Erfolge unſerer fortgeſetzten Sammlungen abhängig gemacht werden, ob wir ſpäter noch einen zweiten und einen dritten Theil hinzufügen werden. Das Werk, ſo wie es vorliegt, enthält nur ſolche Sagen und Märchen, die wir ſelbſt aus mündlicher Ueberlieferung geſchöpft haben oder die uns nach Erzählungen des Volkes ſchriftlich mitgetheilt wurden. Alles, was wir nur aus gedruckten Quellen kannten, haben wir grundſätzlich ausgeſchloſſen. So kann denn unſer Buch ein Bild von dem geben, was in einer abgegrenzten Gegend von Volksüberlieferungen noch lebt oder wenigſtens durch lange fortgeſetztes Sammeln und Aufmerken zu Tage kommt. Daß bei Werken dieſer Art eine Vollſtändigkeit in jeder Hinſicht nicht erreicht werden kann, iſt eine bekannte Sache.

Das Gebiet, auf dem wir geſammelt haben, umfaßt vorzugsweiſe die beiden Fürſtenthümer Göttingen und Grubenhagen nebſt den im Norden daran ſtoßenden braunſchweigiſchen Aemtern, dann die am rechten Weſerufer liegenden heſſiſchen Dörfer und einen Theil des Fürſtenthumes Hildesheim. Die hildesheimiſchen Sagen verdanken wir gröſtentheils der freundlichen Mittheilung des Hrn Dr. Seifart in Göttingen, der demnächſt auch eine eigene Sammlung derſelben herausgeben wird. Anfangs gedachten wir noch die Sagen des uns nahe liegenden Harzes mit aufzunehmen, ſtanden aber von dieſem Entſchluſſe ab, als wir hörten,

daß Pröhle ein beſonderes Werk darüber zu veröffentlichen beabſichtige, das jetzt bereits erſchienen iſt. Herr Pröhle war ſo freundlich uns mehrere Sagen zuzuſenden, die in unſer Gebiet gehörten, während wir ihm dagegen einige für ſein Werk paſſende Beiträge lieferten. Unter denen, welchen wir ſonſt Beiträge zu unſerm Werke zu verdanken haben, nimmt ein ehemaliger Schüler Schambachs, Auguſt Beyer aus Wulften, die erſte Stelle ein. Von ihm rühren, bis auf zwei oder drei, die ſämmtlichen Sagen aus Wulften her. Die Sagen aus Förſte verdanken wir dem Lehrer Wedemeyer in Einbeck, die aus Schwiegershauſen dem Lehrer Jordes. Ihnen, ſo wie allen andern, die uns mit freundlicher Bereitwilligkeit bei unſerm Werke unterſtützt haben, ſtatten wir hier gern unſern herzlichſten Dank ab.

Das Verdienſt bei weitem die meiſten der unmittelbar aus dem Munde des Volkes geſchöpften Stücke geſammelt zu haben, gebührt Schambach. Er durchwanderte unermüdet beſonders die beiden Fürſtenthümer nach den verſchiedenſten Richtungen und es gelang ihm bei ſeiner genauen Kenntnis der Oertlichkeiten und des niederſächſiſchen Dialektes, von welchem er ein Wörterbuch herauszugeben beabſichtigt, manches zu erfahren, was ſonſt nicht an das Licht gekommen wäre, weil das Volk mit ſeinen Mittheilungen aus verſchiedenen Gründen, namentlich aus Mistrauen und den ſeltſamſten Bedenklichkeiten ſehr zurückhaltend zu ſein pflegt. So wurde eine bejahrte Frau ohne allen Erfolg um Sagen befragt; ſpäter äußerte ſie gegen andere, ſie wiſſe allerdings recht viel, wolle ſich aber wohl hüten es zu erzählen, weil ſie keine Luſt habe vor das Schwurgericht in Göttingen geſtellt zu werden. Noch merkwürdiger iſt die Beſorgnis, welche eine alte Frau in Einbeck hegte.

Sie hatte mehrere Sagen bereitwillig mitgetheilt, empfand aber ſpäter darüber Gewiſſensbiſſe und glaubte ihre Seligkeit gefährdet; eine Krankheit, welche ſie betroffen hatte, ward von ihr als die dadurch verurſachte Strafe des Himmels angeſehen, und jeder Verſuch ſie wieder zum Erzählen zu bringen war vergeblich. Während ihrem Bedenken wohl eine geheime Scheu zum Grunde lag, die alten lieben Ueberlieferungen durch Mittheilung zu entweihen, weiſen andere die Erkundigungen nach Volksſagen deshalb zurück, weil ſie in Folge der neuern Aufklärung mit dem Glauben auch das Intereſſe daran verloren haben und ſie verachten. Manche fühlen ſich ſelbſt beleidigt, wenn man etwas von ihnen zu erfahren wünſcht, und ſchneiden wohl alle weiteren Fragen mit dem Bemerken ab, daß ſie ja in der Schule geweſen ſeien. Ein Frauenzimmer erwiderte auf die Anfragen, die über den Nachtraben an ſie gerichtet wurden, höhniſch: „glaubt der Herr, daß ich aus dem dummen Lande bin?“ Wo der Glaube an die Volksüberlieferungen noch einigermaßen lebendig iſt, da iſt die Bereitwilligkeit ſie zu erzählen noch größer. Darum lieferte die Umgegend von Einbeck, beſonders die Ortſchaften des Sollinger Waldes, eine ergiebige Ausbeute, und das Volk war hier leichter zum Erzählen zu bringen, als in der Gegend von Göttingen. Der Zweifel an der Wahrheit der Sage greift aber immer weiter um ſich, und es wird jetzt ſchon von den einfachſten Leuten manches für unwahr gehalten, was vor funfzig Jahren im Glauben ganz feſt ſtand, während man dagegen anderes noch nicht als unbegründet zu verwerfen wagt. So erklärte eine Frau aus Edemiſſen die Sagen von den feurigen Männern für „dummes Zeug“, hielt aber das Vorhandenſein des geſpenſtiſchen Hundes, der Nachts den

Leuten auf den Rücken ſpringt, für ganz ausgemacht. Während man Aeußerungen, wie die, daß es jetzt keine Hexen mehr gebe, daß die meiſten Geſpenſter von dem alten Fritz oder auch von der weſtphäliſchen Regierung „abgethan“ ſein, mehrfach zu hören Gelegenheit hat, haftet in unſern Gegenden der Glaube an Hackelberg noch feſt in dem Gemüthe des Volkes; von ihm ſprechen viele nur mit dem größten Ernſte, viele wollen ihn, wenn auch nicht geſehen, doch gehört haben. Mit dem abnehmenden Glauben an die Sagen werden dieſe ſelbſt ſich immer mehr verlieren. Alte Leute aus dem Volke erklärten, daß das jüngere Geſchlecht wenig oder nichts mehr wiſſe, und daß in dreißig Jahren von Sagen nur noch wenig übrig ſein werde. Namentlich ſind, darauf kommen viele Nachrichten hinaus, die Märchenerzählerinnen faſt ganz ausgeſtorben. Wer Märchen kennt, weiß in der Regel nur noch Trümmer davon, welche aufzuzeichnen kaum der Mühe werth iſt.

Die Sichtung und Anordnung des geſammelten Vorräthes übernahm Müller. Es ſind dabei manche Stücke, die zu unbedeutend waren, zur Seite gelegt; dagegen ſchien es unbedenklich, diejenigen, welche irgend Bedeutung haben, nach der uns mitgetheilten Ueberlieferung aufzunehmen, auch wenn ſie ſchon früher gedruckt waren. Der Sagenforſcher, der dieſe bereits aus andern Werken kennt, wird von ſeinem Standpunkte aus unſer Verfahren vielleicht nicht billigen; er wird es aber doch gerechtfertigt finden, wenn er bedenkt, daß unſer Werk zugleich einen landſchaftlichen Charakter haben ſoll. Auch werden die Formen der Sagen, die wir gehört haben, ſelten oder nie ganz mit den bereits gedruckten Mittheilungen ſtimmen. Nur mehrere uns zugegangene, aber aus der Sammlung der Brüder Grimm ſehr

bekannte und damit ganz übereinstimmende Märchen sind weggelassen. Einige Erzählungen sind uns mitgetheilt, die keinen echt volksmäßigen Ursprung haben. Namentlich hat die Halbgelehrsamkeit in älterer und neuerer Zeit hie und da Sagen hervorgebracht, welche auch wohl in das Volk dringen, sich aber doch in der Regel bald durch ihren Ton und ihren Inhalt von echten Ueberlieferungen unterscheiden lassen. Solche Stücke sind in unsere Sammlung gar nicht aufgenommen, oder es ist, wenn wir sie berücksichtigt haben, auf ihren apokryphen Ursprung hingewiesen. Eben so ist verfahren, wo sich moderne Zusätze und Erklärungsversuche in die echte Ueberlieferung eingeschlichen hatten. Der in dem Sagenkreise einer Landschaft heimisch gewordene Sammler weiß dergleichen Auswüchse und Entstellungen wohl zu erkennen. Uebrigens haben wir alles getreu nach der Ueberlieferung mitgetheilt, mehrfach auch durch Anführungszeichen angedeutet, daß wir die eigensten Ausdrücke des Volksmundes gebrauchen, oder den hochdeutschen Worten die niederdeutschen hinzugefügt.

Die Anordnung der Sagen folgt, wie der Leser selbst finden wird, vorzugsweise der Verwandtschaft ihres Inhaltes. Wenn diese Folge auch demjenigen, der mehr auf Unterhaltung, als auf Belehrung ausgeht, nicht den bunten Wechsel bietet, den eine geographische Anordnung gewähren würde, so wird doch dadurch die Benutzung des Werkes für die Wissenschaft sehr erleichtert und es werden Wiederholungen derselben oder ganz ähnlicher Sagen vermieden. Doch haben wir keine ängstliche Systematik erstrebt, die wieder andere Nachtheile mit sich bringt. Da insbesondere mehrere mythische Gestalten der deutschen Volkssage noch nicht hinlänglich klar sind, so würde es in vielen

Fällen voreilig ſein, ihnen als fraglichen Göttern oder Halbgöttern eine genau beſtimmte Stelle anzuweiſen.

Auch die Anmerkungen und Abhandlungen ſind von Müller ausgearbeitet; zu den erſtern hat jedoch auch Schambach manches Material geliefert. Sie geben die nöthigen Nachweiſe über unſere Quellen und über abweichende Formen, die uns außerdem mitgetheilt oder in andern Werken bekannt gemacht ſind; auch vergleichen ſie ganz oder theilweiſe entſprechende Sagen aus andern Gegenden. Für die literäriſchen Nachweiſe (und dieſer Theil der Arbeit fiel wieder vorzugsweiſe Müller zu) ſind die wichtigſten neuern Sagenwerke benutzt, von denen der Anhang ein Verzeichnis gibt. Beſondere Aufmerkſamkeit haben wir aber der Erklärung der Sagen mit Hülfe der Geſchichte und der Mythologie gewidmet, je nachdem ſie mehr in das eine oder in das andere Gebiet gehören.

Der hiſtoriſche Gewinn, der ſich aus der noch jetzt lebenden deutſchen Volksſage ergibt, darf freilich an und für ſich nicht hoch angeſchlagen werden. Die Sage wird uns in der Regel keine Einzelheiten lehren, die wir nicht durch unſere glaubwürdigen Geſchichtswerke beſſer wüſten. Was ſich von hiſtoriſchen Erinnerungen in unſerm Volke erhalten hat, trägt in der Regel den Charakter der Specialgeſchichte und knüpft ſich an einzelne Oertlichkeiten. Begebenheiten von einem weit reichenden Einfluſſe werden nur ganz im allgemeinen behalten und die verſchiedenen Zeiten nur roh geſondert. Die letzten Kriege mit Frankreich, der ſiebenjährige und der dreißigjährige Krieg ſind noch im Andenken des Volkes geblieben; was dazwiſchen liegt, iſt vergeſſen. Aus der frühern Vergangenheit unterſcheidet es noch das Mittelalter, welches als die Zeit der

Raubritter oder die Zeit, in welcher das Pulver noch nicht erfunden war, bezeichnet wird, und die uralte heidnische Zeit. Zwar werden auch wohl einmal die Zeiten Karls des Großen und der Bekehrung zum Chriſtenthume erwähnt, aber hier wird man in den meiſten Fällen ſchon einen Einfluß der Gelehrſamkeit annehmen dürfen. Länger können in der Erinnerung des Volkes ausgezeichnete Perſönlichkeiten unter ſeinen Königen und Fürſten haften. Dann werden ſie aber gewöhnlich mit einer Oertlichkeit in Verbindung gebracht, die vielleicht nur in ihrem Namen an ſie erinnert, wie z. B. nur deshalb Heinrich der Vogelſteller noch in der Sage von Vogelbeck lebt, oder es hat ſich, wie die in unſerer zweiten Abhandlung beſprochene Sage von Heinrich dem Löwen zeigt, die Poeſie und der Mythus mit der geſchichtlichen Erinnerung verbunden und ſie dem Gemüthe tiefer eingeprägt. An die Zeiten und die Perſonen, die in der Erinnerung noch fortleben, heftet nun das Volk ſeine ſpeciellen Orts- und Familiengeſchichten, beſonders Erzählungen von Gründungen und Zerſtörungen von Städten, Burgen, Kirchen und andern Bauwerken, Erwerbungen von Grundſtücken, oder Geſchichten, durch welche beſtehende Sitten und Einrichtungen erklärt werden. Der hiſtoriſche Kern ſolcher Sagen iſt in der Regel äußerſt gering. Man wird höchſtens nur das einfache Faktum als beglaubigt anſehen dürfen; die Zeit, in welche es verſetzt wird, die Umſtände, unter denen es vor ſich ging, die Perſonen, die dabei thätig waren, werden ſich häufig als nicht dahin gehörig und andern Erinnerungen entnommen, oder als ganz unhiſtoriſch erweiſen. Selbſt die nackte Thatſache iſt noch nicht immer als begründet anzunehmen. So heißt es z. B. häufig im Volke von einer Burg, daß ſie

im dreißigjährigen Kriege zerstört sei, wenn es auch fest steht, daß sie gar nicht zerstört, sondern nur allmählich verfallen ist. Daß auf alle Sagen, bei welchen die Volksetymologie in irgend einer Weise thätig gewesen ist, kein Gewicht gelegt werden darf, ist bereits anerkannt. Diese zeigen gewöhnlich auch eine gewisse Dürftigkeit. Aber selbst dann, wenn die genauesten Einzelheiten lebendig und anschaulich berichtet werden, wird die Glaubwürdigkeit der Sage nicht vermehrt, im Gegentheil zeigt sich dann besonders bei näherer Betrachtung eine Einwirkung der Dichtung oder des mythischen Denkens. Auch dann kann gewöhnlich nur das einfachste Faktum als historisch betrachtet werden. So erzählt N. 43 unserer Sagen ausführlich und lebendig, wie das Amt Radolfshausen an Hannover kam. Wäre uns dieses Ereignis sonst nicht bekannt, so würden wir nach der Sage nur annehmen dürfen, daß dieses Amt in Folge eines Todesfalles von Hannover erworben wurde, und man würde höchstens nur aus den Umständen, daß der Besitzer von Radolfshausen — eine mythische Personification — als Bruder des Grafen von Plesse erscheint, noch schließen dürfen, daß Radolfshausen einst zur Herschaft Plesse gehörte. — So gering also der Gewinn ist, den die Sagen als Geschichtsquellen für einzelne Begebenheiten betrachtet abwerfen, so wenig dürfen sie doch aus andern Gründen von dem Historiker verachtet werden. Die Betrachtung der Sagenbildung und ihre Vergleichung mit der wirklichen Geschichte kann ihn lehren, wie er die Volksüberlieferung, da wo sie die einzige Quelle ist, zu benutzen hat, und kann ihn namentlich vor dem Fehler bewahren, das was der Mythologie angehört, als wirkliche Geschichte aufzufassen. Dann gibt uns die Sage darüber

Auskunft, wie der Geist des Volkes die Vorzeit auffaßt und behält, und das ist für die Culturgeschichte in vielen Fällen sehr wichtig. Damit dieses Verhältnis der Sage zu der wirklichen Geschichte immer deutlicher werde, hat der Sagensammler die Aufgabe, wo es möglich ist, beide mit einander zu vergleichen, wie wir es in den meisten Fällen in den Anmerkungen gethan haben.

Bedeutender ist der Gewinn, den die Mythologie aus der deutschen Sage schöpft. Ihre Wichtigkeit in dieser Hinsicht ist so anerkannt, daß wir darüber nicht ausführlich zu sprechen brauchen; doch dürfen wir einige Bemerkungen über die Art und Weise ihrer Benutzung hier nicht übergehn.

Mit der von J. Grimm begründeten und von andern noch weiter ausgedehnten Behandlung deutscher Volkssagen als Quellen der deutschen Mythologie können wir in vielen Punkten jetzt noch weniger einverstanden sein, als früher. Zunächst scheint uns die Meinung, nach welcher die noch jetzt lebenden Volkssagen mehrfach Ueberbleibsel eddischer Mythen enthalten, weder durch den bisherigen Erfolg, noch auch grundsätzlich gerechtfertigt. Bis jetzt haben wir bei aller angewandten Mühe aus der noch lebenden deutschen Sage nur zwei Götternamen kennen gelernt, die mit den nordischen stimmen, Wuotan und Frigg. Aber der Wuotan des deutschen Volkes, der als wilder Jäger durch die Luft zieht, erinnert an den eddischen Odhinn in nichts als in einigen uralten Symbolen, die dem deutschen und skandinavischen Glauben gemeinsam waren, in dem Mantel, von dem Hackelbernd den Namen hat, und vielleicht in dem Nachtraben, der ihm voran fliegt. Alle andern Versuche, die man bisher angestellt hat, deutsche Volkssagen auf ed-

diſche Mythen zurückzuführen, ſind entweder geradezu falſch, oder doch in einem höchſten Grade unſicher. Sie hätten nur dann gelingen können, wenn angenommen werden dürfte, daß die Edden nicht nur die nordiſche Mythologie vollſtändig enthielten, ſondern auch in ihren Einzelzügen mit dem heidniſchen Glauben der andern deutſchen Stämme übereinſtimmten, was keineswegs der Fall iſt. In den Edden ſind vorzugsweiſe ſolche Mythen erhalten, die von den nordiſchen Dichtern behandelt und individuell ausgebildet wurden; eine vollſtändige Darſtellung des nordiſchen Götterglaubens geben ſie eben ſo wenig, wie die homeriſchen Gedichte die ganze griechiſche Mythologie umfaſſen. Auch ſehen wir ſchon aus Saxo Grammatikus, eine wie reiche Fülle von Sagen und Mythen der Norden beſaß, die ſich nicht auf den Inhalt der Edden zurückführen laſſen; in einem noch höheren Maße müſſen wegen der Verſchiedenheit der Stämme die deutſchen Mythen, von deren Reichthum wir uns nach der noch jetzt vorhandenen Menge der verſchiedenſten Traditionen eine Vorſtellung machen können, von den Edden abgewichen ſein, wenn auch einige religiöſe Grundanſchauungen den Skandinaviern und den Deutſchen gemeinſam waren.

Nur in einem Falle iſt es nach unſerer Anſicht erlaubt, eddiſche Göttermythen mit ihren individuellen Einzelzügen in deutſchen Volksſagen aufzuführen: wenn dieſe erweislich Nachklänge älterer deutſcher Gedichte ſind. So wie einzelne ſpätere nordiſche Gedichte, z. B. das däniſche Lied vom Hammerraub, eddiſche Mythen bewahrt haben, ſo waren auch in älterer Zeit mehrere mythiſche Stoffe der ſkandinaviſchen und der deutſchen Dichtung gemeinſam, wie ſchon durch die nordiſchen und deutſchen Sagen von den

Nibelungen und dem Schmiede Wieland bewieſen wird. So haben wir in unſerer zweiten Abhandlung aus mehreren ältern deutſchen Gedichten, die zum Theil unſerer Heldenſage im engeren Sinne angehören, einen Wuotansmythus nachgewieſen, wovon ſpätere Volksſagen noch Nachklänge enthalten. Doch iſt der Mythus, den wir dort in den verſchiedenſten Verzweigungen verfolgt haben, in den Edden nur kurz und dunkel angedeutet; wir lernen ihn vorzugsweiſe durch Saxo und durch die deutſchen Quellen kennen.

Ueber den geringen Erfolg jener Vergleichung der Edden mit der deutſchen Volksſage konnte man ſich nur durch eine andere gleichfalls wenig begründete Annahme täuſchen. Man meint, daß die deutſche Volksſage der Hauptſache nach nur aus zerſtreuten und entarteten Ueberbleibſeln von mythiſchen Vorſtellungen beſtehe, die früher eine reinere Form hatten und in dieſer den eddiſchen Mythen näher ſtanden oder mit ihnen identiſch waren. Nun läugnen wir zwar nicht, daß die Ueberlieferungen unſers Volkes in einigen Punkten beſonders durch die Einführung des Chriſtenthums verändert ſind, erkennen aber jene in den verſchiedenſten Fällen ohne weitere Begründung angenommenen Entſtellungen in dieſem Maße nicht an. Wir wiſſen ja, daß alle volksmäßigen, namentlich die mythiſchen Ueberlieferungen ſich mit einer großen Zähigkeit erhalten, und daß die Sage, ſo lange ſie beſteht, ein organiſches Leben hat, weshalb ihre Veränderungen eben ſo wohl beſtimmten Geſetzen unterliegen, als die Umwandlungen der Sprache. So lange uns alſo nicht beſtimmte Geſetze aufgedeckt werden, nach denen eine Sage ihre vermuthete reinere Form in die vorliegende angeblich getrübte umgewandelt hat, ſo

lange ſind wir berechtigt die Annahme der Entſtellung zurückzuweiſen, die Urſprünglichkeit der vorliegenden Form zu vertheidigen und zu behaupten, daß ſie ſchon in den älteſten Zeiten *weſentlich* in keiner andern Weiſe beſtand, als jetzt. Ein Beiſpiel mag die Sache näher erläutern. Herr J. W. Wolf hat in ſeiner Zeitſchrift für deutſche Mythologie (1, 70) in einer Tiroler Sage, nach welcher das Nachtvolk eine Kuh ſchlachtete und verzehrte, nachher die Knochen derſelben zuſammenlas und das Thier wieder lebendig machte, den bekannten Mythus von Thors Böcken zu finden geglaubt, die verſpeiſt und von dem Gotte wieder ins Leben gerufen wurden. Wollten wir hier auch zugeben, was noch nicht einmal bewieſen werden kann, daß die Sage aus den Böcken eine Kuh machte, ſo müſte vor allen Dingen doch gezeigt werden, warum in dieſer Geſchichte das Nachtvolk ſtatt des Gottes auftritt. So lange das nicht geſchieht, werden wir die angenommene urſprüngliche Identität beider Sagen zurückweiſen und behaupten, daß man ſchon in alter Zeit, unabhängig von der nordiſchen Ueberlieferung, in Tirol von dem Nachtvolke eine ähnliche Geſchichte erzählte, wie ſie die Edden von Thorr berichten.

Es iſt hier nicht der Ort, die vielen einzelnen Misgriffe, die man bei der Vergleichung deutſcher Volksſagen und eddiſcher Mythen gemacht hat, weiter zu verfolgen; wir müſſen nur noch unſere Verwunderung darüber ausſprechen, daß man bei dieſer Weiſe ganz äußerlich verfuhr. Man verglich mehrfach die heterogenſten Sagen, hiſtoriſche und mythiſche, entſchieden chriſtliche und heidniſche, Götterſagen und Thiermärchen, mit einander, weil ſie in einzelnen Zügen, vielleicht nur in einem überein kamen, kümmerte ſich aber um die Erläuterung ihres ſymboliſchen oder

ſonſtigen Inhaltes wenig oder gar nicht. Doch kann man zwei Sagen erſt dann vergleichen, und die eine aus der andern herleiten, wenn man jede für ſich verſtanden und gedeutet hat.

Wir ſehen es dagegen als die nächſte Aufgabe einer wiſſenſchaftlichen deutſchen Mythologie an, die vielen ſymboliſchen Züge, welche unſere Volksſagen und Märchen enthalten, uns verſtändlich zu machen. So lange das nicht geſchieht, bleibt nicht allein jede Vergleichung übereinſtimmender einzelner Züge in mehreren Sagen unſicher, ſondern man verkennt auch, daß erſt durch die Erklärung des Symboliſchen die Mythologie ihren Zweck erfüllt. Denn es iſt weniger der Inhalt der mythiſchen Volksſagen an und für ſich, der uns anzieht, als vielmehr die Form, in welcher das Volk ſeine Gedanken ausſpricht. Bei dieſem Beſtreben iſt auch eine Vergleichung mehrerer Sagen nöthig, zunächſt ſolcher, die auf demſelben Boden entſproſſen ſind, dann die Vergleichung deutſcher Volksſagen mit nordiſchen, denen ſie aus mehreren Gründen näher ſtehn, als den Edden. Auch die Mythen, die dieſe enthalten, ſollen berückſichtigt werden, wie ſelbſt die Mythen anderer Völker: aber nicht um die einen aus den andern herzuleiten, um in den deutſchen Volksſagen die Spuren nordiſcher und ſelbſt indiſcher Mythen nachzuweiſen, ſondern zunächſt nur um die Formen, in welche der Volksgeiſt ſeine Anſchauungen gekleidet hat, zu verſtehn. Der Umſtand, daß der Zuſammenhang unſers Sagenſchatzes mit dem ehemaligen deutſchen Götterſyſteme ſo gut wie ganz unbekannt iſt, macht dieſe Aufgabe freilich zu einer beſonders ſchwierigen, jedoch muß der Verſuch gemacht werden, die Mythologie der deutſchen Volksſage in dieſer Weiſe auf ihre ei-

genen Füße zu ſtellen. Die Erläuterung der Symbole unſerer Sagen wird uns eine Reihe von Vorſtellungen erkennen laſſen, die in mancher Beziehung einfacher und roher ausgedrückt ſind, als die eddiſchen Mythen, aber nichts deſto weniger, oder vielmehr eben deshalb, wie das bereits Schwartz in ſeiner ſinnigen und noch nicht hinlänglich gewürdigten Abhandlung (Der heutige Volksglaube und das alte Heidenthum) ausgeſprochen hat, ſo wie ſie vorliegen, in das fernſte Alterthum reichen.

In dieſem Sinne ſind unſere Anmerkungen, ſo weit ſie ſich auf Mythiſches erſtrecken, abgefaßt; denſelben Zweck verfolgen auch die drei hinzugefügten mythologiſchen Abhandlungen, von welchen die zweite auch für unſere Literaturgeſchichte, namentlich die Ausdehnung und Bedeutung der deutſchen Heldenſage, nicht ohne Intereſſe ſein wird. Nach dem Obigen befinden wir uns dabei mehrfach in einem Gegenſatze gegen herſchende Vorſtellungen, hoffen aber, daß man uns daſſelbe Recht widerfahren läßt, welches wir jedem gern zugeſtehen, der ſeine Anſichten wiſſenſchaftlich begründet. An die Ausſprüche incompetenter Beurtheiler werden wir uns nicht kehren. Obgleich auf dem Gebiete der Mythologie oft genug willkürliche Phantaſieen zum Vorſchein gekommen ſind, ſo iſt ſie doch eine Wiſſenſchaft, die ihre Methode und ihre Geſetze hat, und dieſe müſſen hier eben ſowohl erlernt werden, wie bei jeder andern. Wer nun nicht gezeigt hat, daß er dieſe Wiſſenſchaft inne hat, und ſich doch, wie Gervinus, ein Urtheil über mythologiſche Werke erlaubt, das nur ihre Reſultate verwirft, ohne die Methode zu widerlegen, der wird uns nicht verdenken, daß wir auf ſein Urtheil gar kein Gewicht legen.

**

Schließlich richten wir an alle diejenigen, welche im Stande sind, uns bei der beabsichtigten Fortsetzung unsers Werkes zu unterstützen, die Bitte, uns alles, was unserm Zwecke förderlich sein kann, freundlichst zusenden zu wollen. Wir werden jeden Beitrag von Sagen, Märchen, auch Aberglauben, mag er den Zusendern selbst auch vielleicht unbedeutend erscheinen, mit dem herzlichsten Danke annehmen und gewissenhaft benutzen.

Göttingen, im August 1854.

W. Müller.

Inhalt.

A. Sagen.

Nummer		Seite
1.	Die Bramburg	1
2.	Der Senfenſtein und der Sichelſtein	2
3.	Der Brackenberg	2
4.	Die Gleichen	3
5.	Die Burg Greene	4
6.	Die Pleſſe	4
7.	Weshalb die Herren von Hardenberg einen Schweinskopf im Wappen führen	7
8.	Das Fäulein von Bomeneburg	8
9.	Die Burg Brunſtein	8
10.	Die Vogelsburg und das Dorf Vogelbeck	9
11.	Die Heldenburg	11
12.	Die Belagerung des Grubenhagen	11
13.	Burg Daſſel	12
14.	Die Erichsburg	12
15.	Die Homburg und die Burg Eberſtein	13
16.	Die Erbauung der Burg Greene	14
17.	Die Zerſtörung der Burg bei Pöhlde	14
18.	Burg und Flecken Adelebſen	15
19.	Die Entſtehung des Dorfes Evershauſen	15
20.	Woher Parenſen den Namen hat	16
21.	Die Erbauung von Höckelheim	16
22.	Woher das Dorf Kaleſeld den Namen hat	17
23.	Die Stadt Einbeck	17
24.	Die Brücke bei Kuventhal	18
25.	Woher das Dorf Andershauſen ſeinen Namen hat	18
26.	Die Hildesheimer Jungfer	18
27.	Die Bremker Kirche	21
28.	Das Heiligthum bei Adelebſen	22
29.	Die Kirche in Fredelsloh	22
30.	Die Leſſenröder Kirche	23
31.	Die Steinkirche bei Scharfeld	24
32.	Das Catharinenläuten in Münden	24
33.	Das Siebenläuten in Göttingen	25
34.	St. Alexander	25
35.	Der große liebe Gott in der St. Godehardi Kirche zu Hildesheim	26
36.	Die katholiſchen Pferde	26
37.	Kampf zwiſchen Todten	27
38.	Die Geiſter bei Tackmanns Graben	27
39.	Das Hundefeld bei Oldendorf	27

Nummer		Seite
40.	Die Zerſtörung von Seberen	28
41.	Der verſchworene Berg	28
42.	Der Göttinger Wald	29
43.	Die Beſitznahme von Radolfshauſen	29
44.	Die Feldmark von Reishauſen	30
45.	Der Strahlenkamp bei Fredelsloh	30
46.	Die Ahlsburg	30
47.	Der Nonnenweg bei Dransfeld	31
48.	Das Wendfeld bei Einbeck	31
49.	Der Rohrbeck	32
50.	Die beiden Mönche	33
51.	Die Koppelweide	34
52.	Das Fährhaus bei Lippoldsberge	35
53.	Die vier Linden auf der Hube bei Einbeck	36
54.	Der Stein bei Gremiſſen	37
55.	Die feindlichen Brüder	37
56.	Beſtrafung des FeldDiebſtahls	38
57.	Der Kirchenräuber	39
58.	Das Denkmal auf dem Donnersberge	39
59.	Der Nonnenberg bei Wiebrechtshauſen	40
60.	Der Kuhſtein	40
61.	Während eines Gewitters ſoll man nicht eſſen	42
62.	Der Schäferſtein	42
63.	Der Kellerſtein	43
64.	Der Stein bei Surheim	43
65.	Stein wird weich	44
66.	Die Räuber bei Oldershauſen	44
67.	Der Seckelnberger	46
68.	Hans von Gisdorf	47
69.	Die Lippoldshöhle bei Brunkenſen	47
70.	Die Entſtehung des Seeburger Sees	49
71.	Der Güß bei Herzberg	51
72.	Das Erdloch bei Elvese	52
73.	Der Erdpfuhl bei Lüthorſt	52
74.	Die Lüthorſter Glocke	55
75.	Der Opferteich in Moringen	56
76.	Der Glockenſumpf bei Grone	57
77.	Verſunkene Glocken	58
78.	Die verſunkene Kirche	58
79.	Der Salzbrunnen zu Salzderhelden	58
80.	Hungerquellen	59
81.	Kinderbrunnen	59
82.	Verſunkene Wagen	61
83.	Die Jungfrau in der Leine	61
84.	Das Waſſer will ſein Opfer haben	62
85.	Vorzeichen des Ertrinkens	62
86.	Der einäugige Fiſch	63
87.	Das Teufelsbad	64
88.	Tills Graben	64
89.	Die Sülte	65
90.	Der Hakemann	65
91.	Der Waſſermann und der Bär	66
92.	Waſſerjungfern	66
93.	Die Frau in der Sonne	67
94.	Der Mann im Monde	67
95	Der ewige Fuhrmann	67

Nummer		Seite
96.	Der Nachtrabe	68
97.	Hackelnberg	70
98.	Hackelbergs Grab	70
99.	Hackelberg jagt	72
100.	Die Teiche im Eindecker Walde	74
101.	Der Hatzjäger	74
102.	Die Huberlushöhle bei Sillium	75
103.	Frau Holle	75
104.	Das Kornweib	76
105.	Das Fräulein von Bönnekehausen	76
106.	Die weiße Jungfrau auf der Vegelsburg	77
107.	Die weiße Jungfrau auf der Heldenburg	78
108.	Die weiße Jungfrau auf dem Grubenhagen	80
109.	Die weiße Jungfrau auf der Burg Hunnesrück	81
110.	Die weiße Jungfrau in Karlsruhe	83
111.	Die weiße Jungfrau auf der Homburg	83
112.	Die weiße Jungfrau auf der Burg Oberstein	84
113.	Die weiße Jungfrau bei Lauenberg	85
114.	Die weiße Jungfrau auf der Liſelenburg	86
115.	Die Erdbeeren	87
116.	Die Wunderblume	87
117.	Die weiße Jungfrau bei und in Eindeck	89
118.	Die weiße Jungfrau von Mark-Oldendorf	91
119.	Das Geldloch bei Hilwartshauſen	93
120.	Die Nennkammer	93
121	Der Frauenſtein	94
122.	Die weiße Jungfrau bei Vardeilſen	94
123.	Die weiße Jungfrau auf der Schützenwieſe	95
124	Das Schlüſſelmädchen	96
125.	Die weiße Jungfrau bei Echte	96
126.	Die weiße Jungfrau an der Quelle	96
127.	Das Holzfräulein	97
128.	Die drei Puppen	98
129.	Die zwölf weißen Jungfrauen auf dem Lichtenſtein	99
130.	Die Jungfrau von Nabolshauſen	102
131.	Die weiße Jungfrau in Rengershauſen	103
132	Die in eine Schlange verwandelte Jungfrau	104
133.	Die Jungfrau und der Schatz	104
134	Die weiße Taube	106
135.	Hund zeigt einen Schatz	107
136.	Schatz gehoben	107
137.	Schätze zu heben	108
138	Schätze bleiben unbeachtet	109
139	Schätze nicht gehoben	110
140.	Zwerge	114
141.	Die Zwerge ziehen aus	117
142.	Zwerge in ihrer Wohnung geſtört	118
143	Zwerge backen	119
144.	Die geſtohlenen Laken	120
145.	Zwerge begaben	121
146.	Die diebiſchen Zwerge	124
147.	Die Zwerge in den Erbſenfeldern	125
148.	Zwerge rauben Kinder	130
149.	Wechſelbalg entdeckt	132
150.	Die kreißende Zwergin	134
151.	Zwerge bitten zu Gevatter	137

Nummer		Seite
152.	Zwerge dienen	138
153.	Kobolde	141
154.	Die Hünenbetten auf der Sahaburg	142
155.	Der Hüne und der Zwerg	142
156.	Der Hünengraben	142
157.	Riese Schaper	142
158.	Die Hünen und die Menſchen	143
159.	Die Größe der Hünen	143
160.	Hünenſchritte	144
161.	Hügel von Rieſen hervorgebracht	145
162.	Hünenſteine	146
163.	Rieſenwürfe	147
164	Rieſen backen gemeinſchaftlich	148
165	Hünen tragen Kirchen fort	150
166.	Der Rieſe und der Teufel	151
167.	Der Teufel als Baumeiſter	152
168.	Herzog Erich und der Teufel	154
169.	Knabe dem Teufel entriſſen	155
170.	Der Teufel betrogen	156
171.	Das Schauteufelskreuz	156
172.	Das Alphuhn	158
173.	Stoppegäs	158
174.	Vom Teufel geholt	159
175.	Die Spieler und der Teufel	160
176.	Das ſeltſame Wirthshaus	160
177.	Der feurige Teufel	161
178.	Das blaue Licht	162
179.	Der Teufel bringt Erbſen	162
180.	Was der Teufel ſeinen Verehrern bringt	163
181.	Das Grab des Teufels	163
182.	Stépke	163
183.	Die Nachthexe	166
184.	Die Butterkröte	166
185.	Düweletgen	166
186.	Der Teufel ſchmiedet Geld	169
187.	Der Alraun	169
188.	Der Heckethaler	170
189.	Das Heckemännchen	170
190.	Augen verblenden	171
191.	Liebeszauber	172
192.	Der Zauberſpiegel	172
193.	Zauber und Gegenzauber	173
194.	Bekenntnis einer Hexe	176
195.	Die Walpurgisnacht	177
196.	Katzen ſind Hexen	179
197.	Die ſchwere Gans	181
198.	Der Werwolf	182
199.	Das Schlangenei	185
200.	Die Schlangentreue	186
201.	Die Snäke	186
202.	Die Unken	187
203.	Die geſpenſtiſche Glucke	187
204.	Geiſt in Geſtalt eines Hundes	187
205.	Prinzeſſin in einen Eſel verwandelt	188
206.	Das erlöſte Reh	189
207.	Die drei Rehe	190

Nummer		Seite
208.	Der dreibeinige Hase	191
209.	Die ſchwarze Katze	192
210.	Slopotswe	193
211.	Der Klimperhund	194
212.	Der ſchwarze Hund	195
213.	Der weiße Hund	196
214.	Andere Geſpenſterthiere	196
215.	Das ſchwarze Roß	197
216.	Der geſpenſtiſche Schimmel	197
217.	Der Schimmelreiter	199
218.	Der alte Major	200
219.	Der Amtmann von Erichsburg	201
220.	Der Mann ohne Kopf	202
221.	Der graue Mann	203
222	Der Gerenkerl und der Kriebergskerl	205
223.	Der Landmeſſer	206
224.	Der Zaunkleyſer	212
225.	Die geſpenſtiſche Leuchte	213
226.	Irrlichter	215
227.	Der Irrwächter	215
228.	Der umgehende Arzt	215
229.	Der geſpenſtiſche Wagen	215
230.	Das unſichtbare Geſpann	217
231.	Der geſpenſtiſche Leichenzug	218
232	Beraube die Todten nicht!	219
233.	Beweine die Todten nicht zu ſehr!	220
234.	Laß die Todten ruhen!	220
235	Liebe nach dem Tode	220
236.	Feindſchaft nach dem Tode	222
237.	Verſöhnung nach dem Tode	222
238.	Der Todte denkt an ſein Verſprechen	225
239.	Erlöſte Geiſter	226
240.	Gebannte Geiſter	229
241.	Die wunderbare Schrift	233
242.	Die Leichenpredigt	235
243.	Die Geiſterkirche	236
244.	Die andere Welt	236
245.	Der Nachtaly	237
246.	Die wandernde Seele	237
247.	Erzähle keinen Traum	238
248.	Das Geſicht der Magd	238
249.	Vorherverkündigung einer Theuerung	239
250.	Die Kartoffelnkrankheit wird aufhören	239
251.	Die Peſtfrau	240
252.	Eine Prophezeihung trifft nicht ein	241
253.	Der koſtbare Stein	241
254.	Die unverweſte Leiche	241
255.	Zeichen der Unſchuld	242
256.	Der beſtrafte Thierquäler	243
257.	Der ewige Jude	243
258.	Jähnder Streiche	243
259.	Der Wald bei den falſchen Gleichen	245
260.	Die weiße Jungfrau	245
261.	Schätze	248

B. Märchen.

Nummer		Seite
1.	Die Prinzeſſin hinter dem rothen, weißen und ſchwarzen Meere	253
2.	Die drei Federn des Drachen	257
3.	Sauſewind	260
4.	Die Roſe	263
5.	Das klingende und ſingende Blatt	265
6.	Der Miſtkäfer	267
7.	Der dumme Hans	268
8.	Die Ziege	271
9.	Die weiße Katze	272
10.	Die grüne Gans	274
11.	Goldhähnchen und Pechhähnchen	276
12.	Häuschen Glaskopfchen	278
13.	Die ſieben Soldaten	280
14.	Die zertanzten Schuhe	283
15.	Die drei Hunde	285
16.	Der Beſenbinderjunge	287
17.	Der Affe	289
18.	Das Schiff, das ohne Wind und Waſſer fährt	289
19.	Klo	291
20.	Der Rieſengarten	294
21.	Der Schatz des Rieſen	297
22.	Der Rieſe und der Zwerg	299
23.	Berlefränzchen	300
24	Das Zwergloch	301
25.	Das Räuberhaus	304
26.	Die Prinzeſſin mit dem Horne	310
27.	Der gelernte Dieb	316
28.	Der einfältige Bauer	319
29.	Der Zaunkönig	319
30.	Die Katzen und die Hunde	320
31.	Weshalb der Eſel ein Kreuz auf dem Rücken hat	320
32.	Wer wird ſelig?	320
33.	Petrus und der Heiland	321
34.	Weshalb die Pfarrer keine Perücken mehr tragen	322

C. Anmerkungen.

I.	Zu den Sagen	325
II.	Zu den Märchen	368

D. Abhandlungen.

I.	Zur Symbolik der deutſchen Volksſage	373
II.	Die Fahrt in den Oſten	389
III.	Zur Sage von dem wilden Jäger	420

A.

Sagen.

***

1.

Die Bramburg.

Auf der etwa drittehalb Stunden von Münden entfernten Bramburg wohnte vor Zeiten ein Herr von Stockhauſen, der als Raubritter in der ganzen Gegend gefürchtet war. Um die auf der Weſer an der Burg vorüberfahrenden Schiffe leichter anhalten und ausplündern zu können, hatte er unter dem Waſſer des Stromes her eine Kette ziehen laſſen, woran eine Klingel befeſtigt war, die durch ihren Ton den Leuten in der Burg von dem vorüberfahrenden Schiffe ſelbſt bei Nacht Kunde gab. Nun begab es ſich, daß von Münden aus, wo damals der Herzog reſidirte, eine Prinzeſſin eine Wallfahrt nach Corvei unternehmen wollte und zu dieſem Zwecke die Weſer hinunterfuhr. Der Ritter erhielt von ihrer Fahrt Kunde und beraubte ſie. Darüber ergrimmte der Herzog, ſammelte Truppen und belagerte die Burg; doch dieſe ward tapfer vertheidigt und er verlor viele Leute. Dadurch noch mehr erbittert, ſchwur er, es ſolle kein männliches Weſen lebendig aus der Burg kommen. Zuletzt konnte ſich die Beſatzung nicht länger halten und mußte ſich ergeben. Die Burgfrau bat um Gnade und es ward ihr gewährt mit dem frei abzuziehen, was ſie in ihrer Schürze forttragen könnte, und ſich am Fuße des Berges (?) wieder ein Haus zu bauen, das aber nicht mit einer Mauer, ſondern nur mit einem hägen (einer Hecke) umgeben ſein dürfe. Da nahm ſie ihr einziges Söhnlein in die Schürze und zog damit aus der Burg ab. Als ſie an dem Herzoge vorüber ging, ſchlug dieſer ihr die Schürze zurück, um zu ſehen was ſie mitgenommen habe. Wie er den kleinen Knaben erblickte, ward er tief gerührt und fing an zu weinen. Darauf ſchenkte er auch dem Ritter das Leben, hielt ihn aber in Münden gefangen. Die Burgfrau mit ihrem Sohne baute ſich

nun einen Hof und umgab diesen mit einem Hagen. Als der Bau fertig war, sagte sie: „dat sal mek en lêwe [leiwe] hâgen sîn.“ Daher hat das Dorf Löwenhägen, jetzt gewöhnlich Löwenhagen geschrieben, seinen Namen erhalten.

Eine andere Ueberlieferung berichtet:

Herzog Erich reiste zu Schiffe von Münden nach Hameln. Als er vor der Burg vorüber fuhr, wurde von da aus mit Bolzen auf das Schiff geschossen; einer dieser Bolzen traf den Herzog selbst, prallte aber von einem der großen Knöpfe, mit dem sein Wamms besetzt war, ab ohne ihn zu verletzen. Er zog später vor die Burg und schwur: alles was männlich in der Burg sei, solle sterben. Er nahm die Burg ein und ließ alles, was er darin fand tödten; nur die Burgfrau erhielt mit ihrem Söhnlein freien Abzug und die Erlaubniß sich anzubauen: nur dürfe der neue Bau nicht mit einer Mauer, sondern nur mit einem Hagen umgeben werden. Wo jetzt Löwenhagen liegt, baute sie sich an und sprach dabei die Worte: „dat sal nû en leiwe hâgen sîn.“

2.

Der Sensenstein und der Sichelstein.

Die beiden Burgen Sensenstein (heßisch) und Sichelstein haben durch einen Draht miteinander in Verbindung gestanden, wodurch sich die Raubritter, welche auf beiden hausten, ein Zeichen gaben, wenn es galt einen Ueberfall auszuführen oder sich gegenseitig zu Hülfe zu kommen.

3.

Der Brackenberg.

Auf der Burg Brackenberg, von welcher jetzt nur noch geringe Mauerreste zu sehen sind, wohnten früher die Herren von Riedesel. Diese waren Raubritter und beraubten regelmäßig die Schiffe, welche mit Gütern von Eschwege und Wanfried auf der Werra hinunter nach Münden fuhren, da sie dieselben von der Burg aus schon in der Ferne erblicken konnten. Um ihren Räubereien ein Ende zu machen, schickte der Herzog Erich von Mün-

den aus Truppen gegen die Burg, doch der Hauptmann derſelben ward von denen auf der Burg mit einem Doppelhaken erſchoſſen. An der Stelle, wo der Hauptmann fiel und begraben ward, ſteht ein Denkſtein, etwa 1000 Schritte nördlich von der Burg. Jetzt zog der Herzog ſelbſt vor die Burg, nahm ſie ein und zerſtörte ſie.

4.

Die Gleichen.

1. Die Ritter, welche auf den Gleichen wohnten, ſind Raubritter geweſen; die auf Burg Teiſtungen bei Heiligenſtadt waren es ebenfalls und ſtanden mit ihnen im Bunde. Wollten ſie nun gemeinſchaftlich etwas unternehmen, oder drohte einem von ihnen Gefahr, ſo gaben ſie ſich mit einer ausgeſteckten Laterne ein Zeichen. — Auch mit den Herren der alten Burg Niedeck hatten die Ritter auf den Gleichen ein Bündniß geſchloſſen, und für dieſe war ebenfalls die an einem Thurme ausgehängte Laterne das verabredete Zeichen, daß jene ihnen zu Hülfe kommen ſollten.

2. Auf den beiden Gleichen haben einmal zwei feindliche Brüder gelebt, die ſtets mit einander in Fehde lagen. Auf dem Platze unter den Gleichen, welcher Kriegplatz oder Kriegholz heißt und jetzt den Reinhäuſern gehört, haben ſie mit einander gekämpft. Wollte der eine Bruder ſeinen Freund auf der Niedeck beſuchen, ſo ließ er ſeinem Pferde die Hufeiſen verkehrt unterſchlagen, damit der andere nicht wiſſen ſollte, ob er weggeritten oder wieder zu Hauſe gekommen ſei. Einſt wollte der Ritter, welcher auf der nach Gelliehauſen hin gelegenen Burg wohnte, ausreiten; weil er aber etwas vergeſſen hatte, kehrte er wieder um es zu holen. Sein Bruder, der ihn bemerkt hatte, ſtand ſchon auf der Lauer und ſchoß nach ihm mit einer Piſtole, traf ihn aber nicht. Zuletzt forderten ſich die Brüder zu einem Zweikampfe heraus. Zu dem Ende ſtellte ſich jeder in das Thor ſeiner Burg und beide ſchoſſen gleichzeitig auf einander. Beide wurden getroffen und blieben todt auf dem Platze.

3. In der Vertiefung (senke) zwiſchen den beiden Gleichen iſt ein Brunnen, der mit der Garte in Verbindung ſtehen ſoll.

Eine Ente, welche man hinein geſetzt hatte, kam, wie erzählt wird, ganz ohne Federn in der Garte wieder zum Vorſchein.

4. In dem Reinhäuſer Walde, etwa eine halbe Stunde von dem Dorfe Reinhauſen liegt das Klausthal. Oben am Ende deſſelben ſteht der ſog. Hurkuzstein, ein Felſen, worin eine ſtubenhohe Höhle ausgehauen iſt. Dieſer Felſen hat ſeinen Namen von einem Einſiedler Namens Hurkuz, der darin lebte und ſtarb. Früher hatte er auf den Gleichen gelebt und hier einſt von dem Burgherrn den Auftrag erhalten ein Kind umzubringen und daſſelbe auch wirklich ausgeſetzt, ſo daß er es todt glaubte. Später ergriff ihn die Reue über dieſe That; er verließ die Gleichen und ſiedelte ſich in dem Klausthale an, wo er ſich in dem Felſen, von wo aus er gerade auf die Gleichen ſehen konnte, dieſe Höhle ausgehauen hat. Lange Jahre lebte er hier, that Buße und kaſteite ſich bis zum Ende ſeines Lebens. Auch ſein Grab hatte er ſelbſt im Felſen ausgehauen und legte ſich, als er den Tod nahe fühlte, hinein und ſtarb.

5.

Die Burg Grone.

Auf dem kleinen Hagen hinter der Maſchmühle hat die Burg Grone geſtanden. Sie gehörte einem »Herrn von Hagen« der daſelbſt wohnte. Einſt ſprach er, auf das Land vor ſich hindeutend: »vom Hagen bis an den Rhein, was ich da ſehe, das iſt mein.« Dieſer hat den Bewohnern der drei Dörfer Grone, Hetjershauſen und Ellershauſen das Groner Holz geſchenkt, welches früher dieſen drei Dörfern gemeinſchaftlich gehörte, jetzt aber (ſeit etwa zwanzig Jahren) unter ihnen getheilt iſt.

6.

Die Pleſſe.

1. Als die Burg Pleſſe erbaut werden ſollte, glaubten die Leute allgemein, die Burg könne nicht erobert werden, in deren Fundamente ein lebendiges Kind eingemauert würde. So ſollte nun auch in dem Fundamente der Pleſſe ein Kind lebendig ein-

gemauert werden. Deshalb wurde in allen Gemeinden bekannt gemacht, wer ein Kind hierzu hergeben wolle, der solle eine Summe Geldes dafür erhalten. Lange wollte sich niemand finden, der dazu bereit gewesen wäre: endlich aber verkaufte eine Frau aus Reiershausen ihr taubstummes, dreijähriges Kind für 300 Dreier. Als nun das Kind eingemauert werden sollte, erhielt es mit einem Male die Sprache und sagte: Mutter-Brust war weicher als ein Kißchen, aber Mutter-Herz war härter als ein Stein. Und so wurde das Kind eingemauert.

2. Um die Tiefe des Brunnens auf der Plesse zu bezeichnen, erzählt die Sage folgendes: der Eimer sei an einer Kette festgeschmiedet und diese selbst so lang gewesen, daß der Eimer, wenn er einer Ausbesserung bedurfte, nicht abgenommen wurde, sondern an der Kette bleibend nach Bovenden geschafft und in der dem Amthause gegenüberliegenden Schmiede ausgebessert wurde.

Die Quelle Mariaspring soll mit dem Brunnen auf der Plesse in Verbindung stehn. In früheren Jahren, als der Brunnen auf der Plesse noch nicht zugeworfen war, soll man einst eine Ente in den Brunnen gesetzt haben und diese soll in Mariaspring — wie Einige hinzufügen ganz ohne Federn — wieder zu Tage gekommen sein.

3. Zu der Zeit, wo die Plesse noch bewohnt wurde, ging einst das Fräulein Adelheid von Plesse spaziren. Sie kam auf ihrem Spazirgange nach dem Arenstein in der Nähe von Mariaspring, welches damals noch nicht existirte. Der Platz gefiel ihr so sehr, daß sie ihre Dienerin zurückschickte ihre Laute zu holen. Sie spielte und sang dazu auf das lieblichste. Dies hörten zwei vorüberreitende Herren von Hardenberg, — die Hardenberger waren damals gerade mit den Plessern in Feindschaft — raubten sie und brachten sie sammt der Dienerin nach dem Hardenberge. Bald wurde das Fräulein vermißt, überall gesucht, aber nirgend gefunden; endlich erfuhr man, daß sie geraubt und auf dem Hardenberge sei. Jetzt wurde ein Knappe nach dem Hardenberge geschickt um die Entführte zurückzufordern, aber vergebens; auch der Knappe wurde zurückbehalten. Die Plesser sannen nun auf Rache und lauerten den Hardenbergern überall auf, bis es ihnen gelang einen Herrn von Hardenberg gefangen zu nehmen. Diesen befestigten sie mit Stricken an dem kleinen Thurme, daß er

mit dem Gesichte immer nach dem Hardenberge hinüberschauen mußte, und ließen ihn da verhungern.

4. Der Vater Adolfs des Kühnen, Raugrafen von Dassel, hatte die Plesse an das Kloster in Nordheim versetzt. Als nun Adolf dieselbe wieder einlösen wollte, waren die Mönche wenig geneigt diese Besitzungen wieder herauszugeben und erklärten, die Plesse wäre ihnen verkauft. Zu dem Ende machten vier von ihnen einen falschen Kaufbrief und um demselben das Ansehen des Alters zu geben, räucherten sie ihn tüchtig. Einer der Mönche erklärte sich gegen diesen Betrug und meinte, es wäre doch Unrecht, aber die anderen erklärten, dies ginge ihn nichts an, sie hätten es einmal angefangen und sie wollten es auch vollenden. Nun diente in dem Kloster ein Koch, der wußte um diesen Betrug und hatte es selbst gesehen, wie die Mönche den Kaufbrief geräuchert hatten. Der Koch hatte aber seinem Bruder, der Diener des Grafen Adolf von Dassel war, alles erzählt. Als nun eines Tages der Graf tief betrübt über die Betrügerei der Mönche und ganz schwermüthig spazieren ging, begegnete ihm der Diener und fragte ihn, weshalb er so traurig sei. Der Graf antwortete: das könne er ihm nicht sagen. Doch der Diener meinte, er glaube es schon zu wissen und könne ihm vielleicht helfen. Da erzählte der Graf: er könne die Plesse nicht wieder einlösen, und wenn er das nicht könne, so könne er auch die Adelheid von Plesse nicht zur Gemahlin bekommen. Darauf erzählte der Diener alles was ihm sein Bruder von dem falschen Kaufbriefe mitgetheilt hatte. Bald nachher kam einer der Mönche aus dem Kloster zu Nordheim, der eine Wallfahrt nach Jerusalem machen wollte, hin zum Grafen, um mit ihm im Auftrage des Klosters zu verhandeln. Diesen ließ der Graf gefangen nehmen und in den Keller sperren. Alsdann zog er mit seinen Knappen vor Nordheim und steckte es an; die Adelheid von Plesse aber, welche im Kloster war, nahm er vor sich auf das Pferd und brachte sie so bis Fredelsloh. Von hier an trug er sie, die noch lebte, auf seinen Armen bis auf den Ohrenberg (Arbärg) bei Lauenberg; hier wollte er ihr einen Kuß geben, aber sie war todt.

5. Im dreißigjährigen Kriege flüchtete ein Landgraf von Hessen nach der Plesse, seine Gemahlin reiste ihm dahin nach, fand ihn aber nicht mehr vor, indem er kurz vorher schon weiter gereist war. Sie übernachtete also nur auf der Plesse und

reiſte am folgenden Tage — es war der 5. März — weiter. Es hatte ſtark geglatteiſt, und wie nun der Wagen den Berg hinabfährt, können die Pferde den Wagen nicht halten und er rollt hinab in einen tiefen Abgrund, der jetzt das Fürſtenloch heißt. Wunderbarer Weiſe war die Landgräfin völlig unverletzt geblieben. Aus Dank für ihre Rettung beſtimmte die Landgräfin, daß alljährlich am 5. März unter die Armen in Eddiehauſen 7 Malter Roggen vertheilt, und von dem Prediger des Dorfes eine Gedächtnißrede gehalten werden ſolle, wofür derſelbe ein Malter Roggen erhält.

Früher wurde der Roggen auf der Domäne in Eddiehauſen vertheilt; ſpäter geſchah dies auf dem Amte in Bovenden und ſo iſt es noch jetzt. In neuerer Zeit war einmal die Vertheilung unterblieben, da hörte man um dieſe Zeit auf dem herrſchaftlichen Kornboden in Eddiehauſen immerfort ein gewaltiges Schaufeln. Der Volksglaube brachte damit auch folgenden Vorgang in Verbindung. Unter dem Kornboden war ein Pferdeſtall, worin ſieben Füllen ſtanden. In der Nacht von 5—6. März waren alle ausgebrochen, ohne daß man ſehen konnte, wie dieß möglich geweſen wäre. Nur ein kleines Loch zeigte ſich in der Wand, und man nahm an, daß die Füllen auf den Knien durch daſſelbe gekrochen wären. Lange wurden die Füllen vergeblich geſucht: endlich ſah man ſie alle ſieben oben auf der Pleſſe hart am Rande gerade über dem Dorfe ſtehen. Nur mit vieler Mühe wurden ſie von dort weg wieder ins Dorf und in den Stall gebracht.

7.

Weshalb die Herren von Hardenberg einen Schweinskopf im Wappen führen.

Einſt belagerten die von der Pleſſe die Burg Hardenberg. Weil man aber damals noch keine Kanonen hatte, ſo konnten die Belagerer nur mit Pfeilen gegen die Burg ſchießen, wodurch die Belagerten wenig Schaden litten, und die Belagerung zog ſich in die Länge. Deshalb beſchloſſen die von der Pleſſe den Hardenberg mit Sturm zu nehmen. Mit der größten Heimlichkeit hatten ſie alles zum Sturm vorbereitet, und faſt hatten ſie die Burg ſchon erſtiegen, ohne daß die Belagerten, welche alle im

tiefsten Schlafe lagen, etwas gemerkt hatten. Da „prästete“ auf einmal ein altes Mutterschwein in der Burg „läs“ und weckte so die Schlafenden. Alsbald eilten diese auf die Mauern und der Sturm wurde glücklich abgeschlagen. Zur Erinnerung an diese Rettung der Burg durch ein Schwein haben dann die Herren von Hardenberg einen Schweinskopf in ihr Wappen genommen.

8.

Das Fräulein von Bomeneburg.

In der Nähe von Wiebrechtshausen liegt der Retoberg (Reteberg); mitten im Retoberge aber auf einer kleinen Anhöhe ist der sog. Altar des Reto, jetzt nur noch ein Loch. Von diesem Retoberge geht alle Jahre in der Osternacht eine schöne Frau, welche heftig weint, hin zur Ruhme und wäscht sich daraus. Das Mädchen oder die Frau, welche hinterhergeht nnd sich nach ihr aus dem Flusse wäscht, erhält dadurch wunderbare Schönheit. Die schöne Frau aber ist die Tochter des Ritters von der Bomeneburg, welche zwischen Nordheim und dem Nordheimer Brunnen gelegen haben soll. Sie hieß Kunigunde und wollte sich nicht zum Christenthume bekehren. So verlobte sie sich denn mit einem fremden Ritter, der ebenfalls vom Christenthum nichts wissen wollte. Dieser bestimmte den Tag der Hochzeit, machte aber die ausdrückliche Bedingung, daß er nicht in der Kirche getraut würde. Der Hochzeitstag war gekommen, aber den ganzen Tag über erwartete die Braut ihren Bräutigam vergebens. Draußen wüthete ein furchtbarer Sturm. Endlich kam um Mitternacht unter Donner und Blitz der Bräutigam, ganz in schwarzer Rüstung, durch das Fenster herein, nahm sie trotz ihres Sträubens mit sich, und keiner hat sie wieder gesehen. Er brachte sie dann in den Retoberg, worin sie jetzt noch wohnt und aus dem sie nur einmal im Jahre herauskommen darf, um an die Ruhme zu gehn und sich da zu waschen.

9.

Die Burg Brunstein.

Die alte Burg Brunstein lag auf dem sog. Burgberge, nahe bei der jetzigen Domäne des Namens. Zur Zeit des siebenjäh-

rigen Krieges verſteckten noch die Bauern der benachbarten Dörfer ihre Pferde in den wohlerhaltenen Kellern der ehemaligen Burg. Auf dem Burgberge geht um Mittag und Mitternacht eine weiße Jungfrau um, welche vom Volke die Käſejungfer genannt wird und für die Ahnfrau der ehemaligen Burgherrn gilt. In der Burgſcheuer ſoll ſie namentlich ſich zeigen. Von der Burg geht ſie herunter hin zu dem ſog. Eſelbrunnen, der davon den Namen hat, daß früher das Waſſer von hier auf Eſeln hinauf in die Burg geſchafft wurde. Sie erſcheint in einem langen weißen Gewande und mit einem weißen Schleier; an der Seite trägt ſie ein Schlüſſelbund. Oft zeigt ſie ſich längere Zeit nicht, dann wieder häufiger.

10.

Die Vogelsburg und das Dorf Vogelbeck.

1. Auf der Vogelsburg, einem bewaldeten Berge bei dem Dorfe Vogelbeck, ſoll vor alten Zeiten eine Burg geſtanden haben, worin ein Fürſt wohnte. Bisweilen wird ein Mann Namens Vogel als der Bewohner derſelben genannt, gewöhnlich aber Heinrich der Vogelſteller, der hier auch ſeinen Vogelheerd gehabt haben ſoll. Die Spuren von einer dreifachen Umwallung ſind noch jetzt ſichtbar, und eine Stelle wird als der Küchengarten bezeichnet. Zwiſchen dem Braunſchweigiſchen Dorfe Ahlshauſen und dem Hannöverſchen Dorfe Hohnſtedt zieht ſich ein Weg hin, der Kärweg genannt, auf welchem Heinrich der Vogelſteller auf einem zweiräderigen Karren nach der Vogelsburg gefahren ſein ſoll. Eben ſo wird auch eine erhabene Fläche in der Hohnſtedter Feldmarkt der Königsſtuhl genannt. Von der Vogelsburg kommt ein kleiner Bach herunter; an dieſem bauten ſich Menſchen an und nannten das ſo entſtandene Dorf, weil es an dieſem Bache lag, Vogelbeck. Beismanns Hof iſt von den etwa 50 Häuſern des Dorfes das erſte geweſen, welches hier gebaut wurde.

2. Als Kaiſer Heinrich einſt auf der Vogelsburg mit Vogelſtellen eifrig beſchäftigt war, wurde er abgerufen. Da ſagte er: nur noch einen Finken! (will ich fangen) und blieb ſo lange, bis er den einen Finken auch gefangen hatte. Davon hat er den Beinamen der Finkler erhalten. In dem von der Vogelsburg

herabfließenden Bache ſind des Kaiſers Vögel getränkt; daher iſt der Bach und das Dorf Vogelbeck (Vogel-bèke) genannt worden.

3. Der alte Kuhhirt Weſſel aus Vogelbeck hütete eines Tages ſeine Heerde am Fuße der Vogelsburg. Als es Mittag wurde, wollte er Ruhe halten und ſtreckte ſich der Länge nach auf dem Boden hin; unter den Kopf legte er ſich ſeinen dreieckigen Hut. Seine Kühe hatten ſich rings um ihn herum gelagert. Als er ſo ein Weilchen gelegen hatte, kam ein kleines weißes Männchen von der Vogelsburg herab, gerade auf ihn zu, und legte etwas wie ein Blatt Papier neben ihm hin. Der Hirt erſchrak; indem er ſich aber aufrichtete, war das Männchen ſchon wieder verſchwunden. Ohne es genaue zu beſehen, ſteckte er das Papier, welches wohl einen Finger lang war, in ſeine Taſche. Als er Abends nach Hauſe gekommen war, wollte er das Papier aus der Taſche nehmen und genauer beſehen, ſtatt des Papieres zog er aber eine Stange Gold heraus.

4. Vier Muſikanten gehn von Ahlshauſen über die Vogelsburg nach Einbeck, um daſelbſt zu muſiciren. Als ſie auf der Vogelsburg ſind, macht einer von ihnen den Vorſchlag dem Kaiſer Heinrich dem Vogelſteller zu Ehren ein Stück zu ſpielen. Sie thun dieß. Als ſie fertig ſind, kommt mit einem Male eine weiße Jungfrau, hält ihnen einen Teller hin, worauf weiße Knochen liegen und fordert jeden auf, einen davon zu nehmen. Sie ſind ſehr beſtürzt, ſo daß ſie kein Wort ſprechen, aber ein jeder nimmt einen der Knochen; weil ſie jedoch die Knochen für völlig werthlos halten, ſo laſſen drei von ihnen ihren Knochen ſtill am Leibe herunter fallen, und nur einer ſteckt ihn in die Taſche. Als ſie eine Strecke weit gegangen ſind, will dieſer ſeinen Knochen ordentlich beſehen, greift in die Taſche und holt ſtatt deſſelben eine Stange Gold hervor. Nun kehren die anderen zu der Stelle zurück, wo ſie ihre Knochen hatten fallen laſſen, finden aber nichts.

5. Auf der Vogelsburg hören ſpät am Abend mehrere Männer aus Vogelbeck etwas auf einem Baume wie ein Kind ſchreien, doch ſehen ſie nichts. Die Stimme war erſt fein, wurde dann aber immer ſtärker. So oft ſie darauf zu gingen, wich es jedesmal vor ihnen zurück, und das Geſchrei ließ ſich wieder von einem anderen Baume her vernehmen. Es gelang ihnen die Stelle, „wo es ſaß,“ zu umſchließen; wollten ſie aber dann gerade darauf los-

gehen, so wich es wieder zurück. Sie standen nun von ihren fruchtlosen Bemühungen ab und wollten nach dem Dorfe zurück gehn; aber sie waren jetzt unvermögend sich von der Vogelsburg herabzufinden, und erst am Morgen zwischen zwei und drei Uhr gelang es ihnen endlich wieder herabzukommen.

11.

Die Heldenburg.

1. In der alten Kapelle auf der Heldenburg befindet sich ein im Boden stehendes hölzernes Kreuz. Einst wollten zwei Männer aus Salzderhelden, weil es Winter war und sie Holzmangel hatten, dieses Kreuz bei Nacht wegholen. Sie gingen also um 12 Uhr hin, und rüttelten daran mit aller Macht, um es so aus der Erde zu ziehen. Das Kreuz aber stand unbeweglich fest. Da sie es nun nicht losmachen konnten, so standen sie endlich von dem Versuche ab und sahen sich nach anderem Holze um, welches sie mitnehmen könnten; und wirklich sahen sie in einer Ecke mehrere Stangen liegen. Der eine der Männer nahm nun eine Stange und wollte sie zerbrechen. Als er aber die Stange vor das Knie legte und sie schon durchbrechen wollte, da rief es dreimal au! aus derselben heraus. Rasch warf er die Stange hin, und beide flohen Hals über Kopf aus der Kapelle. Wie sie so über den Burghof liefen und sich einmal umschauten, sahen sie mehrere weiße Gestalten hinter sich herkommen, welche ihnen mit dem erhobenen Zeigefinger drohend zuriefen: wehe euch, wehe euch! Die weißen Gestalten verfolgten die beiden so lange mit diesem Ruf, bis sie durch den Burggraben hindurch waren. Darauf verschwanden sie, ohne daß den Männern weiter etwas zu Leide geschehen wäre.

2. Ein Mädchen aus Salzderhelden sammelte auf dem Hügel hinter dem Heldenberge Kräuter zur Vertreibung der Raupen. So oft sie sich nach der Burg umsah, sah sie dort eine Fahne flattern und zugleich war sie, wenn sie sprechen wollte, dazu unvermögend.

12.

Die Belagerung des Grubenhagen.

Als der Landgraf von Hessen den Herzog auf dem Gruben-

hagen belagerte, hatte ſich ſein Kriegsvolk vor dem Rotenkirchenſchen Berge gelagert, und noch jetzt wird die Stelle gezeigt, wo während der Belagerung für den Landgrafen gekocht wurde, und wo es viel beſſer wächſt, als an allen andern Orten in der Feldmark. Dieſer Platz wird noch heute die Landgrafenküche (Landgrâwenküke) genannt. Allmählich waren nun denen in der Burg die Lebensmittel ausgegangen, und der Mangel wurde zuletzt ſo groß, daß ſie nur noch ein einziges Zuchtſchwein (Söge) hatten, welches ſie aber nicht ſchlachteten, wohl aber alle Tage mehrmals ſchreien ließen, um ſo die Belagerer glauben zu machen, es würden noch täglich in der Burg Schweine geſchlachtet, und es wären alſo noch reichlich Lebensmittel vorhanden, und ſie dadurch zum Abzuge zu bewegen. Doch der Landgraf hob die Belagerung nicht auf, und ſo ſahen ſich die Belagerten endlich genöthigt ſich zu ergeben. Da bat die Herzogin den Landgrafen, er möge ihr gewähren mit dem frei abzuziehen, was ſie im Tragkorbe mitnehmen könne. Dieſer gewährte auch ihre Bitte, ſie aber nahm ihren Gemahl in den Tragkorb und zog mit ihm ab. Die anderen mußten ſich aber ergeben und ſo ward die Burg gewonnen.

13.

Burg Daſſel.

In den Kellern der Daſſelſchen Burg ſteht noch ein goldenes Spinnrad und ein goldener Haſpel.

14.

Die Erichsburg.

Als die Erichsburg gebaut wurde, ſollte auch ein lebendiges einjähriges Kind in dem Fundamente mit eingemauert werden, weil man glaubte, kein Feind könne eine ſolche Burg einnehmen. Schon war ein neugeborenes Kind hierzu auserſehen und einer Haushälterin übergeben, um es bis zu dem Tage, wo es ein Jahr alt werden würde und eingemauert werden ſollte, zu warten und zu pflegen. Die Haushälterin hatte Mitleid mit dem Kinde und

bemühte ſich mit allem Fleiße deſſelben bis dahin ſprechen zu lehren. Denn das Kind durfte, ſollte anders der Zauber kräftig ſein, noch nicht ſprechen können. Als nun der Tag gekommen war, an welchem das Kind gerade ein Jahr alt war und eingemauert werden ſollte, fragte man es: was iſt weicher als ein Sammtkiſſen? „Der Mutter Schoß,“ antwortete das Kind. Darauf ward eine zweite Frage an das Kind gerichtet: „Was iſt ſüßer als Milch und Honig?“ „Der Mutter Brüſt,“ war ſeine Antwort. So war das Kind gerettet und ward nicht eingemauert. Die Haushälterin aber nahm es als ihr Kind an und erzog es.

Nach einer andern Ueberlieferung iſt wirklich ein Kind im Thurme der Erichsburg, und zwar oben im Thurme, lebendig eingemauert. Wenn der Sturmwind heult, hört man daſſelbe laut wimmern.

2. Herzog Erich, der Erbauer der Erichsburg, ward unvermuthet überfallen und in der Erichsburg belagert. Als die Burg ſich nicht mehr halten konnte, that die Herzogin vor dem Fürſten, der die Belagerung leitete, einen Fußfall und bat, daß ihr freier Abzug gewährt werden möchte mit dem, was ſie im Tragkorbe (Kipe) forttragen könne. Der Belagerer, welcher glaubte, ſie würde ihre Koſtbarkeiten einpacken und mitnehmen, gewährte ihr die Bitte. Da nahm die Herzogin ihren Erich, der nicht gar groß war, in den Tragkorb, deckte ein Tuch darüber und ging damit fort. Der Feind hatte dies zwar geſehen, wollte aber ſein gegebenes Wort nicht brechen und ließ ſie ruhig abziehen. Da wo jetzt auf Hunnesrück die Kirche ſteht, ſetzte ſie ihn ab, der Herzog aber ſprach, indem er aus dem Korbe ſtieg: jetzt bin ich doch noch Herzog Erich! An der Kirche in Hunnesrück, die er ſpäter an der Stelle erbaute, wo er aus dem Tragkorbe geſtiegen war, iſt er in Lebensgröße ausgehauen.

15.

Die Homburg und die Burg Eberſtein.

1. Der Ritter auf der Homburg hatte mit dem Beſitzer der benachbarten Burg Eberſtein in beſtändiger Fehde und Feindſchaft gelebt. Einſt ward dem erſtern ein Sohn geboren; da be-

schloß er in seiner Freude auch seinen Bruder zu der Taufe einzuladen und dann zugleich mit diesem das Versöhnungsfest zu feiern. Der Ebersteiner folgte auch der an ihn ergangenen Einladung und erschien zu der Taufe. Doch als sie in der Klosterkirche des benachbarten Dorfes Amelunxborn vor dem Altare standen, und der Priester eben den Segen über das Kind gesprochen hatte, erwachte plötzlich in beider Herzen der alte Groll von neuem und fast gleichzeitig zogen sie die Schwerter aus der Scheide und und stießen sie sich gegenseitig ins Herz. Wegen dieser Unthat ist die eine Thür der Kirche zugemauert. Die beiden Brüder sind in Stein gehauen noch jetzt in der Kirche zu sehen. Auch befindet sich daselbst eine Tafel mit einer Inschrift, die sich auf die Begebenheit beziehen soll.

2. Auf der Burg Eberstein haben in alten Zeiten Hünen gewohnt. Auch ist da eine eiserne Thür mit einem großen Schlosse, aus welcher eine weiße Jungfrau, mit einem Schlüsselbunde an der Seite, hervorkommt.

16.

Die Erbauung der Burg Greene.

Als die Burg Greene erbaut werden sollte, ward in dem Fundamente ein kleines Kind lebendig eingemauert. Nach sieben (oder neun) Tagen öffnete man das Gewölbe, worin das Kind eingemauert war, noch einmal, um zu sehen, ob es noch lebe, und siehe, es lebte noch und lächelte die Leute freundlich an (grenneke). Von dem Lächeln (grenneken) des Kindes hat nun die Burg den Namen Greene erhalten.

17.

Die Zerstörung der Burg bei Pöhlde.

Auf einem Berge in der Nähe des Dorfes Pöhlde stand vor vielen Jahren an der Stelle, wo noch jetzt der sog. Burggraben ist, eine feste Burg, worin ein reicher Fürst wohnte. Dieser lebte mit seinen Nachbaren stets im Kriege. Einst wurde der Pöhlder von ihnen in einer Schlacht besiegt und mußte sich

auf seine Burg flüchten. Doch die Feinde verfolgten ihn auch dahin und belagerten ihn so lange, bis er mit den Seinigen nichts mehr zu leben hatte. Die Belagerten waren tapfere Leute und wollten sich doch nicht ergeben. Aber der Thorwächter hatte eine schlechte Frau, die sich mit Geld bestechen ließ und das Thor öffnete. So kamen die Feinde in die Burg, hieben die Menschen nieder und zerstörten alles. Als nun der Burgherr tödlich verwundet im Sterben lag, sprach er: er wolle, daß derjenige, welcher das Thor geöffnet hätte, an dem Jahrestage seines Todes auf dem Schloßplatze spüken müßte. Und da hat es sich denn gefunden, daß es des Thorwächters Frau gewesen ist; denn diese geht nun alle Jahre in der Nacht, in welcher die Burg zerstört wurde, da spüken und hat ein Bund Schlüssel in der Hand.

18.

Burg und Flecken Adelebsen.

Ein Fräulein Namens Adelheid war Hoffräulein der Gemahlin Heinrichs des Vogelstellers und bei dem Könige sehr beliebt. Sie war mit einem Ritter Dietmar verlobt, und als die Hochzeit bevorstand, versprach ihr der König so viel Land als Brautgabe zu schenken, wie sie in einem Tage umreiten könne. Der König verweilte aber gerade auf seiner Burg bei Göttingen (Burg Grona). Adelheid umritt nun in einem Tage ein großes Stück Land und gewann dieses so zum Eigenthum. Dietmar und Adelheid erbauten sich dann nach ihrer Vermählung, etwa eine Stunde von dem jetzigen Schlosse, eine Burg, welche sie Adelheidshusen nannten, woraus der Name Adelebsen geworden ist. Späterhin, zur Zeit des schwarzen Todes, wurde die alte Burg von ihren Bewohnern verlassen und das heute noch bestehende Schloß gebaut. Auch die Bewohner der Ortschaft, welche am Fuße der alten Burg entstanden war, baten um die Erlaubniß sich am Fuße der neuen Burg anzubauen und erhielten sie. So entstand der Flecken Adelebsen.

19.

Die Entstehung des Dorfes Eversbausen.

An der Schwülme, einem Bache, der bei Lippoldsberge in

die Weser fließt, liegt auf der rechten Seite die sogenannte Alte Kirche, bei der früher ein Dorf Asseren gestanden haben soll; auf dem linken Ufer befindet sich ein Thurm. In dieser Kirche hat ein Mönch aus Bursfelde Namens Evers in der Regel den Gottesdienst abgehalten. Auf dem Wege nach der Kirche kam er immer durch die Gegend, wo jetzt das Dorf Evershausen liegt, und baute sich deshalb, um ausruhen zu können, dort ein Häuschen. Allmählich sind noch andere Häuser hinzugekommen, und so ist das jetzige Dorf entstanden, welches nach dem Erbauer des ersten Häuschens den Namen Evershausen führt. Von der alten Kirche führt noch jetzt ein Weg in gerader Richtung nach dem Kloster Bursfelde, der Mönkestig genannt. Von dem zerstörten Dorfe Dörenhagen führt gleichfalls ein Pfad zu der Kirche an der Schwülme, der Patersstig geheißen.

In der alten Kirche an der Schwülme hat, als sie noch unversehrt stand, eine silberne Glocke gehangen. Als die Kirche zerstört wurde, ist sie in die Erde versunken und tönt noch in der Nacht auf den ersten Mai aus der Tiefe herauf. Zu verschiedenen Zeiten haben Menschen nach dieser Glocke gegraben, aber sie nicht gefunden.

20.

Woher Parensen den Namen hat.

An der Stelle des jetzigen Dorfes Parensen haben ehemals nur wenige Häuser gestanden. Die Bewohner derselben mußten dem Besitzer der Plesse alljährlich ein Paar Hosen als Zins geben, wovon der Ort den Namen Parensen erhielt.

21.

Die Erbauung von Höckelheim.

Vor Höckelheim hat ein Dorf Namens Rälshüsen gestanden, — der Kirchhof des Dorfes ist noch sichtbar. — Die Bewohner dieses Dorfes haben sich im Kriege gegen die Feinde [die Franzosen!!] hartnäckig vertheidigt und sich nicht ergeben wollen, worauf es von diesen angesteckt ist. Da haben die Bau-

ern des abgebrannten Dorfes geſagt: „Nû lâtet sek ôwer den höckel (= hückel' gân un Höckeln bûen", und ſo iſt Höckelheim gegründet.

22.

Woher das Dorf Kalefeld den Namen hat.

Kalefeld iſt erſt nach dem dreißigjährigen Kriege erbaut. Früher lag beim Schneekruge ein Dorf, das hat Hâhûsen geheißen und iſt verwüſtet; dort aber, wo jetzt Kalefeld liegt, hat ein Mann gewohnt Namens Kahle. Da haben die Bewohner des verwüſteten Dorfes geſagt: Lâtet ösch bi Kâlen int feld bûen. Davon hat Kalefeld ſeinen Namen.

Nach einer andern Ueberlieferung hat das Dorf früher am weißen Waſſer gelegen, da wo noch die Kirche ſteht und Weißenwaſſer geheißen. Im dreißigjährigen Kriege ward es niedergebrannt, da beſchloſſen die Einwohner nach dem Beiſpiele des Schmiedes, Namens Kahle, hinaus ins Feld zu bauen. Von dieſem Schmiede erhielt nun auch das Dorf den Namen Kalefeld.

23.

Die Stadt Einbeck.

1. Wenn man im Alterthum eine Stadt baute, ward jedes Mal ein kleines Kind lebendig mit eingemauert. So geſchah es auch bei Einbeck. Als der Bau der Stadt vollendet war, wurde ein anderthalbjähriges Kind mit eingemauert; man legte daſſelbe zu dem Ende in eine Kiſte und gab ihm noch einen Zwieback mit. Da ſagte das Kind: nur einen Back! Davon erhielt die neu erbaute Stadt den Namen Einbeck.

2. Als die Einbecker den Thurm auf der Rieswört bauten, hatte gerade ein Mann „ſein Leben verſchuldet." Das Leben wurde ihm nun zwar geſchenkt, aber er wurde auf Lebenszeit in den Thurm verwieſen, um als Wächter die Stadt und ihr Gebiet zu bewachen und die Annäherung von Feinden und Räubern durch Zeichen zu verkündigen. Zu dem Zwecke mußte er Nachts eine Laterne ausſtecken. Damit er nun in dem Thur-

me Geſellſchaft habe, ward ihm eine Henne mit ihren zwölf Küchlein mit in den Thurm gegeben.

3. Auf dem Wege von Einbeck nach der Klus kommt man an der Stelle vorbei, wo früher der Rothe Thurm ſtand, einer der acht Wartthürme, welche die ſtädtiſche Feldmark umgaben. Als der Thurm noch ſtand, hat ſich ein Mann Namens Käz darin erhängt. Nachher iſt der Thurm abgebrochen, aber die Stelle kann nicht beackert werden, weil jener ſich hier erhängt hat und deshalb nichts da wächſt. — Nach einer anderen Ueberliefe-rung iſt ein Geiſt in den Thurm gebannt.

24.

Die Brücke bei Kuventhal.

Beim Bau der Kuventhaler Brücke im Jahre 1829 iſt nach dem Volksglauben auf der einen Seite ein kleines Kind in dem Fundamente lebendig eingemauert. Das eingemauerte Kind fordert aber bis dahin, wo es verhungert iſt, ſein Opfer. Ei-nige Stunden nach der Einmauerung ſtürzte nun, ſo wird wei-ter erzählt, auf der Seite, wo das Kind eingemauert war, ein Stein oder Balken herunter; er fiel einem alten Manne, der da-ſelbſt arbeitete, auf den Kopf und erſchlug ihn. Dieß war das Opfer, welches dem Kinde fallen mußte.

Nach andern ſoll in dem Fundamente eine Flaſche mit Wein eingemauert ſein.

25.

Woher das Dorf Andershauſen ſeinen Namen hat.

In Kuventhal lebten zwei Brüder, die ſich durchaus nicht mit einander vertragen konnten. Da ſagte der eine zum andern, ſo will ich weggehen und mir ein ander Haus bauen. Er zog weg nnd benannte den Ort, wo er ſich anbaute, Andershauſen.

26

Die Hildesheimer Jungfer.

Auf den Stadtwappen und den hildesheimiſchen Fahnen, ſteht die hildesheimiſche Jungfer mit einem Kranze in der Hand.

So lange die Feinde der festen Stadt sich vergeblich an den starken Wällen und Mauern die Zähne ausbissen, trug die Jungfer ihren Kranz stolz auf dem Kopfe; als aber die Stadt einst in Feindes Hand fiel, da fiel auch der Jungfer der Kranz von dem Kopfe in die Hand. — Die hildesheimische Jungfer hat aber wirklich einmal vor ur-uralten Zeiten gelebt. Sie war ein sehr reiches und schönes Edelfräulein, welches die Fürsten und Grafen in der Umgegend gar zu gern zur Frau gehabt hätten. Die schöne Hildesheimerin wurde aber nicht durch die Pracht und den Reichthum der hohen Herrschaften gelockt, sondern verlobte sich heimlich mit einem schönen und braven jungen Ritter, der bei einem der Fürsten, welche die Jungfer gern haben wollten, in Diensten stand. Da hätte es nun dem Ritter schlimm gehn können, wenn der Fürst gemerkt hätte, daß sein Dienstmann der Jungfer lieber war, als er. Darum mußten die Liebenden ihre Zusammenkünfte ganz heimlich in dem großen, dunkeln Hildesheimer Walde halten, der damals noch bis dicht an die Stadt gieng. Eines Tages ging das Fräulein wieder in den Wald und suchte die große Linde auf, unter welcher ihr Bräutigam tagtäglich saß und auf sie wartete. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt! Sie war noch nicht bei dem Baume angekommen, als es pech-rabenschwarz heraufzog und ein Sturmwetter los brach als ob der böse Feind sein Wesen triebe. Als nun die halb zu Tode geängstigte und durchnäßte Jungfer endlich bei dem Baume ankam, da zeigte ihr ein heller Blitz ihren Ritter, wie er kalt und leblos auf dem grünen, feuchten Moose lag, — ein Blitz hatte ihn getroffen. — Nun stelle sich einer den Schmerz der Jungfer vor! Sie weinte und schrie, zerraufte ihr schönes Haar und lief wie unsinnig immer fort in den düstern Wald hinein. Einen ganzen Tag mochte sie so umhergelaufen sein, als sie ermattet unter einem wilden Rosenbusche niedersank und einschlief. Da erschien ihr im Busche die heilige Mutter Gottes, die Rosen rings umher wurden eben so viele kleine Engelsköpfchen und sahen aus ihren hellen Augen so lieblich und tröstlich auf die Schmerzens-Jungfrau, daß es ihr tief in das wunde Herz drang und sie himmlischen Trostes voll erwachte. Gestärkt suchte sie nun den Rückweg nach der Vaterstadt; aber da war kein Weg zu sehen, keine menschliche Stimme zu hören, nur das Geheul der Bären und Wölfe antwortete auf ihre Klagen. „Verlaß mich nicht heilige Mutter Got-

tes in dieſer Noth,« rief die todmüde Jungfer, »ich will auch all' mein Gut und Leben Gott geloben!« Kaum hatte ſie dieſes Gelübde gethan, als ſie in weiter Ferne eine Glocke hörte, die rief ihr zu: »Kehre wieder! Kehre wieder! Kehre wieder!« Da lief die Jungfer Gott dankend den heiligen Tönen entgegen und je weiter ſie vorwärts gieng, deſto deutlicher hörte ſie die Glocke, bis ſie aus dem dunkeln Walde kam und die ſchönen Felder und Gärten der Stadt zu ihren Füßen lagen. Da war es gerade acht Uhr Abends; doch das Fräulein mochte mehrere Tage im Walde umhergelaufen ſein.

Die ſo wunderbar gerettete Jungfer hielt nun pünktlich, was ſie gelobt hatte. Sie beſchenkte Kirchen und Klöſter reichlich; vor Allem aber bedachte ſie ihre liebe Vaterſtadt und ſchenkte den Bürgern den ganzen Hildesheimer Wald, der ihnen, obwohl durch die viele Nutzung jetzt auf einige waldige Hügel zuſammengeſchrumpft, noch heute unentgeltlich Holz für den Winter liefert. Der Feſtungsthurm, auf dem die rettende Abendglocke hing, hieß ſeitdem und bis auf den heutigen Tag der »Kehre wieder.« Die Glocke ſelbſt aber ward geweiht und in dem St. Lamberti Kirchthurm aufgehängt. Damit nun die Glocke künftig auch andern verirrten Wandrern recht von Nutzen ſein könnte, ſo machte es die verſtändige Jungfer feſt, daß ſie in den kurzen Tagen von Michaelis bis Oſtern eine ganze Stunde und zwar Abends von 8 bis 9 geläutet werden ſollte. Auch machte ſie ein Vermächtniß, aus welchem dem Läuter jährlich ein Schuh und ein Thaler bezahlt wird; und ſo iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag. — Ich möchte auch dem Magiſtrat nicht rathen, daß er etwas daran änderte; wir haben es erlebt, wie die Jungfer auf ihr Recht hält. Als vor nun bald 50 Jahren die fremden Völker in's Stift kamen, die Klöſter aufhoben und nichts achteten, wenn es auch viele hundert Jahre beſtanden hatte, da befahl der König Hieronymus, daß die »Jungfern-Glocke« nicht mehr geläutet werden ſollte, und ſie ward mehrere Jahre nicht geläutet. Was aber der arme Läuter und der Thürmer nun zu leiden hatten, kümmerte die Herren wenig. Seitdem man ſich nemlich ſo gröblich gegen die Vermächtniſſe der guten Jungfer verſündigt hatte, dachte ſie, ich will Euch doch einmal zeigen, was es heißt an Teſtamenten herumzuklügeln. — Wer damals zwiſchen 8 und 9 nichts bei der Lamberti-Kirche zu thun

hatte, der blieb gern weg, denn die erzürnte Jungfer trieb dann einen grausigen Spuk. Wenn der noch nicht lange verstorbene Läuter „Brandhorst“ auf den Thurm ging um die Uhr aufzuziehen, so bekam er links und rechts Ohrfeigen und wußte doch nicht, woher sie kamen. Das konnte der Mann nicht länger mehr aushalten und klagte es dem Kirchenvorsteher Wehrhahn, der noch so ein echter, rechter Hildesheimer war, welcher viel auf die alten Rechte der Stadt hielt. Wehrhahn setzte nun sofort eine Schrift auf und bewirkte es beim Magistrate, daß das Vermächtniß der Hildesheimischen Jungfer wieder in Ehren gehalten wurde. Die Glocke wurde wieder geläutet, und sieh da, auf dem Thurm ward's ruhig, Brandhorst bekam keine Ohrfeigen mehr und strich jährlich froh seinen Thaler ein: den einen Schuh aber ließ er immer ein Jahr stehen, dann hatte er zwei.

Auch noch eine andere ganz silberne Glocke soll die Jungfer zum Andenken an ihre Rettung haben gießen lassen, die hing in der Michaeliskirche. Als nun 1803 der Preuße in's Stift kam, hat er gedacht, die Glocke kannst du gebrauchen, ließ sie herunternehmen und „Stiefelknechte“*) daraus schlagen. Aber die Stiefelknechte haben den Preußen kein Glück gebracht, sie gingen alle in der Schlacht bei Jena verloren.

So viel ist gewiß, die Jungfer hat ihre Vaterstadt noch immer recht lieb, und wenn einmal, was Gott verhüte, der Feind kommt und die Stadt beschießt, so stellt sich die Jungfer auf dem „Kehrwieder-Wall“ und fängt die Kugeln in ihrer Schürze auf. So hat sie es im dreißigjährigen Kriege gemacht, sonst wäre weder Stumpf noch Stiel von der Stadt geblieben. —

27.

Die Bremker Kirche.

Wenn man von Adelebsen aus über den Schäferberg geht, trifft man auf die sog. Bremker Kirche, eine im Thale liegende unbedeutende Ruine. Ein Mann in Offensen soll noch den Schlüssel zu der Kirche aufbewahren. Die Bewohner des Dorfes Bremke, wozu diese Kirche gehörte, sollen ausgewandert sein und das Dorf Bremke hinter Göttingen gegründet haben.

*) So nannte das Volk eine damals gängige kleine preußische Silbermünze.

28.

Das Heiligthum bei Adelebſen.

Ein Ritter Bodo von Adelebſen nahm an einem Kreuzzuge Theil. Er gelobte, wenn er die Seinigen geſund wieder ſähe, ein Heiligthum gegen Süden zu ſtiften. Nach drei Jahren kommt er zurück, findet die Seinigen geſund und ſtiftet nun eine Kapelle, das ſog. Heiligthum an der Straße von Adelebſen nach Uslar, wovon gegenwärtig nur noch einiges Gemäuer zu ſehen iſt. Dieſes Heiligthum ward von dem Biſchofe Theuderich von Paterborn eingeweiht. Bald wurde daſſelbe zu einem Wallfahrtsorte, und mit der Zeit bildete ſich dabei ein Markt. Nach der Einführung der Reformation wurde dieſer Markt von den Herrn von Adelebſen, um dadurch den Flecken Adelebſen zu heben, nach Adelebſen verlegt. Auf dieſe Weiſe hat Adelebſen ſeine zwei Jahrmärkte erhalten.

29.

Die Kirche in Fredelsloh.

Ein Ritter hatte die Braut eines anderen Ritters verführt. Dieſer wollte ſich dafür rächen, verheerte alſo die Beſitzungen des Verführers und verwüſtete den ganzen Solling auf das fürchterlichſte; ſelbſt eine Kirche brannte er nieder. Zur Strafe dafür ward ihm von der Geiſtlichkeit auferlegt, eine Kirche, ganz wie ein Menſch geſtaltet, zu erbauen. Der Ritter berief von allen Orten her die Baumeiſter, um ihm eine ſolche Kirche zu bauen, aber keiner von allen wuſte ihm einen Grundriß zu der Kirche zu liefern. Wie nun der Ritter wegen dieſes Kirchenbaues in der gröſten Noth war und ſich durchaus nicht zu helfen wuſte, fiel bei heiterem Himmel am erſten Pfingſttage an der Stelle, wo jetzt die Fredelsloher Kirche ſteht, ein Schnee vom Himmel, gerade wie ein Menſch geſtaltet, aber von der Größe einer Kirche. Nur dieſe eine Stelle war mit Schnee bedeckt, ringsum war keine Spur von Schnee zu ſehen. Der gefallene Schnee hatte den Kopf, den Leib und die beiden Arme eines Menſchen deutlich vorgezeichnet, und ſomit war dem Ritter der Grundriß der Kirche unverkennbar gegeben. Nun ſäumte er auch nicht länger und baute an dieſer

Stelle die Frebelsloher Kirche, die genau wie ein Mensch gestaltet ist. Nachdem er dann die Kirche gebaut hatte, ging er in ein Kloster und wurde Mönch.

30.

Die Leisenröder Kirche.

Etwa eine halbe Stunde von Sudershausen hat früher ein Dorf gelegen, Namens Leisenrode, welches im 30jährigen Kriege völlig zerstört ist. An der Stelle dieses Dorfes ist jetzt Wald gewachsen, doch sieht man noch deutlich die Abtheilung der Felder; nur die Ruine der Kirche ist von dem Dorfe noch vorhanden. Einst will ein Bauer aus Sudershausen sich ein neues Haus bauen, und hat auch schon das Holzwerk aufgerichtet, die Wände ausgefüllt und das Dach mit Stroh gedeckt; nur das Fundament fehlte noch. Um nun zu diesem auf billige Weise zu gelangen, beschließt er nach dem Leisenberge zu fahren, worauf das Fundament der Leisenröder Kirche steht und von dort die nöthigen Steine zu holen, und zwar die schönen behauenen Quadersteine, woraus der Altar gebaut ist. Als er daselbst angekommen ist, spannt er seine Pferde ab, bringt dieselben auf einen schönen grünen Weideplatz in der Nähe, und macht sich dann mit seinen Geräthschaften daran den Altar abzubrechen. Doch kaum hat er mit seinem Brecheisen den ersten Stein aufgehoben, so entsteht ein so furchtbares Geräusch, als wenn die ganzen Mauern der Kirche zusammenstürzten. Entsetzt darüber springt er zurück, läuft nach der Thür und ergreift die Flucht. Als er aber einmal um sich schaut, erblickt er eine furchtbare riesige Gestalt auf einem weißen Pferde und mit einer großen Streitart bewaffnet. In seiner Angst stürzt er hin zu einem seiner Pferde, wirft sich darauf und jagt davon, seinem etwa eine halbe Stunde entfernten Hause zu. Dicht vor seinem Hause stürzt das Pferd erschöpft zusammen, er selbst aber, von der Gestalt noch immer verfolgt, entflieht glücklich ins Haus und schlägt die zum Glück mit einem Kreuze bezeichnete Thür fest hinter sich zu. Sein Verfolger, durch die geheiligte Thür an der weiteren Verfolgung gehindert, schlägt mit seiner Streitart über der Thür in die Wand und verschwindet dann wieder. In der Wand aber war durch den Hieb mit der Streitart eine

Oeffnung entſtanden, die man, ſo oft man es auch verſucht hat, niemals wieder hat ſchließen können.

31.

Die Steinkirche bei Scharzfeld.

Oberhalb des Dorfes Scharzfeld befindet ſich an der Seite des Berges eine Höhle, die ſogenannte Steinkirche. Die Spuren der einwirkenden Menſchenhand treten darin mehrfach hervor, namentlich ſind die Kanzel und der Altar noch deutlich zu erkennen. Es ſoll auch ehemals eine Glocke in der Kirche gehangen haben, und zwar dieſelbe, die jetzt in dem Thurme der Scharzfelder Kirche hängt. An dieſer Stelle hütete vor Zeiten der Hirt des Dorfes gern die Kühe, und während dieſe ruhig graſten, arbeitete er nur mit einem hölzernen Meißel und einem hölzernen Hammer emſig daran, die Höhle in eine Kirche zu verwandeln. Obwohl er nun, um unausgeſetzt an der Kirche arbeiten zu können, die Kühe immer hieher trieb, ſo gediehen dieſe doch prächtig und waren im beſten Stande. Er hatte aber Feinde, und dieſe ſtellten den Bauern vor, wie das Vieh nothwendig mager werden müſſe, wenn es immer an derſelben Stelle weide; der Hirt müſſe es tiefer in den Wald hinein treiben. Die Bauern hörten auf dieſe Reden und befahlen dem Hirten, der ſich vergebens auf das gute Ausſehen ſeiner Kühe berief, die Heerde tiefer in den Wald hinein zu treiben. Dieſer muſte gehorchen und trieb nun die Kühe tiefer in den Wald, aber von dieſer Zeit an nahmen ſie ab und gaben ſtatt Milch nichts als Blut; dies dauerte ſo lange fort, bis dem Hirten wieder erlaubt wurde die Kühe wie früher bei der Höhle weiden zu laſſen. Da wurden die Thiere wieder kräftig und gaben reichlich Milch; der Hirt aber konnte nun ungehindert die Kirche vollenden.

32.

Das Catharinenläuten in Münden.

Vom Kloſter Hilwartshauſen aus hatte ſich eine herzogliche Prinzeſſin nach dem Reinhartswalde auf die Jagd begeben. Sie

verirrte sich dort, und schon war der Abend angebrochen und sie hatte alle Hoffnung aufgegeben noch an diesem Tage aus dem Walde wieder herauszukommen, als sie von Münden herüber Abends 9 Uhr läuten hörte. Sie folgte nun dem Schalle und kam so in der Nähe von Münden aus dem Walde heraus. Aus Dankbarkeit verehrte sie dann der Kirche St. Blasii eine Glocke mit der Bestimmung, daß vom Catharinentage (25. Nov.) an, vier Wochen hindurch diese Glocke Abends 9 Uhr eine Viertelstunde lang geläutet würde. Dies geschieht noch jetzt und der Küster erhält dafür vom Amte Münden ein fettes Schwein.

33.

Das Siebenläuten in Göttingen.

In Göttingen bestand früher das sogenannte Siebenläuten. Seit einer Reihe von Jahren ist es aber abgeschafft. Es wurde nämlich während des Winters an jedem Abend um 7 Uhr mit einer Glocke auf dem Thurme der Johanniskirche geläutet. Diese Glocke führte davon den Namen die Siebenglocke. Der Ursprung dieser Sitte wird so erzählt: Eine adeliche Dame hatte sich im Walde verirrt und war unvermögend wieder auf den rechten Weg zu kommen. Da hörte sie mit einem Male von Göttingen herüber die Glocken sieben schlagen; sie folgte der Richtung des Schalles und kam so glücklich nach Göttingen. Zum Dank dafür vermachte sie der Johanniskirche eine Summe Geldes mit der Bestimmung, daß dafür an den kurzen Tagen Abends um sieben Uhr mit einer Glocke geläutet würde.

34.

St. Alexander.

In der Münsterkirche zu Einbeck ist ein Standbild des heiligen Alexander. Nach dem Volksglauben hat er in der Kapelle ein Bett, welches ihm die Magd des Küsters täglich machen muß. Am andern Morgen findet sich ein Eindruck darin, als wenn das Standbild darin gelegen hätte, und für das Mädchen liegen immer 2 Sgr. (nach andern 6 Sgr.) da. Macht sie

aber das Bett erſt am Abend, ſo wird ſie mit Ohrfeigen empfangen.

35.

Der große liebe Gott in der St. Godehardi Kirche zu Hildesheim.

Der große »liebe Gott«*), der unter der Orgel in der Godehardi Kirche hängt, iſt ſo groß wie ein Rieſe. Keiner weiß, wo er gemacht iſt; denn er iſt einmal bei einer großen Ueberſchwemmung auf der Innerſte hergeſchwommen. Als er aber beim Godehardi-Kloſter angekommen war, drehte er ſich immer auf dem Waſſer herum und wollte nicht weiter ſchwimmen. Da fiſchte man ihn auf und brachte ihn in die Kirche. — Schon viele hundert Jahre hatte er in der Kirche gehangen, als die Franzoſen kamen und aus der Kirche ein Heumagazin machten. Dabei war ihnen der große liebe Gott im Wege. Schon machten ſie ſich daran ihn von der Wand zu reißen, aber kaum hatten ſie ihn angerührt, als er herabfiel und zwei von den gottloſen Franzoſen erſchlug. Seitdem hat man ihn wieder aufgehängt und künftig wird wohl jeder ſeine Hände davon laſſen. —

36.

Die katholiſchen Pferde.

Als man vor mehreren Jahren die Bernwardsſeule auf dem Domhofe zu Hildesheim aufrichten wollte, ließ man zuerſt vier lutheriſche Pferde (die einem Lutheraner gehörten) kommen, welche ſie fortziehen ſollten. Aber dieſe konnten ſie nicht von der Stelle bringen, ſo ſehr man ſie auch antrieb. Als nun die Leute ſahen, daß ſie mit dieſen Pferden nichts ausrichten würden, holten ſie zwei katholiſche Pferde herbei. Dieſe führten denn auch augenblicklich die Seule auf ihren Platz.

---

*) So pflegt das Volk ein Crucifix zu nennen.

37.

Kampf zwiſchen Todten.

Zwiſchen Hollenſtedt und Höckelheim auf dem Felde haben ſich einſt die Einbecker und die Nordheimer eine Schlacht geliefert. Die Erſchlagenen, Einbecker und Nordheimer, ſind in ein gemeinſchaftliches Grab geworfen. Aber ſelbſt im Tode können ſie ſich nicht vertragen und wollen nicht einmal in demſelben Grabe liegen, ſo daß die einen die anderen daraus vertreiben möchten. Daher ſteigen ſie alle Jahre in der Nacht nach dem Tage der Schlacht wieder aus dem Grabe und kämpfen hier mit einander.

38.

Die Geiſter bei Tackmanns Graben.

Bei Tackmanns Graben — ſo heißt eine Stelle in der Einbecker Feldmark — iſt in alten Zeiten, man meint im dreißigjährigen Kriege, von den Einbeckern eine Schlacht geliefert, in der ſehr viele Bürger erſchlagen wurden. In der Nacht, welche auf den Jahrestag der Schlacht folgt, gehn hier noch die Geiſter der erſchlagenen Einbecker um. Wer in dieſer Nacht da vorbei kommt, den begleiten ſie eine Zeitlang und erzählen ihm, auf welche Weiſe ſie ihren Tod gefunden haben.

39.

Das Hundefeld bei Oldendorf.

Bei dem Dorfe Oldendorf (neben dem Flecken Markoldendorf) etwa einen Büchſenſchuß von der Bruchmühle liegt das ſogenannte Hundefeld (Hunnefeld). Hier iſt vor alten Zeiten (man meint im dreißigjährigen Kriege) eine Schlacht geliefert, worin es heiß her ging und auf beiden Seiten viele Leute fielen. Das Blutbad ſoll ſo groß geweſen ſein, daß das Blut wie ein ſtarker Bach an der Scheuer des Daſſelſchen Guts in Hoppenſen herunter floß. Nach Beendigung des Kampfes wurden die Gefallenen hier auch begraben; aber die Hunde ſind gekommen, haben die Leichen wieder ausgeſcharrt und die Gebeine überall

umhergezerrt. Davon hat das Feld den Namen Hundefeld erhalten.

An dieser Schlacht hatten auch zwei Brüder Theil genommen. Einer von ihnen war schwer verwundet, lag am Boden und konnte nicht sterben. Als nun zufällig sein Bruder vorbei kam, bat der Verwundete flehentlich, er möchte doch seinen Qualen ein Ende machen und ihn erschießen. Doch dieser konnte das nicht über sich gewinnen und eilte weiter. Endlich erbarmte sich ein anderer vorüber kommender Soldat des Verwundeten und schoß ihn vollends todt.

40.

Die Zerstörung von Seberen.

Im dreißigjährigen Kriege hatten die Katholischen den Gandersheimern eine Menge Rindvieh weggenommen und trieben dasselbe über Seberen weg. Die Seberer haben darauf den Feinden das Vieh wieder abgenommen und den Gandersheimern zurück gegeben. Darüber erbost sind die Feinde am anderen Tage mit verstärkter Macht in Seberen eingerückt, haben das Dorf geplündert und angesteckt, so daß es bis auf zwei Häuser niederbrannte. Der Schutt, welcher sich überall in den Gärten des Dorfes findet, giebt noch jetzt Zeugniß von dem Brande.

41.

Der verschworene Berg.

Zwischen Dransfeld und Ober-Scheeden liegt der sog. verschworene Berg, welcher gegenwärtig der Gemeinde Ober-Scheeden gehört. Früher war der Besitz dieses Berges zwischen den Dransfeldern und Ober-Scheedenern streitig, bis dieser Streit auf folgende Weise zu Gunsten der Scheedener geschlichtet ward. Da die Entscheidung nur durch einen Eid geschehen konnte, so that ein Scheedener Bauer Erde aus der Scheedener Feldmark in seine Schuhe und zog diese wieder an die Füße; dann ging er hin nach dem streitigen Berge und schwur hier vor Zeugen,

er ſtehe auf Ober-Scheedener Erde. So iſt der Berg an Ober-Scheeden gekommen und hat davon ſeinen Namen erhalten.

42.

Der Göttinger Wald.

Die Waaker erzählen, der Göttinger Wald habe urſprünglich bis an den Twèschweg ihnen gehört und ſei erſt auf folgende Weiſe an die Göttinger gekommen. Die Waaker hatten ſich um den Wald wenig bekümmert, und ſo war es zugegangen, daß die Göttinger ſich einen Theil deſſelben anmaßten. Darüber entſtand nun ein Prozeß zwiſchen beiden. Da nun Niemand die Grenze genau zu beſtimmen vermochte, trat ein alter Hirt aus Herberhauſen auf und ſagte, er wiſſe ſie genau anzugeben; denn er habe in dem Walde viele Jahre lang das Vieh gehütet. Darauf muſte er ſich zu einem Göttinger Rathsherrn in den Wagen ſetzen, und dieſer fuhr mit ihm an Ort und Stelle. Der Hirt aber dachte, etwas müſten die Waaker doch wohl behalten, und ging dann ſo dicht an dem Felde hin, daß nur der ſchmale Streifen Waldes Neu-Waake gegenüber, welcher der Streitforſt heißt, liegen blieb und den Waakern zugeſprochen wurde. Als die Waaker nun ſahen, wie er ſo die Grenzen abging und faſt den ganzen Wald den Göttingern zuwandte, riefen ſie ihm laut zu, ſie wollten, daß er Hals und Beine bräche. Der Wunſch ging auch ſchnell in Erfüllung; denn als der Hirt wieder in den Wagen ſteigen wollte, fiel er und brach das Genick.

43.

Die Beſitznahme von Radolfshauſen.

Als der letzte Herr von Radolfshauſen geſtorben war, wollte ſein Bruder auf der Pleſſe die Erbſchaft alsbald in Beſitz nehmen, warf ſich auf ein Pferd und eilte hin nach Radolfshauſen. Doch der Adminiſtrator des Verſtorbenen, Namens Rumann, der dieß erwartet hatte, brachte die Leiche in's Fenſter, ſo daß ſie mit dem Kopfe hinausſchaute, gab ihr eine Pfeife in die Hand, ſtellte ſich dahinter und blies den Dampf aus ſeiner

Pfeife neben den Ohren der Leiche hin. Als nun der Bruder von der Pleſſe ankam und ins Thor eintritt, ſah er ſogleich ſeinen Bruder im Fenſter liegen. Er glaubte daher, dieſer lebe noch, ſprach: zurück Fuchs, es iſt noch zu früh, und eilte wieder fort. Unterdeſſen hatte aber Rumann ſchon einen Boten nach Hannover geſchickt, und ſo wurde Radolfshauſen für Hannover in Beſitz genommen. Zur Belohnung dafür erhielt Rumann das ſog. Rumannſche Holz bei Böſinghauſen.

44.

Die Feldmark von Roishauſen.

Die Bewohner des im dreißigjährigen Kriege zerſtörten Dorfes Roishüſen wandten ſich nach der Zerſtörung ihres Dorfes nach Parenſen und baten um Aufnahme, wurden aber abgewieſen. Darauf wandten ſie ſich nach Bovenden, wo ſie auch aufgenommen wurden. Auf dieſe Weiſe iſt ihre etwa 500 Morgen große Feldmark an Bovenden gekommen.

45.

Der Strahlenkamp bei Fredelsloh.

Der Strahlenkamp bei Fredelsloh iſt ein ſchöner Eichenwald. Er ſoll urſprünglich dem Kloſter Ueſſinghauſen gehört haben und an das Nonnenkloſter zu Fredelsloh verpachtet geweſen ſein. Die Pachtzeit war abgelaufen und die Nonnen in Fredelsloh ſollten ihn zurückgeben; dieſe aber wünſchten gar ſehr ihn zu behalten und baten deshalb, man möchte ihnen den Kamp nur ſo lange laſſen, bis daß dasjenige was ſie darauf ſäen würden, Früchte trüge. Darauf gingen die Mönche in Ueſſinghauſen ein: die Fredelsloher Nonnen ſäeten aber Eicheln darauf, aus denen der ſchöne Eichenwald hervorgegangen iſt, und ſo iſt dieſer Kamp an das Kloſter Fredelsloh gekommen.

46.

Die Ahlsburg.

Dieß iſt der Name eines großen Forſtreviers bei Rothenkirchen, welches der Stadt Moringen gehört. Früher war es Ei-

genthum eines Mannes Namens Ahlsburg. Dieſer wandte ſich, da er keine Erben hatte, nach Fredelsloh und machte den Fredelsl=ohern den Antrag ihn bis zu ſeinem Tode zu unterhalten, wo=für er ihnen das Holz ſchenken wolle. Dieſe wieſen aber den Vorſchlag zurück. Darauf wandte er ſich an die Bewohner von Moringen, die klüger waren und ſeinen Vorſchlag annahmen. So zog er denn nach Moringen, wo er ſchon nach drei Tagen ſtarb. Auf dieſe Weiſe iſt der Wald an Moringen gekommen.

47.

Der Nonnenweg bei Odagſen.

1. In Edemiſſen iſt früher ein Nonnenkloſter geweſen. Aus demſelben hat ein ausgemauerter Gang unter der Erde hin, in der Richtung von Odagſen, nach einem Winkel geführt, der wohl drei Morgen groß iſt. Hier hatten die Nonnen ein Bet=haus, ſo groß, daß ein Haufen Roggen auf der Stelle wachſen kann. Die Stelle, wo das Bethaus geſtanden hat, heißt noch dat hilgen hûs und gehörte dem Kloſter zu Fredelsloh. Von Edemiſſen gingen die Nonnen nach dem Bethauſe entweder durch den unterirdiſchen Gang, oder auf dem ſog. oberen Wege, wel=cher ſich über dem unterirdiſchen befand, und gerade ſo breit war, wie der untere. Auf dem oberen Wege wuchs damals nichts, jetzt iſt er aber mit ſchönem Graſe bewachſen. Die Nonnen ha=ben dieſen Weg, das ûrbân swat genannt, der Gemeinde Ede=miſſen geſchenkt, die ihn den einzelnen Bauern im Dorfe der Reihe nach zum Mähen überläßt. Das ûrbân swat iſt früher ſogar über den Heerd eines Hauſes in Edemiſſen gegangen.

2. Auf dem Wege von Odagſen nach Edemiſſen hat früher ein altes Haus geſtanden, welches den Nonnen zu Einbeck ge=hörte und worin dieſe oft halbe Tage geſeſſen haben. Sie gingen aber niemals auf dem gewöhnlichen Wege dahin, ſondern auf einem andern, deſſen Richtung durch die verſchiedenen Feldmarken das Volk noch jetzt kennt und den Nonnenweg nennt.

48.

Das Wendfeld bei Einbeck.

Der Theil des Einbecker Holzes, welcher ſich links (nördlich)

von den Hubewieſen, vom Hubehauſe bis zum Greener Weg erſtreckt, iſt das ſog. Wendfeld. Früher war es Ackerland und gehörte zu der Braunſchweigiſchen Domäne in Greene. Da es die Einbecker ſeit langer Zeit in Pacht gehabt hatten, nahmen ſie es endlich als ihr Eigenthum in Anſpruch. Darüber entſtand ein Prozeß, der aber zu Gunſten der Herzoglich Braunſchweigiſchen Domäne mit dem Zuſatze entſchieden wurde, daß die Einbecker noch eine Ernte von dem Lande haben ſollten. Dieſe beſäeten nun das Land mit Eichen, und die Zeit hat ſie zu Eigenthümern des Landes gemacht. So wird in Einbeck erzählt.

Nach einem Berichte aus Brunſen ſoll das Wendfeld, welches dort gewöhnlich das Junkernholz genannt wird, urſprünglich zwei alten Nonnen gehört haben, die ſich in Brunſen aufhielten. Dieſe wollten daſſelbe auch der Gemeinde Brunſen vermachen, wenn man ſie dafür bis zu ihrem Tode unterhalten wollte. Doch die Bauern wollten davon nichts wiſſen, weil ſie doch Holz genug hatten. Darauf gingen die beiden Nonnen nach Einbeck, wo ſie auch aufgenommen wurden. Dafür vermachten ſie den Einbeckern das genannte Holz, mit der Bedingung, daß es, wenn es einmal abgeerntet wäre, wieder an Braunſchweig zurückfallen ſolle. Die Einbecker haben aber Eichen darauf geſäet, und ſo iſt es bei Einbeck geblieben.

49.

Der Rohrbeck.

Einſt kamen zwei Nonnen nach Einbeck und baten ſie aufzunehmen und bis zu ihrem Tode zu unterhalten; dafür wollten ſie der Stadt den Zehnten im Benſer Felde, Pinkler Felde, im halben Reinſer Thal u. ſ. w., mit einem Worte in der ganzen Feldmark bis nach Rothenkirchen hin ſchenken. Allein die Einbecker wieſen ſie ab und ſo gingen ſie nach Rothenkirchen, um dort ihre Bitte und ihren Antrag vorzubringen. Unterdeſſen hatten ſich die Einbecker die Sache nochmals überlegt und ſich kurz entſchloſſen die Nonnen aufzunehmen. Sie eilten ihnen alſo nach und holten ſie auch noch auf dem Wege nach Rothenkirchen ein; jetzt wollten aber die Nonnen ihrer Einladung nicht folgen, ſondern ſetzten ihren Weg nach dem Dorfe Rothenkirchen fort, dem ſie

den ganzen Zehnten schenkten, wofür sie bis zu ihrem Tode unterhalten wurden. Den Einbeckern schenkten sie aber für ihren guten Willen den sog. Rohrbeck, einen Anger, der zwei Jahre abgemäht, im dritten aber abgehütet wird.

Nach einer andern Sage hatte der Rohrbeck einer Nonne gehört. Diese hatte sich gegen die Gemeinde Odagsen erboten ihr den Anger zu schenken, wenn diese sich dagegen verpflichtete sie bis zu ihrem Tode zu unterhalten. Da die Odagser auf das Anerbieten der Nonne nicht eingingen, so wandte sich diese nach Einbeck und schenkte den Anger der Stadt, von der sie auch bis zu ihrem Tode ernährt wurde.

50.

Die beiden Mönche.

Zwei aus ihrem Kloster in Gandersheim vertriebene Mönche kommen nach Einbeck und suchen bei dem dortigen Rathe Zuflucht und Schutz; dafür erklären sie sich bereit der Stadt den in der Stadt belegenen sog. Mönchehof — jetzt eine Braunschweigische Domäne — mit allem Zubehör abzutreten. — Dieß konnten sie, weil sie die letzten Mönche ihres Klosters waren. — Doch der Rath weist sie mit ihrer Bitte und ihrem Anerbieten zurück. Darauf gehen die beiden durch das Benser Feld nach Rotenkirchen, welches damals noch an einer anderen Stelle, hart am Fuße des Grubenhagens, gelegen haben soll, und machen dem dort Hof haltenden Herzoge denselben Antrag, den sie vorher dem Einbeckschen Rathe gemacht hatten. Aber auch von diesem abgewiesen, machen sie sich traurig auf den Rückweg nach Einbeck. Alt und halb verhungert, wie sie sind, müssen sie sich auf der Hälfte des Weges im Benser Felde niedersetzen, um ein wenig zu rasten und das Stückchen hartes Brot, welches einer von ihnen noch bei sich hat, zu verzehren. Mittlerweile hat der Herzog sein Verfahren gegen sie bereut und sendet ihnen einen reitenden Boten nach, um sie zurückzuholen. Der Bote trifft sie noch an der Stelle, wo sie sich niedergesetzt haben, und fordert sie auf mit ihm zurückzukehren, da der Herzog bereit sei sie aufzunehmen. Jetzt aber weigern sie sich beharrlich mit ihm nach Rotenkirchen zurückzukehren, weil sie einmal abgewiesen seien, schenken indessen dem

Herzoge aus Dankbarkeit für den noch nachträglich bewiesenen guten Willen den Bensser Zehnten von 2200 Morgen und stellen darüber eine Urkunde aus. Zum Dank nun für diese Schenkung soll der Herzog an der Stelle, wo sein Bote die beiden Mönche im Felde sitzend traf, die beiden im Pinckler Felde beisammen stehenden Denksteine, vom Volke Sünte Jeust oder Jaust genannt, haben aufrichten lassen.

51.

Die Koppelweide.

Der Andershäuser Kuhhirt hütete einst die Kühe auf dem Anger, der sich von Andershausen nach Kuventhal hinunterzieht. Am äußersten Ende desselben ist ein Stück, etwa einen Morgen groß, (bi den öweren slope genannt), welches auch die Kuventhaler als ihr Eigenthum in Anspruch nahmen. Dahin trieb nun auch der Kuventhaler Hirt seine Heerde, und so geriethen hier die beiden Hirten mit einander in Streit. Die Andershäuser kamen ihrem Hirten zu Hülfe, um den fremden Hirten zu vertreiben, aber auch die Kuventhaler blieben nicht zurück. Nachdem so eine heftige Prügelei Statt gefunden hatte, entstand über das bezeichnete Stück zwischen beiden Dörfern ein langwieriger Prozeß, der so viel Geld kostete, daß das ganze streitige Stück davon hätte mit Thalern bedeckt werden können. Endlich war der Prozeß für Andershausen fast schon gewonnen, als eines Tags ein alter Hirt, der in seiner Jugend in Kuventhal bei dem Hirten als Hirtenjunge gedient hatte, von einem anderen Dorfe, worin er jetzt lebte, wieder einmal nach Kuventhal kam und den alten Müller besuchte. Listig fragte ihn dieser, ob er nicht in seiner Jugend manchmal beim oberen Schlupf sein Morgenbrot gegessen hätte, denn so weit habe er doch das Vieh getrieben: wenn er sich dessen entsinne und es beschwören wolle, so wolle er ihm einen Thaler geben. Zuerst stutzte der Hirt, dann aber sagte er, er wolle es beschwören. Darauf fragte der Müller weiter, ob er nicht wisse, wo der andere Hirtenjunge, der ihm damals geholfen habe, geblieben sei, auch dieser solle von ihm einen Thaler haben, wenn er dasselbe beschwöre. Auch dieser wurde ausfindig gemacht, und die beiden alten Hirten beschworen

nun, daß ſie in ihrer Jugend das Vieh bis zum oberen Schlupf getrieben und dort ihr Morgenbrot gegeſſen hätten. So verloren die Andersbäuſer den Prozeß. Da ſie ſich aber damit noch nicht beruhigen wollten, weil ſie die Eide für falſch erklärten, ſo ward ein Vergleich geſchloſſen und das ſtreitige Stück für Koppelweide (koppelhauwe) erklärt. Die beiden Hirten aber, welche falſch geſchworen hatten, gehen nach ihrem Tode auf dem Anger um. Es kommt nämlich den Leuten, die Nachts von Kuventhal nach Andersbauſen gehen, hier ein heftiger Wind und ein dicker ſchwarzer Nebel entgegen, dabei hört man ein lautes Sauſen in der Luft. Das ſind die beiden Hirten.

52.

Das Fährhaus bei Lippoldsberge.

Der Landgraf von Heſſen war einſt auf dem Landtage [Reichstage]. Hier gerieth er, der ein reifer Mann war, mit dem Kaiſer, der noch ſehr jung war, in einen Streit und ward ſo zornig, daß er dieſem eine Ohrfeige gab. Dafür ließ ihn der Kaiſer gefangen nehmen und zu Wien in einen Thurm ſetzen. Schon hatte er zwei Jahre in dem feſten Thurme geſeſſen, da erſchien vor ihm im Thurme ein Mann — es war aber der Böſe — und fragte ihn, ob er denn Luſt habe ewig in dem Thurme zu ſitzen; wenn er ihm verſpreche in ſeinem Lande die Hexen nicht mehr zu verfolgen und zu verbrennen, ſo wolle er ihn in ſein Land bringen, er brauche nur zu beſtimmen, wohin er wolle. Der Landgraf nahm den Vorſchlag an, verſprach die Hexen in ſeinem Lande nicht mehr zu verbrennen und forderte, der Böſe ſolle ihn nach dem Fährhauſe bei Lippoldsberge bringen. Darauf flog der Teufel mit dem Landgrafen erſt nach Caſſel; der Landgraf erinnerte ihn aber an ſein Verſprechen ihn nach dem Fährhauſe zu bringen, und nun bringt der Teufel den Landgrafen wirklich hin zum Fährhauſe bei Lippoldsberge an der Weſer. Der Fährmann mit Namen Weſtphal nimmt ihn, der von dem langen Aufenthalte rauh und unordentlich (prummelig) ausſah, in ſein Haus auf und gibt ihm, da ſie gerade eſſen, auch Speiſe, erſt braunen Kohl, dann auch noch ein tüchtiges Stück Wurſt, verweigert es aber den Fremden, ſo ſehr dieſer auch darum bittet, über Nacht im Hauſe zu behalten, da

dieß von dem Landgrafen verboten sei. Doch der Sohn des Fährmannes fühlt Mitleid, macht sich heimlich an den Fremden und sagt diesem, er möge nur mit ihm gehn, er werde ihn heimlich auf den Heuboden führen, wo er schlafen könne. Nachts um zwei Uhr wolle er ihn wecken; sein Vater würde nichts merken, da er mit den Knechten erst um 4 Uhr aufstände. So thut auch der Fremde und geht fort, nachdem er von dem Jungen noch ein gutes Frühstück mit auf den Weg erhalten hatte. Als die Knechte am anderen Morgen aufstehen, finden sie an die Thür geschrieben: in dieser Nacht hat hier der Landgraf von Hessen geschlafen. Der Sohn sagt nun zum Vater, es würde ihnen gewis übel ergehen, da er den Landgrafen habe wegjagen wollen. Nach drei Tagen werden Vater und Sohn nach Cassel zum Landgrafen gerufen. Dieser tritt ihnen zuerst in demselben Anzuge entgegen, in dem er im Fährhause erschienen war und spricht: daß der Alte ihn nicht habe im Hause behalten wollen, sei ganz recht gewesen, weil es ja verboten gewesen sei; dafür aber, daß er ihm zu essen gegeben habe, solle er und seine Nachkommen die Fähre ohne Pacht haben, so lange der Name Westphal bestehe. So hat nämlich der Fährmann geheißen.

53.

Die vier Linden auf der Hube bei Einbeck.

Da wo jetzt an der Hube die vier Linden stehen, haben einst vier Hirten, die über die Weide mit einander in Streit gerathen waren, sich gegenseitig mit den Peitschen zu Tode »geklappt.« Einer, der noch nicht ganz todt war, gab sich mit einem Messer vollends den Tod.

Ausführlicher erzählt eine andere Sage:

Die Andershäuser Hut und Weide hat früher bis zur Lit an der nordöstlichen Seite der Hube gereicht. Jetzt gehört das »Andershäuser Wendfeld« den Braunschweigschen Dörfern Brunsen und Holtershausen, ist Gemeinheit (gemeinte) und dient zur Hut und Weide. So lange es noch den Andershäusern gehörte, hatte der Schäfer aus Salzderhelden daselbst Hut und Weide und machte sein Nachtlager vor Andershausen. Der Andershäuser Kuhhirt hütete auch dort, und der Brunser und Holtershäuser ka-

men ebenfalls dahin. Dieſe Hirten, mit Ausnahme des Schäfers von Salzderhelden, geriethen einſt auf dem Wendfelde hinter dem Hubethurme über die Weide mit einander in Streit, der ſo heftig wurde, daß ſie ihre Meſſer in die Peitſchen banden und ſich damit »zu Schanden ſchlugen.« Seit der Zeit trieb der Andershäuſer Hirt nicht mehr dahin, und als ſpäter die Braunſchweigiſche Regierung, viel früher als die Hannöverſche, von ihrem Lande Karten anfertigen ließ, wurde das Andershäuſer Wendfeld ohne weiteres als Braunſchweigiſches Gebiet verzeichnet und iſt ſo ſchließlich ganz an Braunſchweig gekommen.

54.

Der Stein bei Edemiſſen.

Vor dem Dorfe Edemiſſen ſteht auf einem kleinen Raſenplatze, der ſich zwiſchen der Heerſtraße und dem Kirchhofe befindet, ein roh behauener Stein von ziemlicher Größe. Von dieſem wird Folgendes erzählt.

Zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges hat an dieſer Stelle ein Bauer aus Edemiſſen einen Franzoſen erſchlagen und beigegraben. Der Franzoſe hatte den Bauern flehentlich gebeten ihn leben zu laſſen, denn er habe zu Hauſe Weib und Kinder; doch dieſer hat kein Erbarmen gehabt. Die Leiche des Erſchlagenen ſtreckte aber die Hand aus dem Grabe heraus, und ſo oft man auch Erde darauf warf und ſie ſo bedeckte, ſo ſtand ſie doch am andern Morgen wieder aus der Erde heraus. Da ſetzten endlich die Leute dieſen Stein darauf, und ſeitdem kann die Hand nicht wieder aus der Erde hervorkommen.

55.

Die feindlichen Brüder.

Dicht vor Stöckheim, an der linken Seite des Weges, der von Drüber her zum Dorfe führt, ſtehen zwei hohe Feldſteine, welche ſich 4—5 Fuß über den Boden erheben. Auf beiden iſt ein Pflugrad, Pflugeiſen und ein Pflugſtock (rüe) eingegraben. Ein dritter iſt in den Boden verſunken, ſo daß nur noch ein

kleiner Theil emporragt. An dieſe Steine knüpft ſich folgende Ueberlieferung.

Zwei Brüder, ein jeder von einem Knechte begleitet, treffen ſich hier beim Pflügen, gerathen miteinander in Streit und erſchlagen ſich alle vier mit den Pfluggeräthen. Hier liegen ſie begraben. Der eine hatte geſagt, wer von ihnen Unrecht hätte, deſſen Grabſtein ſolle ſinken, und ſo ſind auch zwei Grabſteine geſunken, die beiden anderen aber ſtehen noch. Man hat verſucht den einen geſunkenen Stein wieder zu heben und aufzuſtellen, aber er iſt wieder in die Erde geſunken.

56.

Beſtrafung des Felddiebſtahls.

Es ſtehn in verſchiedenen Feldmarken der Fürſtenthümer Göttingen und Grubenhagen und darüber hinaus Steine, an denen ein Pflugrad oder eine Pflugſchar eingehauen iſt oder ſein ſoll. Von dieſen Steinen geht die Sage, daß darunter ein Mann begraben liege, dem an der Stelle dafür, daß er einen im Felde ſtehenden Pflug beſtohlen (das Eiſen davon genommen hatte), der Kopf abgepflügt wurde. Dem Frevler, der dieſe Strafe erleiden ſollte, ward vorher ein Lager in der Erde bereitet und dann der Pflug ſo über ihn weggeführt, daß ihm das Eiſen den Kopf abſchnitt.

Ein Stein dieſer Art ſteht nahe bei dem Dorfe Diemarden an dem Wege nach Reinhauſen. Dann noch in folgenden Gegenden: bei dem Dorfe Hullerſen im Amte Einbeck »unter der Linde«; bei dem Dorfe Eilenſen hart an der Straße, die von Einbeck nach Daſſel führt; bei dem Dorfe Amelſen im kleinen Anger, auf welchem das Pflugrad noch deutlich zu erkennen iſt, und auf dem Kreuzplatze bei Oldendorf. Der Mann, welcher an dieſer Stelle todt gepflügt wurde, geht dort noch jetzt in ganz ſchwarzer Geſtalt um.

Zwei ſolche Steine ſtehn bei Lüthorſt, unter denen zwei Männer begraben liegen, welche Ackergeräthe aus dem Felde geſtohlen hatten; zwei andere an der entgegengeſetzten Seite des Dorfes, da wo der Weg nach Wangelſtedt führt. Einſt hatte ein Mann aus Lüthorſt einen dieſer Steine weggeholt, um ihn

zu einer Treppe vor seinem Hause zu benutzen. Da erhob sich in jeder Nacht in dem Hause ein so starkes Gepolter, daß die Menschen es nicht mehr darin aushalten konnten. Dieses dauerte so lange fort, bis der Stein wieder an seine Stelle gebracht war.

Auch im Pinkler Felde der Einbecker Feldmark bei »Gerken Brunnen« nicht weit von der Linde, an der Stelle, welche man up Sünte Jaust nennt, befinden sich zwei solche Steine. Unter einem derselben (nach andern unter beiden) soll ein Mann begraben sein, dem der Kopf abgepflügt wurde, weil er einen Pflug aus dem Felde gestohlen hatte. Um die Jahreszeit, wo er die Strafe erlitt, geht er noch immer ohne Kopf um den Stein herum. Einige meinen, er habe deshalb keine Ruhe, weil sich später herausstellte, daß er unschuldig war.

Endlich stehn noch bei dem Dorfe Meensen links am Wege, der nach Münden führt, zwei Feldsteine, auf denen ein Rad eingegraben ist. Unter dem einen liegt ein Mann begraben, dem der Kopf abgepflügt wurde, weil er einen Grenzstein verrückt hatte.

57.

Der Kirchenräuber.

Etwa in der Mitte des Weges zwischen Lüthorst und Hunnesrück steht eine Gruppe Weidenbäume. Hier liegt ein Mann, der eine Kirche beraubt hatte, begraben; er kann aber im Grabe noch immer keine Ruhe finden. Nachts sieht man ihn an dieser Stelle mit glühenden Augen, wie er sich mit seinen Händen ein Grab wühlt. Ist er damit fertig, so wirft er sich hinein. Am nächsten Tage aber wird das Grab jedes Mal wieder zerwühlt, und er muß sein Werk immer wieder von Neuem beginnen.

58.

Das Denkmal auf dem Donnersberge.

Bei dem Kloster Derneburg im Fürstenthum Hildesheim liegt der sog. Donnersberg. Auf diesem Berge befindet sich ein Denk-

mal von weißem Stein (Marmor), worauf eine Nonne abgebildet ist, die auf jeder Seite einen Pater neben sich hat.

Einer Nonne im Kloster, die gesündigt hatte, träumt in der Nacht, sie würde auf der Höhe des Berges, der nachher den Namen Donnersberg erhielt, vom Blitze erschlagen. Der Traum wiederholte sich ihr in der zweiten und eben so auch in der dritten Nacht; zugleich hatte ein schweres Gewitter schon drei Tage über dem Kloster gehalten. Sie theilt nun ihren Traum den anderen Nonnen mit, die sie darauf auf den bezeichneten Berg führen lassen, indem zwei Pater sie in ihre Mitte nehmen. Kaum ist sie auf der Höhe angekommen, so entladet sich auch das Gewitter; ein furchtbarer Blitzstrahl fährt hernieder und erschlägt die Nonne.

59.

Der Nonnenberg bei Wiebrechtshausen.

Bei Wiebrechtshausen ist der so genannte Nonnenberg. An diesen Nonnenberg knüpft sich die folgende Sage. Ueber dem Nonnenkloster steht einst drei Tage lang ein Gewitter. Die Aebtissin weiß sich dies gar nicht zu erklären und vermutet zuletzt, daß unter ihren Nonnen eine sei, die schwer gesündigt habe. Sie läßt daher alle Nonnen beichten und eine gesteht auch eine schwere Schuld ein. Diese wird nun von der Aebtissin verurtheilt auf den Berg zu gehn, über welchem das Gewitter vorzugsweise hält, dort Gott ihre Sünde zu gestehen und ihm Abbitte zu thun. Die Nonne thut, wie ihr befohlen ist; da aber entladet sich das Gewitter, erschlägt die Nonne und schlägt sie tief in den Berg hinein. Die dadurch entstandene Vertiefung ist noch zu sehen, und alle Versuche dieselbe auszufüllen sind bis jetzt vergeblich gewesen.

60.

Der Kuhstein.

Im Edesheimer Felde, an dem Wege von Imbshausen nach Hohenstedt, zwischen der Hohenstedter »Dene« und dem Edesheis-

mer Bruche ſtand früher ein „alter, grauer, mit Moos bewachſe-
ner“ Stein von etwa 4 Fuß Höhe und 2 Fuß im Durchmeſſer,
der Kuhſtein genannt, der ſeinen Namen daher bekommen haben
ſoll, daß die Kühe ſich an ihm zu reiben pflegten. Das um
denſelben liegende Feld heißt noch „bei dem Kuhſteine“, obgleich
der Stein ſelbſt vor einigen Jahren weg gekommen iſt, ohne daß
man weiß, wohin er geſtoben und geflogen iſt. — Von dieſem
Kuhſteine wird Folgendes erzählt:

1. Einſt jätete eine Frau aus Edesheim in ihrem Flachſe.
Schon war ſie faſt damit fertig und hatte nur noch ein kleines
Stück zu jäten, als ſie von einem heftigen Gewitter überraſcht
wurde. Trotz dem war ſie entſchloſſen nicht eher fort zu gehn,
als bis ſie das Stück Land ganz ausgejätet hätte. Sie ſprach
dieſen Entſchluß in den vermeſſenen Worten aus: ſie wolle nicht
eher fort gehn, und ſollte ſie auch in einen Stein verwandelt
werden. Darauf that ſie, um nicht zu ſehr durchnäßt zu werden,
einen Mantel um und gebot ihrer Tochter, die bei ihr war, nach
Hauſe zu gehn. Kaum hatte dieſe den Rückweg angetreten, als
ſie hinter ſich einen gewaltigen Donnerſchlag hörte; ſie ſah ſich
um und bemerkte an der Stelle, wo ſie ihre Mutter verlaſſen
hätte, ſtatt derſelben dieſen Stein.

2. In Hohnſtedt war früher ein kleiner adelicher Hof, der
vor längeren Jahren verkauft iſt. Auf dieſem Hofe diente einſt
eine Magd, die hatte, — wie es denn in der Gegend überall
Sitte iſt, daß die Knechte und die Mägde Lein geſäet bekommen
— hinter der Dene ihren Lein geſäet bekommen. Der Herr war
aber ſo ſchlimm, daß er an den Werkeltagen ſeinen Mägden die
Zeit nicht gönnte eine Stunde an ihrem Flachſe zu arbeiten; das
muſten ſie des Sonntags nebenbei verrichten. Als nun der
Flachs ſo weit war, daß er gejätet werden muſte, ſprach das
Mädchen: mein Herr gönnt mir an den Werkeltagen die Zeit
nicht, daß ich meinen Flachs ausjäte, ſo will ich nur am Sonn-
tage hingehn und ihn ausjäten, ſo iſt er fertig; iſt es dann
Sünde, ſo hat es mein Herr zu verantworten. Als es nun
wieder Sonntag geworden war, ging das Mädchen Morgens ganz
früh hin und fing an zu jäten. Als es nun bald damit fertig war,
kommt ein furchtbares Gewitter. Es fängt an zu blitzen, zu don-
nern und zu regnen, als wenn die Erde vergehn ſollte. Da ſpricht
das Mädchen: donnere und regne du nur zu; ich gehe doch nicht

eher von hier weg, als bis ich fertig bin, und sollte ich zu einem Steine werden. Kaum aber hat sie diese Worte ausgesprochen, so kommt ein Blitz und ein Schlag und verwandelt das Mädchen in einen Stein, der an derselben Stelle stehen geblieben ist und den Namen Kubstein erhalten hat. An dem Steine ist eine Frauengestalt abgebildet gewesen, und wenn einer mit einer stumpfen Barte oder mit einem stumpfen Beile hineingehauen hat, so soll er geblutet haben. Das haben die Alten oft erzählt.

61.

Während eines Gewitters soll man nicht essen.

Auf dem Wege von Wulften nach Osterode, in der Nähe des kleinen Dorfes Uehrde, ist auf einem Anger ein Feldstein aufgerichtet, der die Stelle bezeichnet, wo ein Schäfer vom Blitze erschlagen wurde. An diesen Stein knüpft sich folgende Ueberlieferung. Zwei Schäfer hüteten hier ihre Heerden, als ein furchtbares Gewitter heraufzog. Der eine schlief gerade, der andere aber, welcher eben aß, ließ sich durch das Gewitter darin nicht stören. Da ließ sich plötzlich von oben herab eine Stimme hören, die sprach: den Schlafenden laß schlafen, den Fressenden schlag todt. Kaum waren die Worte gesprochen, als auch ein Blitzstrahl niederfuhr und den Essenden erschlug; der Schlafende aber blieb am Leben.

62.

Der Schäferstein.

Auf dem Wege von Adelebsen nach Uslar liegt auf dem Schäferberge der sog. Schäferstein, ein großer Feldstein.

Ein junger Schäfer weidete immer am Fuße des Berges seine Heerde und verliebte sich bei dieser Gelegenheit in eine schöne Müllerstochter. Er erklärte ihr seine Liebe und begehrte sie zur Frau. Doch sie blieb spröde und wies seine Bewerburg stets ab. Endlich erklärte sie, wenn er einen großen Stein, der unten im Thale lag, den Berg hinauf wälzen würde, dann wolle sie seine Frau werden. Der Schäfer machte sich daran und wälzte

wirklich den Stein den Berg hinauf; als er ihn aber auf die Höhe des Berges geschafft hatte, sank er todt nieder. Der Stein, den er hinaufgewälzt hat, ist der Schäferstein.

63.

Der Kellerstein.

Auf dem Wege von Adelebsen nach Lödingsen befindet sich der Kellerstein. Bevor die Heerstraße gebaut war, lagen hier drei große Steinblöcke. Wer sich Abends in der Dämmerung auf einen dieser Steine setzte, um zu ruhen, war jedesmal, wenn er wieder aufstand, mit dem Steine eine ziemlich weite Strecke zur Seite gerückt, ohne daß er es gemerkt hatte. Am andern Morgen lag der Stein immer wieder an seiner alten Stelle.

64.

Der Stein bei Sudheim.

Wenn man bei Sudheim von der Heerstraße links nach dem Dorfe Hillerse abgeht, so kommt man auf den sog. Hilleschen Bek, einen mit Weiden bepflanzten und von einem kleinen Bache durchschnittenen Anger. Gleich vorn an der ersten Weide sieht man noch in gleicher Fläche mit dem Boden die Reste eines Sandsteins, der sich früher fast in Mannes Höhe aus der Erde erhob. Auf diesem Steine war das Bild eines Mädchens ausgehauen, und darin waren zwei Löcher Fußstapfen ähnlich.

Ein Mädchen war angeklagt ihr eigenes Kind umgebracht zu haben, aber sie war unschuldig. Daher sagte sie, als sie vor den Richtern stand, auf einen da liegenden Sandstein hindeutend, sie wäre so gewiß unschuldig, wie sie durch diesen Stein hindurchtreten würde, als wenn es Butter wäre. Mit diesen Worten trat sie auf den Stein und mit beiden Füßen auch sogleich hindurch. So wurde sie frei gesprochen und der Stein, mit ihrem Bilde versehen, an diese Stelle geschafft und da aufgerichtet. Er ist aber allmählich ganz verschwunden, weil die Leute immer Stücke davon schlugen, indem der Glaube im Volke herrschte, daß ein Stückchen von diesem Steine gegen mancherlei Krankheiten, wie gegen Gicht und Fallende Sucht, äußerst wirksam sei.

65.

Stein wird weich.

Zwei Könige führen mit einander Krieg, der eine iſt dem andern weit überlegen an Macht, da ſein Land viel größer und ſein »Volk« (d. h. Heer) viel zahlreicher iſt. Ermüdet vom Kampfe und voll der größten Beſorgnis wegen des Ausgangs der am nächſten Tage bevorſtehenden neuen Schlacht, legt ſich der ſchwächere König Abends auf ſein Lager, welches auf dem Boden für ihn bereitet iſt, und gibt ſich ganz ſeinen trüben Gedanken hin. Er betet zu Gott und bittet dieſen ihm den Sieg zu verleihen. Endlich ſchläft er ein. Da träumt ihm, eben ſo gewis, wie ſein Pferd in den Stein hinein träte, als wäre es Butter, und ſein Schwert einſchneiden würde in den Felſen, eben ſo gewis würde er mit ſeinem kleinen Heere über des Feindes Uebermacht ſiegen. Sein kleines Hündchen, ein Spitz, der neben ihm liegt, weckt ihn am frühen Morgen, und mit frohem Muthe beſteigt er ſein Pferd. Wie er dahin ſprengt, kommt er auf eine Felsplatte, und ſiehe! des Pferdes vier Hufe drücken ſich tief in den Stein ein, ſo daß die Abdrücke der Hufe noch jetzt deutlich zu ſehen ſind. Darauf nimmt er auch ſein Schwert und ſchlägt damit auf den Felſen, und auch das Schwert dringt in den Felſen ein und läßt eine tiefe Kerbe darin zurück. Als es nun zur Schlacht kam, gewann er den vollſtändigſten Sieg.

66.

Der Räuber bei Oldershauſen.

In der Nähe von Oldershauſen wohnte ein Räuber in einem Felſen, der einen verborgenen Eingang hatte. Von dieſem Felſen lief ein Draht quer über den Weg hin zu einer Quelle, um die er ſo gelegt war, daß ein Wanderer, der aus der Quelle trinken wollte, ſich jeden Falls darauf ſetzen muſte. Wurde auf dieſe Weiſe der Draht berührt, ſo ſetzte er eine Glocke in Bewegung, die dem Räuber von der Nähe des Reiſenden Kunde gab. So oft ſich nun die Glocke bewegte, kam der Räuber aus dem Felſen hervor und ermordete den Reiſenden, wenn er Geld und Gut bei ſich hatte; hatte dieſer nichts bei ſich, ſo ließ er ihm

zwar das Leben, nöthigte ihm aber einen Eid ab, daß er ihn nicht verrathen wollte. Schon lange hatte der Räuber ſein Unweſen getrieben und ſchon zehn Menſchen gemordet, als ihm einſt träumte, der Böſe ſtehe vor ihm und kündige ihm an, noch zehn Jahre würde er leben, dann aber werde er kommen und ihn für ſeine vielen Verbrechen mit ſich nehmen. In jeder folgenden Nacht erſchien ihm der Böſe wieder, hielt ihm alle ſeine Schandthaten vor und rechnete ihm dann vor, wie viele Tage und Stunden er noch zu leben habe; er ſchilderte zugleich die Marter, die er zur Vergeltung würde auszuſtehen haben. Als nun die zehn Jahre um waren, zerbarſt der Felſen in große Stücke, die weit umher flogen; der Räuber aber ward von dem Böſen entführt und ſitzt in der Hölle bei ungeheueren Schätzen auf einem glühenden Kohlenbecken. Sobald er etwas berührt, wird es zu Feuer und brennt. In jedem zehnten Jahre darf der Räuber in der Nacht, wo ihn der Böſe entführt hat, um die Zeit der Geiſterſtunde einmal zu dem Felſen zurückkehren und muß dann dem erſten Reiſenden, der da vorbei kommt, jedes Mal den zehnten Theil ſeiner geraubten Schätze geben; die Menge der Schätze bleibt ſich aber darum doch gleich, weil das davon genommene ſich von ſelbſt wieder erſetzt. Ein unſchuldiger Jüngling, der in dieſer Nacht vorbei kommt, kann ihm, wenn er ſich freiwillig dazu verſteht, drei der Leidensjahre abnehmen, die jener in der Hölle zubringen muß. Während der drei Jahre, welche der Jüngling in der Hölle verlebt, darf er ſich weder waſchen noch kämmen, ſich den Bart nicht abnehmen und die Nägel nicht ſchneiden, dazu kein Vaterunſer beten. Dann erhält er nach Ablauf dieſer Zeit ungeheuere Schätze, die aber nicht die geraubten ſind und die er in der letzten Nacht noch »löſen« muß. Wohl aber darf er in den drei Jahren arme Leute für ſich ein Vaterunſer beten laſſen; doch muß er dies gleichſam erkaufen, indem er den Armen Schätze giebt, über die er in drei Nächten des Jahres frei verfügen kann. Betet er ſelbſt in der Zeit nur ein einziges Vaterunſer, ſo muß er die ganze dem Räuber beſtimmte Zeit von zehn Jahren in der Hölle abbüßen, der Räuber aber iſt erlöſt und braucht nicht mehr auf die Erde zurückzukehren. Hält er gar die drei Jahre nicht aus, ſo iſt er ſelbſt dem Teufel verfallen, und des Räubers Leidenszeit beginnt wieder von vorn.

67.

Der Seckelnborger.

Bei Mandelbeck, in der Mandelbecker Forſt, ſollen die Ruinen der Seckelnborg (Sichelburg) liegen. Auf ihr wohnte der Seckelnborger, ein Raubritter. Nach andern war er ein Räuber, der in dem genannten Walde, welcher ihm gehörte, in einer Felshöhle oder in einer Grube hauſte. Dieſer Seckelnborger war ſehr grauſam. Allen Menſchen, die in ſeine Hände fielen, ſelbſt den armen Leuten, die ſich aus dem Walde Holz holten, ſchnitt er mit einer Sichel den Kopf ab. Er ſoll ſelbſt den Frauen die Brüſte abgeſchnitten haben.

Der Seckelnborger hatte, um ſeine Verfolger zu täuſchen, die Hufeiſen verkehrt unterſchlagen laſſen; deshalb konnte er, ſo ſehr man ihm auch wegen ſeiner vielen und großen Unthaten nachſtellte, niemals erhaſcht werden. Einſt war man ihm aber doch auf die Spur gekommen und verfolgte ihn hitzig; er aber ſprengte in der Richtung von Oſterode fort. Als er nun auf ſeiner Flucht auf den Berg bei Oſterode gekommen war, welcher Höwesthal (Höwesdal) heißt, wickelte er ſeinem Pferde den Mantel um den Kopf, ſprengte hinab in die Tiefe und ward zerſchmettert.

Der Leichnam wurde nach Mandelbeck gebracht; aber weil er ſo gottlos geweſen war, wollte man ihn in keinem Orte auf dem Kirchhofe begraben laſſen. Die Bewohner von Langen-Holtenſen und von Denkershauſen weigerten ſich des; die letztern wollten nicht einmal zugeben, daß die Leiche durch ihren Ort gefahren würde. Das ließen die Lagershäuſer doch wenigſtens zu. Endlich wurde er in Wiebrechtshauſen unter der Dachtraufe der dortigen Kirche begraben. Dafür fiel die Mandelbecker Forſt, welche ihm gehört hatte, dem Kloſter Wiebrechtshauſen zu. Die Lagershäuſer erhielten dafür, daß ſie die Leiche durch ihr Dorf hatten fahren laſſen, die Berechtigung in der Mandelbecker Forſt Abfallholz leſen zu dürfen. Der Pfarrer von Edesheim, welcher dem Seckelnborger »den Leichentert gehalten«, bekam von dieſer Zeit an jährlich acht Klafter Holz, welche auch bis auf den heutigen Tag dem jedesmaligen Paſtor von Edesheim geliefert werden. Noch jetzt zeigt man den Grabſtein des Seckelnborgers, auf dem eine menſchliche Figur abgebildet iſt, welche eine Sichel um den Hals hat.

68.

Hans von Eisdorf.

Bei Eisdorf liegt eine Felshöhle. In dieser hauste vor Zeiten ein Räuber, mit Namen Hans von Eisdorf, der dadurch allen Nachforschungen entging, daß er seinem Pferde die Hufeisen verkehrt hatte aufschlagen lassen, wodurch seine Verfolger immer auf eine falsche Spur geleitet wurden. Einst erblickten ihn aber mehrere Bewohner von Eisdorf, als er im Begriff war nach der Höhle zurückzukehren, und setzten ihm nach. Um ihnen zu entkommen, spornte er sein Pferd und eilte rasch davon, bis er an einen steilen Felsabhang kam. Hier glaubten ihn seine Verfolger schon sicher zu haben, aber er sprengte den hohen Abhang hinunter. Das Pferd stürzte zerschmettert in die Tiefe; ihn selbst aber faßte der Wind unter den Mantel und trug ihn unverletzt in den Wald. Seit der Zeit hat man nichts wieder von ihm gehört.

Der Abhang, von dem der Räuber mit seinem Pferde herab sprengte, ist nach einigen die steile Felswand bei dem kleinen Dorfe Katzenstein, welches eine gute halbe Stunde von Osterode entfernt liegt.

Nach andern hat Hans von Eisdorf in dem Klinkerbrunnen gehaust. Das ist eine Kalksteinhöhle bei Schwiegershausen, ungefähr zehn Minuten von der Felsenhöhle entfernt, die der tröpfelnde Sinter mit einem unaufhörlichen heimlichen Geräusch erfüllt. An dieser Stelle ist er auch hingerichtet und sein Leichnam in Stücke gehauen, die an verschiedenen Stellen begraben sind. In der Geisterstunde treibt er bei der Höhle noch sein Wesen. Er sucht die Stücke seines Körpers wieder auf und ist einigen als ein schnell vorüberstreichendes Licht, andern als ein Mann ohne Kopf und Arme erschienen. Wer Nachts des Weges kommt, den erfaßt ein geheimes Grauen. Die ganze Höhle soll mit gebannten Geistern angefüllt sein.

69.

Die Lippoldshöhle bei Brunkensen.

Etwa eine Stunde westlich von Alfeld, bei dem Dorfe Brunkensen, liegt die sog. Lippoldshöhle. Will man nicht durch den

Schornſtein (eine Spalte in dem Felſen) hinunter ſteigen, ſo kann man nur mit Hülfe einer Laterne hinein gelangen. Unten in der Höhle befindet ſich die Küche und der Pferdeſtall, darüber ſind mehrere Zimmer geweſen. Hier hat vor Zeiten, einige ſagen im 17. Jahrhundert, ein blutdürſtiger Räuber Namens Lippold gehauſt. Um nicht ſo leicht entdeckt zu werden, hatte er ſeinem Pferde die Hufeiſen verkehrt untergeſchlagen. Damit aber niemand unbemerkt an der Höhle vorbeigehen könnte, hatte er auf allen Wegen, welche vorbeiführten, Drahtzüge angebracht, die mit einem Glöckchen in der Höhle in Verbindung ſtanden; ging nun einer vorüber und ſtieß mit dem Fuß an den Draht, ſo klingelte alsbald das Glöckchen und zeigte ſo die Nähe eines Menſchen an. Alsbald kam der Räuber aus ſeiner Höhle hervor, ſchoß die Menſchen nieder und beraubte ſie. Einſt gingen drei junge Mädchen aus Alfeld [auf dem ſog. Weinberge] ſpazieren und wurden von dem Räuber überfallen; zweien von ihnen gelang es noch zu entkommen, die dritte wurde aber gefangen. Der Räuber brachte ſie in ſeine Höhle und zwang ſie unter Androhung des Todes ihm einen furchtbaren Eid zu ſchwören, daß ſie ihn nicht verlaſſen und keinem Menſchen etwas von ihm ſagen wolle, weder daß er ſie entführt habe, noch wo er hauſe. So blieb ſie bei ihm in der Höhle. Kam er von ſeinen Raubzügen nach Hauſe, ſo legte er den Kopf auf ihren Schoß und ſie mußte ihn dann ſo lange krauen (lauſen), bis er einſchlief. So ſchlief er täglich auf ihrem Schoße ſeinen Rauſch aus, denn er war dem Trunke ſehr ergeben. Als ſie ſchon lange bei dem Räuber in der Höhle gelebt hatte, war gerade in Alfeld Markt, und ſie wünſchte ſehnlich einmal dahin zu gehen. Sie bat ihn alſo ihr dieß zu erlauben; erſt weigerte er ſich, doch zuletzt erlaubte er es. In Alfeld angekommen, wollte ſie gern einem ihr Leid klagen: da ſie aber geſchworen hatte keinem Menſchen ihr Schickſal zu erzählen, ſo kniete ſie auf dem Markte bei einem Steine vor dem Rathhauſe nieder und klagte dem ihr Leid. Der Stein wurde, als er dieß gehört hatte, alsbald ganz blau. Weiter erzählte ſie noch, wenn man ſie befreien wolle, ſo müſſe man gerade im Mittage zur Höhle kommen, wo ſie den Räuber krauen müſſe und er auf ihrem Schoße ſchlafe; man möchte nur ein langes Seil mitbringen und durch den Schornſtein herablaſſen, dieſes wolle ſie ihm dann um den Hals ſchlingen, worauf man ihn heraufziehen

könnte. Darauf ging ſie wieder zurück zu ihrer Höhle. Es hatten aber auch Menſchen ihre Klage gehört, und nun beeilten ſich die Alfelder ſie zu retten. Eines Mittags gingen alſo mehrere Leute hin zur Höhle; ſie hatten ein Seil mitgenommen und ließen daſſelbe durch den Schornſtein herunter. Während nun der Räuber feſt ſchlief, ſchlang ihm das Mädchen das Seil um den Hals; doch erwachte er zu früh, und indem die oben ihn heraufziehen wollten, faßte er noch das Mädchen und riß ihr die eine Bruſt ab. Allein dem Seile vermochte er nicht zu entrinnen und ward ſo erdroſſelt.

Aus einer andern Erzählung verdient noch Folgendes mitgetheilt zu werden:

Der Räuber ſoll ein Graf Lippold von Wrisberg geweſen ſein, der mit einem Waffenknechte in der Höhle hauſte. Er überfiel ein Brautpaar aus Alfeld, welches am Hochzeitstage auf dem nahe gelegenen ſogenannten Weinberge luſtwandelte und ſich dabei von den Gäſten zu weit entfernt hatte. Der Bräutigam, ein Schmied, ward niedergeworfen, gebunden und blieb ſo auf der Erde liegen; die Braut aber ward von dem Räuber in die Höhle gebracht, und niemand wuſte wo ſie geblieben war. Einſt benutzte ſie die Abweſenheit des Räubers um nach Alfeld zu gehn, und klagte dem Steine auf dem Markte, der noch der blaue Stein heißt, ihr Leid. Auf der andern Seite deſſelben war ein Pfaffe, der Alles mit anhörte und es dem Schmiede wieder erzählte. Dieſem gelang es dann ſpäter mit ſeiner Frau zuſammen zu treffen, wobei er mit ihr verabredete den Räuber auf die angegebene Weiſe zu tödten.

70.

Die Entſtehung des Seeburger Sees.

Da wo jetzt der Seeburger See ſich ausbreitet, hat vor Zeiten ein ſtattliches Schloß geſtanden, welches ein breiter und fiſchreicher Graben umfloß, über den eine Zugbrücke führte. Das Schloß und viele Ländereien ringsum gehörten einem Grafen Namens Iſang. Dieſer führte einen ſchändlichen und gottloſen Wandel; er raubte ſchöne Jungfrauen, zwang ſie zu ſeinem Willen und ſchickte ſie dann nach einigen Tagen wieder aus dem

Schloſſe fort. Auch die übrigen Bewohner des Schloſſes waren eben ſo ruchlos und ſchlecht, wie der Graf ſelbſt. Der Graf hatte, ohne daß er darum wuſte, eine Schweſter, die im Kloſter zu Lindau lebte; wohl aber wuſte ſie, daß der Graf ihr Bruder ſei. Dieſe holte er nun mit ſeinen Leuten gewaltſam aus dem Kloſter und brachte ſie auf ſein Schloß, wo ſie ſeiner ſchnöden Luſt dienen ſollte. Doch Gott verwirrte ſeinen Geiſt, ſo daß er ihr nichts zu Leide zu thun vermochte. Seine Schweſter aber flehte zu Gott, daß er alle Thiere der Welt von den Schandthaten ihres Bruders erzählen laſſen möchte. Da begab es ſich, daß in dem Schloßgraben ein weißer Aal gefangen wurde, den der Koch für den Grafen zubereiten muſte. Als der Graf den Aal gegeſſen hatte, verſtand er den Hahnenſchrei und hörte, wie dieſer rief: Graf Jſang, eile, deine Burg geht unter; und dann wieder: willſt Du dein Leben retten, ſo ſetze Dich auf dein ſchnellſtes Roß. Als der Hahn das erſte Mal rief, achtete der Graf der Warnung noch nicht, als jener aber zum zweiten Male warnte und immerfort rief: eile, eile, eile! da ſattelte er eiligſt ſein beſtes Roß, warf ſich darauf und wollte fort ſprengen. In demſelben Augenblick aber faßte der Diener, welcher den Aal aufgetragen und, weil er heimlich ein Stück davon gegeſſen, ebenfalls den Hahnenruf verſtanden hatte, das Pferd am Schwanze, um ſich ſo mit zu retten. Doch der Graf hieb ihm mit ſeinem Schwerte beide Arme ab und ſo muſte er zurückbleiben. Dann ſprengte er fort, während der Hahn krähte: ſieh dich nicht um, ſonſt kommſt du um, und entkam ſo allein dem Verderben. Als er bei Berenshauſen die Höhe des Meelenberges hinanritt, fühlte er den Boden unter ſich wanken (schuddern): erſt eben auf der Höhe wagte er es ſich umzuſchauen und ſah nun, wie eben die Spitze des Schloſſes verſank. Von da wandte er ſich nach Gieboldehauſen, woſelbſt er bedeutende Beſitzungen hatte, und führte fortan ein gottſeliges Leben. Die acht Hufen Landes, welche er vor Seeburg gehabt hatte, beſtimmte er den Armen in der Weiſe, daß von einem Morgen im Winterfelde zwei Scheffel Roggen, im Sommerfelde zwei Scheffel Hafer, im Brachfelde aber nichts gegeben werden ſolle. Zugleich hatte er erklärt, „wer auf das Land mehr ſetze“, mit dem werde er am jüngſten Tage zu Gerichte gehen. Dennoch müſſen die Leute jetzt vom Morgen fünf Scheffel geben. Jene acht Hufen heißen Koland (Kaland?) und

von dem Ertrage derſelben, der zum Theil an die Schule in Heiligenſtadt fällt, zum Theil mehreren Geiſtlichen zukommt, wird auch die Vergütung für die Gebete bezahlt, die noch alle vier Wochen für des Grafen Seele gehalten werden.

71.

Der Süß bei Herzberg.

1. An der Stelle dieſes großen Teiches, welcher öſtlich von Herzberg liegt, hat früher ein ſchönes Schloß geſtanden, welches aber mit Mann und Maus verſunken iſt. Dieſes Verſinken war die Strafe für einen großen Frevel. Einſt kam nemlich ein Fremder hungerig und ganz ermüdet ins Schloß und bat um Aufnahme und Speiſe, doch er ward mit Hohn abgewieſen. Die Beſitzerin des Schloſſes, eine Gräfin, ging ſogar ſoweit, daß ſie ihm Brot mit Koth beſtrichen reichen ließ. Da fluchte der Fremde dem Schloſſe und rief des Himmels Zorn auf daſſelbe herab. Der Fluch ging in Erfüllung und das Schloß verſank. Zu beſtimmten Zeiten können noch die Sonntagskinder in der Tiefe die Zinnen des Schloſſes ſehen. Ein Waſſertaucher (wäterdüker) iſt zweimal hinabgeſtiegen und hat jedesmal Sachen aus dem Schloſſe mit heraufgebracht. Doch als er zum dritten Male unter Verheißung eines großen Lohnes hinabſteigen ſollte, um eine beſtimmte Sache heraufzuholen, erklärte er ſich zwar endlich dazu bereit, fügte aber hinzu, wenn es mislänge, ſo würde ihm der Hals umgedreht werden und dann ein blutiger Streif auf der Oberfläche des Waſſers ſichtbar werden. Er kam nicht zurück, und es zeigte ſich, wie er es vorhergeſagt hatte, ein Blutſtreif wie ein Reif auf dem Waſſer.

2. An der Stelle des Teiches war vor Zeiten nur ein kleiner Sumpf. Die Bewohner von Herzberg forderten einſt einen Waſſertaucher auf in den Sumpf hinabzuſteigen und zuzuſehn, ob es wahr ſei, daß ganz Herzberg auf einem Pfale ſtehe. Der Waſſertaucher verſtand ſich gegen das Verſprechen einer anſehnlichen Belohnung dazu, ſagte ihnen aber, wenn er hinabgeſtiegen ſei und es kämen drei Blutstropfen auf der Oberfläche des Waſſers zum Vorſchein, dann werde er nicht wieder zurück kehren, und alle ſollten machen, daß ſie davon kämen. Als er in die

Tiefe gegangen war, wartete die verſammelte Menge lange auf ſeine Wiederkunft, bis endlich nach einer Stunde die drei Blutstropfen auf dem Waſſer ſichtbar wurden. Da gingen die alten Leute nach dem Rathe des Tauchers ſchnell davon; die jungen lachten aber über ihre Thorheit und wollten abwarten, was weiter geſchähe. Plötzlich entſtand ein großes Geräuſch und rings um den Sumpf ſank die Erde ein mit allen, die dort ſtehn geblieben waren. Die Tiefe aber füllte ſich mit Waſſer und ſo entſtand der Süß. — Man glaubt, unten im Teiche ſei eine Drache geweſen, welcher den Taucher getödtet habe.

72.

Das Erdloch bei Elveſe.

Auf einer Wieſe bei Elveſe, nicht weit von der Heerſtraße, die nach Nörten führt, befindet ſich ein tiefes mit Waſſer angefülltes Loch, welches für unergründlich gilt und dem ſich keiner gern nähert. Es führt den Namen „Runden Theils Brunnen.“ Einſt hüteten Jungen an einem Sonnabend auf dieſer Wieſe die Pferde und bekamen Luſt die Tiefe des Loches auszumeſſen. Zu dem Ende nahmen ſie von ihren Pferden die Halftern (halteren) und banden dieſelben an einander, unten befeſtigten ſie einen Stein daran. Als nun einer der Jungen dieſe in das Loch hineinhielt, wurden ſie ihm dicht vor dem Finger von einer unſichtbaren Hand abgeſchnitten, ſo daß ſie alle in das Loch hineinfielen und untergingen. Am Abend mußten nun die Jungen die Pferde ohne Halftern nach Hauſe bringen, was ſchlecht genug ging. Am andern Morgen, es war Sonntag, hingen dieſe in den herum ſtehenden Weidenbäumen ganz zerriſſen und zerfetzt. Kein Menſch weiß, wie ſie aus dem Loche in die Weidenbäume gekommen ſind.

73.

Der Erdpfuhl bei Lüthorſt.

An der Stelle des jetzigen Erdpfuhls (Erpauls) bei Lüthorſt hat früher ein gräfliches Schloß geſtanden. Der Graf hatte ſich

in ein schönes Mädchen aus einem benachbarten Dorfe verliebt und sie verführt, indem er ihr versprochen hatte sie zu heirathen. Später verlobte er sich mit einer Standesgenossin und wollte das Mädchen mit Geld abfinden, was diese jedoch nicht annahm. Als nun am Hochzeitstag der Brautzug in die Kirche gekommen war, und das Brautpaar vor den Altar treten wollte, da sahen sie die frühere Geliebte des Grafen quer vor dem Altare stehen. Der Graf war Anfangs erschrocken, faßte sich aber bald, erklärte das Mädchen für wahnsinnig und befahl sie aus der Kirche heraus zu schleppen. Das Mädchen, welches bis dahin bleich, unbeweglich und sprachlos dagestanden hatte, schien jetzt mit einem Male wie aus einem Traume zu erwachen und sagte: „wenn auch der irdische Richter dich nicht bestraft, so wird doch der himmlische Vater über dich Recht sprechen.“ Mit diesen Worten stürzte sie todt nieder. Gottes Gericht aber trat auf der Stelle ein. Die Erde erdröhnte und spaltete sich zu einem weiten und tiefen Schlunde, worin das Schloß mit allen seinen Bewohnern versank. — Der Schlund ist der Erdpfuhl; er gilt für unergründlich, und das Volk trägt Scheu sich ihm zu nähern.

2. Auf dem Erpaulskampe pflügte ein Bauer am Vormittage eines Sonnabends. Er hatte ein Paar magere und schwache Pferde, und so sehr er diese auch mishandelte, so ging doch die Arbeit nicht schnell von Statten. Als es 1 Uhr Mittags geworden war und es schon läutete, hatte er sein Stück noch nicht umgepflügt, und die Pferde wollten nicht mehr von der Stelle gehn. Da schilt der Bauer, wüthet (wütenlrt) und spricht: das Stück solle herum, und wenn es der Teufel herumbringe. Als er aufblickt, sieht er unten auf dem Grase ein wohlgenährtes schwarzes Pferd gehn. Da spricht er zu dem Jungen, den er als Treiber bei sich hatte, er solle hingehn und das schwarze Pferd einspannen. Dieses kommt ihm schon entgegen und läßt sich willig statt der beiden abgetriebenen Pferde, die ausgespannt wurden, vor den Pflug spannen. Das Pferd zieht mit furchtbarer Gewalt, und bald ist der Acker umgepflügt. Kaum ist dieß vollbracht, so geht das Pferd mit dem Pfluge und dem Bauern, „der nicht vom Pferde kommen kann“, durch eine Hecke und in den Erdpfuhl hinein. Der Junge aber, vor dessen Augen dieß geschehen war, ist nach Lüthorst gegangen und hat davon Meldung gethan. Der Bauer und der Pflug sind nie wieder gesehen.

Andere erzählen die Geſchichte ſo:

Ein Bauer aus Lütherſt pflügt mit einem ganz abgetriebenen Pferde in der Nähe des Erdpfuhls. Als die Betglocke vom nahen Dorfe herüberſchallt, bleibt das Pferd von ſelbſt ſtehen. Der Bauer aber ſpottet und fragt das Pferd: „machſt du Miene zu beten? wir beten nicht, das bringt kein Brot.“ Damit peitſcht er das Pferd von Neuem an und hört nicht eher auf, als bis es todt niederſtürzt. Da flucht er: „ich wollte, daß der Teufel käme!“ Alsbald ſteigt ein ſchwarzes Roß aus dem Boden; willig läßt es ſich von ihm vor den Pflug ſpannen, und er will nun weiter pflügen. Da verdunkelt ſich mit einem Male die Luft und es fängt an furchtbar zu donnern und zu blitzen. Jetzt beſteigt der Bauer das Roß und will ſchnell nach Hauſe reiten, da hört er aber hinter ſich ein ſchallendes Hohngelächter; er ſchaut ſich um und ſieht den Teufel auf dem Pfluge ſitzen. Der ergreift den Zügel des Roſſes und fährt mit dem Bauern und dem Pfluge in den Erdpfuhl hinein.

3. Einſt ſagt ein Mädchen aus Lütherſt, ſie wolle in den Erdpfuhl ſpringen und zum Andenken ihre Pantoffeln da ſtehen laſſen, die Leute möchten nur Acht darauf geben, ob etwas weißes aufs Waſſer käme; geſchähe dieß, ſo ſollten ſie nur ruhig ſtehen bleiben, kämen aber zwei Blutstropfen aufs Waſſer, dann ſollten ſie aufs ſchnellſte davon laufen. Als ſie hineingeſprungen iſt, kommen zwei Blutstropfen auf das Waſſer; da eilen die Leute ſchnell fort bis auf den Teichbrink, wo ſie nicht mehr weiter können. Aus dem Waſſer kommt nun ein Haken ihnen nach, der will ſie ins Waſſer ziehen; allmählich wird aber aus dem Haken ein Hund, das iſt der Teufel geweſen; doch iſt dieſer wieder zurückgelaufen. Dann kommt eine Stimme aus dem Erdpfuhle, die ſagt: unten in der Tiefe wäre eine ſchöne Stube, und darin ein goldener Tiſch und ein goldener Haspel; an dem Tiſche aber ſäße eine weiße Jungfrau, und ein großer Hund wäre mit einer Kette an dem Tiſche „feſtgebannt.“ Ein Menſch, der noch nichts Böſes gethan hätte, ließ ſich die Stimme weiter vernehmen, könne die weiße Jungfrau erlöſen und werde dafür große Schätze bekommen.

4. Da wo jetzt der Erdpfuhl iſt, hat vor Alters eine Kirche geſtanden. Dieſe iſt in die Erde verſunken, und ſo der Pfuhl entſtanden. Noch jetzt befindet ſich in der Tiefe eine goldene

Glocke; sie steht auf einem Tische und unter dem Tische liegt ein großer schwarzer Hund. Weil nun die Rede so geht, kommt ein Taucher (wäterdüker), nimmt Leute aus Lüthorst mit und will die goldene Glocke herauf holen. Die Leute aus Lüthorst sind dem Manne behülflich, machen über dem Erdfalle ein Gewinde und befestigen daran ein langes und starkes Seil. Nun geht der Taucher an dem Seile hinunter, sagt aber vorher, wenn er ziehe, so sollten sie aufwinden. Nachdem er eine Weile unten gewesen ist, zieht er, und sie winden ihn in die Höhe. Als er wieder heraus gekommen ist, erzählt er, daß es unten ganz so sei, wie die Rede gehe; eine goldene Glocke stehe auf einem Tische und ein großer schwarzer Hund liege unter demselben. Er wolle noch einmal hinunter und die Glocke seilen; wenn er sie geseilt hätte, dann wolle er ziehen und sie sollten ihn hinaufwinden, wenn sie aber wänden und er käme nicht wieder herauf, dann wäre er verloren und die Glocke sei nicht zu gewinnen (to redden); in diesem Falle käme Blut aufs Wasser. Sie sollten dann, fügte er hinzu, in Zukunft niemals wieder einen dazu lassen. Als er wieder eine Weile unten gewesen ist, und die Glocke geseilt hat, rührt er das Seil. Jetzt fangen sie an zu winden, aber obgleich viele an der Winde stehen und sich abmühen, so wissen sie doch kaum die Winde herum zu bringen, so schwer ist die Glocke. Auf einmal wird es ganz leicht und sie winden das leere Seil wieder empor. Als sie es heraufgewunden haben, da finden sie etwas Blut daran, und ein Bischen kommt auch aufs Wasser. Der Taucher aber erscheint nicht wieder.

74.

Die Lüthorster Glocke.

1. Auf dem Kirchthurme zu Ellensen hatte man eine Glocke aufgehängt, die nicht getauft war. Als sie nun zum ersten Male geläutet wurde, flog sie fort und in den Erdpfuhl bei Lüthorst. Hier wurde sie später von einer Sau ausgewühlt und auf dem Thurme in Lüthorst aufgehängt.

2. Einst hütete der Sauhirt auf dem Kirchenplatze des zerstörten Dorfes Bedesau, welches innerhalb der jetzigen Lüthorster Feldmark lag. Seine Tochter geht über den Platz und sieht, daß

eine Sau im Boden herumwühlt und daß etwas aus der Erde herausſteht. Sie ſieht wohl, daß es ein Ding iſt, weiß aber nicht, daß es eine Glocke iſt; ſie faßt es an und verſucht es herauszuziehen, es geht aber nicht. Endlich erkennt ſie darin eine Glocke, und da ihr einfällt, daß ſie wegfliegen könne, ſo nimmt ſie ihr Haarband und bindet dieſes in den Glockenring. Der Sauhirt kommt nun auch hinzu, und da er ſieht, daß es eine Glocke iſt, ſchickt er das Mädchen nach Lüthorſt und läßt hinſagen, ſie möchten kommen und beſtimmen, was mit der Glocke gemacht werden ſolle. — Die Lüthorſter waren bis dahin ohne Glocke geweſen. — Dieſe Glocke wurde nun nach Lüthorſt gebracht und im Kirchthurme aufgehängt; es iſt die große Glocke, die dort noch hängt. Davon iſt es eine gemeine Rede in Lüthorſt, die Glocke ſinge: Sü ſand, mäkens härband.

75.

Der Opferteich in Moringen.

1. Der Opferteich in Moringen, deſſen Tiefe nach dem Volksglauben unergründlich iſt, hat ſeinen Namen daher erhalten, weil früher an demſelben geopfert ſein ſoll. Ein daran ſtoßendes Haus heißt das Opferhaus und hat dieſelbe Freiheit von Abgaben, wie der erſte Paſtor in Moringen. In den Teich iſt die Glocke der in der Nähe ſtehenden St. Martini-Kirche geflogen, als deren Pathe geſtorben war. Man hört ihr Geläute noch alle Jahre einmal aus der Tiefe des Teichs herauf ſchallen.

Einſt ſtieg ein Taucher in den Teich hinab, um die Glocke zu ſuchen. Anfangs konnte er ſie nicht finden; endlich entdeckte er ſie, aber ſie war mit Ketten angebunden und wurde von einem hölliſchen Hunde bewacht. Der Taucher iſt zweimal auf dem Grunde geweſen und zweimal glücklich wieder heraufgekommen. Als er aber zum dritten Male hinuntergegangen war, kehrte er nicht wieder zurück, und es ließen ſich Blutstropfen auf der Oberfläche des Waſſers ſehen.

2. Auf dem Thurme der ſog. Todtenkirche im Oberdorfe Moringen haben zwei Glocken gehangen, die nicht getauft waren. Dieſe ſind weggeflogen und in den Opferteich geſunken. Hier werden ſie von zwei weißen Jungfrauen ſo lange bewahrt, bis

einer herabkommt und ihnen Namen giebt. Ein Waſſertaucher, der in einen Korb geſetzt würde, worüber eine Glasglocke wäre, und ſo in den Opferteich hinabgelaſſen würde, könnte ſie heraufholen, wenn er zuvor geſagt hätte, wie ſie heißen ſollen. Bis jetzt iſt aber noch keiner gekommen; darum ſind die Glocken auch noch immer unten auf dem Grunde des Opferteiches.

76.

Der Glockenſumpf bei Grone.

1. Die Glocke im Kirchthurm zu Grone iſt ungetauft geweſen. Da erhebt ſich in der Nacht ein furchtbarer Sturmwind und weht dieſelbe weit weg an die Stelle, welche jetzt der Glockenſumpf einnimmt, wo ſie in die Erde verſinkt. Es ward nachgegraben, aber man konnte die Glocke nicht wiederfinden. Da meldete ſich ein Mann, der bereit war hinabzuſteigen; wenn er die Glocke gefunden hätte, ſo wollte er das eine Ende des Seils darum ſchlingen und alsdann ein Zeichen geben, damit ſie aufgezogen würde: nur dürfe dabei kein Wort geſprochen werden. Er ſtieg hinunter und fand unten einen ſchwarz gedeckten Tiſch, worauf die Glocke ſtand. Er »ſeilte« dieſelbe und gab dann das Zeichen zum Hinaufziehen; da ſprach aber einer der obenſtehenden Bauern: nur zu! und in demſelben Augenblicke reißt das Seil und dem Manne wird der Hals umgedreht. Auf dieſe Weiſe iſt der Glockenſumpf entſtanden, woraus die Grone ihren Urſprung nimmt.

2. Hetjershauſen iſt früher katholiſch geweſen. In jenen Zeiten hatte das Dorf eine ſchöne Kirche mit drei ſtolzen Glocken. Die jetzige Kirche dagegen, welche vor etwa funfzig Jahren erſt gebaut wurde, iſt unanſehnlich und hat nur eine Glocke. Die eine von den drei Glocken, welche nicht getauft war, iſt in den Glockenſumpf geflogen, und zwar an die Stelle, welche das grundloſe Loch heißt, worin ſich auch von Zeit zu Zeit Menſchen, die ihres Lebens überdrüſſig geworden ſind, erſäufen. Dieſe Glocke hat man niemals wieder zu Tage bringen können. Die zweite wollten die Franzoſen rauben und hatten ſie auf einen Wagen geladen, aber trotz dem, daß ſie zehn Pferde vorgeſpannt hatten, konnten ſie dieſelbe doch nicht weiter ſchaffen als bis zum Rothenberge (etwa eine halbe Stunde von Hetjershauſen) und

muſten ſie da ſtehen laſſen. Von da brachten die Hetjersbäuſer die Glocke mit zwei Kühen, welche ſie vorgeſpannt hatten, in das Dorf zurück. Dieſe iſt aber jetzt nicht mehr vorhanden und kein Menſch weiß, wo ſie geblieben iſt; nur die dritte Glocke iſt allein noch im Thurme.

77.

Verſunkene Glocken.

In mehreren Dörfern erzählt man, daß Glocken, weil ſie nicht getauft waren, aus dem Thurme geflogen und in die Erde verſunken ſind. So flog die Eſcherôder Glocke aus dem Kirchthurm in den Brunnen auf dem Glockendriſche. Die Glocke von Imbſen im Amte Dransfeld flog wohl zwei Stunden weit in die Nähe von Offenſen. Wo ſie in die Erde geſunken war, entſtand eine ſtarke Quelle, der ſogenannte Immesche born, der für unergründlich gilt. Zwei Lauenberger Glocken flogen auf die Glockenwieſe in die zwei Glockenbrunnen, die ſich daſelbſt befinden. Die Leute aus Lauenberg haben ſie aber wieder ausgegraben.

78.

Die verſunkene Kirche.

Zwiſchen Kaierde und Delligſen iſt eine ſumpfige Wieſe, das Meer genannt. In dieſer Wieſe befinden ſich mehrere tiefe, mit Waſſer gefüllte Löcher, die das Volk für unergründlich hält und vor denen viele eine gewiſſe Scheu haben. Da wo jetzt eins der tiefſten Löcher iſt, ſoll vor alten Zeiten eine Kirche in die Erde verſunken ſein. Von Zeit zu Zeit hören Leute, die dort vorübergehen, noch die Glocken in der Tiefe läuten. Jetzt ſoll die Kirche unter einem, ungefähr einen Büchſenſchuß davon entfernten, gegenüber liegenden Hügel liegen, wohin ſie ſich, wie man meint, gezogen hat.

79.

Der Salzbrunnen zu Salzderhelden.

Dieſer ſoll nach der Sage auf folgende Weiſe entdeckt ſein. Ein Schweinehirt hütete an dieſer Stelle die Schweine, die luſtig

im Boden wühlten. Eins derſelben hatte ſich viel im Schlamme gewälzt: als es nun von der heißen Sonne wieder getrocknet war, ſah der Hirt, wie es mit einer weißen Kruſte überzogen war, die er alsbald als Salz erkannte. Nun fing er an zu ſuchen und fand ſo die Salzquelle.

80.

Hungerquellen.

Quellen, deren Waſſer zu Zeiten verſiegt, dann aber wieder reichlich fließt, nennt man Hungerquellen. Es iſt nemlich ein ſehr verbreiteter Glaube, daß theure Zeiten bevorſtehn, wenn die Hungerquellen fließen (laufen). Ein Hungerborn, an dem dieſe Sage haftet, befindet ſich bei Einbeck am Fuße der Hube. — Wenn der Weingarten bei Hohnſtedt läuft, ſo gibt es theure Zeiten. — Wenn de Lutterborn (bei Herberhauſen oder Helperhüsen) löpet, sau gift et düere tîen; bûet âwer in de Helperhüsche möle de spennen un int rad de swögelken (Schwalben), sau sint et gaue tîen. — Bei Brüggen im Amte Alfeld befindet ſich die ſo genannte Sèbenbeke. In gewöhnlichen Jahren iſt da trockenes Land; in naſſen dagegen fließt das Waſſer in ſieben Furchen darin herunter. Geſchieht dieß, ſo erwartet man theuere Zeiten. — In der Nähe von Moringen liegen drei Quellen nahe beiſammen, Märsprung genannt, aus denen die More entſteht. Im hohen Sommer verſiegen ſie; das Waſſer ſoll an einem beſtimmten Tage ausbleiben und eben ſo an einem beſtimmten Tage wieder zum Vorſchein kommen. Fließen ſie länger als gewöhnlich, ſo iſt das ein Vorzeichen von eintretender Theurung. Dieſe Quellen ſollen auch mit der etwa ſieben Stunden davon entfernten Weſer in Verbindung ſtehn. Steigt das Waſſer der Weſer über einen gewiſſen Punkt, ſo fangen ſie an zu fließen; ſinkt dagegen die Weſer unter dieſen Punkt, ſo verſchwinden ſie.

81.

Kinderbrunnen.

Es iſt auch ein ſehr verbreiteter Glaube, daß die neu geborenen Kinder aus Brunnen oder Teichen kommen, und faſt an

jedem Orte finden ſich beſtimmte Brunnen oder Teiche, von denen dieſes geſagt wird. Solche Kinderbrunnen ſind folgende: der Melkenborn bei Münden, der Weenenborn bei Ballenhauſen, der Kinderpump bei Sennekerode, der Perborn oder Piſchenborn bei Gelliehauſen, der Haſelborn bei Großen Lengden, der Klingeborn bei Diemarden, der Jühnborn bei Waake, das Heerbörnecken (Hirtenbrünnlein) bei Roringen, der Reinhardsbrunnen (Reinsbrunnen) bei Göttingen, der Glockenſumpf bei Grone, der Kubbekesborn bei Adelebſen, der Haſſelbrunnen bei Northeim, der Speckeborn bei Moringen, der Kapellenborn bei Fredelsloh, der Weingarten bei Hohnſtedt, der große Teich bei Vogelbeck, die Böke (öt der Böke) bei Echte, der Wennebornbei Regenborn, der Hungerborn bei Iber, der Johannisbrunnen bei Einbeck, der Hünenborn bei Kohnſen, der Kaspaul bei Kuventhal, der Hilleborn bei Mark-Oldendorf, der Sleyborn bei Krimmenſen, der Ilkenborn bei Sievershauſen am Sollinge. In den benachbarten Braunſchweigiſchen Aemtern kommen ſie ebenfalls vor, ſo der Lubborn bei Greene, der Mühlenbrunnen bei Brunſen, der Tünnekenborn bei Bartshauſen, der Vogelborn bei Eimen.

In Odagſen kommen die Mädchen aus dem Tünnekenborn, die Knaben aus dem Wellenborn; auch Bardeilſen hat einen beſondern Knabenbrunnen „under der steinkûle“ und einen Mädchenbrunnen etwa zwanzig Schritte davon in einem Bache. In Holzerode kommen die Kinder aus dem Glockenborn, aber auch aus dem Rattenſtein, einem Felſen mit einer kleinen Höhle.

Zwiſchen der Papiermühle bei Kleinen Lengden und dem Eichenkruge befindet ſich eine Quelle, deren Waſſer der nahen Garte zuſtrömt. Aus dieſer Quelle holt eine Waſſerjungfer die neugeborenen Kinder und bringt zugleich den ältern Geſchwiſtern Geſchenke mit.

In den Ilkenborn bei Sievershauſen werfen die Kinder noch jetzt Brot, Zwieback und Blumen. Auch in den Reinhardsbrunnen bei Göttingen ließen früher die Mütter oder Mägde, welche die kleinen Kinder dahin führten, dieſe Kuchen oder Zwiebäcke in das Waſſer werfen, oder thaten es auch ſelbſt. Es geſchah dies namentlich zu Pfingſten. Den Kindern wurde dabei vorgeſprochen, es ſei das eine Gabe für die ungeborenen Kinder, die in dem Brunnen ſäßen.

82.

Verſunkene Wagen.

1. Bei Lagershauſen iſt ein Pfuhl, der Nickelpaul genannt; er iſt etwa halb ſo groß, wie eine Stube, und nach dem Volksglauben unergründlich. In dieſen ſoll eine Kutſche hinein gefahren und ſammt den Pferden darin verſunken ſein.

2. In der Nähe von Oldershauſen liegt ein nach der Sage unergründlicher Sumpf, der früher einen bedeutenden Umfang hatte, jetzt aber ſchon ziemlich zuſammengeſchwunden iſt. Das Volk nennt ihn die Düwelsbüdde (Teufelspfütze). Dieſer ſoll dadurch entſtanden ſein, daß an dieſer Stelle ein mit vier ſchwarzen Pferden beſpannter Wagen, worin eine Prinzeſſin ſaß, welche ſich auf der Flucht befand, in die Tiefe verſank.

3. Bei der Ziegelei in der Nähe von Adelebſen iſt ein tiefes Loch mit Waſſer, früher ſoll es ein großer Teich geweſen ſein. Hierin iſt einſt eine Gräfin, die in einem mit vier Pferden beſpannten Wagen daher gefahren kam, mit Wagen und Pferden verſunken. Nachts hört man noch aus der Tiefe heraus ein Aechzen.

4. Bei Kleinen-Lengden iſt ein Fels, an welchem das Bild eines Pferdes ausgehauen iſt. Von dieſem Felſen iſt einſt ein Wagen, der von dem rechten Wege abgekommen war, herunter geſtürzt. Die Menſchen ſind in der Garte ertrunken. Seit der Zeit geht es dort um. Einige ſagen ein ſchwarzer Hund laſſe ſich dort ſehn.

5. Eine Prinzeſſin wollte auf dem ſog. Kampwege von Böſinghauſen nach Ebergötzen fahren. Von einem Irrlichte irre geleitet, fährt der Kutſcher zu weit rechts und geräth auf eine Klippe, von welcher der Wagen herabſtürzt. Die Prinzeſſin fand ſo ihren Tod. Das iſt die weiße Jungfrau, welche jetzt da umgeht.

83.

Die Jungfrau in der Leine.

Nachts zwiſchen 12 und 1 Uhr ſteigt bei Salzderhelden eine Jungfrau aus der Leine heraus und wandelt auf einer Wieſe herum. Ihre Haare ſind ſehr lang und ihr Gewand iſt ſchnee-

weiß. Auf den Armen trägt ſie ein Kind, welches ſie unter vielem Weinen auf ihren Armen wiegt.

84.

Das Waſſer will ſein Opfer haben.

1. Die Leine verlangt alle Jahre ihre zehn Opfer — de Leine fret alle jär teine — und wenn dieſe auch nicht ertrinken, ſo kommen ſie auf eine andere Weiſe um. So brachte in einem heißen Sommer eine Magd den Knechten des Hauſes, welche vor Hollenſtedt im Felde arbeiteten, ihr Eſſen. Sie war ſehr durſtig und fragte, ob ſie in ihrem Kruge nicht noch etwas zu trinken hätten. Doch dieſe hatten alles ausgetrunken und ſagten alſo, ſie möchte doch hin zur nahen Leine gehn, die hier ſehr ſeicht war, und daraus trinken. Das Mädchen ging auch hin, ſetzte ſich an den Rand des Ufers und trank; ſie ſtand aber nicht wieder auf, denn ſie war todt.

2. Ein Knabe wollte durchaus an das Waſſer, allein man wollte es ihm nicht erlauben. Man hielt ihn auch von dem Waſſer zurück, aber er ſtarb dennoch bald nachher.

3. Auf dem Pfingſtanger vor Hollenſtedt ſind drei Brücken. Ein Dragoner, der nach Stöckheim will, reitet einſt über den Anger. Bei der mittleren Brücke hört er aus dem Waſſer heraus eine Stimme laut rufen: is er noch nich, sau kümt he ak nich, und in demſelben Augenblicke kommt ein Knabe daher gelaufen. Der Dragoner denkt daran, daß das Kind ertrinken könne (wenn es ins Waſſer gezogen würde), läßt ſchnell ſeinen ledernen Handſchuh fallen und ſagt zu ihm, es möchte ihm doch den Handſchuh aufheben und reichen. Als der Knabe ihm nun den Handſchuh reicht, faßt er ihn bei der Hand und hebt ihn vor ſich aufs Pferd. Gleich nachher iſt der Knabe aber dennoch vor ihm auf dem Pferde geſtorben.

85.

Vorzeichen des Ertrinkens.

Er ſind jetzt 29 Jahre her, da fiſchten Nachts zwei Brüderpaare aus Hollenſtedt in der Bölle, da wo dieſelbe in die Leine

fällt. Das Wasser der Bölle ist reiner, und die Fische ziehen sich gern dahin. Schon hatten sie einen Eimer voll Hechte und Butfische gefangen, da hörten sie plötzlich von der Leine herüber dreimal den Ruf Hülfe, der aus dem Wasser zu kommen schien. Wiewohl einige von ihnen gleich vermutheten, daß um diese Zeit hier kein Mensch in Gefahr zu ertrinken sein würde, so liefen sie doch dahin, woher der Hülferuf erschollen war, fanden aber nichts. Sie sprachen im Dorfe nicht davon, weil sie ja nicht fischen durften und in Strafe verfallen wären, wenn dieß bekannt geworden wäre. Um sich aber sicherer zu überzeugen, nahmen sie in der nächsten Nacht, als sie wieder dahin zum Fischen gingen, noch einen fünften mit sich, und abermals hörten sie ganz deutlich von der Leine her dreimal den Ruf um Hülfe. In der dritten Nacht gingen die vier wieder an die Stelle, um zu fischen, und auch diesmal rief wieder eine Stimme aus der Leine dreimal um Hülfe. Am Tage nach dieser Nacht wollte nun ein Knecht aus Hollenstedt, welcher eingefahren hatte, im Mittage seine vier Pferde, welche ganz heiß waren, im Wasser abspülen und ritt mit ihnen in den Kolk hinein; die beiden hinteren hatte er den vorderen an die Schwänze gebunden. Kaum war er aber etwa zehn Schritt weit hineingeritten, als das Pferd, worauf er saß, schon unterging; zwar kam er wieder empor, und man sah ihn noch einmal auf einem anderen Pferde sitzend; aber er vermochte nicht sich zu retten, sondern ertrank vor den Augen von vielleicht sechzig Menschen. Mit ihm waren die zwei sehenden Pferde ertrunken, während die beiden andern, welche blind waren, wieder heraus kamen.

86.

Der einäugige Fisch.

Bei Barbis im Amte Scharzfeld ist ein Teich. In diesem hatte einst ein Schäfer einen großen, ganz mit Moos bewachsenen Fisch gefangen. Da hörte er aus dem Wasser rufen: Jliân, hestde de swîne all bîdân? Jetzt sah er näher nach und bemerkte, daß der Fisch nur ein Auge hatte, meinte deshalb, es sei der Teufel, und warf ihn wieder ins Wasser.

87.

Das Teufelsbad.

1. Im Teufelsbade, einem Sumpfe zwiſchen Oſterode und Herzberg, badet ſich der Teufel jährlich einmal und vertieft dabei mit ſeinem Schwanze das Loch immer mehr.

2. Ein Fiſcher aus Oſterode fiſchte einſt im Teufelsbade und fing in ſeinem Netze einen Fiſch von der Größe eines Menſchen, welcher mit Moos bewachſen war. Er nahm denſelben Abends mit nach Hauſe; am andern Morgen war dem Fiſcher der Hals umgedreht und der Fiſch verſchwunden. Dieſer Fiſch ſoll der Teufel geweſen ſein.

88.

Tils Graben.

Eine Stunde von Bockenem iſt ein tiefer Erdfall, Tils Graben genannt, der über 100 Fuß breit ſein mag. Er iſt mit einem grünlichen Waſſer gefüllt. Nach der Sage iſt hier vor Zeiten ein Schloß untergegangen. Einſt ging ein Mann dahin um zu fiſchen und fing auch einen großen und dicken Fiſch. Er that den Fiſch in ſeinen Tragkorb und ging damit auf Bockenem zu, um ihn daſelbſt zu verkaufen. Unterwegs ward der Tragkorb immer ſchwerer und ſchwerer, ſo daß er ſich genöthigt ſah einmal auszuruhen und den Tragkorb auf einen Stein zu ſetzen. Er will nach dem Fiſche ſehen und findet, daß es ein Ding geworden iſt halb Menſch, halb Fiſch; der Kopf iſt wie der Kopf eines Menſchen, das Uebrige iſt Fiſch. Der Fiſch fängt an zu ſprechen und ſagt, er ſolle ihn gleich wieder dahin tragen, woher er ihn geholt habe, ſonſt würde es ihm übel ergehn. Der Mann geht alſo mit dem Fiſche zurück nach Tils Graben zu; unterwegs wird das Ding im Tragkorbe wieder leichter und leichter, und zuletzt ſo leicht, wie es da war, als es gefangen wurde. Als der Fiſcher damit zum Graben kam, war es auch ganz wieder zum Fiſch geworden. Er wollte ihn nun wieder ins Waſſer werfen, aber in demſelben Augenblicke, wo er ihn hinein werfen will, ſchlägt ihn der Fiſch mit dem Schwanze ins Geſicht und ſpringt ins Waſſer. In Folge deſſen iſt der Fiſcher nach drei Tagen geſtorben.

89.

Die Sülte *).

Wer des Nachts nichts bei der Sülte zu thun hat, bleibe da weg, denn da hat schon mancher mehr geſehn als ihm lieb war. Seitdem zwar die Kaſernen auf die Sülte gekommen ſind und der Bahnhof nicht weit davon angelegt iſt, zeigt ſich ſeltener etwas; aber vor alten Zeiten wimmelte es in dem Waſſer von Geſpenſtern, bis der heilige Gödehard ihnen mit dem Weihwedel den Weg zeigte und daſelbſt ein Kloſter gründete. Auch ein hölliſcher Drache ſchwamm in dem großen Sülten-Teiche, der that Menſchen und Vieh vielen Schaden, bis ihn der heilige Godehard mit einem geweihten Spieße erlegte und ihn in der von ihm gegründeten Godehardi-Kirche zum ewigen Gedächtnis aufhing. Da hängt er noch bis auf den heutigen Tag, iſt aber ſo eingeſchrumpft, daß er nur noch wie ein großer Fiſch ausſieht.

Noch in der weſtphäliſchen Zeit ſahen die Leute oft um Mitternacht Geſpenſter in weißen Kleidern in einem Kahne auf dem Sülten-Teiche fahren. Da hatten einige das große Wort und ſagten, die Geſpenſter ſeien weiter nichts als „Fiſchdiebe“, jedoch hatte keiner den Muth die Fiſchdiebe gefangen zu nehmen. Es iſt auch wohl beſſer, daß ſie mit ihrem Vorwitz davon geblieben ſind.

90.

Der Hakemann.

In Brunnen und Flüſſen wohnt ein geiſterhaftes Weſen, welches die Kinder, die ſich unvorſichtig dem Waſſer nähern, in die Tiefe zieht. Man nennt dieſen Geiſt den Brunnenmann, gewöhnlich Hakemann, Häkemann, Häkelmann, Häkelkerl, weil er die Kinder ins Waſſer hakt. Namentlich ſoll der Hakemann in dem Opferteiche in Moringen wohnen. In Reinhauſen läßt man die Kinder um ſie abzuſchrecken wohl in das Waſſer ſehen, indem man ſie feſt hält. Erblicken ſie nun in dem Waſſer ihr eigenes Bild, ſo ſagt man, das ſei der Häkelmann, der unten im Brunnen ſitze. In Amelſen ſagt man der Hakemann habe neun Köpfe.

*) Ein Sumpf bei Hildesheim.

91.

Der Waſſermann und der Bär.

Ein Bärenzieher, der einen Bären für Geld ſehen ließ, kam mit dieſem einſt zu einer Mühle und bat den Müller ihn mit ſeinem Thiere über Nacht zu behalten. Der Müller ſchlug es ab und ſagte, es ſpuke in der Mühle; der Bärenzieher ſagte aber, er wolle mit dem Spuk ſchon fertig werden. Da erlaubte es der Müller, ließ eine Stube heizen und ein Strohlager hinter dem Ofen herrichten. Darauf legte ſich der Bärenzieher; der Bär aber kroch unter den Tiſch. Als es Nacht geworden war, da trat zwiſchen 11 und 12 Uhr ein Waſſermann in die Stube, der in jeder Hand eine Schüſſel mit Fiſchen hielt. Als er hinaus ging, um ſich Oel zu holen, worin er die Fiſche braten wollte, erblickte er den Mann hinter dem Ofen. Sogleich holte er ein Beil und wollte dem Manne den Kopf abhauen, doch in dieſem Augenblicke ſprang der Bär unter dem Tiſche hervor, faßte den Waſſermann und warf ihn hoch in die Luft. Da lief der Waſſermann eilig fort; die Fiſche in der Schüſſel aber wurden von dem Bären aufgefreſſen.

92.

Waſſerjungfern.

1. In der Leine und andern Flüſſen wohnten ehemals Waſſerjungfern. Die Kinder wurden vor ihnen gewarnt, weil ſie dieſelben, wenn ſie ſich dem Waſſer unvorſichtig näherten, bei den Beinen faßten und ins Waſſer zogen. — Die Waſſerjungfern ſind oben ganz wie Menſchen geſtaltet; unten aber läuft ihr Leib in einen Fiſchſchwanz aus.

2. In der Nordſee badeten einmal zwei Seejungfern (sêwiweken), welche halb Fiſch, halb Menſch ſind. Ein Mann, welcher ſie zufällig ſah nahm einer von ihnen die Kleider weg und ging damit in die nächſte Stadt in ein Haus. Alsbald folgte ihm das Weib bis in das Haus nach und bat ihn ſehr, er möchte ihr doch ihre Kleider wieder geben. Als ſie ſie bekommen hatte, flog ſie ſogleich, wie ein Engel, in die Luft.

93.

Die Frau in der Sonne.

Eine Frau konnte, ſo oft ſie gewaſchen hatte, ihre Wäſche auf die Sonnenlinie hängen und ſo trocknen. Einſt hatte ſie wieder Wäſche aufgehängt, als gerade ein armer Sünder vorbeigeführt wurde, der hingerichtet werden ſollte. Alle Leute bedauerten ihn; nur die Frau ſagte, er werde es wohl verdient haben, ſonſt würde er nicht gerichtet. Kaum hatte ſie dieß geſagt, als auch ihre Wäſche herunter fiel; nachher konnte ſie nie wieder ihre Wäſche auf die Sonnenlinie hängen. Als ſie ſtarb, kam ſie in die Sonne, wo ſie bleiben muß, ſo lange die Welt ſteht.

94.

Der Mann im Monde.

Wie die Alten erzählten, ſitzt im Monde »der Mann mit dem Dornſtrauch.« Er hatte im Leben den Leuten, die Sonntags zur Kirche gehen wollten, den Kirchweg »zugezäunt«, indem er Dornbüſche und Dornbündel oben auf dem Zaune befeſtigte. Zur Strafe dafür iſt er in den Mond verwieſen.

95.

Der ewige Fuhrmann.

1. Ein Bauer wollte am ſtillen Freitage in den Wald fahren und ein Fuder Heiſterholz daher holen, weil er darauf rechnete, daß an dieſem Tage der Förſter nicht im Walde ſein würde. Er befahl alſo ſeinem Knechte den Wagen anzuſpannen. Dieſer wollte Anfangs nicht mit und meinte, es wäre doch ein hoher Feſttag, wo man im Walde kein Holz fällen dürfe, aber am Ende muſte er ſich doch dazu verſtehn. Im Walde hauten ſie Heiſter ab, und als ſie ein Fuder aufgeladen hatten, muſte der Knecht damit wegfahren. Der Bauer ſelbſt blieb noch, ſetzte ſich auf einen Baumſtumpf (ſtöken), ſtopfte ſich eine Pfeife und ſteckte ſie ſich an; als er aber wieder aufſtehn wollte, ſaß er darauf feſt und muſte ſo ſitzen bleiben. Der Knecht war unterdeſſen mit

dem Fuder nach Hauſe gekommen und hatte es abgeladen; als aber ſein Herr gar nicht zurückkehrte, ging er wieder hin nach dem Walde und fand ihn hier noch auf demſelben Baumſtumpfe ſitzend, wo er ihn verlaſſen hatte. Da er nun den Bauern auf keine andere Weiſe losmachen konnte, ſo nahm er ſeine Art und hieb den Baumſtumpf ab, wobei fortwährend das Blut aus dem Holze floß. Der Bauer wurde auf dieſe Weiſe wieder befreit und konnte mit ihm nach Hauſe gehn. Später wurde aber der Bauer an den Himmel verſetzt und muß dort als Fuhrmann ewig den Wagen fahren. Sein Wagen iſt der Siebenſtern (sêben stêren); vier der Sterne bezeichnen die vier Räder, die drei andern ſind die drei vorgeſpannten Pferde.

2. Ein Fuhrmann war einſt mit ſeinem Wagen ſtecken geblieben und alle Mühe denſelben wieder loszumachen hatte keinen Erfolg, ſo tief war er geſunken. Die ſechs Pferde, welche den Wagen zogen, waren in eine Reihe geſpannt; von dieſen nahm er nun zwei und ſpannte ſie an die eine Seite, an jeden ſchinkel eins. Auf dieſe Weiſe gelang es ihm endlich den Wagen wieder herauszuſchaffen. Dabei hatte er geſagt, er wolle für ſein Theil am Himmelreiche ewig fahren (hei wolle vor sîn del des himmelrîkes êwig fören). So iſt er denn mit ſeinem Wagen an den Himmel verſetzt, um da ewig zu fahren. Vor Mitternacht kommt er herauf, nach Mitternacht fährt er zurück (Vor middernacht kümt he rup, nâ middernacht mâkt he wêer torüe).

3. Im Lenglerniſchen Holze lagen Nachts Hüter und hüteten die Pferde. Mit einem Male hörten ſie in der Luft ein furchtbares Klappen, und der ewige Fuhrmann jagte durch die Luft daher. Die Bauern riefen ihm ſpottend nach, da kam aber der Fuhrmann zurück und rief, indem er ihnen »einen Füllenbraten« ins Feuer warf: habt ihr geholfen jagen, ſo ſollt ihr auch mit nagen.

96.

Der Nachtrabe.

1. Der Nachtrabe iſt ein großer und ſtarker Vogel, der nur bei Nacht fliegt. Mann nennt ihn auch den eiſernen Vogel,

weil er eiſerne (nach andern eherne) Flügel hat, mit welchen er diejenigen, die ihm nachrufen, zu Tode ſchlägt. Seine Stimme iſt die eines Kolkraben, aber viel ſtärker; er ruft: hàr, hàr oder wàrk, wàrk (nach andern twàrk oder kàrk), und dieſer Ruf bedeutet Krieg. Er fliegt mit großer Schnelligkeit; hat man ihn eben in der Nähe gehört, ſo hört man ihn in einem Augenblicke darauf vielleicht ſchon eine Stunde von da. Ein Bauer, der ihn bei Andershauſen gehört hatte, hörte ihn im nächſten Augenblicke ſchon bei Kohnſen und gleich nachher bei Mark-Oldendorf rufen.

2. Man glaubt der Nachtrabe ſei früher ein Fuhrmann geweſen, der in dieſen Vogel verwandelt ward, weil er bei ſeinen Lebzeiten Menſchen und Vieh auf das grauſamſte mishandelte. Vor ſeinem Tode ſoll er geſagt haben, er wolle, daß er für ſeinen Theil am Himmelreiche immer fahren könne. Daher heißt der Nachtrabe auch der Fuhrmann; in Sievershauſen wird er Karenforer (Kärrner) genannt. Alle hundert Jahre kommt er einmal »herum«.

3. Einſt iſt ein Schäfer Nachts draußen bei ſeiner Heerde, da kommt der Rabe unter lautem Krächzen daher geflogen. Der Schäfer ſchreit ihm nach, indem er das Gekrächze nachahmt. Ein anderer Menſch, der zufällig dabei iſt, ſagt zu ihm, dafür werde es ihm ſchlimm ergehn. Wirklich ſehen ſie auch, wie der Rabe auf ſie zugeflogen kommt. Der Schäfer nimmt nun ſchnell neun Hürden und wirft ſie auf ſich. Der Nachtrabe kommt und ſpricht zum Schäfer, das ſei ſein Glück, daß er gerade neun Hürden auf ſich geworfen habe; hätte er zehn genommen, ſo hätte er ſterben müſſen.

Schlimmer erging es einem andern Schäfer, der gleichfalls dem Nachtraben ſpottend nachrief. Dieſer kam alsbald herbei geflogen, ſchlug mit ſeinen eiſernen Fittichen die Schäferkarre in tauſend Stücke und den Schäfer todt.

4. Einſt hüteten Jungen aus Kuventhal die Pferde, als der Nachtrabe daher geflogen kam und rief. »Er gab zu verſtehn, daß er Lebensmittel bei ſich habe.« Da riefen die Jungen halb part, worauf er ihnen einen Pferdeſchinken ins Feuer warf.

5. Auch Knechte aus Merrhauſen, welche Nachts die Pferde hüteten, haben einſt dem Nachtraben ſpottend hàr, hàr nachgerufen. Da ward ein Pferdeſchinken aus der Luft herab ins Feuer

geworfen, daß ihnen die Funken um die Ohren sprühten, und eine Stimme sprach dazu: Dieses Mal soll es euch noch so hin gehn; thut ihr es aber wieder, so soll es euch schlecht bekommen.

97.

Hackelnberg.

Hackelnberg ist Oberförster zu Neuhaus im Sollinge gewesen. Ihm träumt drei Nächte hinter einander, er schösse auf der Jagd einen großen Keiler, der ihn aber tödte. Seine Frau bittet ihn deshalb zu Hause zu bleiben, und er thut dies; die andern aber gehn auf die Jagd und erlegen einen großen Keiler. Als sie am Abend von der Jagd zurückkommen, und der große Keiler in den Hof gebracht wird, geht Hackelnberg hinaus, faßt seinen Kopf und hebt ihn in die Höhe. Dabei spricht er die Worte: du bist es also, der mich tödten wollte, und nun bist du selber getödtet! Indem er aber den Kopf des Keilers wieder fallen läßt, ritzt ihm der eine Hauer das Bein; die Wunde, anfangs nicht beachtet, verschlimmert sich und er muß daran sterben. Sterbend spricht Hackelnberg, da er nun doch sterben müsse, ohne auf die Jagd gegangen zu sein, so wollte er auch ewig jagen. Seitdem jagt er am Himmel hin bis ans Ende der Welt. Alle sieben Jahre kommt er einmal herum. Voraus fliegt der Nachtrabe und ruft sein här, här! — er ist von ganz ungewöhnlicher Größe — dann kommen die Hunde und bellen gif, gaf; gif, gaf! dann kommt Hackelnberg selbst und ruft to hö, to hö! ist aber unsichtbar.

98.

Hackelbergs Grab.

1. Ehe Hackelberg an der Wunde starb, welche ihm der Eber geschlagen hatte, verordnete er, er wolle auf dem Moosberge an der Stelle begraben sein, wohin ihn der Schimmel ziehen würde, den er im Leben zu reiten pflegte; wollte man andere Pferde vor den Wagen spannen, so sollten diese ihn nicht von der Stelle bringen, wenn ihrer auch noch so viele wären. Man befolgte seinen

Willen. Die Leiche ward in einen Kaſten gelegt, dieſer auf einen Wagen (oder auf einen Schlitten), und der Schimmel davor geſpannt. Doch das Pferd wird flüchtig und läuft mit dem Wagen und allem, was darauf iſt, mit furchtbarer Schnelligkeit fort, ſo daß kein Menſch nachkommen kann. Auf dem Moosberge über Sievershauſen bricht der Wagen entzwei und das Pferd ſtürzt todt nieder. Da kommt ein Mann des Weges und gräbt den Kaſten ein. Sein Grab findet Niemand der es ſucht; nur wer von ungefähr dahin kommt, kann es ſehen. Einſt fand es ein Schäfer und ſteckte, um es zu bezeichnen, ſeinen Schäferſtab darauf, auf den er ſeinen Hut gehängt hatte. Dann eilte er fort, um es auch einem andern Hirten zu zeigen; doch als er mit dieſem zurück kam, konnte er die Stelle nicht wieder finden. Erſt ſpäter hat er durch Zufall Hut und Stock wieder gefunden.

2. Etwa fünf Minuten von dem Preußiſchen Grenzdorfe Wülperode entfernt, unweit der Ocker und der Eiſenbahnſtrecke zwiſchen Vienenburg und Schladen, liegt im ſog. Steinfelde ein einzelnes Wirthshaus, welches 1672 erbaut iſt und nach dem Namen der Familie, in deren Beſitz es ſich ſeit jener Zeit beſtändig erhalten hat, der „Klöpperkrug“ genannt wird. An der Stelle des jetzt zu dieſem Kruge gehörenden Gartens ſoll früher der Wülperöder Gottesacker gelegen haben. — Gegenwärtig befinden ſich in dieſem Garten noch zwei alte, flach liegende Grabſteine: auf einem derſelben iſt ein Wappen eingehauen, auf dem andern ein auf einem Maulthiere reitender Mann mit Blechhaube und wehendem Mantel, der in der Rechten einen Streithammer, in der Linken einen Riemen hält, an welchem er einen Hund leitet. Ein anderer Hund läuft frei nebenher. — Die ſchon ſehr verwitterte Umſchrift lautet, ſoweit ſie erkennbar, übereinſtimmend mit der Angabe des Hauseigenthümers: A. DOMINI 1581, den 13. März.

Hier, heißt es weit und breit in der ganzen Umgegend, auch auf dem Oberharze, liegt Hans von Hackelberg begraben, der wilde Jäger, welcher bei ſeinen Lebzeiten Braunſchweigiſcher Oberjägermeiſter war, auf der Jagd durch einen todten Eber verwundet und nach dem Klöpperkruge gebracht wurde, wo er ſtarb.

In dem Klöpperkruge wird noch eine alte Blechhaube aufbewahrt und eine, gleichfalls aus Eiſenblech gearbeitete Kopfbedeckung für ein Maulthier. Letztere iſt etwas beſſer erhalten als die

erſtere und läßt noch die Spuren einer früheren Ueberkleidung mit einem glänzenden Metall erkennen. Auch iſt ſie mit Meſſingnägeln verziert, die in der Form von Roſetten eingefügt ſind. Bei Nachgrabungen hat man unter dem Grabſteine einen Hirnſchädel und einige andere Knochen gefunden.

Der wilde Jäger jagt nun, nach der allgemein verbreiteten und auch dort bekannten Sage, noch jetzt in den Lüften. In mehreren Ortſchaften aber (Wöltingerode und Jerſtedt in der Nähe von Goslar) glaubt man, daß das Sternbild des Wagens am nördlichen Himmel Hackelbergs Geſpann ſei. Hackelberg ſelbſt ſitzt im Wagen, ein Knecht mit der Peitſche ſitzt verkehrt auf einem der Pferde.

99.

Hackelberg jagt.

1. Hackelberg jagt Nachts zwiſchen 11 und 12 Uhr in der Luft. Er hat viele Hunde bei ſich, die ein laut Gebelle machen, wozwiſchen er ſelbſt ſeinen Ruf loho! erſchallen läßt. Am Böllenberge zwiſchen Stöckheim und Moringen hat man ihn oft gehört; eben ſo auf dem Bleichanger bei Edesheim.

2. Bei Wiershauſen iſt ein kleiner Eichenwald, welcher Hackelberg heißt. Wenn der Nordweſtwind ſcharf durch die Bäume weht, ſo ſagt man: Hackelberg läßt ſich hören.

3. Am Saume des Waldes bei Bilshauſen läßt ſich Hackelberg hören, alle ſieben Jahre kommt er herum.

4. Bei der Krummenwaſſer-Mühle zieht der wilde Jäger in der Dämmerung durch die Luft und ruft ſein hò! hò! Mit dem Gewehre über der Schulter iſt er oft daſelbſt geſehen. Wenn er zieht, ſo kann man ihn wohl Stunden weit hören, ſo gewaltig „klappert er mit den Schuhen“. Er ſchreit auch den Leuten nach.

5. Bei Golmbach iſt ein Berg, wo der wilde Jäger jagt. Als ihm einſt ein Bauer nachgerufen hatte, ſchlug er dieſem die Mütze ab. Sogleich fing das Geſicht des Bauern an zu ſchwellen, und am andern Tage war er todt.

6. Hackelberg läßt ſich nur im Walde hören.

7. In Kreienſen jagte einſt Hackelberg mit ſeinen klaffenden

Hunden — es mochten ihrer wol dreißig ſein — durch ein Haus, deſſen vordere und hintere Thür offen ſtanden, unter furchtbarem Lärm hindurch.

8. Hackelberg hält ſeinen Umzug im Juni, etwa in der Mitte des Monats, und zwar in einer beſtimmten Nacht.

9. Hackelberg reitet auf einem weißen Schimmel durch die Luft. Er hat zwei große Hunde bei ſich, welche bellen.

10. Hackelberg ſoll, wenn er durch die Luft dahin zieht, ein feuriges Ausſehen haben.

11. Hackelberg jagt die Heren Nachts durch die von zuſammengewachſenen Aeſten gebildeten Löcher. Daher rührt das »Zirpen« in der Luft.

12. Als einſt Hackelberg bei Eimen vorüber zog, begegneten ſeine Hunde den Spinnerinnen aus dem Dorfe und ſchüttelten ſich ſo um dieſe herum, daß ihnen der Regen die Kleider und die Spinnrocken ganz naß machte.

13. Im Ahlkenberge hüteten Nachts Jungen die Pferde und hatten ſich um ein Feuer herum gelagert, als Hackelnberg durch die Luft daher kommt (fört) und ſein to hö ruft. Die Jungen rufen ihm nach to hö! da wirft Hackelnberg ihnen einen Pferdeſchinken herunter, mitten ins Feuer hinein, daß die glühenden Kohlen ihnen um die Köpfe fliegen. Dabei hören ſie die Worte: wenn jl mêe jäget, söll' je âk mêe frêten.

14. Ein anderes Mal hüteten wieder Jungen dort die Pferde, als Hackelnberg vorüber kam und rief. Ein Junge wollte ihm ſchon nachrufen, doch da fiel ihm noch zur rechten Zeit ein, daß, wenn er ihm to hö nachriefe, Hackelnberg dann rufen möchte: hest du mêe raupen, sau sast du âk mêe fören und ihn mit ſich in die Lüfte nehmen würde.

15. Bauern hüteten Nachts auf dem Anger die Pferde. Sie hatten ſich ein großes Feuer angezündet und ſich um daſſelbe gelagert. Da vernahmen ſie mit einem Male ein gewaltiges Sauſen und Brauſen und ſahen etwas durch die Luft daher ziehen, was wie ein gewaltiger Vogel ausſah. Zu gleicher Zeit erſcholl in der Luft der Ruf hö, hö! Einer von ihnen rief ſpottend nach hö, hö! erhielt aber, als das Geräuſch gerade über ihnen war, eine derbe Ohrfeige. Die Pferde waren ſchon vorher unruhig und wild geworden und hatten ſich nach allen Seiten hin verlaufen, jetzt liefen aber auch die Hüter voll Angſt davon.

Als sie am andern Morgen wieder zu der Stelle gingen, fanden sie das Feuer ganz aus einander gerissen und weithin verstreut; auf der Feuerstelle aber lag ein Pferdeschinken.

16. Als die Fichten auf dem Moosberge im Sollinge gepflanzt wurden, blieben die Arbeiter über Nacht draußen und zündeten sich ein Feuer an. Da kam Hackelberg durch die Luft daher gezogen. Die Arbeiter riefen ihm halt part zu, und er warf ihnen einen Pferdeschinken ins Feuer.

17. Einst hütete ein Schäfer am Saume des Rotenkircher Waldes, als in der Nacht Hackelberg unter furchtbarem Getöse mit seiner Jagd durch die Luft gezogen kam. Als der Schäfer nun dem Hackelberg Schimpfwörter nachrief, kehrte dieser um und kam auf ihn zu. In seiner Angst flüchtete der Schäfer und legte sich unter elf Hürden, weil er gehört hatte, daß Hackelberg durch eine ungerade Anzahl von Dingen (Brettern, Stöcken u. dgl.) nicht hindurch schlagen könne. Wirklich schlug Hackelberg auch durch zehn der Hürden; die elfte aber leistete Widerstand und blieb ganz. So kam der Schäfer noch glücklich davon.

100.

Die Teiche im Einbecker Walde.

Im Einbecker Walde, an dem Fußwege, der von Einbeck nach Greene führt, liegen die sog. Teiche, jetzt Waldboden und zum großen Theil mit hochstämmigen Bäumen bewachsen. Daß hier früher Teiche gewesen sind, sieht man ganz deutlich, indem man noch drei Dämme wohl unterscheiden kann, welche sich quer durch die Vertiefung ziehen. Ueber die Trockenlegung dieser Teiche erzählt die Sage: Hackelberg wäre hier mit einem Bauern in Streit gerathen und habe in Folge dieses Streites die Teiche versiegen lassen.

101.

Der Hastjäger.

Er ist in seinem Leben ein gewaltiger Jäger gewesen, der nach seinem Tode verflucht ist ohne Ruhe und Rast immerfort

zu jagen. Er zieht mit ſeinem Gefolge und ſeinen Hunden durch die Luft; er ſelbſt ruft ſein to hô und die Hunde bellen ti hif, ti haf.

102.

Die Hubertushöhle bei Sillium.

Mitten in einem Gehölz, der Hainberg genannt, befindet ſich die Hubertushöhle; die Stelle wird jetzt gewöhnlich das Jägerhaus genannt. In früheren Zeiten, wo noch alles katholiſch war, ſollen ſich hier oft viele katholiſche Geiſtliche an der Jagd beluſtigt haben. Ein ſolcher war auch Hubertus, ſonſt ein recht frommer Mann, aber auf die Jagd gar ſehr erpicht. Seit langer Zeit hatte dieſer keinen Hirſch geſchoſſen und verlangte recht darnach wieder einmal einen Hirſch zu ſchießen. Da ging er am Chriſtabend hinaus auf die Jagd und ſprach zu ſeinen Genoſſen, heute wolle er einen Hirſch ſchießen, und wenn dieſer das heilige Kreuz Chriſti zwiſchen den Hörnern trüge. Es war heller Mondenſchein, da ſieht er etwa funfzig Schritte vor ſich einen großen Hirſch aufſpringen; er ſchießt darnach und trifft ihn auch ſo gut, daß er gleich todt niederſtürzt. Er geht hin zu dem Hirſche und ſieht zu ſeinem Schrecken, daß ihm wirklich das heilige Kreuz zwiſchen den Hörnern hängt. Voll Beſtürzung und Angſt geht er nach Hauſe. Nach ſeinem Tode muß er mit ſeinen Hunden als Hasjæger (ſo) in der Luft daher ziehen und jagen.

103.

Frau Holle.

1. Frau Holle iſt eine grauköpfige Alte mit langen Zähnen, welche fordert, daß die Spinnerinnen vor Weihnachten oder doch vor dem Neuen Jahre ihren Rocken abgeſponnen haben. Den faulen Spinnerinnen, die dieß nicht gethan haben, pflegt ſie in der Neujahrsnacht den Rocken zu verunreinigen; findet ſie aber den Rocken abgeſponnen, ſo ſpendet ſie eine Belohnung und ſteckt ein Geſchenk (Geld oder andere Sachen) hinter den ſog. Rockenbrief (wockenbreif). Vor 80 Jahren ſoll dieſer Glaube im Amte

Scharzfeld noch ganz allgemein gewesen sein und bei den fleißigen Spinnerinnen das Geschenk jedesmal hinter dem Rockenbriefe gesteckt haben.

2. An jedem Neujahrsabend zwischen 9 und 10 Uhr fährt die Frau Holle mit einem Wagen voll Neujahrsgeschenke durch die Ortschaften, deren Bewohner sie früher verehrt haben, und klatscht mit der Peitsche. Es hören dieses Klatschen jedoch nur die Frommen. Diese kommen dann heraus und empfangen von ihr Geschenke.

Frau Holle bringt auch den Kindern am Neujahrsabend sechs neue, weiße Hemden.

3. Fliegen Flaumfedern (pûsen) in der Luft, so sagt man, Frau Holle mache ihr Bette.

104.

Das Kornweib.

1. Das Kornweib (Körenmoimeke oder Körenmoimke, bisweilen auch Körenwif und Rockenwif genannt) wird als eine graukôpfige Alte gedacht, die in zerrissenen Kleidern einhergeht und die Kinder erhascht, die sich in die Kornfelder begeben, um die blauen Kornblumen- oder rothen Klatschrosen zu pflücken. Diese führt sie mit sich und raubt sie so den Eltern.

2. Das Kornweib hat rothe Augen und eine schwarze Nase; sie trägt eine weiße Haube und hat ein weißes Laken umgethan.

105.

Das Fräulein von Bönnekehausen.

Bei Großen-Schneen ist der sog. Driesch. Auf diesem soll vor langen Jahren ein Schloß Namens Bönnekehûsen gestanden haben und dort untergegangen (oder zerstört) sein, wobei ein Fräulein, die Tochter des Schloßherrn, lebendig verschüttet wurde. Seitdem geht sie ohne Ruhe und Rast in jeder Nacht zwischen 11 und 12 Uhr umher. Sie trägt ein Bund feuriger Schlüssel an einem feurigen Ringe (rinke). Wer diese Schlüssel mit bloßen Händen anfassen kann, ohne sich zu verbrennen, dem thut sich

das Schloß von selbst wieder auf, und er erhält dieses als Eigenthum und die Jungfrau dazu.

106.

Die weiße Jungfrau auf der Vogelsburg.

1. Auf der Vogelsburg erscheint zu gewissen Zeiten eine weiße Jungfrau; aber nur einem Sonntagskinde ist sie sichtbar. Nur ein Mensch, welcher rein von Sünde ist, vermag sie zu erlösen. Sie bietet dem Menschen auch wohl die Hand; ist dieser aber nicht rein von Sünde und faßt sie dennoch an, so brennt ihm seine Hand sogleich durch und fällt ab. — Bisweilen hört man die Jungfrau schreien. Sie läßt dann zuerst ein leises Wimmern hören, wie das eines kleinen Kindes; allmählich wird es immer stärker, bis es in ein lautes Schreien übergeht. Dann wird es wieder schwächer, bis es zuletzt ganz aufhört.

2. Vor ungefähr 70 bis 80 Jahren lebte zu Vogelbeck ein Kuhhirt Namens Wessel. Dieser weidete einst seine Heerde in der Vogelsburg und hatte sich im Schatten einer grünen Eiche zum Schlafen niedergelegt. Da bemerkt plötzlich sein kleiner Sohn, der sich unterdessen in der Nähe mit Spielen die Zeit vertreibt, bei der Burg eine weiße Gestalt. Aengstlich läuft das Kind zu seinem Vater und weckt ihn mit den Worten: „Vater, was ist das doch?“ Der Kuhhirt richtet sich auf und sieht auf einmal die weiße Jungfrau vor sich stehen. Diese bittet ihn darauf, er möge ihr den Kopf abschlagen; er sei der einzige, der sie erlösen könne. Der bestürzte Hirt weigert sich trotz ihres inständigen Bittens und fügt hinzu, er habe ja auch kein Beil. Schnell eilt nun die Jungfrau hin zur Burg, holt ein Beil mit silbernem Gefäß und will ihm das bringen. Als das der Hirte sieht, entflieht er mit seinem Kinde; die Jungfrau aber stößt furchtbare Schmerzensrufe aus. Noch bis auf den heutigen Tag lassen sich in den Nächten zwischen Himmelfahrt und Pfingsten solche Schmerzensrufe an dieser Stelle hören; ja vor drei Jahren sind diese Klagetöne so furchtbar gewesen, daß die Schäfer bei der Vogelsburg nicht haben weiden mögen.

Nach einiger Zeit hat sich der Hirte wieder an derselben Stelle gelagert. Wie er so da liegt, kommt ein Wiesel und

läuft ihm mehrere Male über den Schoß. Er schlägt darauf daſſelbe todt und siehe! die zwei goldenen Ringe der Jungfrau liegen auf seinem Schoße, welche er in Einbeck für 7½ Thlr. verkauft hat.

Der alte Wessel hat diese Begebenheit seinem Nachfolger erzählt. Dieser war entschlossen, wenn ihm die weiße Jungfrau erschiene, ihre Bitte zu erfüllen; allein er ist als hochbetagter Greis gestorben, ohne sie jemals gesehen zu haben.

Andere erzählen so:

Die weiße Jungfrau, welche dem Hirten erschien, trug in ihren Händen drei Stücke, einen Klotz, eine Barte und ein Bund Schlüssel. Sie sagte zu ihm, sie sei verwünscht und bat ihn dann, ihr auf dem Klotze mit der dargebotenen Barte den Kopf abzuhauen, auf diese Weise werde er sie erlösen, jedoch müsse er das noch vor zwölf Uhr thun. Nachdem er dieß gethan hätte, solle er das Bund Schlüssel nehmen und damit den Berg aufschließen, er werde in dem Berge viele Kammern und Keller finden, alle mit Gold, Silber und Edelsteinen angefüllt; davon möchte er sich nehmen, so viel er nur tragen könne. Der Hirt aber konnte sich nicht entschließen ihre Bitte zu erfüllen, und so schlug es zwölf Uhr. Da fing die Jungfrau an zu schreien und zu jammern, und sprach, nun werde erst in hundert Jahren wieder einer geboren, der sie erlösen könne. Darauf verschwand sie.

107.

Die weiße Jungfrau auf der Heldenburg.

1. Auf der Heldenburg bei Salzderhelden läßt sich von Zeit zu Zeit eine weiße Jungfrau sehen. Sie hat ein weißes Kleid an und ein Schlüsselbund an der Seite. Ihr Haar ist blond, und in der Hand trägt sie einen Blumenstrauß. Sie winkt dem Menschen, der sie erblickt. Fragt dieser: was muß ich thun, um dich zu erlösen? so gibt sie auf, eine gewisse Blume zu pflücken, deren Standort sie bezeichnet. Ein Mensch ging hin zu der bezeichneten Stelle; als er aber hinkam, hatte er alles vergessen, was er thun sollte. Da rief sie jammernd aus: o weh meiner armen Seele, nun muß erst wieder der Baum zu der Wiege wachsen, worin das Kind groß gewiegt wird, welches mich erlösen kann!

Zuletzt iſt ſie dem Paſtor Thiele erſchienen, als dieſer nach der Confirmation mit den Kindern nach dem Heldenberge ging, und zwar an der Stelle, wo früher das kleine Holz war. Sie winkte, aber der Paſtor ſagte: „Kinder kommt, laßt uns nach Hauſe gehn“, und ging fort.

2. Einſt bat die weiße Jungfrau auf der Heldenburg einen Ritter ſie doch zu erlöſen; zu dem Ende müſſe er ſie zwölf Mal um einen gewiſſen Buſch herumtragen. Der Ritter ging darauf ein und verſuchte es. Zehn Mal hatte er ſie ſchon glücklich herumgetragen; da aber ward ſie ſo furchtbar ſchwer, daß er nur noch ein halbes Mal mit ihr herumkam und dann gänzlich erſchöpft zu Boden ſank. Darauf entwich die Jungfrau vor ſeinen Augen durch die Luft; der Ritter aber ward krank und ſtarb bald nachher.

3. Auf der Heldenburg erſcheint alle ſieben Jahre eine weiße Jungfrau mit einem Schlüſſelbunde in der Hand. Geht ein Menſch vorbei, ſo winkt ſie ihm drei Mal. Nun kam ein Bauer daher und ſah ſie; als ſie ihm winkte, fragte er ſie, was ſie wolle. Sie heißt ihn mitgehn und führt ihn zu einem Hügel, wo ſie eine Thür aufſchließt, die man vorher nicht ſehen konnte. Der Bauer geht mit ihr in den Hügel und ſieht da eine Menge Schätze aufgehäuft. Sie gibt ihm davon ſo viel er nur tragen kann, und ſpricht: „wenn du nicht thuſt, was ich dir ſage, ſo werden deine Schätze wieder verſchwinden und du wirſt wieder ſo arm werden, wie du geweſen biſt; wenn du aber meine Wünſche erfüllſt, ſo werden dir alle Schätze gehören, die ich dir eben gezeigt habe.“ Von da nimmt ſie ihn mit auf den Burghof und bittet er möge ihr den Kopf abhauen, er müſſe aber eilen, damit er noch vor zwölf Uhr damit fertig werde. Er will dieß Anfangs nicht thun, weil ſie ſeine Wohlthäterin iſt, auch hat er keine Barte bei ſich; ſie ſagt ihm aber, er möge es nur thun, ſie würde dadurch erlöſt und er würde reich ſein auf Lebenszeit. Nun geht er fort und holt eine Barte aus ſeinem Hauſe; als er damit auf den Burghof zurückkommt, iſt auch die Jungfrau noch da. Jetzt will er ihr eben den Kopf abhauen, da ſchlägt es aber zwölf und mit einem Male iſt die Jungfrau verſchwunden und er ſteht wieder auf demſelben Platze, von wo aus er ſie zuerſt geſehen hatte. Neben ſich hörte er eine Stimme, die ſprach zu ihm: „nun muß ich wieder ſieben Jahre warten, bis ein an-

derer kommt, der mich erlösen kann; denn du hast dich zu lange aufgehalten.« Die Schätze des Bäuern waren wieder verschwunden.

4. Alle Jahre kommt einmal eine Nonne (weiße Jungfrau) zwischen 11. und 12 Uhr zu dem sogenannten Nonnengange im Amtsgarten auf der Heldenburg und sieht nach den Schätzen, welche sie dort vergraben hat. Geht man über den Nonnengang hin, so klingt der Boden. Jetzt ist der Gang zugemauert.

108.

Die weiße Jungfrau auf dem Grubenhagen.

1. Bei dem Thurme des Schlosses Grubenhagen geht eine schneeweiße alte Jungfrau herum. Wenn sie gefragt wird, weshalb sie da umgehe, so sagt sie, sie wäre in den Thurm gebannt und giebt zugleich an, wie sie erlöst werden könne. Die Kinder, welche im Walde Heidelbeeren pflücken, werden gewarnt sich dem Thurme allzusehr zu nähern, weil die weiße Jungfrau hinein gebannt sei.

Nach einer andern Ueberlieferung ist eine Frau in dem Thurm gebannt, welcher der Name de Koltkempsche beigelegt wird.

2. Ein Mann aus Rotenkirchen ging einst im Mittage zwischen 11 und 12 in der Schlucht zwischen dem Grubenhagen und dem Wolfsberge, als er plötzlich die weiße Jungfrau vor sich sah, die ihn anrief und aufforderte mit ihr zu gehn. Der Mann weigerte sich aber und sagte, er wolle erst seine Frau deshalb fragen. Damit ging er weiter; die weiße Jungfrau aber schrie laut auf und jammerte, nun werde sie wieder nicht erlöst.

3. Ein Kuhhirt aus Rotenkirchen kam eines Tags im Mittage zwischen 11 und 12 Uhr auf den Grubenhagen und sah auf der Treppe vor dem Thurme die weiße Jungfrau sitzen, die eine Geige in der Hand hielt, auf der sie spielte. Er wagte es nicht sie anzureden, und wollte deshalb wieder fortgehn; da hörte er hinter sich einen lauten Schrei, und als er sich umsah, war die Jungfrau verschwunden.

4. Auf dem Grubenhagen erblickte einst ein Mann aus Dassensen Mittages zwischen 11 und 12 Uhr zwei weiße Jungfrauen, welche gerade auf dem Rondel standen und dann auf ihn

zu kamen. An der Seite trug jede ein Schlüſſelbund, und in der Ferne erſchienen ſie glänzend und von wunderbarer Schönheit. Da er ein beherzter Mann war, ſo blieb er ſtehn und ließ ſie an ſich vorübergehn; als ſie aber an ihm vorübergingen, ſah er, daß ſie beide »aſchenfahl« waren.

109.

Die weiße Jungfrau auf der Burg Hunnesrück.

1. In dem Rothen Berge, auf welchem die Ruinen des alten Schloſſes Hunnesrück liegen, wohnt eine weiße Jungfrau. Sie hat darin zwölf Zimmer, die zwölf Schlüſſel dazu trägt ſie in einem Schlüſſelbunde an ihrer Seite. Sie läßt ſich oft ſehen, am häufigſten um Himmelfahrt und Pfingſten; jedesmal kommt ſie aus einem tiefen Brunnen des Schloſſes hervor. Sie iſt den armen Holzſammlern und Laubträgern gewogen und warnt dieſe, wenn ein Förſter in der Nähe iſt.

2. Nach andern trägt die weiße Jungfrau, welche in den Ruinen der Burg wohnt und aus einem tiefen Loche, das ſich da befindet, empor ſteigt, ein Tragholz (ſchanne), woran zu beiden Seiten ein ſilberner, reich vergoldeter Eimer hängt. In dem einen dieſer Eimer iſt rother Wein, in dem andern weißer. Begegnet ihr nun ein Menſch und grüßt ſie nicht, ſo gibt ſie ihm von dem weißen Wein zu trinken; davon fällt er ſogleich hin und iſt auf der Stelle todt. Grüßt der Menſch ſie aber und iſt freundlich gegen ſie, ſo gibt ſie ihm von dem rothen Wein zu trinken und macht ihm noch Geſchenke dazu. Wer von dem rothen Weine getrunken hat, der wird davon geſund, ſtark, munter und fröhlich. Bei Tage verweilt ſie ſtets auf oder unter dem Berge, Nachts dagegen weilt ſie in Mackenſen in einem Keller. Es iſt nemlich unten in dem Loche eine eiſerne Thür, dieſe öffnet ſie Nachts und gelangt ſo durch einen unterirdiſchen Gang nach Mackenſen. Aus dieſem Gange tritt ſie in einen dunkeln Keller, der ſich unter einem hohen Hauſe des Dorfes befindet, und guckt aus dem Kellerloche heraus. Geht ein Menſch vor dieſem vorüber und grüßt ſie nicht, ſo kommt ſie hervor und zerreißt ihn in Stücke.

3. Die weiße Jungfrau holt bisweilen zwiſchen 11 und 12

Uhr Waſſer aus dem unten am Fuße des Berges befindlichen Brunnen; verſchiedene Leute haben dieß geſehen, unter andern auch ein Schäfer. Einſt kam ein Mann des Weges und ward von ihr angerufen. Erſt wuſte er nicht, woher die Stimme kam, endlich erblickte er die Jungfrau, welche ihn bat mitzugehn und ſie zu erlöſen; er folgte ihr auch, fürchtete ſich aber mit in das Loch hineinzugehn. Sie ſagte ihm indes, er brauche ſich nicht zu fürchten und möge nur dreiſt hineingehn. Als er nun unten angekommen war, ſah er da eine lange eiſerne Tafel ſtehn und legte ſeine Mütze darauf. Hier, ſagte die Jungfrau, möge er ſtehn bleiben, und verließ ihn dann. An ſeine Mütze hatte er einige Blumen geſteckt, die unterdes auf die Erde gefallen waren. Als die Jungfrau zurückkam, brachte ſie drei Stücke mit, welche ſie ihm gab; zugleich ſagte ſie ihm, er möge ja nichts vergeſſen, ſonſt könne er ſie nicht erlöſen. Der Mann nahm nun die drei Stücke, welche ihm die Jungfrau gegeben hatte, vergaß aber die auf die Erde gefallenen Blumen mitzunehmen. Als das die Jungfrau ſah, fing ſie an zu ſchreien und ſchlug hinter dem Manne die Thür ſo feſt zu, daß ſie ihm faſt die Hacken abgeſchlagen hätte. »Nun«, rief ſie, »wird erſt in hundert Jahren wieder einer geboren, der mich erlöſen kann.«

4. Ein Mädchen, welches am Johannistage in der Dämmerung in die Ruine der Burg kam, ſah die weiße Jungfrau da ſitzen; — ſie hatte ein Schlüſſelbund in der Hand und ſchluchzte laut. Das Mädchen fürchtete ſich und lief ſchnell fort.

Einſt kam ein Hirt dahin und erblickte auch die Jungfrau. Sie winkte ihm ihr zu folgen und er that dieß auch. Darauf führte ſie ihn zu einer eiſernen »Klappe«, welche ſie öffnete. Der Hirt erblickte eine wunderſchöne Blume, brach ſie ab und ſteckte ſie an ſeinen Hut. Er ging in den geöffneten Raum [»in die eiſerne Klappe«] hinein. Hier ſtanden »lauter« eiſerne Kiſten, ganz mit Gold gefüllt; weil aber der Raum zu niedrig war, ſo nahm er die Blume vom Hute und legte ſie auf einen der Kaſten. Nachdem er ſich dann die Taſchen und den Hut mit Gold gefüllt hatte, ging er wieder fort, vergaß aber die Blume mitzunehmen. Als er hinaus war, ward die Klappe zugeſchlagen und er hörte die Jungfrau laut weinen und ſchluchzen. Sie ſprach dann zu ihm: „hätte er die Blume mitgenommen, ſo wäre ſie erlöſt geweſen; nun aber müſſe ſie noch verzaubert bleiben. Jetzt

müſſe erſt wieder ein großer Baum wachſen, aus deſſen Holz aber eine Wiege gemacht werden, und das darin (groß) gewiegte Knäblein könne ſie erſt wieder erlöſen.“ Der Hirt ſtand ganz betroffen da, als er aber wieder hinſah, war die Klappe und die Jungfrau verſchwunden. Das Geld behielt er und brachte es ſeiner Braut.

110.

Die weiße Jungfrau in Karlsruhe.

In Karlsruhe bei Lüthorſt hat früher ein Schloß geſtanden. Hier geht bisweilen Nachts zwiſchen 11 und 12 Uhr eine weiße Jungfrau mit einem Schlüſſelbunde an der Seite. Einſt erſcheint ſie einem Manne an dieſer Stelle und bittet dieſen, er möchte doch das Schlüſſelbund hinnehmen: mit dem ſiebenten Schlüſſel könne er alle Thüren im Schloſſe öffnen, und ſie dann erlöſen, wenn er all das Geld nähme, welches er da fände; denn vor dem Gelde habe ſie keine Ruhe. Sie fügte noch hinzu: er dürfe aber nicht ſprechen und ſolle ſich nur nicht fürchten; was bei dem Gelde läge, habe keine Macht an ihm. Als der Mann ſich weigert ihre Bitte zu erfüllen, ruft ſie, nun könne ſie in hundert Jahren keiner erlöſen. In der nächſten Nacht erſcheint ſie dem Manne noch einmal und bittet ihn, er möge doch kommen und das Geld nehmen; noch könne er ſie erlöſen. Nun geht er auch hin. Da liegt bei dem Gelde ein großer Hund, der thut, als wenn er ihn beißen wollte. Wie der Mann das ſieht, geräth er in Angſt und ruft: o nein, der große Hund will mich beißen! Sogleich iſt das Geld verſchwunden mit dem Hunde, welcher der Teufel geweſen iſt. Da ruft die Jungfrau: „o weh, o weh, nun iſt in hundert Jahren niemand, der mich erlöſen kann!“

111.

Die weiße Jungfrau auf der Homburg.

Ein Knecht, welcher am Fuße der Homburg die Kühe hütete, ſah einſt, es war bald nach Mittag, eine weiß gekleidete Jungfrau von der Burg herabkommen. Sie kam gerades Wegs

zu ihm und ſprach, er könne ſie erlöſen, nur dürfe er ſich nicht fürchten; er müſſe nemlich dreimal Waſſer auf die Burg heraufholen, das erſte Mal würden unterwegs viele Rehe auf ihn zukommen und nach ihm ſtoßen, doch thäten ſie ihm nichts zu Leide; das zweite Mal würden viele wilde Gänſe mit langen Hälſen kommen und ihn beißen wollen, doch auch dieſe würden ihm nichts thun; das dritte Mal endlich würde eine Heerde Ochſen mit großen Hörnern und großen glühenden Augen auf ihn losſtürzen, aber auch dieſe würden ihm kein Leid zufügen. Auf ihre Frage, ob er ſie erlöſen wolle, erklärte er ſich dazu bereit und folgte ihr hinauf auf die Burg. Hier gab ſie ihm ein goldenes Traghols, woran zwei goldene Eimer hingen; in dieſen ſollte er dreimal Waſſer aus dem Thale heraufholen. Er ging damit hinunter und brachte auch die zwei Eimer voll Waſſer auf die Burg; unterwegs waren zwar die Rehe gekommen und hatten nach ihm geſtoßen, aber ohne ihm etwas zu Leide zu thun. Als er wieder hinuntergegangen war und zum zweiten Male Waſſer heraufholen wollte, begegnete ihm eine ganze Heerde wilder Gänſe, die ihre langen Hälſe nach ihm ausſtreckten, als wenn ſie ihn beißen wollten, aber auch dieſe thaten ihm nichts, und er kam glücklich wieder oben an. So ging er denn auch zum dritten Male hinunter. Als er aber mit dem Waſſer hinaufging, ſtürzte auf der Mitte des Weges eine ganze Heerde Ochſen mit großen Hörnern und großen glühenden Augen wüthend auf ihn los. Bei dieſem Anblick ward er bange, warf die Eimer weg und lief davon. Die Jungfrau aber ſtieß, als ſie dieß ſah, einen gewaltigen Schrei aus und ſprach: nun müſſe ſie erſt wieder eine Eichel pflanzen, und wenn aus dieſer ein Baum geworden, und der Baum abgehauen und geſchnitten, und aus den Brettern eine Wiege gemacht wäre, dann könne der Knabe, der zuerſt darin gewiegt ſei, ſie erſt wieder erlöſen.

112.

Die weiße Jungfrau auf der Burg Eberſtein.

Auf der Burg Eberſtein bei dem Dorfe Regenborn läßt ſich eine weiße Jungfrau ſehen. Sie trägt eine goldene Schaune mit goldenen Ketten, woran zwei goldene Eimer hängen, die ganz

mit Gold gefüllt ſind. Dieſe Laſt muß ſie tragen, bis ſie erlöſt wird. Einſt war zur Zeit der Heuernte ein Mann aus Regenborn, Namens Karl, Nachts auf der Wieſe geblieben, um das Heu zu bewachen; er hatte ſich in einen Heuhaufen gelegt und war eingeſchlafen. Zwiſchen 11 und 12 Uhr rief eine Stimme: Karl, Karl! er wachte auf und die weiße Jungfrau ſtand vor ihm. Sie ſprach zu ihm, auf ihre Laſt hinweiſend, das alles ſolle er haben und glücklich ſein, wenn er ſie erlöſe; nur dürfe er ſich nicht fürchten, und wenn auch Himmel und Hölle gegen ihn wären, es würde ihm doch nichts zu Leide geſchehn. Zugleich forderte ſie ihn auf mit ihr zu gehn. Er war auch dazu bereit und ſo führte ſie ihn auf den Oberſtein. Hier ſah er ein großes Feuer angezündet, um welches zwölf große und ſtarke Kerle ſtanden, die einen Ochſen brieten. Als dieſe ihn erblickten, ſprach einer zu den andern: „wen ſollen wir dann braten, wenn wir mit dem Ochſen fertig ſind?“ „Dann wollen wir,“ erwiederten dieſe, „den rothen da nehmen,“ indem ſie auf Karl hinwieſen, der eine rothe (oder roth gefütterte) Jacke anhatte. Als dieſer das hörte, warf er ſogleich ſeine Jacke und alles fort und lief davon. Die weiße Jungfrau aber ſchrie laut auf und ſprach, nun müſſe ſie wieder noch hundert Jahre ihre Laſt tragen, ehe ſie einer erlöſen könne, und auch dann ſei es noch zweifelhaft, ob ſie erlöſt werde, da dieſer es wieder eben ſo machen könne, wie er. In Hohlenberg (dem Dorfe, wohin Regenborn eingepfarrt iſt) ſtehe auf der Mauer des Kirchhofes eine kleine Linde, dieſe müſſe erſt zu einem Baume herangewachſen ſein und daraus eine Wiege gemacht werden; wer in dieſer Wiege gewiegt ſei, der könne ſie erſt wieder erlöſen.

113.

Die weiße Jungfrau bei Lauenberg.

1. Auf der Platte, einem Gehölze bei Lauenberg, kommt eine weiße Jungfrau Mittags zwiſchen 11 und 12 Uhr und ebenſo Nachts zwiſchen 11 und 12 unter einer alten, dicken Buche zum Vorſchein. Auf ihrem Rücken hat ſie ein weißes Tuch (läken), worin ſich Schnee befindet. Von hier geht ſie durch ein Stangenholz bis zu einem Buchenwalde, Plattenlok genannt. Auf die-

sem Wege läßt sie aus ihrem Tuche fortwährend etwas Schnee fallen, so daß derselbe da, wo sie gegangen ist, einen handbreiten Streifen bildet. Auf demselben Wege geht sie dann unmittelbar zurück und jetzt verschwindet der Schnee wieder. Sie erscheint jedoch nicht alle Tage, und wenn jemand sie sieht und anredet, so antwortet sie nicht.

2. Auf den Trümmern der Burg Lauenberg hütete einst ein Schäfer die Schafe; außer ihm war kein Mensch da. Mittags zwischen 11 und 12 Uhr kam plötzlich die weiße Jungfrau aus einer Oeffnung im Gemäuer hervor und winkte ihm näher zu kommen; in der andern Hand hielt sie ein Bund Schlüssel. Der Schäfer näherte sich ihr ein wenig, getraute sich aber nicht ganz nahe zu ihr zu gehn, obgleich sie ihm noch zu wiederholten Malen rief. Da schlug es in Lauenberg zwölf, und nun fing die Jungfrau an zu weinen und laut zu schreien, worauf sie wieder in derselben Oeffnung verschwand. Als sie weggegangen war, warf der Schäfer einen Stein in die Höhlung: es dauerte gar lange, ehe der Stein unten ankam; dann aber gab es einen starken hellen Klang, als wäre er auf edele Metalle gefallen.

114.

Die weiße Jungfrau auf der Lisekenburg.

Zwei Mädchen gehn mit einander auf die eine Viertelstunde von der Winzenburg entlegene Lisekenborg, um daselbst Erdbeeren zu pflücken. Hier trennen sie sich und jede pflückt an einer andern Stelle. Da kommt das eine Mädchen vor eine Thür; sie öffnet dieselbe und tritt in einen weiten Keller ein. Alles ist darin schön und sauber, und große Reichthümer liegen überall umher. In der Mitte aber steht ein Tisch mit Gläsern, und daran sitzt in einem Lehnstuhle (spanstaule) eine Jungfrau. „Darf ich mir wohl etwas nehmen?“ fragt das Mädchen. „Ja, nimm dir nur, was du willst, mein Kind,“ antwortet jene freundlich. Das Mädchen ist bescheiden und nimmt sich nur ein Spitzglas mit blauem Rande. Dann spricht sie: „da ist noch ein Mädchen, das will ich rufen, damit es auch hierher kommt.“ Sie geht fort und ruft das andere Mädchen; als sie aber mit diesem wieder zu der Stelle kommt, ist alles der gewöhnliche Boden und durch-

aus nichts mehr zu sehen. Das Glas, welches das Mädchen sich genommen hatte, soll noch in der Kirche zu Lamspringe aufbewahrt werden.

115.

Die Erdbeeren.

Einst hütete der Kuhhirt aus Delligsen seine Kühe in der Nähe einer sumpfigen Stelle. Er hatte seine damals noch nicht erwachsene Tochter mitgenommen, die noch jetzt lebt. Das Mädchen hatte sich von ihm entfernt, um Erdbeeren zu pflücken. Sie fand an einer Stelle, wo sonst niemals Erdbeeren standen, unvermuthet die allerschönsten Erdbeeren und pflückte davon einen Strauß. Während sie mit dem Pflücken der Erdbeeren beschäftigt war, hatte sich ihr — es war gerade im Mittage — eine weiße Jungfrau unbemerkt genähert und faßte sie hinten am Rocke. Als darauf das Mädchen sich umdrehte, bat die Jungfrau flehentlich, sie möchte sie erlösen. Sie hatte auf den Schultern ein (goldenes?) Tragholz, woran auf jeder Seite ein großer goldener Eimer hing. Das Mädchen aber war vor Schrecken völlig sprachlos geworden, so daß sie die Jungfrau nicht einmal fragte, wie sie erlöst werden könne, und lief spornstreichs hin zu ihrem Vater, dem sie alles erzählte. Dieser versicherte, daß sonst niemals an dieser Stelle eine Erdbeere gestanden habe. Man meint, daß das Mädchen der Jungfrau den Erdbeerenstrauß hätte anbieten müssen. Als das Mädchen so fortlief, jammerte die Jungfrau sehr und rief, daß sie nun erst wieder in vielen Jahren erlöst werden könne.

116.

Die Wunderblume.

1. Ein Schäfer, der an den Gleichen hütete, fand einst einen Büschel weißer Blumen von großer Schönheit und steckte sie an seinen Hut. Alsbald erblickte er eine Oeffnung, die in den Berg hinein führte. In der Höhle aber war eine weiße Jungfrau, die ihm winkte hereinzukommen. Er folgte ihrem Winke

und ging hinein. Drinnen ſtanden große Fäßer voll Geld, und dabei lag ein großer Hund. Die Jungfrau winkte ihm wieder, er möchte ſich von dem Gelde nehmen. Er that das auch und legte dabei ſeinen Hut auf eins der Fäſſer. Als er hinausgehn wollte, rief ihm die Jungfrau zu, er möge das Beſte nicht vergeſſen; doch er verſtand dieß nicht, dachte dabei an das Geld und ließ die Blume liegen. So wie er aus der Höhle heraus war, verſchloß ſich der Berg und er konnte die Oeffnung niemals wieder finden.

2. An der Wahlsburg, einem Berge bei Vernewahlshauſen, auf deſſen Gipfel ſich noch geringe Reſte einer alten Burg befinden, geht eine weiße Jungfrau umher. Einſt geht ein Mann aus dem Dorfe vorbei, da hört er eine Stimme, die ihn ruft. Er folgt der Stimme nach und findet bald eine wunderſchöne Blume, die er abpflückt. Mit dieſer geht er weiter und kommt vor eine Thür im Berge, die ſich vor ihm aufthut; er tritt ein und ſieht hier viel Geld und Koſtbarkeiten aller Art in unermeßlicher Fülle liegen. Haſtig legt er die Blume aus der Hand und ſteckt ſich alle Taſchen voll; da hört er wieder eine Stimme rufen: vergiß das Beſte nicht! Nun ſteckt er noch mehr Koſtbarkeiten ein. Abermals ertönt die Stimme: vergiß das Beſte nicht! Da er nun nach ſeiner Meinung das Beſte genommen hatte, ſo geht er hinaus, läßt aber die Blume liegen. Indem er eben hinaustritt, ſchlägt die Thür hinter ihm zu und ihm beide Hacken ab.

3. Ein Vater geht mit ſeinem Sohne von Uslar nach dem Ziegenbuſche „über das Holz.“ Da iſt am Wege eine weiße Jungfrau mit einem Bunde Schlüſſel, die winkt. Der Sohn ſieht ſie zuerſt und macht ſeinen Vater darauf aufmerkſam. Die Jungfrau winkt mit beiden Händen, dann ſchließt ſie einen nahen Felſen auf und winkt noch immer fort. Nun folgen die beiden ihr in den Felſen und gehn darin eine Strecke fort, bis ſie zu einer Stelle kommen, wo zwei Tiſche voll Geld ſtanden, ein Tiſch voll Silbergeld, der andere voll Gold. Der alte Mann hat das Silbergeld nehmen müſſen, der junge aber hat das Gold bekommen. Dann gehn ſie wieder hinaus, die Jungfrau geht voran, die beiden Männer gehn hinter ihr her. Wie ſie wieder vor die Felswand kommen, ſteht da eine wunderſchöne Blume in einem Topfe. Der alte Mann will die Blume nicht mitnehmen, da fängt aber die

Jungfrau an zu ſprechen und ruft: »vergeßt doch das Beſte nicht, nehmt doch die Blume mit!« Die Leute im Dorfe wuſten erſt gar nicht, woher die beiden ſo reich geworden waren; als dieſe es erzählt hatten, da gingen mehrere hin zu der Stelle um die Jungfrau zu ſehen, aber keiner hat etwas erblickt.

4. Der Förſter aus Wenzen hatte ſich im Hils ein Borkenhaus gemacht, worin er oft des Nachts ſchlief. Einſt iſt er wieder darin, da erſcheint ihm im Frühjahr Nachts zwiſchen 11 und 12 Uhr eine weiße Jungfrau und fordert ihn auf nach drei Wochen wieder hierher zu kommen, dann wolle ſie ihn glücklich machen. Doch dürfe er das Beſte nicht vergeſſen, er müſſe nemlich drei »Kreuzblätter« (Blätter der eppelère, des Maßholders, Ahorns) in den Schuh legen. Nach drei Wochen ging der Förſter auch wieder dahin, hatte aber die drei Blätter vergeſſen, und ſo fand er nichts.

117.

Die weiße Jungfrau bei und in Einbeck.

1. In dem Heiligengeiſt-Buſche bei Einbeck hat vor Zeiten eine heilige Jungfrau gewohnt, der dieſes Gehölz gehörte. Bei ihrem Tode ſoll ſie daſſelbe dem Heiligengeiſt-Hoſpitale zu Einbeck geſchenkt haben. Alle ſieben Jahre läßt ſie ſich zu drei verſchiedenen Malen und zwar Abends, wenn die Sonne untergeht, daſelbſt ſehen. Sie hat ein ſchneeweißes Kleid an und trägt an der Seite ein Schlüſſelbund. Zu gleicher Zeit ſonnt ſie dort Geld, welches ihr gehört. Sobald ſie einen Menſchen erblickt, hebt ſie das Schlüſſelbund hoch empor, winkt damit und ruft ihn herbei. Dieſer muß ſie alsdann dreimal um das Gehölz tragen. Das erſte Mal iſt ſie ganz leicht und ohne alle Mühe zu tragen; das zweite Mal iſt ſie ſchon ſchwerer, doch kann man ſie noch tragen; das dritte Mal aber iſt ſie ſo ſchwer, daß dem Tragenden bald der Athem ſtockt und er mit ihr nicht weiter kann. Wer ſie nicht herumtragen kann, der muß ſterben; wenn aber einer ſie dreimal herumtrüge, ſo würde dieſer ſie damit erlöſen und von ihr reich beſchenkt werden. Da nun niemand ſie dreimal herumzutragen vermag, ſo kann ſie auch nicht erlöſt werden. Deshalb erhebt ſie auch jedesmal, wenn die Zeit

abgelaufen iſt, wo ſie erlöſt werden kann, ein furchtbares Jammergeſchrei.

2. Alle ſieben Jahre läßt ſich am Johannistage Mittags zwiſchen 11 und 12 Uhr in dem Heiligengeiſt-Buſche die weiße Jungfrau ſehen. Sie geht bei brennender Sonnenhitze über das Feld hin nach der Kapelle bei dem Armenhauſe, wo ſie verſchwindet. Wer Mittags zwiſchen 11 und 12 Uhr dahin kommt, dem winkt ſie; in der Hand hat ſie drei Blumen: eine Lilie, eine Roſe, ein Vergißmeinnicht, an der Seite ein Bund Schlüſſel. Leiſtet man dem Wink Folge und geht hin zu ihr, ſo muß man ſich eine Blume wählen. Die eine heißt Blume des Todes, die andere Blume des Schatzes, die dritte Blume der himmliſchen Güter. Wer die Blume des Todes wählt, muß gleich ſterben; wer die Blume des Schatzes wählt, erhält viele Güter; wer die Blume der himmliſchen Güter wählt, erhält die ewige Seligkeit. Wer ſie erlöſen will, muß ſie dann dreimal um den Heiligengeiſt-Buſch herumtragen. Hat er dieſes glücklich vollbracht, ſo entſteht ein lauter Knall und ein großes, ſchönes Schloß ſteht urplötzlich da. Vor der Schloßthür aber ſteht ein großer Topf und darin liegt eine große Schlange; dieſe muß er dreimal auf den Schwanz ſchlagen, dann wird aus der Schlange lauter Geld.

Einſt ging ein Mann von der Wolperſtraße Namens Benſe im Mittage dahin und erblickte ſie. Sie winkte ihm und da er ein furchtloſer und ſtarker Mann war, ſo ging er auch hin zu ihr und wollte ſie erlöſen. Nun trug er ſie um den Buſch herum, aber beim dritten Male ging ihm die Kraft aus und er ließ ſie fallen. Da fing ſie an zu weinen und zu ſchreien: nun müſſe ſie wieder tauſend Jahre »wallen«, ehe wieder einer geboren werde, der ſie erlöſen könne, und verſchwand.

3. Nach einer andern Ueberlieferung ließen ſich früher drei weiße Jungfrauen in dem Buſche ſehen. Die eine trug ein Bund Schlüſſel, die zweite einen Korb, die dritte einen Fächer (ſechtle). Zwei von ihnen ſollen erlöſt ſein (eine durch einen Schäfer); nun iſt noch die dritte übrig, die nicht erlöſt werden kann.

4. Vor der Gitterthür der Neuſtädter Kirche in Eimbeck geht eine weiße Jungfrau, welche zwölf Schlüſſel in der Hand hält. Einſt ſah ein Korporal, welcher Abends nach Hauſe gehn wollte, wie ſie in der Gitterthür der Neuſtädter Kirche verſchwand.

5. Auf dem Häger Thurm in Einbeck geht Nachts eine weiße Frau herum, die um den Tod ihres Mannes klagt, der als Officier hier gefallen iſt. — Auch auf den Wällen von Einbeck iſt ſonſt eine weiße Frau gegangen.

6. Eine alte Frau ſitzt Abends mit ihrem Manne bei ſehr großer Dunkelheit vor der Hausthür. Auf einmal wird es an einer Stelle ſehr hell und etwa zehn Schritt von ſich ſehen die beiden eine ſchneeweiße Jungfrau ſtehen. Dieſe fängt an zu klagen, daß ſie ſchon hundert Jahre verzaubert ſäße und niemand ſie erlöſen wolle. Die alte Frau wird bange und ſagt zu ihrem Manne, er möchte doch hineingehen und die Thür verſchließen, doch er meint, „es habe nichts zu ſagen.“ Die Frau flüchtet ſchnell ins Haus hinein, fällt aber, als ſie in die Stubenthür tritt, todt nieder. Der Mann, von Natur jähzornig und ein arger Säufer, geht jetzt auf die weiße Jungfrau zu, um den Tod ſeiner Frau an ihr zu rächen. Da fängt es plötzlich an furchtbar zu donnern und zu blitzen, zugleich iſt alles, der helle Schein und die Jungfrau, verſchwunden. Ein Birnbaum aber, der da ſtand, iſt in tauſend Stücke zerſplittert. Dieß iſt in Einbeck auf dem Münſter „an der kleinen bêke“ geſchehen. An der Stelle aber, wo es geſchehen iſt, ſind drei Birnbäume in einander gewachſen. Der Mann hat, ſo lange er noch lebte, Abends vor dem Schlafengehen ſtets ein lautes Klagen gehört und iſt bald darauf ebenfalls geſtorben.

118.

Die weiße Jungfrau von Mark-Oldendorf.

1. In Mark-Oldendorf war ein armer Tagelöhner, deſſen Kinder die Gänſe hüteten. Eins derſelben, ein Mädchen, ging nach dem Mittagseſſen zu einem Brunnen unter einer Eiche, um zu trinken. Als das Mädchen ſich ſatt getrunken und wieder aufgerichtet hatte, ſtand eine weiße Jungfrau neben ihm, die fragte, ob es thun wolle, was ſie ihm ſage. Das Mädchen antwortete „ja.“ Da ſprach die Jungfrau zu dem Mädchen, es könne ſie erlöſen. Wenn es das nächſte Jahr confirmirt wäre, ſo ſollte es in ſeiner Abendmahlskleidung wieder zu dem Brunnen kommen; es dürfte aber vorher mit Niemand geſprochen haben, ſonſt

könnte es sie nicht erlösen. Gelänge aber die Erlösung, so würde ihm eine große Summe Geldes zu Theil werden. Das Mädchen versprach sich einzufinden, und die Jungfrau verschwand. Als es am Abend nach Hause kam, erzählte es alles seinem Vater. Der aber ging zum Pastor, und dieser sagte, wenn das Kind nächstes Jahr confirmirt wäre, so möchte es nur an den Brunnen gehn; sie beide wollten aber schweigend folgen und sich hinter eine Hecke stellen. So thaten sie auch und sahen zu, wie das Mädchen zu dem Brunnen ging. Als es eine Weile da gestanden hatte, erhob sich ein Windbrausen, und die Jungfrau stand vor ihm. Sie hatte statt eines menschlichen Kopfes drei Schweinsköpfe und trug eine Mulde voll Gold in den Händen. Als das Mädchen die Jungfrau in dieser Gestalt sah, fing es laut an zu schreien. Da that auch die Jungfrau einen lauten Schrei. Sogleich eilte der Vater des Kindes mit dem Pastor herbei um nachzusehn, ob ihm nichts Böses geschähe. Der Pfarrer fragte die Jungfrau, warum sie selbst so schreie. Diese antwortete mit kläglicher Stimme: „Dieses Kind hätte mich erlösen können, wenn es mir den mittelsten Schweinskopf geküßt hätte. Da es aber das nicht gethan hat, so muß ich wieder so lange wallen gehn, bis auf dem Baume Eicheln wachsen und aus den Eicheln Bäume werden. Wenn dann aus den Bäumen die erste Wiege gemacht wird, so kann das erste Kind, welches darin gewiegt ist, mich an dem Tage seiner Confirmation erlösen. Bis dahin aber kann mir nicht geholfen werden.“ Damit verschwand die Jungfrau vor ihren Augen und sie gingen betrübt nach Hause.

2. Im Steinberge bei Mark-Oldendorf befindet sich eine Höhle, das Kleflok genannt. In dieser Höhle soll sich ein Schatz befinden, und von Zeit zu Zeit läßt sich eine weiße Jungfrau davor sehn. Als einst ein noch jetzt lebender Mann, der damals noch ein Junge war, gerade im Mittage in der Ilme fischte, erblickte er plötzlich die weiße Jungfrau, die ihm wiederholt winkte. Er folgte aber ihrem Winke nicht. Da fing die Jungfrau an laut zu schreien und rief, nun müsse erst wieder eine Eiche aus dem Samen wachsen und aus dieser eine Wiege gemacht werden und wer als Kind darin gewiegt sei, der könne sie erst wieder erlösen. Darauf verschwand sie.

119.

Das Geldloch bei Hilwartshauſen.

1. Auf dem Scharfenberge iſt der Eingang zu dem ſog. Geldloche, welches ſeinen Namen davon hat, weil Leute darin nach Schätzen gegraben und ſolche auch gefunden haben ſollen. Es iſt das eine Höhle, die angeblich von dem Scharfenberge bis in das Dorf Hilwartshauſen am Sollinge reicht, wo in dem Keller eines Hauſes der Ausgang iſt. Mehrmals haben Menſchen verſucht hindurchzugehn, aber der Gang wurde bald ſo ſchmal, daß ſie nicht weiter kommen konnten. Einſt hatte man vor den Eingang einen Pudel und eine Ente geſetzt; der Pudel lief weg, die Ente aber iſt nach drei Wochen in Hilwartshauſen in jenem Keller wieder zum Vorſchein gekommen, doch war ſie ganz erſchöpft und hatte faſt keine Federn mehr an der Seite. — In dieſem Geldloche ſitzt eine weiße Jungfrau hinter einer eiſernen Thür. Alle Jahre öffnet ſie dieſelbe einmal, kommt heraus und ſpendet den Hirten und guten Menſchen Gaben.

2. Bei dem Dorfe Hilwartshauſen haben vor Zeiten auf zwei benachbarten Bergen zwei Burgen geſtanden, die Schnackenburg und Sternburg (Stërenborg), von denen die Ritter von der Schnackenburg und von der Sternburg den Namen gehabt haben. An der Ecke eines andern Berges, des Scharfenberges, befindet ſich das ſogenannte Geldloch, eine in den Berg hineingehende niedrige Höhle. Aus dieſem Geldloche kommt die weiße Jungfrau hervor und geht von da hin nach der Schnackenburg. Vor etwa 70 Jahren begegnete ihr auf dem Wege dahin der Schweinhirt des Dorfes, der ſeinen Sohn bei ſich hatte. Sie winkte dieſem mehrmals und rief ihm dreimal zu, er möge zu ihr kommen, aber ja alles mitbringen, was er bei ſich habe; allein er hörte nicht auf ihr Rufen. Da ſchrie ſie laut auf und jammerte: nun werde erſt wieder in hundert Jahren einer geboren, der ſie erlöſen könne, und verſchwand. Seit der Zeit iſt ſie Niemand wieder erſchienen.

120.

Die Neunkammer.

Etwa eine halbe Stunde von Kalefeld liegt im Walde über

Dögerode die sog. Nögenkämer, eine aus neun, durch schmale Gänge unter sich verbundenen Kammern bestehende Höhle. Bis in die dritte ist wohl ein Mensch vorgedrungen; dann aber gehn die Lichter aus. In der fünften oder sechsten liegt ein großer schwarzer Hund, der eine schöne Prinzessin bewacht, die verwünscht in der achten Kammer schläft. Wenn nun ein unverheiratheter junger Mann dahin käme, mit dem Hunde kämpfte und ihn erlegte, so würde der Zauber aufhören, die Prinzessin ins Leben zurückkehren, und ihm auch alle die Schätze gehören, welche in der neunten Kammer liegen. Von dieser Neunkammer geht alle Abend ein Licht nach Dögerode und kehrt dann in gerader Linie dahin zurück.

121.

Der Frauenstein.

1. Etwa hundert Schritte von Scharzfeld liegt eine Klippe, der Frauenstein genannt. Hier sieht man Spuren von unterirdischen Gängen, die zu dem Schlosse hingeführt haben sollen. In diesen soll ein Schatz vergraben liegen. Eines Tages gehn Kinder aus Scharzfeld an dieser Klippe vorbei, um Erdbeeren zu pflücken. Plötzlich kommt eine weiß gekleidete Jungfrau aus dem Felsen hervor. Sie hält ein Schlüsselbund in der Hand und winkt den Kindern; diese laufen aber davon. Alsbald war auch die Jungfrau wieder verschwunden.

2. Eines Tages kehrt ein Holzhauer aus Barbis nach Hause zurück. Als er an dem Frauenstein vorbeikommt, bemerkt er die weiße Jungfrau. Sie winkt ihm, er aber geht fort. Da fängt sie an zu jammern und spricht: nun müsse sie wieder warten, bis einer mit einem Glasauge komme, der könne sie erlösen und zugleich einen großen Schatz heben.

122.

Die weiße Jungfrau bei Bardeilsen.

Bei Bardeilsen hütete eines Tages ein Mann die Pferde. Gerade im Mittage, zwischen 11 und 12 Uhr, kommt eine weiße

Jungfrau auf ihn zu. Erſt ließ er ſie näher kommen; als er aber bemerkte, wie blaß ſie war und daß ſie dem Tode ähnlicher ſah, als dem Leben, erfaßte ihn, wiewohl ſie ihn mit freundlichem Geſichte anblickte, eine große Furcht, und er lief weg. Indem er fortlief, that die Jungfrau einen ſo entſetzlichen »weinenden Schrei«, daß er unwillkürlich ſtehen blieb und ſich umſchaute; ja er faßte ſich nun ein Herz und ging auf ſie zu. Da ſprach die Jungfrau weinend zu ihm, »durch ſeinen erſten Zurückgang habe er ſie noch hundert Jahre im Zauber gehalten«; wäre er ſtehn geblieben, ſo hätte er ſie retten und erlöſen können. Doch könne er ſie noch erlöſen und ſie bitte an ihn eine Bitte: er ſolle eine Eichel (en eckersplr) pflanzen und, wenn dieſe aufginge, das Bäumchen ſorgfältig warten; wenn er alt geworden wäre und dieß nicht mehr könne, es ſeinen Nachkommen zur heiligen Pflicht machen. Wenn dann die Eiche ſo groß geworden wäre, daß eine Wiege davon gemacht werden könne, ſo könne das Kind, welches in der Wiege groß gewiegt wäre, ſie erlöſen. Dieſe Eiche ſteht in Peckmanns Garten in Bardeilſen.

123.

Die weiße Jungfrau auf der Schützenwieſe.

Auf der Schützenwieſe zwiſchen Daſſel und Sievershauſen hat ehemals eine Kirche geſtanden, die ſpäter zerſtört wurde. Vor wenigen Jahren war noch die Treppe davon zu ſehn, jetzt iſt nur noch ein unkenntlicher Steinhaufen davon vorhanden. An dieſer Stelle hat ſich mehrmals eine weiße Jungfrau ſehn laſſen. Einſt kehrte gerade im Mittage ein junges Mädchen von Daſſel nach Sievershauſen zurück; die weiße Jungfrau rief ihr nach, aber das Mädchen hörte nicht darauf, ſondern ging weiter.

Einige erzählen, die Jungfrau halte Mittags um zwölf und dann wieder Nachts um zwölf Uhr die Vorübergehenden an und reiche ihnen ihre Hand hin. Wer ihr dann die Hand giebt, dem greift ſie ſie ab; wird ihr aber ein Stock hingehalten, ſo faßt ſie dieſen nicht an.

124.

Das Schlüſſelmädchen.

In der Feldmark von Edesheim hört man bisweilen ein „klimpern", wie wenn einer ein Bund Schlüſſel ſchüttelt. Bald hört der Menſch dieſes Klingen vor ſich, bald hinter ſich, bald zu ſeiner Seite. Gewöhnlich ſieht man nicht, von wem dieſes Klirren der Schlüſſel herrührt, doch weiß man, daß es von dem Schlüſſelmädchen kommt, die auch ſchon mehrmals, weiß angezogen und ein Schlüſſelbund führend auf dem Wege nach Holtenſen geſehn iſt.

125.

Die weiße Jungfrau bei Echte.

Bei der Landwehr zwiſchen Imbshauſen und Echte ließ ſich mehrmals in der Nacht zwiſchen 11 und 12 Uhr, wenn die Poſt vorüber fuhr, eine weiße Jungfrau ſehn. Sie hatte ein weißes Kiſſen in der Hand, worauf ein ſilberner Schlüſſel lag; ſo trat ſie vor die Pferde, und dieſe blieben jedesmal ſcheu ſtehn. Dann reichte ſie den Schlüſſel dem Poſtillon und winkte nach dem nahen Walde (de Kölige genannt) hinüber, als wollte ſie andeuten, daß dort etwas für ihn zu ſuchen ſei. Hatte ſie dem Poſtillon dreimal gewinkt und ihm auf dieſe Weiſe ihren Wunſch zu erkennen gegeben, ohne daß dieſer ihr folgte, ſo verſchwand ſie wieder.

126.

Die weiße Jungfrau an der Quelle.

1. Zwiſchen Bartshauſen und Eimen befindet ſich eine Quelle, der Klâsborre genannt. Hier ſoll eine Kirche, die Klâskerke, geſtanden haben, der Ort ſelbſt wird auch noch bi der Klâskerke genannt. An dieſer Quelle hat nach dem Volksglauben eine weiße Jungfrau ihren Aufenthalt. Sie läßt ſich Abends in der Dämmerung ſehn. Wüßte Jemand das rechte Wort zu ihr zu ſprechen, ſo könnte er ſie erlöſen. Einſt hatte ein Mann aus Eimen Namens Henniges im dieſer Gegend im Felde gearbeitet

und ſich dann — es mochte nach Mittag ſein — in der Nähe der Quelle niedergeſetzt, um zu ruhen und zu eſſen. Dabei hatte er den Schoß ſeiner Jacke ſeitwärts auf den Boden gebreitet und ſein Stück Brot darauf gelegt. Indem er nun aß, kam von der Quelle her eine große Maus mit einem Groſchen im Maule und legte denſelben auf ſeinen Schoß; dann kam ſie mit einem zweiten und mit einem dritten, und ſo fort, bis 36 Groſchen auf dem Schoße lagen. Der Mann ſaß ganz ſtill und ließ dieß ruhig geſchehen. Da kam aber die Maus wieder, nahm einen Groſchen von dem Schoße und lief damit weg. Als der Mann das ſah, ſprach er vor ſich hin: »warte, du ſollſt mir das Geld nicht wieder wegholen«! und ſteckte die noch übrigen fünf und dreißig Groſchen ſchnell in ſeine Taſche. Die Maus iſt, wie man vermuthet, die weiße Jungfrau geweſen.

2. In der Mitte zwiſchen Bodenſee und Bilshauſen iſt ein Dorf Namens Oeshüsen untergegangen. Noch jetzt iſt an dieſer Stelle eine unergründliche Quelle; ſo viel Steine und Erde man auch hineingefahren hat, ſo hat man ſie doch nicht zuwerfen können. Eines Tages kommt im Mittage zwiſchen 11 und 12 Uhr ein Mann daher, der von Bodenſee nach Bilshauſen will. Da ihn der Durſt gewaltig quälte, ſo ging er zu der Quelle, um daraus zu trinken. Als er nicht mehr weit davon entfernt war, ſah er eine Frau aus der Quelle aufſteigen, die ein weißes Tuch über dem Kopfe und ein weißes Laken um hatte. Sie ſetzte ſich über die Quelle, blieb da eine Weile ſitzen und ſtieg dann wieder in dieſelbe hinunter. Der Mann aber ging fort.

3. Auf der Klages-Wieſe am Weetenborn iſt eine ſtarke Quelle. An dieſer läßt ſich Mittags um 12 Uhr eine weiße Jungfrau ſehn.

4. Im Börle, einem kleinen Thale bei Hetjershauſen, befindet ſich eine Quelle. Daran ſitzt zu Zeiten Mittags zwiſchen 11 und 12 Uhr das Börlwif oder waſchewif. Sie hat dort ihre Wäſche ausgebreitet und trocknet dieſelbe. Die kleinen Kinder werden mit ihr geſchreckt.

127.

Das Holzfräulein.

Das »Holzfräulein« iſt ein weißes Fräulein, welches ſich

im Schleppkleide, ein Schlüsselbund an der Seite, am Altendorfer Berge bei Einbeck unter dem Tannenwalde zeigt. Sie geht um den ganzen Einbecker Wald und die damit zusammenhängenden Holzungen herum und führt die Leute hin um Greener Schleuse. Sie hat einen wehmüthigen Blick, spricht kein Wort, sondern winkt nur.

128.

Die drei Puppen.

1. Als einst in Hohnstedt Schützenhof war, sollte ein Knabe mit seiner jüngeren Schwester Kraut holen. Der Knabe sagte zu dem Mädchen: „wir wollen schnell zum Rickenbü gehn und daher das Kraut holen, weil wir es dort leichter finden können.“ Sie gingen dahin und nachdem sie eine Weile gekrautet hatten, erblickte zuerst der Knabe, dann auch das Mädchen drei weiße weibliche Gestalten von sehr mäßiger Größe („puppen“) sich zwischen den Weiden auf der Erde auf und ab bewegen („wippen“). Die Kinder erschraken sehr und liefen voll Angst barfuß, wie sie waren, durch die Wiese nach der Stelle, wo der Schweinehirt des Dorfes hütete. Als sie bei diesem angekommen waren, vermochten sie Anfangs nicht zu sprechen, als sie sich aber etwas von dem Schrecken erholt hatten, erzählten sie ihm, was sie gesehen hatten. Dieser ging nun mit den beiden Kindern noch einmal zu der bezeichneten Stelle hin, und wirklich waren die drei weißen Puppen noch da, so daß er sie mit seinen eigenen Augen sah. Nun erzählte der Schweinehirt, daß er schon früher davon gehört habe und daß man glaube, die drei weißen Jungfrauen wären die drei Töchter eines Superintendenten in Hohnstedt, welchen im dreißigjährigen Kriege feindliche Officiere hätten Gewalt anthun wollen und die sich, um sich zu retten, entleibt hätten.

2. Ein Mann aus Fredelsloh war Nachts nach dem Grubenhagen gegangen, um daselbst Buchecker zu fegen. Es war gerade Mitternacht und er hatte seine Laterne vor sich auf den Boden gestellt, als er mit einem Male einen furchtbaren Lärm und ein entsetzliches Geschrei hörte. Zu gleicher Zeit sah er aus der Gegend, woher das Geschrei kam, weiße Gestalten, wie kleine

Jungfrauen oder Puppen, mit großer Schnelligkeit daher kommen. In Todesangſt lief er fort. — Ein anderes Mal war derſelbe Mann mit ſeinem Vater wieder dahin gegangen, um Buchekern zu ſegen, und es wiederholte ſich genau daſſelbe, was das erſte Mal vorgekommen war.

129.

Die zwölf weißen Jungfrauen auf dem Lichtenſtein.

Zur Zeit des Königreichs Weſtphalen war einmal ein Knochenbauer aus Alfeld nach dem Eichsfelde gegangen, um dort einige fette Schweine zu kaufen. Nach Beendigung ſeines Geſchäftes trat er in Geſellſchaft einiger Leute den Rückweg an. Dieſer führte ihn in die Gegend von Oſterode. An dem Lichtenſtein, einem Buchenwalde bei Föhrſte, wurden ſie auf der ſog. Burgwieſe von der Nacht überraſcht und entſchloſſen ſich hier zu übernachten. Es war eine wunderſchöne Sommernacht, die Sterne leuchteten freundlich und der Mond ſtand hoch am Himmel. Die Gefährten waren eingeſchlafen; nur der Knochenbauer konnte nicht ſchlafen, und wenn er daran dachte, daß er ſich in der Nähe einer Burg befände, wo früher Raubritter gehauſt hatten, ſo ward ihm ganz unheimlich zu Muthe. Mitten in ſeinen Träumereien wurde er mit einem Male durch ein Geſicht erſchreckt. Es war nämlich gerade die Johannisnacht, und in dieſer pflegten alljährlich zwölf weiße Jungfrauen, die einſt dieſe Burg bewohnt hatten, auf dieſer Wieſe ihren Reihentanz aufzuführen. Dieſe Jungfrauen erſchienen nun auf der Wieſe in einer alterthümlichen Tracht und fingen an zu tanzen. Kaum wagte er die Augen zu öffnen und nach den Jungfrauen zu ſehen. Indeſſen war er dieſen nicht unbemerkt geblieben. Sie hatten ihre Aufmerkſamkeit auf ihn gerichtet und wollten ihn zum glücklichſten Menſchen auf Erden machen. In dieſer Abſicht kam eine der zwölf Jungfrauen, welche die älteſte zu ſein ſchien, als es eben 12 Uhr geſchlagen hatte, zu ihm und trat mit ihrem Fuße auf ſein rechtes Knie. Der Schlächter fürchtete, daß dieß ſeine letzte Nacht ſein werde, und ſann über ſein Schickſal nach. Bald kam die Jungfrau zum zweiten Male zu ihm, und dann zum dritten Male; jedes Mal trat ſie auf ſein rechtes Knie, ohne ein Wort dabei zu ſprechen.

Unterdessen war es 1 Uhr geworden und die Geisterstunde damit zu Ende gegangen. Die weißen Jungfrauen begannen den Schlußtanz und waren dann mit einem Male an einer bestimmten Stelle verschwunden. Der Schlächter konnte die ganze Nacht nicht schlafen und setzte am anderen Morgen voll Betrübnis seine Reise fort. Er erzählte den seltsamen Vorfall mehreren Leuten, die ihm riethen sich in der Johannisnacht des nächsten Jahres wieder auf denselben Platz zu setzen; die Jungfrauen würden jeden Falls wieder erscheinen. Dann möge er sich ein Herz fassen und sie fragen, weshalb sie erschienen; vielleicht wollten sie verborgene Schätze anzeigen. Das Jahr verfloß und der Schlächter fand sich am Tage vor der Johannisnacht wieder auf der Burgwiese ein, wo er mit Sehnsucht die Geisterstunde erwartete. Kaum hatte die Glocke in dem benachbarten Dorfe Nienstedt die Mitternacht verkündigt, so erschienen auch wieder die zwölf Jungfrauen in dem früheren Anzuge und tanzten, wie im Jahre zuvor. Bald hatten sie auch den Schlächter wahrgenommen, und dieselbe, welche im vorigen Jahre zu ihm gekommen war, trat ihm wieder auf sein Knie. Obwohl dem Schlächter auch dieses Mal Furcht ergriff, so wurde sie doch durch die Hoffnung auf das große Glück, welches ihm bevorstand, zurückgedrängt, und er fing an zu sprechen. Kaum hatte er ein Wort gesprochen, so sagte die Jungfrau zu ihm, er möge ihr auf die Höhe des Berges folgen, dort wolle sie ihm sein Glück offenbaren. Als sie bei der Mauer, der einzigen, welche von der Burg Lichtenstein noch steht, angelangt waren, erzählte sie ihm, daß mitten unter dieser Mauer ein großer Schatz vergraben sei, den sie einst bei einem Raubkriege dorthin geschafft hätten, um ihn nach Beendigung desselben von dort wieder zu holen. Aber diese Hoffnung sei vereitelt; denn in der Johannisnacht wären sie ermordet und müßten nun alle Jahre in der Johannisnacht erscheinen und tanzen, bis sie einen Menschen gefunden hätten, der sie von dem Tanzen erlösen könnte. Diesen hätten sie nun in ihm gefunden, und er solle den Schatz dafür zur Belohnung haben; fortan würden sie nicht wieder erscheinen, weil sie nun zur ewigen Ruhe gelangen könnten. Er aber könne auch nur in der Johannisnacht den Schatz heben, und dürfe, um das auszuführen, noch sechs Personen mitbringen, nemlich drei unschuldige Jungfrauen, zwei keusche Junggesellen und einen Knaben zum Leuchten; jedoch dürfe wäh-

rend der Arbeit niemand ein Wort ſprechen, ſonſt würde der Schatz wieder verſchwinden und für ihn auf ewig verloren ſein. Als die Jungfrau dieß geſagt hatte, ſchlug ſie an ihr Schlüſſelbund, und alle zwölf waren ſogleich in einer Oeffnung des Berges verſchwunden. Froh kehrte der Schlächter nach Hauſe zurück, um im nächſten Jahre ſein Werk zu beginnen. Bald hatte er auch die erforderlichen ſechs Perſonen aufgefunden, und ſo erſchien er mit dieſen und mit den nöthigen Gerätſchaften verſehen in der Johannisnacht des nächſten Jahres bei der bezeichneten Mauer der Burg Lichtenſtein. Mit dem Schlage Elf begannen ſie ihre Arbeit; als es aber Eins ſchlug, hatten ſie noch nichts gefunden, denn der Schatz ſtand ſehr tief. Nach Verlauf eines Jahres kamen ſie wieder, um ihr Werk zu vollenden; aber kaum hatten ſie angefangen zu arbeiten, ſo erſchienen auch allerlei Geiſter, die ſie hindern und ihnen Schaden zufügen wollten. Auch dieſes Mal ſchlug es zu früh Eins und der Schatz war noch nicht gefunden. Sie kehrten deshalb im folgenden Jahre zum dritten Male zu dieſer Stelle zurück, um endlich den Schatz zu gewinnen. Sobald ſie ihre Arbeit begannen, erſchienen auch wieder die böſen Geiſter, um ihr Vorhaben zu vereiteln. Sie bauten an der Mauer einen Galgen auf und deuteten darauf hin, daß ſie einen aus der Zahl der Schatzgräber daran aufhängen wollten. Plötzlich erblickten dieſe beim Schein ihrer Leuchte den Rand einer Tonne, und in demſelben Augenblicke waren auch die Geiſter verſchwunden. Sie brachten nun die Tonne höher und höher. Aber mit einem Male erſchien eine Kutſche, mit vier feurigen Roſſen ohne Köpfe beſpannt, und fuhr an ihnen vorüber. Hinter dieſer her kam ein Junge ohne Kopf, auf einer Mulde ſitzend und ſchreiend: „Iſt die Kutſche fort, ſo will ich auch fort.“ Dabei ſchien er jeden Augenblick in die Grube ſtürzen zu wollen und erweckte ſo in dem die Leuchte haltenden Jungen die größte Beſorgnis für ſein Leben, ſo daß er vor Schreck ausrief: „Herr, hilf mir!“ In demſelben Augenblick war der Junge auf der Mulde verſchwunden, aber zugleich auch die Tonne mit dem Schatze; denn es war geſprochen und nun konnte der Schatz nicht mehr gehoben werden. So muſten die Schatzgräber traurig in ihre Heimat zurückkehren. Die Jungfrauen ſind ſeit dieſer Zeit nicht wieder erſchienen; nach dem verborgenen Schatze zu graben hat aber niemand noch einmal

gewagt, aus Furcht, daß der Teufel dann wieder erſcheinen möchte.

130.

Die Jungfrau von Radolphshauſen.

Der böſe Graf Iſang von Seeburg wollte die Tochter des Beſitzers von Radolphshauſen heirathen, die ihm aber wegen ſeiner Gottloſigkeit ihre Hand verweigerte. Um nun ihren Sohn zu rächen, verwünſchte die Mutter des Grafen, Namens Hildegard, das Fräulein in das Ebergötzer Holz; dort ſollte ſie dreihundert und fünfundzwanzig Jahre wandern und nur dann erlöſt werden können, wenn einer zu ihr die Worte ſpräche: es helfe dir Gott. Von dem Augenblicke an, wo die Verwünſchung ausgeſprochen war, befand ſich das Fräulein in dem Ebergötzer Holze und ging daſelbſt um. Zu ihrer Nahrung hatte ſie ein Körbchen mit Brot und ein Flaſche Wein mitbekommen, die ſich an jedem Tage von ſelbſt erneuerten. Bei Tage lag ſie auf einer Bank und hatte eine Nebelkappe auf dem Kopfe, ſo daß keiner ſie ſehen konnte. In jeder Nacht aber wanderte ſie zwiſchen 11 und 1 Uhr als weiße Jungfrau durch den Wald und rief: hilf mir! Schon oft hatte man ihren Ruf dort gehört, aber niemand hatte je das Wort geſprochen, wodurch ſie allein erlöſt werden konnte. Zuletzt ſcheuten ſich die Menſchen bei Nacht durch dieſen Wald zu gehn. Da begab es ſich, daß ein Huſar noch in der Nacht von Ebergötzen nach Holzerode reiten muſte; man hatte ihn zwar gewarnt dieß zu thun, weil die weiße Jungfrau dort umginge, doch er erklärte, er fürchte ſich nicht und ritt fort. Als er in den Wald gekommen war, — es war gerade zwiſchen 11 und 1 Uhr — erſchien ihm wirklich die weiße Jungfrau und rief: »hilf mir, hilf mir!« Der Huſar wandte ſich darauf zu ihr und ſprach: »wer kann dir denn helfen?« Sie antwortete: »niemand!« »So helfe dir Gott«, erwiederte jener. Kaum hatte er dieß Wort geſprochen, ſo ſaß auch ſchon die weiße Jungfrau hinter ihm auf dem Pferde. Sie ſagte ihm, das ſei das rechte Wort geweſen, wodurch ſie hätte erlöſt werden können, doch ſei ihre Erlöſung noch nicht vollſtändig; dreihundert Jahre habe ſie ſchon gewandert, aber fünfundzwanzig Jahre müſſe ſie noch wandern. Dann fuhr ſie

fort, in Waake auf dem Sike wohne im äußerſten Hauſe ein ſchon ziemlich bejahrtes Ehepaar, welches noch keine Kinder habe; dieſes werde wider alles Vermuthen noch einen Sohn bekommen. Wenn dieſer fünfundzwanzig Jahr alt geworden ſei und in der Kirche zu Waake ſeine erſte Predigt gehalten habe, dann werde ſie erſt vollſtändig erlöſt ſein. Nachdem die weiße Jungfrau dieß geſprochen hatte, verſchwand ſie wieder. Der Huſer aber dachte ſpäter bei ſich, er wolle doch einmal nach Waake in das bezeichnete Haus gehn. Er ging alſo nach Waake in den Sik und in das letzte Haus hinein. Er traf daſelbſt auch wirklich ein gar nicht mehr junges und kinderloſes Ehepaar. Als er bei dieſem in der Stube ſaß, bemerkte er, wie die Thür ſich öffnete und der Tod hereintrat, welcher dem Manne mit einem Rohrſtocke, den er in der Hand hielt, auf den Rücken klopfte. Der Mann ſchauderte bei dieſer Berührung, ſah aber eben ſo wenig etwas wie ſeine Frau, da der Tod nur dem Huſaren ſichtbar war. Noch in demſelben Jahre ward dem Ehepaare ein Sohn geboren; der Mann aber, dem der Tod auf den Rücken geklopft hatte, ſtarb nach anderthalb Jahren. Der Sohn wuchs heran und ſtudirte Theologie; als er nun fünfundzwanzig Jahr alt geworden war, hielt er in Waake ſeine erſte Predigt, und damit war die Jungfrau völlig erlöſt. Dieſe ſah aber alt, gelb und ganz zuſammengeſchrumpft aus, und kein Menſch kannte ſie. Sie ging nach Radolphshauſen, und erzählte hier den Leuten ihr ganzes Schickſal; trotzdem, daß keiner ſie kannte, nahm man ſie doch freundlich auf und behielt ſie bis zu ihrem Tode. So lebte ſie in Radolphshauſen noch volle drei Jahre, dann ſtarb ſie. Der Leichenſchmaus bei ihrer Beerdigung war wahrhaft großartig, und drei Tage und drei Nächte ward ununterbrochen gegeſſen und getrunken.

131.

Die weiße Jungfrau in Rengershauſen.

Vor zwei Jahren ließ ſich gerade am Johannistage Mittags zwiſchen 11 und 12 Uhr die weiße Jungfrau in Rengershauſen „auf Thielens Hofe“ ſehen. Sie hatte eine goldene ſchaune (Tragholz) auf den Schultern, woran auf jeder Seite ein golde-

ner Eimer hing, und hielt einen goldenen Schlüssel in der Hand. Zu einem jungen Schäfer, dem sie erschien, sprach sie, er könne sie erlösen, und bot ihm dreimal den goldenen Schlüssel an; doch alle drei Mal wies ihn dieser zurück. Da schrie die Jungfrau mit furchtbarer Stimme auf, und sagte, nun werde erst wieder in 25 Jahren einer geboren, der sie erlösen könne. Darnach verschwand sie. Der Schäfer lebt noch jetzt.

132.

Die in eine Schlange verwandelte Jungfrau.

Zu einem Dienstmädchen, welches in Wulften diente, kam eines Abends, als sie in der Küche das Geschirr reinigte, durch das Gossenloch eine Schlange, fing an zu sprechen und bat dieselbe auf das inständigste, ihr doch einen Kuß zu geben, indem sie ihr zugleich viel Geld versprach, wenn sie es thäte. Das Mädchen wollte sich aber erst mit ihrer Hausfrau berathen und versprach ihr am andern Abend Antwort zu geben. Die Hausfrau rieth sehr dazu. Die Schlange kam auch am Abend wieder, aber das Mädchen that es dennoch nicht. Die Schlange kam auch am dritten Abend wieder; als aber auch jetzt das Mädchen sich weigerte ihr einen Kuß zu geben, da that sie einen furchtbaren Schrei und es stand eine wunderschöne Jungfrau vor ihr, welche sagte: erst in hundert Jahren würde wieder einer geboren, der sie erlösen könne. Dann wurde sie wieder zur Schlange und verschwand.

133.

Die Jungfrau und der Schatz.

1. Einem Manne träumt zwei Nächte hinter einander, er werde viel Geld bekommen; in der dritten Nacht träumt es ihm wieder, und zugleich erscheint ihm eine weiße Jungfrau, welche ihn bittet mitzugehen und sie zu erlösen; er solle auch viel Geld haben, nur dürfe er sich nicht fürchten. Als er sich dazu bereit findet, führt sie ihn in einen Garten, worin ein großer schwarzer Mann mit einem Gebetbuche in der Hand steht und betet.

Eben will er nach dem Golde, welches neben dem ſchwarzen Manne liegt, greifen, da verwandelt ſich dieſer in einen großen ſchwarzen Hund, der thut, als wenn er ihn beißen wollte. Darüber geräth er in Angſt und läuft weg; erhält aber von der weißen Jungfrau zuvor noch eine Ohrfeige. In der folgenden Nacht erſcheint ihm die weiße Jungfrau abermals und bittet ihn mitzugehen, ſie wolle ihn auch hin tragen, noch könne er ſie erlöſen, aber er dürfe ſich nicht fürchten. Sie trägt ihn auch hin nach dem Garten, und darin ſteht wieder neben dem Golde der ſchwarze Mann mit dem Gebetbuche und betet. Er will nach dem Golde greifen, aber aus dem ſchwarzen Manne wird wieder ein großer Hund, der thut, als wenn er ihn beißen wolle. Da ſchreit er laut auf: „o nein, der große Hund will mich beißen!“ Sogleich iſt der Hund verſchwunden, aber auch das Geld iſt fort. Da ruft die Jungfrau laut: „o weh, o weh, nun kann mich erſt in hundert Jahren wieder einer erlöſen!“ und iſt damit ebenfalls verſchwunden.

2. Auf dem Rehbache bei Delliehauſen fährt Nachts zwiſchen 11 und 12 Uhr eine mit zwei Pferden beſpannte Kutſche, worin ſich große Schätze befinden. Die Kutſche iſt von Gold; andere ſagen, ſie ſei von Silber. Drei Nächte hinter einander kam eine weiße Jungfrau zum alten Hintze auf Hintzens Hofe in Delliehauſen und forderte ihn auf in der dritten Nacht zwiſchen 11 und 12 Uhr dahin zu gehen und, wenn die Kutſche im vollen Trabe daher käme, ohne alle Furcht dazwiſchen zu ſpringen und aus der Deichſel den Wagennagel herauszuziehen; dann würden die Pferde weglaufen, die Kutſche aber ſtehn bleiben: auf dieſe Weiſe würde ſie erlöſt, er aber ſolle alles, was darin ſei, zum Lohne haben. Der Bauer fürchtete ſich dennoch und ging nicht hin.

3. Im Kolgenhagen hat ſich Geld geſonnt. Einige Leute aus Lauenberg ſehen dieß, gehen hin und wollen daſſelbe ausgraben. Sie fangen damit an und haben auch ſchon den oberen Theil des Keſſels, worin das Geld iſt, losgegraben. Da kommt mit einem Male der Teufel in Rieſengeſtalt, hat eine dicke Eiche im Arme und will dieſelbe den Leuten über den Kopf werfen. Als die Schatzgräber das ſehen, werden ſie ſehr bange und laufen weg. Der Teufel iſt alsbald wieder verſchwunden. Als jene auf den Henneckenberg gekommen ſind, ſchauen ſie zurück, da ſehen

ſie eine Jungfrau an dem Loche ſtehen, die ſchreit und weint; aus Furcht vor dem Teufel wagen ſie ſich aber nicht hin. Darauf verſchwindet die Jungfrau. Später gehen ſie in Begleitung mehrerer anderer hin zu der Stelle; von dem Loche, welches ſie gegraben haben, iſt aber keine Spur mehr zu ſehen, ſondern alles iſt wieder ſo, wie es vorher geweſen war.

134.

Die weiße Taube.

Oberhalb Dörrigſen liegt das ſog. Enge Thal. Eines Abends kommen zwei Holzhauer aus dem Walde zurück, wo ſie Holz gehauen haben. Als ſie unter dem Engen Thale herauskommen, hören ſie eine Stimme rufen: „Hülfe! Hülfe!“ Sie gehen zu der Stelle, woher die Stimme kommt, und ſehen da auf einem Baume eine weiße Taube ſitzen. Nun fliegt dieſe zu einem einſamen Orte fort. Doch da ihr die Männer nicht dahin folgen, ſo kommt ſie zurück, ruft wieder: Hülfe! Hülfe! und fliegt dann wieder nach dem einſamen Orte. Jetzt folgen ihr die beiden Männer und kommen zu einer Höhle. Hier liegt ein Schlüſſel; zu dieſem fliegt die Taube hin und nickt ihnen zu, ſie möchten ihn nehmen. Sie thun dieß auch und ſchließen damit eine eiſerne Thür in der Höhle auf. Vorher hatte ihnen die Taube noch geſagt, ſie möchten, wenn ſie zurückkämen, ja den Schlüſſel nicht vergeſſen, ſonſt käme ein großer ſchwarzer Hund und zerriſſe ſie. Nachdem ſie die Thür aufgeſchloſſen haben, kommen ſie in ein Gewölbe (grübe): darin ſteht eine Tonne mit Geld. Sie ſtecken davon ein, ſo viel ſie nur tragen können, und gehn dann zurück. Als ſie wieder vor die Thür kommen, haben ſie den Schlüſſel verloren und können nicht heraus. Da kommt auch der große ſchwarze Hund an und will den einen „faſſen“. Dieſer nimmt ſeine Art und ſchlägt damit auf ihn los, ſo daß er zurückweicht. Während der Zeit hatte der andere den Schlüſſel geſucht und auch glücklich gefunden. So kamen ſie mit dem Gelde heraus. Einige Tage darauf kommen wieder Leute deſſelben Weges, und jene beiden ſind auch dabei. Da hören ſie wieder die Stimme der weißen Taube, die um Hülfe ruft. Die beiden gehn abermals zu der Stelle hin und finden

wieder die weiße Taube auf einem Baume ſitzend. Dieß Mal aber hat ſie ein Schwert; damit ſchlägt ſie auf die beiden zu und hätte bald dem einen ein Bein abgehauen. Da liefen ſie weg und gingen nachher auch nicht wieder dahin, wenn die Stimme rief.

135.

Hund zeigt einen Schatz.

In Windhauſen am Fuße des Harzes ging zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein Burſche ſpät am Abend über die Straße, um ſein Mädchen nach Hauſe zu begleiten. Als ſie an der dortigen Burg vorüber gehen wollten, trat ihnen plötzlich ein ſchwarzer Hund mit einer feurigen Zunge in den Weg und nöthigte ſie ſo ſtehen zu bleiben. Nachdem ſie ſich von dem erſten Schrecken wieder erholt hatten, verſuchten ſie weiter zu gehn, allein der Hund hielt ſie wieder auf und nöthigte ſie, indem er um ſie herumlief, einige Schritte mit ihm zurückzugehen. So führte er ſie zu einer Stelle, wo ein Haufen Pferdemiſt lag; hier blieb er ſtehen und blickte bedeutungsvoll auf den Haufen. Aus Furcht oder aus Neugierde bückte ſich der Burſche, nahm einige Roßäpfel auf und ſteckte ſie in ſeine Taſche. Als er nun weitergehen wollte und ſich nach dem Hunde umſah, war dieſer verſchwunden. Voll Unruhe ging er nach Haus und legte ſich ins Bett. Am andern Morgen ging er an ſeine Rocktaſche, um ſie auszuleeren und zu reinigen; doch wie ſtaunte er, als er mehrere ſchwere Goldſtücke in derſelben fand. Er erzählte von ſeinem Funde im Hauſe, und ſogleich ſuchte man den Haufen auf, aber vergebens. Am folgenden Tage wartete man wieder auf den Hund, allein derſelbe erſchien nicht wieder. Der Burgherr ließ darauf in dem Berge nach Schätzen graben, aber alle Bemühungen waren umſonſt. Es wurde nun angenommen, man habe die rechte Stunde unbenutzt vorübergehen laſſen.

136.

Schatz gehoben.

Einem Bauern in Holtershauſen, Namens Brinckmann, träumte

drei Nächte hinter einander, auf der Hameler Brücke würde er reich werden. Er ging alſo hin nach Hameln und ſtellte ſich auf die Brücke, aber es begegnete ihm nichts; nur ging ein vornehmer Herr auf der Brücke ſpazieren. Am zweiten Tage ſtellte er ſich wieder auf die Brücke, und auch der vornehme Herr fand ſich wieder ein. Als dieſer den Bauern wieder da ſtehen ſah, fragte er ihn, weshalb er da ſtände, er habe ja auch ſchon geſtern da geſtanden. Jener antwortete, das wäre lächerlich zu ſagen, und erzählte dann ſeinen Traum. Darauf ſagte der vornehme Herr, auf Träume ſei nichts zu geben, ſo habe ihm ſelbſt geträumt auf der Mönchebreite am Litberge ſtänden mehrere hohle Bäume, und unter einem derſelben, einer Eiche, läge ein Schatz. Der Bauer ſagte kein Wort, — denn ihm gehörte die Mönchebreite am Litberge, — kehrte nach Holtersbauſen zurück, grub an der bezeichneten Stelle nach und fand wirklich daſelbſt einen Schatz. In Folge deſſen ward er ſehr reich, — ganze Platten von Silber haben die Leute bei ihm geſehen, — allein der Reichthum iſt nicht in der Familie geblieben. Eine Anverwandte jenes Mannes lebt noch, aber in Armuth.

137.

Schätze zu heben.

1. Im Bornthale bei Einbeck liegt nicht weit von der Stelle, wo das Gebüſch anfängt, ein Schatz. Dieſer kann gehoben werden, wenn einer um Mitternacht zu der Stelle geht, wo er liegt, und einen ſchneeweißen Hahn ſchlachtet, an dem aber kein ſchwarzes Pünktchen ſein darf. Mit dem Blute des geſchlachteten Hahns muß er einen Kreis beſchreiben und dann, ohne ein Wörtchen zu ſprechen, anfangen zu graben. Der Schatz wird dann alsbald ſich von ſelbſt emporheben.

2. Bei dem Dorfe Brunſen iſt der ſog. Filderborn. Bei dieſem Brunnen ſoll ſich ein Schatz befinden, zu deſſen Hebung es der Opfer bedarf.

3. Auf der großen Burgbreite bei Brunſtein, unter dem Burggarten, brennt alle ſieben Jahre Nachts ein Feuer, wohl zwei Fuß hoch. Da, wo das Feuer brennt, liegt ein Schatz vergraben.

4. Im Sike bei Kleinen-Lengden befinden ſich mehrere grüne Ringe, wo das Gras viel üppiger wächſt als an andern Stellen. Wo dieſe ſich zeigen, iſt Geld in der Erde verborgen, und es iſt ſchon oft darnach gegraben.

138.

Schätze bleiben unbeachtet.

1. An dem Wege von Einbeck nach Daſſenſen ſteht eine alte Eiche. In der Nähe dieſer Eiche ſoll ein Schatz vergraben liegen. Eines Abends geht ein Mann aus Einbeck nach Daſſenſen; als er nach dem Pinkler kommt, geht ihm die Pfeife aus. Bei dieſer Eiche will er ſie ſich wieder anſtecken, da ſieht er im Graſe Kohlen liegen. Er denkt es wären wirkliche glühende Kohlen, nimmt alſo nach einander vierzehn ſolcher Kohlen in die Hand und legt ſie auf die Pfeife; aber jedes Mal wenn er ſie in die Pfeife legt, gehen ſie aus, und er wirft ſie deshalb wieder fort. So kommt er nach Daſſenſen und erzählt den Leuten, was ihm begegnet iſt. Dieſe lachen ihn aus und ſagen, er hätte die Kohlen mitnehmen ſollen. Er geht daher am andern Morgen wieder zu der Stelle hin, um zu ſehen, was es geweſen ſei, und findet da vierzehn neue blanke Thaler.

2. Ein Topfhändler aus Hohnſtedt war an einem Sommertage nach dem braunſchweigiſchen Dorfe Sievershauſen gegangen. Als er Abends zurückkam, ſah er auf dem Wege zwiſchen Ahlshauſen und Sievershauſen, da wo derſelbe eine Biegung macht, von Ahlshauſen her auf dem Kirchwege eine Leuchte raſch daher kommen. Er dachte bei ſich, die Leuchte ſoll doch nicht eher zu der Biegung kommen als ich, und verdoppelte deshalb ſeine Schritte. Dennoch war die Leuchte auf einmal unmittelbar vor ihm. Nun ſah er, daß es ein großer Keſſel war, inwendig ringsum mit Ringen verſehen, worin hell brennende Lampen waren. Er erſchrak ſehr, als er dieß ſah, und fing an zu beten; als aber der Keſſel trotz dem nicht verſchwand, fing er an zu fluchen. Da erhob ſich der Keſſel mit einem Male in die Luft und flog nach der Hohnſtedter Feldmark hin, nach einem Orte, der Warnecken Rot genannt wird. Am andern Tage ging der Topfhändler wieder nach Sievershauſen und erzählte dem dortigen Krüger ſein Aben-

teuer. Dieser sagte ihm, er sei dumm gewesen, er hätte nur etwas darüber werfen sollen, so wäre der Kessel lauter Gold und Silber gewesen und ihm zu Theil geworden.

3. Ein Mann ging von Bodensee nach Bilshausen. Auf der Mitte des Weges, ungefähr da, wo das Dorf Oesshüsen gestanden hat, sah er am Ufer des Baches einen schwarzen Kasten stehen; er wollte ihn mitnehmen, doch dieser war so schwer, daß er ihn nicht von der Stelle bewegen konnte. Nach einigen vergeblichen Versuchen ging er nach Bilshausen, um von dort Leute zu holen, die ihm helfen sollten den Kasten fort zu schaffen. Als er dorthin gekommen war, sagten ihm die Leute: in dem Kasten sei ein Schatz gewesen; wenn er aber jetzt wieder hinkomme, so werde derselbe sicher schon verschwunden sein, er hätte nicht eher weggehn dürfen, als bis er ihn von der Stelle gerückt hätte. Dennoch ging er wieder zu der Stelle, wo er den Kasten gefunden hatte, aber er war fort.

139.

Schätze nicht gehoben.

1. In Edemissen schaut eine Frau Mittags aus dem Fenster in ihren Garten, da sieht sie im Garten etwas hell glänzen. Sie geht darauf zu und sieht, daß es ein Topf voll Gold ist, welches sich sonnt. Ein messingener Zapfen liegt oben auf dem Topfe, den nimmt sie zuerst davon und faßt dann den Henkel an, der über dem Topfe ist. Der Topf ist aber zu schwer und sie kann ihn nicht heben. Da nun gerade ihr Mann im Fenster liegt, so ruft sie diesem zu: „Hans, komm und hilf.“ Wie sie das Wort ausgesprochen hat, behält sie was sie in der Hand hat, das andere aber versinkt. Sie entdeckt jetzt ihrem Manne, daß der Schatz da steht, und beide suchen nun einen Teufelsbanner auf. Dieser untersucht die Sache und erklärt endlich, der Schatz wäre schwer zu bekommen; wem er bescheert gewesen wäre, der sollte ihn gewahrt haben. Jetzt müßten sie ein gelbes Pferd mit einem schwarzen Streifen über dem Rücken anschaffen und dasselbe an der Stelle opfern, eben so auch einen schwarzen Ziegenbock; dann könnten sie den Schatz noch heben. Sie schaffen die bezeichneten Thiere an und die Hebung des Schatzes soll vor sich gehen; auch

der Teufelsbanner iſt wieder da. Aber noch ehe ſie die Sache vornehmen und die Opfer darbringen können, erſcheint der Teufel in Geſtalt eines großen Hundes mit feurigen Augen, dem die Zunge Armes lang aus dem Halſe hängt. Der Teufelsbanner erſchrickt bei dieſem Anblicke gewaltig und muß ſich erbrechen, ſo daß er faſt zu Boden fällt. Der Hund aber hat zu verſtehn gegeben der Schatz käme in menſchliche Hände nicht wieder hinein.

2. Ein Kapuziner aus Hildesheim kam nach der Eiſenhütte bei Daſſel und bat den dortigen Bergmeiſter, er möchte ihm doch von ſeinen Leuten zwölf ſtarke Männer mitgeben, jeder von dieſen ſolle zwei Louisdor dafür von ihm haben. Der Bergmeiſter war dazu bereit, wenn jener das Geld vorher hinterlegen wolle. Das Geld wurde nun dem Bergmeiſter übergeben, und der Kapuziner bekam die zwölf Leute. Mit dieſen ging er in der Nacht nach der Abbeke, einem Dorfe im Amte Erichsburg, wo er ſie erſt bewirthen ließ und dann ſich mit ihnen nach der Grasbornſchen Kirche begab. Hier angekommen, ſtellte er die zwölf Männer um ſich herum in einen Kreis und ſagte ihnen, ſie ſollten ſich nur nicht fürchten, möchte auch kommen was da wolle. Dann citirte er den Geiſt (Teufel), der den Schatz bewachte. Alsbald kam dieſer auch in Geſtalt eines wilden Ebers und tobte fürchterlich, ſo daß die Männer alle ſehr erſchraken. Der Pater aber ſchlug mit einer Drahtpeitſche auf den Eber und ſprach zu ihm, ob er ihm befohlen habe ſo zu kommen, er ſolle in menſchlicher Geſtalt erſcheinen. Darauf verſchwand der Eber und ſtatt ſeiner erſchien ein Mann in einem grünen Jägerkleide. Dieſen fragte nun der Pater, ob er da einen Schatz habe. Der grüne antwortete „ja“. Dann fragte der Pater weiter, was für ein Opfer er für den Schatz verlange; jener antwortete: „einen achtjährigen Knaben und einen ſchwarzen Ziegenbock ohne ein einziges weißes Haar“. Da fing der Pater an gewaltig zu ſchelten und ſprach: „wer wird dir einen unſchuldigen Knaben opfern?“ muſte aber zuletzt mit ſeinen Leuten wieder abziehen, ohne den Schatz gehoben zu haben. Die vierundzwanzig Louisdor wurden aber den Leuten richtig ausgezahlt.

3. Einer Frau in Hohenſtedt träumte in einer Nacht, an der „swarten recke“ würde ſie Gold finden. Da ſie in der folgenden Nacht denſelben Traum hatte, ſo erzählte ſie denſelben einer Nachbarin. Dieſe ſagte ihr, ſie möchte, wenn ihr in der

nächsten Nacht dasselbe wieder träume, sogleich aufstehen und zu der im Traume erschienenen Stelle hingehn. Als sie wieder denselben Traum hat, steht sie auf und geht nur nothdürftig bekleidet zu der bezeichneten Stelle. Statt des Geldes, welches sie erwartet hatte, sieht sie aber dort einen großen Ochsen mit glühender Zunge und glühenden Augen liegen. Ueber diesen Anblick erschreckt, kehrte sie, statt etwas auf den Ochsen zu werfen, sogleich nach Hause zurück und starb bald darauf.

4. An der Kötelhecke auf dem Dräkenberge bei Noringen hatten einst Noringer Bauern Nachts einen Schatz »schimmern« sehen. Sie machten sich nun daran den Schatz zu heben und gruben schweigend ein tiefes Loch. Als sie eine Zeitlang gegraben hatten, stießen sie auf einen verschlossenen Kessel mit zwei Griffen. Um denselben besser emporheben zu können, steckten sie einen dicken Stock durch die Griffe und fingen so an zu heben; als sie den Kessel fast bis zur Oberfläche herausgehoben hatten, sagte einer der Bauern: „nû wil we noch enmâl recht wisse hören.“ Aber in demselben Augenblicke sank der Kessel auch wieder in die Tiefe und nur die beiden Griffe blieben an dem Stocke zurück.

5. Ein Bauer aus Diemarden nimmt nach Tisch die Hacke, um auf seinem Acker ein wenig zu hacken. Wie er damit beschäftigt ist, sieht er den Stiel einer Pfanne aus dem Boden herausstehen. Er hackt das Ding ganz los und es kommt eine Pfanne zum Vorschein, worunter ein Kupferstück liegt. Dann hackt er weiter und findet auch ein Stück Silbergeld; zuletzt stößt er auf einen Topf voll Geld, auf dem oben ein Deckel ist. Schon hat er den Topf fast herausgehoben, da kommt seine Frau und sagt etwas zu ihm. Er will ihr darauf antworten und fängt also an zu sprechen. Sogleich ist der Schatz wieder verschwunden.

6. Bei Höckelheim sonnt sich ein Kessel voll Gold. Ein Schäfer sieht dieß und geht hin, um den Schatz zu heben. Er hätte auch den Schatz bekommen, wenn er sich nicht umgesehen hätte. Da er dieß aber that, so versank der Schatz wieder und als er nun wieder zu seinen Schafen zurückkam, war sein bestes Schaf todt.

7. In Lüthorst ist noch ein Wall zu sehen; da hat früher Heinrich von Hommerde gewohnt, ein vornehmer Mann, der immer in der Kutsche zur Kirche fuhr. Von diesem Walle sagen die

Leute, daß viel Geld nebſt einem goldenen Haſpel und einem goldenen Tiſche darin verborgen ſei. Einſt gingen Leute dahin und gruben nach, — man kann noch jetzt auf dem Brinke die ausgegrabene Erde erkennen. — Während ſie daſelbſt gruben, wobei ſie aber kein Wort ſprachen und ein weißes Pferd ihnen fortwährend zur Seite ſtand, fanden ſie ſehr viel Geld. Als ſie nun eine große Menge beiſammen hatten, holten ſie einen Wagen mit zwei Pferden, um daſſelbe wegzufahren; ſie wollten auch das weiße Pferd mit vorſpannen, aber dabei muſten ſie ſprechen. So wie ſie die erſten Worte ſagten, verſchwand mit einem Male das weiße Pferd, welches der Teufel ſelbſt war, und auch das Geld war fort.

8. Einſt träumte einem Manne, in einem Berge bei Hardegſen liege ein großer Schatz verborgen, den er heben könne, wenn er auf dem Wege zu dem Schatze und bei dem Ausgraben deſſelben nicht lachen und nicht ſprechen würde. Am andern Morgen machte er ſich mit einem Spaten auf den Weg um den Schatz zu heben. Plötzlich ſah er einen großen Wagen mit Heu beladen daher kommen, der von zwei Enten gezogen wurde und unaufhörlich von einer Seite zur andern ſchwankte. Auf den Köpfen der Enten ſaßen ganz kleine Männer, die allerlei wunderliche Poſſen trieben, und hinter dem Wagen kam ein langer Zug eben ſo kleiner Leute, die ſich auf jede Weiſe bemühten ihn zum Sprechen oder zum Lachen zu bringen. Er ließ ſich aber durch dieſen und jeden andern Spuk, der ihm begegnete, nicht irre machen und kam glücklich an der Stelle an, wo der Schatz liegen ſollte. Er hatte dort noch nicht lange gegraben, als er vor einer eiſernen Kiſte mit Gold ſtand. Weil ſie ihm zu ſchwer war, ſchüttete er das Loch wieder zu, ging nach Hauſe und überredete einige ſeiner Freunde mit ihm zu gehn. Als alle am Tage darauf ungeachtet des wiederholten Spukes glücklich an der Stelle angekommen waren und die Kiſte eben herausheben wollten, erſchien in dem Loche plötzlich ein rieſiger Kopf, der eine außerordentlich lange Naſe hatte. Da nahm einer der Männer ſeinen Spaten und warf ihn mit einem kräftigen Fluche gegen den Kopf. Kaum war dieß geſchehen, ſo war die Erſcheinung verſchwunden, aber auch von dem Schatze war nicht die geringſte Spur mehr zu ſehen.

140.

Zwerge.

1 Auf dem Wege von Benniehausen nach Niedeck kommt man durch die Helle, ein kleines, aber tiefes Thal. Hier haben vor Zeiten Zwerge gewohnt. Oft sind sie von da nach Benniehausen gekommen und haben mit den Menschen Umgang gehabt. Einst haben sie auch aus Benniehausen ein Kind gestohlen und einen Wechselbalg dafür zurückgelassen.

2. Am Westerberge bei Kleinen-Lengden giebt es Löcher, welche das Volk twarglöcker nennt. In diesen hausten früher „kleine schwarze Menschen“. Sie wurden dort mehrmals an Feuern sitzend und kochend angetroffen. Jetzt sind sie ausgestorben und die meisten Löcher verschüttet. Aber man hörte noch oft ein gewaltiges „Ramenten“ im Berge.

3. Ein Loch in einem Berge bei dem Dorfe Waake wird Meineckes kâmer genannt; in diesem soll ein Zwerg mit Namen Meinecke gewohnt haben.

4. Unter dem Hohen-Hagen hatten die Zwerge sonst einen „Haushalt.“ Weil sie aber zu viel Unfug machten, wurden sie zuletzt von dort vertrieben.

5. An der Hünschen borg, einem Berge bei Hardegsen haben früher Zwerge gewohnt. Eine noch lebende Frau sah oft von dem Boden ihres Hauses, wie die Zwerge aus dem Berge hervor kamen. Seit langer Zeit ist er aber „verschlossen“, und die Frau hat nichts mehr von ihnen gesehen. Die Zwerge müssen weggezogen sein. — Einst wurde an diesem Berge ein goldener Haspel gefunden.

6. Bei Fredelsloh ist der sog. Stapelberg. In denselben führt ein mehrere Fuß breiter und mannshoher natürlicher Erdgang hinein, der sich unter einer ganzen Strecke Landes hinzieht. In diesem Gange sollen ehedem Zwerge gewohnt haben.

7. In der Nägenkâmer haben früher auch Zwerge gewohnt, und ein großer Schatz liegt darin. Ungefähr eine Viertelstunde davon bei dem Weißen-Wasser liegt die Zwergmulde (twargmolle). Das ist ein etwa zwanzig Fuß hoher Felsen, der oben eine drei Fuß breite muldenartige Vertiefung bildet. In dieser Mulde sollen die Zwerge ihre Kinder gewiegt haben. — Rings

um den Felſen zieht ſich eine Erhöhung des Bodens, die Niemand berühren darf, ſonſt wird ihm der Hals umgedreht.

8. In dem Berge über der Gipshütte bei Daſſel halten ſich Zwerge auf; ſo oft ſie kochen, ſteigt aus dem Loche im Berge der Dampf empor.

9. Im Kelberge bei Stadtoldendorf iſt ein tiefes Loch, aus welchem ſonſt die Zwerge immer ausguckten. Einſt ſpielten an dieſer Stelle fünf Jungen aus einem benachbarten Dorfe und beluſtigten ſich damit über das Loch wiederholt hinüber und herüber zu ſpringen. Da ſprang aber einmal einer von ihnen fehl und fiel ſo in den Berg hinein. Unten aber war es gar ſchön und »glatt wie in einer Stube«. Der Junge hatte keinen Schaden genommen und ſuchte nun wieder aus dem Berge herauszukommen. Dieß gelang ihm auch, indem er dem Laufe des Baches folgte, welcher aus dem Berge hervorfließt. Es war dieß derſelbe Weg, auf welchem die Zwerge ein und ausgingen. Für dieſe war er auch hoch genug und ganz bequem, weil ſie ſo klein waren; der Junge aber muſte ſich ganz krumm machen, kam jedoch glücklich wieder aus dem Berge heraus und ins Freie.

Die Zwerge im Kelberge konnten ſich auf die Dauer vor den Menſchen nicht behaupten und beſchloſſen deshalb ſich gegenſeitig zu tödten. Da erhob ſich in dem Berge eine gewaltige Schlacht, und das Blutbad ward ſo groß, daß drei Tage lang ſtatt des Baches, welcher aus dem Berge herausfließt, ein ſtarker Blutſtrom hervorkam.

10. In der Nähe von Mark-Oldendorf, am Wege nach der Neuen Mühle, befindet ſich in dem ſog. Steinberge eine Höhle, in welche ſonſt die Zwerge die von ihnen geſtohlenen Kinder brachten. Weil jetzt hier Steine gebrochen werden, ſo iſt die Höhle nur noch ein kleines Loch.

11. In dem Kloſter Amelunrborn ſind ebenfalls Zwerge geweſen, die durch einen unterirdiſchen Gang nach dem Mönchehofe in Einbeck gingen.

12. In der Nähe von Hattorf liegt, rings vom Walde umſchloſſen, ein Vorwerk Namens Düne. Der Pächter deſſelben trieb bedeutende Schweinezucht. Sein Schweinehirt hütete die Schweine ſtets im Walde; da bemerkte er einſt, daß eine der Säue Tage lang fortblieb und nach einiger Zeit ganz fett wurde. Eines Tages ging er der Sau, die wieder fortlief, nach und bemerkte, wie

sie in einen nahen Berg ging, worin er früher keine Oeffnung gesehen hatte. Er folgte der Sau in den Berg und sah hier vielen Hafer liegen, um den eine Menge Schweine herumstanden und fraßen; auf der andern Seite saßen viele Zwerge. Als diese den Hirten bemerkten, sagte der eine: „Iliän, best du de swine all bledän?“ Die Antwort war: „ja, bet up de einbægige sû nâe.“ Da wurden die Schweine in den Stall gesperrt, und bei dieser Gelegenheit lief die Sau des Hirten wieder aus dem Berge heraus. Der Hirt ging ebenfalls hinaus und nahm im Weggehn einen Stein mit. Dann trieb er seine Schweine nach Hause. Am andern Morgen fand er zu seinem großen Erstaunen, daß der Stein gediegenes Gold war, und sprach: »nun will ich wieder hingehn und noch mehr holen.« Als er aber wieder hinkam, war keine Oeffnung mehr zu sehen.

13. Wenn man an der Innerste aufwärts von Hildesheim nach Marienburg geht, findet man etwa auf der Hälfte des Weges eine Höhle, das sog. Zwergloch. Dort wohnte vor vielen Jahren ein Volk von Zwergen unter einem eigenen Könige. Ein Schäfer erzählte darüber folgendes: Lange vor unserer Zeit hatten die Zwerge in dem Loche ihre Schmiede, wovon es noch heutiges Tages schwarz ist. Die Zwerge schmiedeten aber nichts als Gold und Silber, und wenn sie fleißig arbeiteten, so wuchs von der Hitze unten das Korn oben so, daß es eine Pracht zu sehen war. Auch sagen die Leute, daß bisweilen lauter silberne und goldene Körner in den Aehren gewesen wären. Das glaube ich aber nicht. Nur so viel ist gewis, daß das Korn an dem Hügel nicht mehr so gut wächst wie ehemals, als die Zwerge noch ihre Schmiede unten in dem Loche hatten. Der Magistrat von Hildesheim hat sie vertrieben, weil die Kinder der Zwerge immer in die Erbsenfelder gingen und die grünen Schoten stahlen. Es weiß aber niemand, ob die Zwerge über die Innerste in die neue Welt gegangen sind, oder ob sie sich tiefer in die Erde verkrochen haben. Meiner Mutter Vater ließ es sich nicht nehmen, daß das Loch weit unter der Erde fortgehe, und daß sich die Zwerge noch darin aufhalten. Auch hat er einmal, als er die Schafe hütete, nicht weit von dem Loche ein ganz kleines Weib an der Innerste sitzen sehen, das lauste zwei kleine Kinder, die waren nicht größer als die Wurzelpflanzen da.

141.

Die Zwerge ziehen aus.

1. Im Hommerich, einem bewaldeten Berge hinter Stadt-Oldendorf, auf dem die Homburg geſtanden hat, haben früher Zwerge gewohnt. Dieſe ſind aber ſchon vor längerer Zeit von da fortgezogen, weil ſie ſich, wie ſie ſagten, vor den Menſchen nicht mehr halten konnten. Bei Holzminden ließen ſie ſich über die Weſer fahren. Der Schiffer, welcher ſie überſchiffte, fuhr mehrere Male hinüber, ohne irgend etwas zu ſehen; nur merkte er jedes Mal, daß das Schiff ſchwer beladen ſei. Als er das letzte Mal hinüberfuhr, war der König der Zwerge mit im Schiffe. Dieſer nahm ſeinen Hut ab, wodurch er ſichtbar wurde, und ſetzte ihn dem Schiffer auf; zugleich ſprach er zu ihm, er ſolle nun auch ſehen, wen er übergefahren habe. Der Schiffer aber, der jetzt alles ſehen konnte, ſah das ganze Feld vor ſich von dem Volke der Zwerge dicht bedeckt. Schließlich wurde er noch von dem Zwergkönige reich belohnt.

2. Der Fiſcher in Beulshauſen bei Greene, der die Fiſcherei in der Leine gepachtet hatte und zu dem Ende auch ein Schiff hielt, ward ſpät am Abend von einem kleinen Männchen aufgefordert mit ihm zu gehen und über die Leine überzuſchiffen. Der Mann folgte der Aufforderung und fuhr die ganze Nacht hindurch über die Leine hinüber, ohne zu ſehen, was er überſchiffte. Als es nun heller Morgen wurde und er mit dem Ueberfahren fertig war, fragte ihn daſſelbe Männchen, ob er nun auch einmal ſehen wolle, was er übergeſchifft habe, und rief dann, als dieſer Ja geſagt hatte, mit lauter Stimme: „nehmt die Hüte ab!“ Da erblickte der Fiſcher die Wieſe nach Erzhauſen hin ganz mit Zwergen bedeckt. Das Ueberſchiffen wurde ihm von dem Zwerge ſehr gut bezahlt.

3. Die Hollemännchen konnten ſich vor den Menſchen nicht mehr retten und bergen und beſchloſſen deshalb aus der Gegend ganz fortzuziehen. Da kam eines Tages ein Hollemännchen zu dem Schiffer in Spickershauſen und verſprach ihm eine gute Belohnung, wenn er ihn mit den Seinigen über die Fulda fahren wolle. Der Schiffer war dazu bereit und fuhr ſie am Enkeberge(?) bei Spickershauſen über die Fulda. Sehr viele ſtiegen in das Schiff; aber nur der eine, welcher zu dem Schiffer ge-

kommen war, war sichtbar. Das Schiff war so schwer beladen, daß es gar nicht hinüber kommen konnte, und viele feine Stimmen schrieen darin vor Angst, weil es immer zu sinken drohte, doch kam es endlich glücklich hinüber. Als sie drüben waren, fragte das sichtbare Hollemännchen den Schiffer, ob er nun auch einmal sehen wolle, was er übergefahren habe. Der Schiffer sagte Ja, und nun hieß ihn das Hollemännchen über seine linke Schulter schauen: da sah er denn eine große Menge von Hollemännchen vor sich. Dann schenkte ihm das Hollemännchen einen Knäuel Garn und sagte, davon möge er nur immerfort haspeln, es werde niemals zu Ende gehn; nur dürfe er dabei nicht fluchen, sonst sei es mit dem Garne vorbei. Schon hatte der Schiffer lange Zeit von dem Knäuel gehaspelt, ohne daß des Garnes jemals weniger wurde; einst aber haspelte seine Frau und wurde dabei ungeduldig, so daß sie die Worte ausstieß: „der Teufel hin, das bricht auch immer durch“! Sogleich war der Knäuel fort.

142.

Zwerge in ihrer Wohnung gestört.

1. In einem Dorfe wurde von der Gemeinde eine Brücke gebaut. Während nun die Arbeiter mit dem Bau beschäftigt waren, kam ein kleines Männchen zu ihnen und sagte, was sie denn da gemacht hätten? er sei ein Schneider und da hätten sie einen Pfahl mitten durch seinen Arbeitstisch geschlagen, der ihn bei seiner Arbeit sehr hindere; sie möchten doch einen mitschicken, der den Pfahl weiter rücke. Lange Zeit wollte keiner mitgehn, bis sich endlich der Feldhüter durch das Versprechen einer ansehnlichen Summe dazu bewegen ließ. Der Zwerg führte nun den Feldhüter in einen nahe liegenden Berg. Hier kamen sie in eine reine, schöne Stube, und siehe, der Pfahl stand richtig mitten in dem Tische des Zwerges. Der Feldhüter faßte jetzt mit einer Hand zu und rückte den Pfahl in eine Ecke. Darauf führte ihn der Zwerg wieder hinaus; die Oeffnung des Berges schloß sich wieder und nirgend war eine Spur von einem Eingange zu sehen.

2. In Lauenberg wohnte ein Bauer Namens Koch. Dieser hatte mehrere Pferde, die stets krank waren und zuletzt starben.

Der Bauer wuſte lange nicht, woher dieß komme; endlich aber erfuhr er, daß es von den Zwergen herrühre, die ihm bitter grollten. Der Pferdeſtall ſtand nemlich gerade über der Wohnung der Zwerge, ſo daß der Urin der Pferde denſelben auf ihren Tiſch floß. Der Mann verlegte nun den Stall an eine andere Stelle, und erhielt dafür von den Zwergen einen Kleben (klîze) Flachs, woran immer geſponnen werden konnte, ohne daß des Flachſes jemals weniger wurde.

143.

Zwerge backen.

1. Am Tage vor Pfingſten pflügte einſt ein Bauer aus Gicheck auf ſeinem Acker, der dicht am Walde lag. Wie er nun eifrig damit beſchäftigt war, ſtieg ihm plötzlich der Duft von friſch gebackenen »weißen« Kuchen recht ſüß in die Naſe, ſo daß er das gröſte Verlangen bekam, ein Stück davon zu eſſen und in die Worte ausbrach: »ach, hätte ich doch von dieſem Kuchen nur ein Stück!« Als er darauf am Ende des Ackers den Pflug gewendet hatte und wieder zurück zu der Stelle kam, wo er dieſe Worte geſprochen hatte, ſiehe, da ſtand eine zinnerne Schüſſel, mit einem weißen Tuche gedeckt, vor ihm, worauf ein friſch gebackener ſchöner Kuchen lag. Von dieſem brach er ſich ein Stück ab und aß es; das übrige ließ er auf der Schüſſel liegen, in der Abſicht, wenn er wieder zu dieſer Stelle zurück käme, weiter davon zu eſſen. Doch wie erſtaunte er, als er zurück kam, und Schüſſel und Kuchen verſchwunden waren.

2. Auf der Viehtrift bei Hammenſtedt war ehemals ein Erdfall. Als einſt Leute auf dem Felde daneben Kartoffeln hackten, hörten ſie in der Erde ein dumpfes Geräuſch, als ob ein Backtrog ausgekratzt würde. Da rief eine der Arbeiterinnen: »wenn ihr Kuchen backt, ſo legt mir auch ein Stück hin«. Am Abend fand ſie in der Nähe des Erdfalls ein ſchönes Stück Kuchen. Als dieſe Begebenheit im Dorfe bekannt geworden war, machten ſich am folgenden Tage mehrere Bauern auf und gruben in dem Erdfall nach. Nach einiger Zeit fanden ſie ein kleines, ſehr reinlich gehaltenes Zimmer mit Tiſchen und Bänken von Stein. Aber am Tage darauf war der Erdfall zugeworfen.

3. Von dem Weſterberge bei Klemen-Lengden kamen die Zwerge, durch ihre Nebelkappen unſichtbar gemacht, gar oft in ein am äußerſten Ende des Dorfes gelegenes Haus und buken daſelbſt Brot, ohne daß die Bewohner ſie jemals ſahen. Aber jedes Mal legten ſie ein Brot »als Zins« für die Benutzung des Backofens hin.

4. Bei dem ſog. Hupperpaul (Froſchpfuhl) in der Nähe von Lüthorſt — der Ort wird auch die Backöwenstêe genannt — ſollen früher Zwerge ihre Wohnungen gehabt haben. Sie hatten dort in der Erde, beſonders aber in dem Felſen, ordentliche Höhlen angelegt. Noch jetzt ſieht man im Felſen Löcher, die Spuren derſelben. Auch ein Backhaus hatten ſie hier, worin ſie ihr Brot buken. Dennoch kam, wenn die Menſchen Brot buken, oftmals ein Zwerg, der ſich unſichtbar gemacht hatte, in das Haus, worin gerade gebacken wurde, und nahm von den Broten der Menſchen eins oder zwei mit. An die Stelle derſelben legte er eben ſo viele von den Broten der Zwerge hin. War dieß geſchehen, ſo hatten »die Leute im Hauſe keine Ruhe und keine Raſt mehr«.

144.

Die geſtohlenen Laken.

Ein Schlächter aus Bodenſee ging im Mittage nach Bilshauſen, um dort Vieh zu kaufen. Als er den Weg mehr als zur Hälfte zurückgelegt hatte, kam er an eine Hecke. Auf dieſer ſah er drei feine weiße Laken zum Trocknen ausgebreitet. Er konnte nicht begreifen, wie dieſe dahin gekommen wären oder wem ſie gehören möchten, und dachte bei ſich, er wolle eins davon nehmen. Er nahm alſo eins, dann auch das zweite, endlich ſogar das dritte; dann ſetzte er ſeinen Weg weiter fort. Als er nach Bilshauſen gekommen war, ging er in das erſte Haus hinein, und legte daſelbſt ſeine drei Laken nieder, um erſt ſeine Geſchäfte im Dorfe abzumachen. Der Hauseigenthümer, dem er erzählt hatte, wie er in den Beſitz der Laken gekommen war, ſagte zu ihm, er habe daran nicht gut gethan; man könne nicht wiſſen, wem dieſelben gehörten, und es könne dieß für ihn recht ſchlimme Folgen haben. Doch der Schlächter nahm, als er nach Hauſe zurückkehrte, die drei Laken mit. Als er nun in der nächſten

Nacht ruhig in ſeinem Bette lag, hörte er zwiſchen 11 und 12 Uhr, wie an ſein Fenſter geklopft würde. Er dachte, junge Burſchen thäten dieß und ließ ſich nicht ſtören; es klopfte zum zweiten Male, doch auch jetzt blieb er ruhig liegen. Als aber zum dritten Male lauter und ſtärker geklopft wurde, ſtand er auf und ging ans Fenſter, um zu ſehen, wer da wäre. Vor dem Fenſter ſtanden drei Zwerge. Dieſe ſprachen zu ihm, er habe ihre Laken geſtohlen; in der nächſten Nacht, oder in der zweiten, ſpäteſtens aber in der dritten ſolle er ſie wieder zu der Hecke bringen; wenn er das nicht thäte, ſo würde es ihm das Leben koſten. Damit gingen ſie fort. Am andern Tage ging der Schlächter zum Pfarrer und erzählte ihm alles. Dieſer ſagte, er hätte die Laken allerdings nicht nehmen dürfen; nun bleibe nichts weiter übrig, als daß er ſie wieder dahin trage, woher er ſie genommen habe; jedoch ſolle er geweihte Sachen mitnehmen und es ſo einrichten, daß er kurz vor zwölf dahin käme, ſo daß er, wenn es zwölf ſchlüge, mit dem Aufhängen der Laken gerade fertig wäre. So oft er eins derſelben auf der Hecke aufgehängt habe, ſolle er gleich mit Kreide einen Kreis um ſich ziehen, damit ihm die Zwerge nicht ſchaden könnten; ſobald er aber das dritte aufgehängt habe, ſolle er ſogleich wieder einen Kreis um ſich ziehen, und darin ſtehn bleiben, bis es Eins geſchlagen habe, ſonſt hätten die Zwerge noch Macht über ihn. Der Schlächter ging in der dritten Nacht hin und that genau ſo, wie ihm der Pfarrer gerathen hatte. Kaum hatte er das dritte aufgehängt, als die Glocke zwölf ſchlug. Jetzt erblickte er auch die drei Zwerge hinter der Hecke; er ſelbſt aber blieb ruhig in ſeinem Kreiſe noch eine volle Stunde ſtehn, bis die Glocke eins geſchlagen hatte. Da ſprachen die Zwerge, es ſei ſein Glück, daß er bis Eins in dem Kreiſe ſtehen geblieben wäre, ſonſt hätten ſie doch noch Macht über ihn gehabt und es würde ihm das Leben gekoſtet haben.

145.

Zwerge begaben.

1. Eine arme Frau aus Lauenberg war einſt nach dem ſog. Burghalſe gegangen, um daſelbſt Holz zu leſen. Da kurz vorher ihr Mann geſtorben war, ſo weinte und jammerte ſie laut. Wie

ſie ſo jammerte, kam aus einer Spalte des Berges ein Zwerg heraus und fragte ſie, was ihr fehle. Sie erzählte nun dem Zwerge alles; dieſer hatte Mitleid mit ihr und ſchenkte ihr einen Kloben (eno dlſze) Flachs; davon ſolle ſie nur, ſagte er ihr, alle Tage ſpinnen. Die Frau ging mit dem Geſchenke nach Hauſe, bezeichnete ſich aber, ehe ſie wegging, noch die Stelle, wo der Zwerg aus dem Berge herausgekommen war, mit einem Stocke, den ſie in den Boden ſteckte, um ſo den Eingang in den Berg leichter wiederfinden zu können. Eine Zeit lang ſpann ſie fleißig und es ging ihr gut, dann aber ward ſie übermüthig und verlor durch eigene Schuld das Geſchenk wieder, welches ihr der Zwerg gemacht hatte. Bald kam ſie von neuem in Noth und beſchloß deshalb wieder nach dem Burghalſe zu gehen und den Zwerg zu bitten, daß er ihr noch einmal etwas ſchenke. Als ſie aber zu der bezeichneten Stelle kam, ſtanden da viele Stöcke umher, ſo daß ſie den von ihr eingeſteckten nicht wieder erkennen und den Eingang in den Berg nicht finden konnte. Unverrichteter Sache muſte ſie nach Hauſe zurückkehren.

2. (In Lauenberg lebte im Kochſchen Hauſe eine alte Frau. Zu dieſer kam einſt ein Zwerg und forderte ſie auf unter zwei Gaben eine zu wählen, entweder eine Rolle Garn, von der ſie immer abhaspeln könne, ohne daß jemals das Ende käme, oder einen Kloben Flachs, von dem ſie immer abſpinnen könne, ohne daß er jemals ausginge. Jedoch dürfe ſie keinem Menſchen ſagen, woher ſie das Geſchenk habe; ſonſt werde die Rolle Garn gleich einer gewöhnlichen abgehaspelt oder der Flachs gleich gewöhnlichem Flachs alsbald abgeſponnen werden.) Da ſagte die Alte, ſie wolle ſich nur den Kloben Flachs wählen; denn wenn ſie die Rolle Garn nähme, ſo würden die andern im Hauſe bald merken, wie es damit ſtehe. So ſchenkte ihr denn der Zwerg den Flachs, und ſie ſpann immerfort auf das fleißigſte, ohne daß er jemals zu Ende ging. Die Leute im Hauſe wunderten ſich darüber und fragten, wie es zuginge, daß der Flachs gar kein Ende nähme; ſie aber antwortete immer ausweichend und ſagte, wenn ſie nicht da oder ſchon ſchlafen gegangen wären, dann bände ſie neuen Flachs ein. Als ſie auf dem Todtenbette lag, ſagte ſie zu den Hausgenoſſen, jetzt wolle ſie ihnen offenbaren, was für eine Bewandtnis es mit dem Flachſe habe,

und erzählte ihnen alles. Als sie todt war, wurde der Flachs auch gleich abgesponnen.

3. Ein Zwerg hatte eine menschliche Frau geheirathet und lebte mit ihr in einer ordentlichen Ehe. Einst wurde er mit seiner Frau zu einer Hochzeit eingeladen. Die Frau des Zwerges sprach zu ihrem Manne: „was wollen wir denn zur Hochzeit schenken?“ Der Zwerg erwiederte: „wir haben ja schönen Flachs, davon kannst du eine Elle schenken.“ Die Frau schenkte auch der Braut bei der Hochzeit die Elle Flachs; „sie hatte viel umgethan.“ Der Zwerg aber verbot der Braut, sie solle ja niemals denken: „ob wohl die Elle nicht kleiner wird.“ Lange Zeit kam diese auch dem Verbote des Zwerges nach und spann fleißig, ohne daß des Flachses weniger wurde, wodurch sie sich großen Reichthum erwarb. Da aber dachte sie doch einmal, ob wohl die Elle gar nicht einmal kleiner wird! Da ist dann der Flachs alsbald zu Ende gegangen.

4. Ein Zwerg kam einst zu einem Schmiede und bat diesen ihm ein Hufeisen unter den einen Absatz zu legen. Der Schmied war bereit dazu, führte aber aus argem Herzen mit dem Hammer einen so gewaltigen Schlag gegen den Fuß des Zwerges, daß dieser weit wegflog und sich bei dem Falle die Hose am Knie zerriß. Den Schmied traf dafür die Strafe, daß ihm später jedes Hufeisen, welches er unterschlagen wolle, immer zersprang. Der Zwerg begab sich darauf, um den Schaden bessern zu lassen, zu einem Schneider. Dieser war auch gleich bereit das Loch zuzunähen, aber bei seiner Armuth hatte er nicht den erforderlichen farbigen Zwirn; er bat daher den Kleinen um Entschuldigung, wenn er mit weißem Zwirne nähe. Doch dieser entgegnete, das solle nichts thun; in Zukunft wolle er schon für farbigen Zwirn sorgen. Und richtig fand der Schneider am andern Tage auf seinem Arbeitstische ein großes Gebind farbigen Zwirn liegen, und so fortan alle Tage. Nun kam es aber bald dahin, daß der Schneider die Gabe des Zwerges gering achtete. Als er nun eines Morgens den Zwirn, wie immer, auf seinem Tische liegen fand, da ergrimmte er und sprach: „des Dreckes habe ich genug,“ und warf ihn vor die Thür. Von diesem Tage an blieb des Zwerges Gabe aus, und zugleich ging des Schneiders Gewerbe unverkennbar zurück. Da trat er, schon ganz übel gelaunt, eines Tages aus der Stube und fand vor der Thür eine Katze sitzen,

die eine Maus im Maule hatte. An dieser wollte er nun seinen Unmuth auslassen und trat sie mit dem Fuße. Da hub die Katze an zu sprechen und sagte, er solle sich fortan vor Mäusen nicht zu retten und zu bergen wissen, bis er von ihnen gefressen würde. Und so geschah es: den Schneider verfolgten die Mäuse überall hin, so daß sie auf seinen Arbeitstisch kamen und ihm das Zeug vom Leibe herunter nagten, bis er ihnen zuletzt zur Beute wurde.

5. In Ballenhausen lebte vor Zeiten ein Schuster. Diesen sprach einst ein Zwerg um ein Stück Brot an. Der Schuster sprach zum Zwerge: „Hast du kleiner Teufel lutje düwel denn so großen Hunger?“ — „Ja, den habe ich,“ entgegnete dieser, worauf ihm der Schuster bereitwillig Brot und noch andere Speise dazu gab. Beim Weggehen sagte der Zwerg: „das soll dir dein Leben lang gut thun,“ und von diesem Tage an fand der Schuster an jedem Morgen ein Paar Schuhe fertig auf seinem Arbeitstische stehn, ohne daß er selbst einen Stich daran gethan hatte.

146.

Die diebischen Zwerge.

1. Wenn früher in Kohnsen eine Hochzeit war, so kamen die Zwerge, durch ihre Hüte unsichtbar gemacht, in das Hochzeitshaus und aßen den Bauern den Reisbrei auf.

2. Als einst in Lauenberg auf einer Tenne gedroschen wurde, kam auf einmal ein Zwerg zum Vorschein. Einer der Drescher, welcher ihn erblickte, schlug mit einer Wurfschaufel nach ihm und traf ihn auch. Da sagte der Zwerg: „eins slaugst du mek un twei gaffl du mek.“ Mit diesen Worten verschwand er unter der Pferdekrippe. Unter dieser war nemlich der Eingang zu der Wohnung der Zwerge.

3. Im Steinberge bei Seeburg ist ein Zwergloch, worin früher Zwerge hausten. Diese fügten den Bauern des Dorfes manchen Schaden zu, indem sie, besonders wenn gedroschen wurde, aus den Häusern Getreide wegholten. Als einst ein Bauer mit einem Gänsefittich auf der Tenne die ausgedroschenen Körner zusammen fegte, geschah es zufällig, daß er einem Zwerge, der ihm unsichtbar eben wieder Korn stehlen wollte, den Hut vom Kopfe

ſchlug, ſo daß dieſer nun ſichtbar war und gefangen wurde. Der gefangene Zwerg ſagte zu dem Bauern: er habe ihm allerdings bisweilen Korn weggeholt, doch wolle er ihm alles bezahlen; er möge nur am Sonntagmorgen vor Sonnenaufgang beim Zwergloche erſcheinen, da ſolle er das Geld dafür erhalten. Der Zwerg wurde darauf entlaſſen und der Bauer ritt zur beſtimmten Zeit zu dem Zwergloche am Steinberge. Als er dorthin kam, ſtand der Zwerg ſchon da mit einem Beutel voll Geld. Der Bauer nahm den Beutel, gab aber dann ſeinem Pferde die Sporen und eilte davon, weil er fürchtete, daß der Zwerg ihm noch etwas anthun möchte.

147.

Die Zwerge in den Erbſenfeldern.

1. Vor langer Zeit wohnte im Hüttberge (nahe bei dem Dorfe Dorſte), in dem man noch die Zwerghöhlen ſehen kann, ein Zwergkönig mit ſeinem Volke. Dieſe Zwerge waren aber nicht von der Art, daß ſie ſich beſtrebten den Menſchen nützlich zu ſein, wie manche andere; ſondern ſie machten ſich ein Vergnügen daraus ſie zu ängſtigen oder ihnen zu ſchaden: ſie raubten junge Mädchen oder kleine Kinder, beſonders aber richteten ſie in den Feldern großen Schaden an. Nun hatte ein Bauer in der Nähe des Hüttberges ein ſchönes Erbſenfeld, das er oft mit Freude betrachtete. Bald ſah er aber, daß die Schoten ausgeſchält und die Halme zertreten wurden, und er konnte bei aller Aufmerkſamkeit den Thäter nicht entdecken. Er klagte nun einem alten Bauer ſein Leid und dieſer gab ihm denn auch einen guten Rath. Derſelbe hatte es nemlich bald heraus gebracht, daß hier Zwerge im Spiele wären und rieth deshalb, daß er mit ſeinen Knechten nach dem Erbſenacker gehn und dann mit langen Ruthen über das Feld hin und her ſchlagen möchte. Die Zwerge hätten nemlich Wünſchelhüte, vermittelſt deren ſie ſich unſichtbar machten; mit den Ruthen würde er aber ſicher einem von ihnen den Hut abſchlagen und ihn dann fangen können. Der Bauer kam nun, wie ihm gerathen war, mit ſeinen Leuten bei dem Acker leiſe angeſchlichen. Da hörte er es zwiſchen den Erbſenſtauden rauſchen, als wenn ein Thier darin wirthſchaftete,

ohne daß er etwas sah. Sogleich fing er mit seinen Knechten an mit den Ruthen über das Erbsenfeld hin und her zu schlagen, und bald stand ein Zwerg sichtbar da. Dieser flehte, er möchte ihn wieder los lassen; er wolle ihm auch einen ganzen Wagen voll Gold geben, nur müsse er vor Sonnenaufgang zu seiner Höhle kommen. Der Bauer ließ sich erbitten und gab ihn frei, nachdem ihm der Zwerg noch gesagt hatte, wo seine Höhle wäre. Um jedoch vor Betrug ganz sicher zu sein, erkundigte er sich, wann die Sonne bei den Zwergen aufgehe, und erfuhr, daß sie mit dem Glockenschlage zwölf aufgehe. Da spannte er seinen Wagen an und fuhr vor Mitternacht zu der bezeichneten Stelle. Als er vor der Höhle angekommen war, hörte er, wie sie drinnen jauchzten:

Dat is gaut, dat is gaut,
Dat de büerken dat nich weit,
Dat de sunne ümm twölf upgeit.

Der Bauer aber meldete sich, und nun zeigten ihm die Zwerge ein abgehäutetes Pferd; das möchte er nur mitnehmen, weiter könnten sie ihm nichts geben. Darüber ward jener höchst ärgerlich, wollte jedoch für seine Hunde etwas Fleisch mitnehmen, er hieb deshalb von dem Pferde ein großes Stück ab und band es auf den Wagen. Als er damit nach Hause gekommen war, da war alles gediegenes Gold. Gleich fuhr er noch einmal hin, um den Rest nachzuholen, aber Pferd und Höhle waren verschwunden.

2. Fast in der Mitte der Heerstraße, die von Osterode nach Herzberg führt, liegt ein Wirthshaus. Wendet man sich von da südlich, so erreicht man nach einigen Minuten das Gut Düne und wieder nach einigen Minuten die Jettenhöhle. Die zunächst liegenden Dörfer sind östlich Hörden und südlich Schwiegershausen. Ihren Namen soll die Höhle davon haben, daß einst in Kriegszeiten ein Frauenzimmer Namens Jette darin niederkam. Der Sohn dieser Jette soll Klaproth geheißen haben und der Stammvater der Familie Klaproth geworden sein, die nachher in dem später zerstörten Dorfe Rode (auch Röderdorf genannt) gewohnt hat.

Vor langer Zeit war die Jettenhöhle ein Aufenthaltsort der Zwerge. Diese fügten den Feldfrüchten in der ganzen Umgegend vielen Schaden zu. Nun war in Hörden ein Mann,

der bei der Jettenhöhle ein Feld Erbſen hatte; dieſes wurde ihm ganz zertreten und die Früchte abgepflückt. Da wurde er ärgerlich und drohte den Thäter, wenn er ihn ertappte, hart zu beſtrafen. Ein anderer Mann aber ſagte ihm, es thäten dieß die Zwerge, welche in der Jettenhöhle wohnten, und da könne ihm all ſein Drohen und Schelten nichts helfen; denn ſie ſetzten ihre Nebelkappen auf und könnten dann nicht geſehen werden: er möge lieber eine lange Stange nehmen und damit über das Feld hin und her ſchlagen. Als er dieß denn auch that, ward auf einmal ein Zwerg ſichtbar, dem er die Nebelkappe vom Kopfe geſchlagen hatte. Nun ſah der Bauer, wie der Zwerg auf den Knien ſaß und einen Beutel umgehängt hatte, der ſchon wieder voll Erbſchoten war. Zornig eilte er zu ihm hin, ſchalt ihn heftig und wollte ihn ſchlagen. Der Zwerg aber fing an zu bitten und ſagte, er möge ſich nur zufrieden geben, er wolle den Schaden ſchon wieder gut machen; morgen möge er nur wieder an dieſe Stelle kommen, dann ſolle ein Sack für ihn bereit ſtehen. Der Bauer that, wie ihm der Zwerg geſagt hatte. Als er am anderen Tage wieder zu der Stelle kam, ſtand richtig ein Sack da, der aber mit alten Eiſenſtücken angefüllt war. Schon hatte er gemeint, er ſei betrogen und zu ſich ſelbſt geſagt: „was ſoll ich doch mit den alten Eiſenſtücken anfangen?“ als er aber damit nach Hauſe gekommen war, waren ſie in lauter Gold verwandelt.

3. Ein Bauer in Lüthorſt hatte ein Erbſenfeld, welches in der Nacht immer beſtohlen wurde, ohne daß er wuſte, wie es zuging. Auf den Rath eines andern Bauern, welcher merkte, daß die Zwerge die Thäter wären, ging er Nachts zwiſchen elf und und zwölf Uhr auf den Acker und ſchlug mit einer Stange um ſich. Bald hatte er einem Zwerge die Nebelkappe abgeſchlagen und nahm dieſelbe zu ſich. Der Zwerg, der nun ſichtbar wurde, bat ihn ſehr, er möchte ihm doch die Kappe wiedergeben; wenn er in der nächſten Nacht vor Sonnenaufgang wieder hierher kommen wolle, ſo ſolle er haben, was er verlange. Darauf gab der Bauer dem Zerge die Nebelkappe zurück, ging aber dann zum Paſtor, erzählt dieſem alles und fragte ihn, wann wir Sonnenaufgang hätten. Dieſer ſagte ihm: die Sonne ginge um 12 Uhr auf, er müſſe alſo eher hingehen und ſchon vor zwölf

da sein. Der Bauer that dieß auch. Als er hinkam, hörte er die Zwerge singen:

Des nachts, wenn de sunne upgeit,
Dat de dumme hüere nich weit.

Als der Bauer dieß gehört hatte, zog er den Zwergen mit einer Linie, die er bei sich hatte, die Nebelkappen ab. Die Zwerge fragten ihn nun, was er wolle, ob er das Geld wolle, welches im Himpten wäre, oder das darauf. Er antwortete: »das darauf«, und bekam nun beinahe einen Himpten voll Geld. Die Zwerge sagten aber, das wäre sein Glück gewesen, daß er das gewählt hätte, was auf dem Himpten gewesen wäre; sonst hätten sie ihm den Kopf abgeschlagen. — Seit der Zeit kamen die Zwerge nicht wieder.

4. Nördlich von Sudershausen erhebt sich ein Berg — der Hamkenstein —, und darauf wieder zwei Hügel. In dem einen dieser Hügel befindet sich eine ziemlich geräumige Höhle, das Zwerglech genannt. An den Wänden derselben befindet sich eine Art von Bank, in der Mitte eine Art von Tisch. Zwischen den beiden Hügeln, die mit Holz bewachsen sind, erstreckt sich ein schmales Thal, welches einige Acker Landes bildet. Hier hatte einst ein gewisser Beckmann Erbsen gesäet und fand, als dieselben ausgewachsen waren, daß sie ihm allnächtlich abgepflückt wurden. Er entschloß sich Nachts dabei zu wachen, um so den Dieb zu ertappen. Da sah er nun aus dem einen der Hügel, worin das Zwerglech ist, eine Menge kleiner Leute hervorkommen, die sich sogleich in sein Erbsenfeld begaben und mit allem Eifer pflückten. Er ließ sie erst ruhig pflücken, schlich sich aber unterdessen nach der Seite, woher sie gekommen waren und wohin sie auch, wie er vermuthete, fliehen würden, und rief ihnen dann mit lauter Stimme ein Halt zu. Zugleich drohte er sie entweder mit seinem dicken Stocke todt zu schlagen, oder sie an einander zu binden und so der Obrigkeit zu überliefern. Jetzt fielen die Zwerge flehend vor ihm auf die Kniee und baten um Gnade. Dabei versprachen sie ihm, wenn er sie entließe, den Schaden reichlich zu ersetzen, und ihm eben so viele Goldgulden zu geben, wie sie Schoten gepflückt hätten. Als er sich damit zufrieden erklärt hatte, zählten sie die Schoten, und nachdem sich die Zahl ergeben hatte, ward einer von ihnen fortgeschickt, so viele Goldgulden zu holen. Der abgeschickte Zwerg kehrte auch bald zurück

und zahlte dem Bauern die Goldstücke aus, worauf dieser die Zwerge, nachdem sie vorher noch versprochen hatten, daß sie ihm die Erbsen nicht wieder beschädigen wollten, abziehen ließ, und vergnügt nach Hause zurückkehrte. Unterwegs mochte er sich die Freude nicht versagen die schönen, blanken Goldstücke noch einmal anzusehen, aber als er den Beutel öffnete, glänzte ihm nicht das blanke Gold entgegen, sondern sein Blick fiel auf einen Haufen Roßäpfel. Ganz erbost über den Betrug der Zwerge warf er den Inhalt aus dem Beutel, diesen selbst aber nahm er mit nach Haus. Hier angekommen erzählte er seiner Frau, wie es ihm gegangen wäre, und zeigte den Beutel vor. Wie er ihr aber zeigen will, wie er alles ausgeschüttet habe, und dabei den Beutel tüchtig schüttelt, fallen aus diesem noch einige blanke Goldgulden heraus. Schnell lief er nun zurück, um das Weggeworfene zu holen, doch er fand nichts; nur ein unsichtbares höhnisches Gelächter hörte er von fern.

5. Vor noch nicht gar langer Zeit gab es bei Zühnde noch Zwerge. Sie waren ein diebisches Geschlecht und pflegten den Bauern die Erbsen von den Feldern zu stehlen. Das konnten sie um so leichter, da sie unsichtbar machende Kappen auf dem Köpfe trugen. So waren nun einst die Zwerge einem Bauern, der ein großes Erbsenfeld hatte, zu wiederholten Malen auf dasselbe gegangen und hatten großen Schaden darauf angerichtet. Dieser Unfug dauerte so lange, bis der Bauer auf ein Mittel kam die Zwerge zu fangen. Er zog zu diesem Zwecke am hellen Mittage ein Seil rings um das Feld. Als nun die Zwerge unter dem Seile durchkriechen wollten, da fielen ihnen die Kappen ab; sie saßen nun alle mit bloßen Köpfen da und waren sichtbar. Auf diese Weise gefangen gaben sie dem Bauern viele gute Worte, daß er das Seil wegnehmen möchte. Dafür versprachen sie ihm eine Metze Gold zu geben, er solle nur vor Sonnenaufgang wieder an diese Stelle kommen. Der Bauer ging darauf ein und ließ sie los. Aber ein anderer Bauer, welcher merkte, daß die Zwerge betrügen wollten, rieth ihm nicht gegen Sonnenaufgang, sondern schon um zwölf Uhr hin zu gehn; denn da sei der Tag auch schon angegangen. Dieß that er auch, und richtig waren die Zwerge da mit einer Metze Gold. Davon heißen die Nachkommen des Mannes, welcher das Gold bekommen hat, Mettens.

6. Ein Bauer in Elliehausen bei Göttingen hatte am Sum-

berge ein Stück Erbsen, auf dem ihm stets die Schoten abgepflückt wurden, ohne daß er wuste, wer dieß that. So ging er denn eines Tages hin um aufzuachten und, wo möglich, die Diebe zu ertappen. Als er hinkam, hörte er auch deutlich, wie die Erbsen gegessen wurden, sah aber durchaus niemand. Auf einmal rief eine Stimme: „setzt die Kappen ab!“ und nun sah er, wie auf seinem Acker eine große Menge von Zwergen mit dem Pflücken der Erbsen beschäftigt war. Zugleich fragte ihn einer der Zwerge, wie viel sie ihm geben sollten, wenn sie ferner die Erbsen pflücken dürften. Der Bauer wollte Anfangs nichts davon hören und sagte, die Erbsen wären ihm nicht feil; endlich ließ er sich aber doch bewegen eine Summe Geldes anzunehmen, die viel größer war, als alle Erbsen auf dem Acker werth waren. Nachdem dieser Handel abgeschlossen war, ließ sich wieder eine Stimme vernehmen „setzt die Kappen auf!“ und sogleich waren alle Zwerge wieder unsichtbar geworden. Als aber der Bauer seine Erbsen eingeerntet hatte und sie ausdreschen ließ, da drosch er viel mehr heraus, als er bekommen haben würde, wenn ihm die Zwerge gar keine abgepflückt hätten. So sehr hatten ihn die Zwerge gesegnet.

148.

Zwerge rauben Kinder.

1. In Hilwartshausen liegt eine Frau im Kindbette. Zufällig ist ihr das Licht ausgegangen. Da hört sie mit einem Male, wie die Hausthür geöffnet wird; schnell springt sie also aus dem Bette und steckt wieder Licht an. Kaum hat sie dieß gethan, so sieht sie auch einen Zwerg mit dickem Kopfe, der schon ihr Kind genommen und dafür einen Zwerg in die Wiege gelegt hat. Die Frau macht nun Lärm, und das Kind wird dem Zwerge wieder abgenommen. Doch dieser ist plötzlich verschwunden, hat aber das Zwergkind zurückgelassen. Aus Mitleid wollte nun die Frau, welche reichlich Nahrung hatte, auch den Zwerg anlegen; doch dieser nahm die Brust nicht an und starb bald.

2. Eine Frau hatte ein Kind geboren; zu derselben Zeit war aber auch das Weib eines Hollemännchens ins Kindbett gekommen. Dieses wollte nun der Frau das Kind rauben und ihr

dafür ſein Kind hinlegen. Er ging alſo unſichtbar an das Bett der Frau um ihr das Kind wegzureißen; doch die Frau merkte es und rief „Andrès, Andrès!“ — ſo hieß nemlich ihr Mann. Darauf antwortete das Hollemännchen, als wäre es ihr Mann: „ach Andrès, Andrès!“ Indem kam aber ein kleines Hollemännchen und ſprach: „Papa, Mama iſt krank geworden.“ Da ging das Hollemännchen weg, und die Frau behielt ihr Kind.

3. Ein Gänſehirt hütete einſt die Gänſe zwiſchen Wulſten und Hattorf. Plötzlich war ſein Kind, welches er mitgenommen und an eine hohle Weide geſetzt hatte, fort, und an ſeiner Stelle ſaß ein anderes da, das einen ſehr dicken Kopf hatte. Er merkte wohl, daß die Zwerge die Kinder vertauſcht hatten, behielt aber doch das unrechte Kind bei ſich und erzog es. Seit der Zeit brauchte er ſich um die Gänſe nicht ſo zu bekümmern wie früher; er konnte ſich Stunden lang von ihnen entfernen, und nie fehlte ihm ein Stück, weil die Zwerge unterdes die Aufſicht über ſie führten. So ging es einige Jahre fort. Eines Tages aber lief das unechte Kind von der Weide weg und durch ein Loch, welches der Hirt früher noch nicht geſehen hatte, in einen Berg hinein. Er ging ihm nach und fand in dem Berge viele Zwerge, zwiſchen denen auch ſein eigenes Kind ſaß, daß unterdes viel größer geworden war. Schnell nahm er es an die Hand und ging mit ihm aus dem Berge. Seit der Zeit muſte er aber auch die Gänſe wieder allein hüten, wie früher.

4. In Elliehauſen kam es einſt vor, daß eine Frau, die eben im Kindbette lag, zugleich mit ihrem Kinde plötzlich verſchwand. Gleich vermuthete man im Dorfe, daß ſie von den Zwergen entführt ſei, aber niemand wuſte wohin. Zufällig bekam man ſpäter von ihr eine Kunde. Als nemlich eines Morgens der Schäfer des Dorfes am Walde in der Nähe einer dort befindlichen Quelle hütete, erblickte er mit einem Male jene aus dem Dorfe verſchwundene Frau, wie ſie an der Quelle ſtand und mit Abſpülen von Wäſche beſchäftigt war. Der Schäfer ging hin zu ihr und fragte ſie, ob ſie nicht wieder mit ins Dorf zu ihrem Manne gehn wolle; ſie aber ſagte gerade zu nein, ſie habe es bei den Zwergen viel beſſer und verlange nicht zu ihrem Manne zurückzukehren. Kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen, da ſchlug die Thurmuhr im nahen Dorfe zwölf, und mit dem Glockenſchlage war die Frau verſchwunden.

149.

Wechselbalg entdeckt.

1. Auf der obern Straße in Wulften wohnte ein Leinweber, Namens Mönch. Einſt ging deſſen Frau nach Oſterode und nahm ihren drittehalbjährigen Sohn mit, den ſie auf dem Rücken trug. Als ſie in die Nähe von Schwiegershauſen gekommen war, erblickte ſie in einiger Entfernung etwas, was wie ein Nebel aus en qualm) ausſah. Als ſie näher gekommen war, ſtand mit einem Male ein kleines Männchen vor ihr, welches kein Wort ſprach, ihr aber, ohne daß ſie etwas gemerkt hätte, ihren Sohn vom Rücken nahm und dafür einen Zwerg darauf ſetzte. Mit dieſem ging ſie weiter, merkte jedoch bald, daß die Laſt auf ihrem Rücken viel ſchwerer geworden war. Unterwegs redete ſie das vermeintliche Kind auf ihrem Rücken mehrmals an, bekam aber keine Antwort; da nun ihr Sohn bereits ſprechen konnte, ſo erkannte ſie daraus, daß ihr Kind mit einem Wechſelbalge vertauſcht ſei, und als ſie ſich umſah und den ungewöhnlichen dicken Kopf des Zwerges erblickte, da ward ihre Vermuthung zur Gewisheit. Voll Betrübnis ging ſie ihres Weges weiter nach Oſterode, wo ein Arzt, den ſie befragte, es ihr beſtätigte, daß dieß ein Zwerg, ihr rechtes Kind ſomit vertauſcht ſei. So ging ſie denn mit dem fremden Kinde nach Wulften zurück und weinte bitterlich. Schon hatte ſie den Zwerg mehrere Jahre bei ſich gehabt, ohne jemals Freude davon zu haben (denn dieſer zeigte zwar recht guten Appetit, wurde aber trotzdem um nichts größer und ſprach auch nie ein Wort), als ſie ſich endlich Hülfe ſuchend an ihren Nachbar Heſſe wandte, der in dem Rufe ſtand ein kluger Mann zu ſein. Dieſer ertheilte ihr den Rath, den Wechſelbalg auf den Heerd zu ſetzen und dann in zwei Eierſchalen das Waſſer zum Brauen zuſammenzutragen: dann werde der Wechſelbalg ſchon den Mund aufthun, und die Zwerge würden ihn wieder holen und das rechte Kind zurückbringen. Die Frau that, wie der Nachbar ihr gerathen hatte. Der Wechſelbalg auf dem Heerde ſah ihrem Beginnen anfangs in ſtummer Verwunderung zu, endlich aber brach er ſein langes Schweigen und ſprach die Worte: „ſo bin ich doch ſo alt, wie der Thüringer Wald und habe noch nie geſehen, daß in Eierſchalen das Waſſer zum Brau getragen iſt.“ Da hatte die Frau ihren Zweck erreicht, hob den Zwerg

vom Heerde und brachte ihn in die Stube zurück. Als nun der Jahrstag wieder kam, an welchem die Zwerge ihr das Kind vertauscht hatten, nahm sie den Wechselbalg auf den Rücken und ging mit ihm denselben Weg nach Osterode, den sie damals gegangen war. Mit einem Male sah sie auf derselben Stelle den Zwerg wieder vor sich stehn, der ihr früher hier begegnet war. Dieser redete das Kind auf ihrem Rücken sogleich mit den Worten an: »hast du denn geschwatzt?« — »Ja, das habe ich gethan; sie machten so närrisches Zeug, daß ich wohl schwatzen muste.« Nun wurde der Frau der Wechselbalg von dem Rücken gehoben, und ihr das rechte Kind darauf gesetzt, jedoch so, daß sie nichts davon merkte. Sie aber ging, wie ihr der Nachbar gleichfalls geboten hatte, ohne sich umzusehen und ohne ein Wort zu sprechen, erst wieder ganz hin nach Osterode und kehrte dann von dort aus nach Wulften zurück, wo sie dann auch wirklich ihr rechtes Kind vom Rücken hob. Nun erst fragte die glückliche Mutter ihren Sohn, wie es ihm bei den Zwergen ergangen wäre, und der Knabe erzählte: ein kleines Männchen habe ihn auf den Rücken genommen und sei so mit ihm davon gelaufen; endlich wären sie vor einen Berg gekommen, da habe der Zwerg eine Blume gepflückt, worauf der Berg sich alsbald aufgethan habe und sie hineingegangen wären. In dem Berge wären noch viele andere Zwerge gewesen; so oft einer derselben hineingekommen sei, habe er die Blume in der Hand gehabt; sei aber einer herausgegangen, so habe er die Blume weggeworfen und der Berg habe sich wieder geschlossen; er selbst sei nicht wieder aus dem Berge herausgekommen. Wäre einer der Zwerge nach Hause gekommen, so habe er auch immer Geld mitgebracht. In dem Berge selbst sei alles niedlich und sauber gewesen, und ihn hätten die Zwerge recht gut behandelt. Eines Mittages aber wären sie alle recht verdrießlich geworden und als er nach der Ursache gefragt habe, hätten sie geantwortet, er käme nun wieder in seine Heimath zurück. Darüber habe er sich gefreut und geäußert, das sei ja recht gut; die Zwerge aber hätten gesagt, für sie sei es ein großes Unglück. Als nun der Jahrstag der Vertauschung wiedergekehrt sei, den er noch ganz genau gewust habe, da habe ihn der Zwerg wieder auf den Rücken genommen und sei mit ihm zu derselben Stelle gegangen, wo ihn die Mutter wieder bekommen hatte.

2. Einst hatten Eltern, als sie an ihre Arbeit gehn woll-

ten, ihr Kind vor die Thür geſetzt und waren dann fortgegangen. Als ſie am Abend zurückkehrten, war ihr Kind verſchwunden und an ſeiner Stelle ſaß ein misgeſtalteter Zwerg mit dickem Kopfe. Die Eltern fragten den Zwerg, woher er gekommen ſei, aber er antwortete nicht — und auch nachher ſprach er niemals ein Wort. Da ſprach der alte Mann zu der Frau, ſie ſolle einmal ein Kinderſpiel machen und ſehen, ob ſie den Zwerg dadurch zum Sprechen bringen könne. Die Frau ging darauf in die Küche und braute Bier; der Zwerg aber ward hinausgeſchickt, um dem Manne die Pfeife anzuzünden. Als er in die Küche kam, füllte die Frau gerade Bier in Eierſchalen. Bei dieſem Anblick fing der Zwerg an zu ſprechen und ſagte: „Bin ich doch ſo alt, wie der Thüringerwald, und habe doch in meinem Leben noch nicht eine Frau in Eierſchalen brauen ſehen!“ Darauf rief die Frau ihren Mann herbei und der Zwerg ſollte die Worte noch einmal ſagen, doch er that es nicht. Der Zwerg bekam von jetzt an viele Schläge, doch er blieb ſtumm; endlich ward er vor die Thür geſetzt. Da holten die Zwerge ihn wieder und brachten das rechte Kind zurück. Dieſes erzählte klagend, daß es von den Zwergen ſo viele Schläge bekommen habe. Hatte der Zwerg Schläge bekommen, ſo wurde auch das Kind von den Zwergen geſchlagen.

150.

Die kreißende Zwergin.

1. In Wulften lebte vor Zeiten ein wohlhabender Bauer, der aber allmählich mehr und mehr zurück kam, ohne daß er irgend wie daran ſchuld geweſen wäre. Denn er arbeitete mit ſeiner Frau nach wie vor fleißig fort, aber es half ihm nichts, weil ein Unſegen auf ihm zu ruhen ſchien, und ihm namentlich immer ſeine Pferde verloren gingen, ſo daß er ſtets neue anſchaffen muſte. Kaum hatte er wieder Pferde gekauft, ſo fingen ſie auch ſchon an abzumagern, mochte er ihnen auch noch ſo reichliches und noch ſo gutes Futter geben, ſo daß eins nach dem andern dem Abdecker übergeben werden muſte. Auf dieſe Weiſe geſchah es, daß der Bauer ein Stück nach dem andern aus dem Hauſe verkaufen muſte, ſo daß zuletzt alle Kammern ausgeleert waren; nur die

Schlüssel zu den leeren Kammern waren noch übrig. Dabei zeigten die Pferde stets, so mager sie auch waren, einen unersättlichen Hunger, so daß der Bauer kaum noch wußte, womit er sie füttern sollte. Als einst die Zeit der Heuernte herangekommen war, hörte der treue Knecht, der im Stalle schlief, daß die Pferde in der Nacht vor Hunger scharrten und stampften. Er sprach zu ihnen: »ich wollte euch wohl gern etwas zu fressen geben, wenn ich nur etwas hätte.« Da erwiederte eins der Pferde, das älteste von allen im Stalle: »wie geht das zu?« — »Ja ich weiß es nicht,« sprach der Knecht, — »der Herr holt alle Tage so viel herunter, aber bei euch hilft ja alles nichts, ihr werdet ja doch von Tage zu Tage magerer.« Da sprach dasselbe Pferd: »so will ich Dir etwas sagen, thue aber genau, wie ich Dir sage. Wenn Du heute beim Heuen Durst bekommst, so bitte den Herrn um ein Glas Bier; er wird Dir zwar erwiedern, er habe kein Geld; dann aber sage ihm nur, er möge doch die Schlüssel zu den leeren Kammern zusammenbinden, damit zum Wirthe gehen und eine Flasche Bier dafür kaufen.« Als nun der Knecht an diesem Tage mit seinem Herrn beim Heuen war und vom Sonnenbrande gequält argen Durst litt, sagte er zu seinem Herrn, er möge doch die Schlüssel zu den leeren Kammern in ein Bund binden, damit zum Dorfwirthe gehen und eine Flasche Bier dafür kaufen; diese wollten sie dann mit einander austrinken. Der Herr that so, wie es ihm der Knecht angegeben hatte. In der nächsten Nacht hörte die Frau des Bauern, welche zugleich die Hebamme im Dorfe war und oben schlief, an der Hausthür klopfen. Sie vermuthete sogleich, daß eine kreißende Frau ihrer begehre, ging also schleunig hinunter und öffnete die Thür. Da stand ein kleines Männchen vor ihr und forderte sie auf, ihm zu seinem Hause zu folgen, wo seine Frau in Kindesnöthen liege. Die Frau war auch gleich bereit und folgte dem Zwerge, der sie in ihren Pferdestall führte. Hier öffnete er eine Fallthür unter der Krippe, die vorher noch nie ein Mensch gesehen hatte, und vor den Augen der Frau zeigte sich eine Treppe von einigen Stufen, auf der sie mit dem Zwerge hinabstieg. Am Ende der Stufen angelangt, stand sie vor einem hohen Gewölbe, in welches sie eintrat, und worin alles höchst sauber und reinlich gehalten war. Auf einem Ruhebette an der Wand lag die Kreißende, die ihres Beistandes bedurfte; der Zwerg hatte sich auf der entgegengesetzten Seite nie-

dergesetzt und schaute mit keinem Blicke zu seiner Frau hinüber. Als die Hebamme das Kind glücklich zur Welt gebracht hatte, wollte sie sich wieder entfernen; der Zwerg aber erhob sich von seinem Sitze und hieß sie noch bleiben, erst müsse sie ihren Lohn empfangen. Zugleich zeigte er ihr in den Ecken des Gemachs vier Haufen, jeden etwa einen Scheffel groß, von denen sie vorher noch nichts gesehen hatte, und forderte sie auf, sich einen davon zu nehmen. Der Haufen in der einen Ecke bestand aus reinem Golde, der in der andern aus Silber, der in der dritten aus Kupfer, der in der vierten endlich aus Kehricht. Die Frau dachte in ihrer Angst, sie sei doch verloren, und wählte deshalb den Kehrichthaufen. Der Zwerg ermahnte sie, diesen ja ganz zu nehmen und nichts davon liegen zu lassen. Das that sie auch und nahm alles in ihre Schürze. Darauf begleitete sie der Zwerg zurück bis zu der Fallthür: hier blieb er stehen und sagte ihr, sie hätte eine glückliche Wahl getroffen, denn wenn sie das Gold genommen hätte, so würde sie jetzt das Gegentheil davon, werthlosen Kehricht haben, so aber da sie den Kehricht genommen, werde sie gediegenes Gold haben; nur dürfe sie nicht eher die Schürze öffnen und hineinsehen, als bis sie wieder in ihrem Hause angelangt sei. „Wir haben“ — setzte er noch hinzu — „aus euern Früchten den Kern herausgesogen und sind dadurch reich geworden; euere Pferde aber haben nur die Hülsen bekommen, davon sind sie so mager und dürr, und ihr seid arm geworden. Jetzt habt ihr euern ganzen Reichthum wieder und ihr werdet wieder glücklich sein; wir aber ziehen fort von hier in eine andere Gegend.“ Nach diesen Worten schloß er die Thür hinter sich zu. Die Frau ging nun hin zu ihrem Manne, der unten im Hause schlief, weckte diesen und sagte ihm, nun würden sie wohl wieder glücklich werden. Dann erzählte sie ihm alles, was ihr begegnet war; zugleich öffnete sie ihre Schürze und zeigte ihm den in gediegenes Gold verwandelten Kehricht. Von der Zeit an gediehen auch dem Bauern die Pferde wieder.

2. Die Frauen der Zwerge in dem Kelberge bedurften, wenn sie gebären wollten, gar oft der menschlichen Hülfe. So kamen einst Zwerge zu der Hebamme in Stadt-Oldendorf und forderten dieselbe auf mit ihnen zu gehn und einer kreißenden Zwergin Beistand zu leisten. Als die Hebamme sich dazu bereit erklärt hatte, verbanden ihr die Zwerge die Augen und führten sie in den Berg.

Die Frau leiſtete ihren Beiſtand und wollte dann wieder gehn; doch die Zwerge litten es nicht, und ſo muſte ſie bleiben, bis das Kind getauft war. Auf dieſe Weiſe blieb ſie volle acht Tage im Berge und hatte es recht gut. Als die acht Tage herum waren und das Kind getauft war, fragten ſie die Zwerge, wie viel ſie verdient hätte. Die Frau erwiederte aber, ſie wäre mit allem zufrieden, was ſie ihr gäben. Da gaben ihr nun die Zwerge eine »Dieße« Flachs und ſagten dabei, davon möge ſie alle Tage ſpinnen; der Flachs werde niemals ausgehn, wenn ſie nur das Letzte von dem Rocken nicht abſpinne. Dann verbanden ihr die Zwerge abermals die Augen und führten ſie wieder aus dem Berge heraus. Die Frau that, wie ihr die Zwerge geboten hatten; den Tag über ſpann ſie fleißig, war ſie aber zu dem letzten top gekommen, ſo hörte ſie auf, und am andern Morgen fand ſie die »Dieße« jedesmal wieder »aufgemacht.« So ſpann die Frau lange Zeit und wurde, da ſich der Flachs immer von ſelbſt wieder erneuerte, zuletzt recht wohlhabend. Endlich aber dachte ſie, da ſie nun ſchon ſo viel zuſammengeſponnen habe, ſo könne ſie es wohl einmal wagen auch den letzten top abzuſpinnen. Sie that dieß, da war am anderen Morgen auch die Dieße weg und blieb weg.

151.

Zwerge bitten zu Gevatter.

Zu einem Bauern in Ellichauſen kam von Zeit zu Zeit eine Zwergin und borgte von ihm einen Siedekeſſel, den ſie auch jedes Mal pünktlich zurück brachte. Einſt kam ſie wieder um den Siedekeſſel zu borgen, und der Bauer bemerkte, daß ſie hoch ſchwanger ſei. Da ſagte er zu ihr, er möchte wohl, wenn ſie niedergekommen ſei, bei ihrem Kinde Gevatter ſtehn. Die Zwergin erwiederte, das könne wohl geſchehen, und ging fort. Nach einiger Zeit kam zu dem Bauern der Mann der Zwergin, zeigte ihm an, ſeine Frau ſei niedergekommen, und bat ihn ſchließlich zu Gevatter. Jetzt wurde der Bauer doch ängſtlich, lief alſo erſt hin zum Herrn Paſtor und nahm dieſen in Rath. Der Herr Paſtor aber ſagte, er habe ſich einmal dazu erboten, nun müſſe er es auch thun; er möge nur hin gehn und genau alles befolgen, was ihm die Zwerge ſagen würden. So nahm denn der Bauer

die Einladung an, und der Zwerg bestimmte ihm genau den Tag des Festes und den Ort, von wo er ihn abholen wollte. Der Bauer begab sich zur festgesetzten Zeit an die ihm bezeichnete Stelle, wo der Zwerg bereits wartete. Sie gingen nun mit einander in einen Berg hinein. Darauf stand der Bauer Gevatter und die Kindtaufe ging fröhlich zu Ende. Nach Beendigung der ganzen Festlichkeit schickte er sich an nach Hause zu gehn; die Zwerge aber forderten ihn auf, das was hinter der Thür läge und was er für zusammengefegten Kehricht hielt, mitzunehmen. Hierüber war er zwar etwas verdrießlich, doch that er, wie die Zwerge geheißen hatten. Wie erstaunte er aber, als er nach Hause kam, und das, was er für Kehricht gehalten hatte, nun reines Gold geworden war.

152.

Zwerge dienen.

1. Ein Bauer hatte ein Hollemännchen bei sich, welches sich immer viel zu schaffen machte. Das Haus war stets voll Frucht, ohne daß der Bauer wußte, woher diese kam. Einst aber sah die Frau, als sie eben aus der Küche kam, wie das Hollemännchen mit einem Strohhalme auf dem Rücken die Treppe hinaufging, wobei er gewaltig ächzte. Da sprach sie zu ihm: „ächze du und der Teufel, was mag dir wol dein Strohhalm so sauer werden!“ Als sie dieß gesagt hatte, ließ jener den Strohhalm fallen, und siehe, es war ein halbes Malter Weizen. Das Hollemännchen aber ist fortgegangen und nie wiedergekommen.

2. Einst kam zu einem Leineweber ein Geselle und bat ihn in Arbeit zu nehmen. Der Meister sagte, wenn er in einer Woche ein Stück (6 ellen) weben könne, dann wolle er ihn annehmen. Der Geselle ging auf die Bedingung ein und blieb bei dem Meister. Als nun der Montag kam, fing er nicht an zu arbeiten, sondern aß und trank und ging dann spazieren. Der Meister fragte ihn, ob er denn nicht arbeiten wolle; doch er erwiederte, er müsse erst alles Garn bei einander haben, Aufzug und Einschlag (schörige und inslag), erst dann werde er anfangen zu weben, er wolle schon zur rechten Zeit das Stück fertig haben. Der Meister hatte aber nur das Garn zum Aufzuge. So ver-

ging ein Tag der Woche nach dem andern bis zum Freitage; alle Tage aß und trank der Geſelle im Hauſe und ging dann fort. Freitag Abends ſagte er zum Meiſter, wenn jetzt alles Garn da wäre, ſo möge er nur zu Bette gehen. Der Meiſter antwortete, es wäre alles beiſammen, und ging zu Bette. Nun fing es an in der Stube lebendig zu werden, als wenn viele Menſchen auf einmal darin arbeiteten. Der eine peipet, der andere ſchirt, ein dritter macht ſpülen, ein vierter webt (wirket); genug der eine that dieß, der andere that das, und viele Hände waren geſchäftig. Der Meiſter, der den gewaltigen Lärm hörte, ſtand auf und ſchaute durch das Schlüſſelloch, um zu ſehen, was es in der Stube gebe. Einer von den Leuten, die in der Stube arbeiteten, bemerkte ihn und ſprach zu dem Geſellen, es gucke einer durch das Schlüſſelloch. Darauf ging dieſer hin und ſagte, er ſolle ſich wegpacken. Als es bald Tag war, kam der Geſelle zum Meiſter und forderte noch Garn, er habe nicht genug; dieſer aber ſagte zu ihm: „ach nàn düwel, slàt strà in!“ und ſo thaten ſie auch. Am anderen Morgen war das Stück fertig und lag hinter dem Webeſtuhl. Der Meiſter wollte aber den Geſellen nicht länger behalten und ſchickte ihn fort. Es mag wohl der Teufel ſelbſt geweſen ſein.

3. Ein Zwerg kam zu einem Schuſter und bot ſich ihm als Geſelle an. Der Schuſter hatte gerade viel Arbeit, er war deshalb bereit ihn als ſolchen anzunehmen und fragte ihn, wie viel Lohn er haben wolle. Da forderte der Zwerg wöchentlich 24 Thaler. Der Schuſter ſagte, das wäre viel Geld und er wäre doch ſo klein; was er denn arbeiten könne? Ja, ſagte der Zwerg, der Lohn ſei allerdings hoch, aber ſeine Arbeit ſei deſſen würdig; er wolle ihm in jeder Woche 24 Paar große Reiterſtiefel machen. So nahm ihn denn der Schuſter an. Am andern Morgen aber fing der Zwerg nicht etwa an zu arbeiten, ſondern machte es ſich bequem und ging im Hauſe herum. Der Schuſter erinnerte ihn nun an ſein Verſprechen; jener antworte, das werde er ſchon halten, that aber dennoch nichts. So wurde es Sonnabend; und auch dieſer Tag ging hin, ohne daß der Zwerg arbeitete. Nachts 11 Uhr regte ſich etwas im Hauſe und mit einem Male war das ganze Haus voll Zwerge. Der Schuſter, der mit ſeiner Frau ſchon zu Bette gegangen war, hörte das Geräuſch und wurde neugierig. Er ſah alſo durch das Schlüſſelloch.

Da fand er Hausflur und Stube ganz mit Zwergen angefüllt. Die einen ſchnitten zu, die anderen nähten, der Geſelle aber ſaß müßig mitten darunter und rauchte. Plötzlich ſagte einer der Zwerge: „Meiſter, er guckt!“ „Laß ihn gucken!“ war die Antwort. Dieß wiederholte ſich dreimal; das vierte Mal aber ſagte der Meiſter: „ſtoß ihm das Auge aus!“ Da ſtieß jener dem Schuſter mit dem Pfriemen das Auge aus. Nun ging dieſer zu ſeiner Frau zurück und erzählte ihr, was er geſehen habe und wie es ihm ergangen ſei. Die Frau rieth ihm, nicht wieder hinzugehn. Das Arbeiten der Zwerge im Hauſe dauerte bis ein Uhr fort, dann ward alles wieder ſtill. Als am anderen Morgen die Frau aufgeſtanden war, gab ſie dem Zwerge die 24 Thaler und ſagte ihm, er könne nun gehn. Doch dieſer fragte, wo der Meiſter wäre, er wolle ihn gern ſprechen. Die Frau erwiederte, es könne nicht geſchehen, denn ihr Mann ſei krank. Der Zwerg fragte weiter: was ihm denn fehle? das wiſſe ſie nicht, war ihre Antwort. Der Zwerg drang aber in ſie, ſie möchte ihren Mann einmal rufen, und fügte hinzu, vielleicht könne er ihm helfen. Endlich holte ſie ihren Mann herbei. Als der Zwerg dieſen nun fragte, was ihm fehle, erzählte er, wie er die Zwerge habe arbeiten ſehen und wie es ihm weiter ergangen ſei. Da blies ihm der Zwerg ins Auge und ſprach dabei die Worte: „ein ander Mal laß dein Gucken!“ Der Schuſter aber konnte von dem Augenblicke an mit dem Auge wieder ſehen.

4. In einem Dorfe lebte ein Schuſter mit ſeiner Frau in gutem Wohlſtande. Selten aßen ſie ihr Abendeſſen rein aus und jedes Mal ſetzte die Frau den Reſt in die Pfanne des Ofens. Am andern Morgen bemerkte der Schuſter, daß das übrig gebliebene Eſſen verzehrt war, aber zugleich waren auch die Schuhe und Stiefeln, welche er Tags zuvor zugeſchnitten und auf ſeiner Schuſterbank hatte liegen laſſen, fertig gemacht. Als er ſah, daß dieſe ſehr gut genäht waren, ſchnitt er immer mehr zu und jedes Mal waren ſie am andern Morgen fertig. Der Schuſter wurde nun immer neugieriger und wollte gar zu gern wiſſen, wer die Schuhe mache, bohrte deshalb in die Stubenthür ein Loch und merkte in der Nacht auf, indem er durch das Loch ſah. Er wunderte ſich aber nicht wenig, als ein Zwerg kam und emſig zu nähen anfing, dabei aber immer nach dem Loche guckte, welches er wahrſcheinlich bemerkt hatte. Als er

ein Paar Schuhe fertig hatte, ging er an den Ofen, verzehrte das Essen, welches darin stand und verschwand dann. Nachdem der Schuster dieß eine Zeit lang so fortgesetzt hatte, stellte er immer mehr Speise in die Pfanne; zuletzt wollte er dem Zwerge noch einen besondern Dienst erweisen und legte ihm einen Anzug auf die Schusterbank. In der nächsten Nacht kam der Zwerg wieder und fand das Zeug; nun machte er zwar die Schuhe fertig, dann aber zog er das Zeug an, schnitt sich ein Paar Stiefel zu, nähte sie, zog sie an und sagte dann: »was brauche ich noch für die Bauern Schuhe zu machen, jetzt kann ich dem Zwergenkönige dienen!« Damit verschwand er und kam nicht wieder.

153.

Kobolde.

1. Auf dem Wege von Hullersen nach Wellersen standen noch vor einigen Jahren drei dichte Hecken, die ein verworrenes Gebüsch bildeten; jetzt sind sie ausgereutet, und der Boden ist in Ackerland verwandelt. Eines Tages gingen zwei Frauen aus Wellersen an diesen Hecken vorbei und sahen dazwischen einen kleinen Jungen mit einer rothen Mütze auf dem Kopfe. Die eine rief aus Scherz dem Jungen zu, ob er mit wolle. Da sahen sie, wie er auf sie zukam, sobald er aber aus dem Buschwerke herausgetreten war, ward er unsichtbar. Gleich darauf fühlte die, welche gerufen hatte, wie ihr etwas auf den Tragkorb stieg. Diese Last muste sie nun bis Wellersen tragen, wo sie gerade Mittags 12 Uhr ankam. In demselben Augenblicke, wo es zwölf schlug, war auch die Last wieder von ihrem Rücken gewichen.

2. In Höckelheim trieb ein Zwerg (en ald männeken) argen Unfug. Tische und Bänke wurden hin und her gezerrt. Im Rinderstalle war ein Loch, welches gar nicht zuzumachen war.

3. In den Kellern des Gutes zu Uelsinghausen hört man bisweilen Holz hauen, namentlich geschieht dieß dann, wenn das Gut an einen neuen Pächter übergeht.

154.

Die Hünenbetten auf der Sababurg.

Auf der Sababurg im Kurheſſiſchen ſollen ſich noch jetzt drei ſog. Hünenbetten befinden. Sie müſſen täglich friſch gemacht werden, wenn anders die Bewohner der Burg Ruhe haben wollen. Geſchieht es nicht, ſo poltert des Nachts alles wild durch einander und keiner kann vor dem Lärm ein Auge zuthun. In den Betten wird auch regelmäßig geſchlafen, wovon man des Morgens deutlich die Spuren ſieht. Woher aber dieſe rühren, das hat noch keiner entdecken können.

155.

Der Hüne und der Zwerg.

Auf der Pleſſe hat ehemals ein Hüne gewohnt. Dieſer gerieht mit einem Zwerge in Streit und machte mit ihm eine Wette, wer von beiden der ſtärkſte ſei. In Folge dieſer Wette faßte der Rieſe eine mächtige Eiche, bog dieſelbe nieder und ſprang dann noch funfzig Schritte weit darüber hinweg.

156.

Der Hünengraben.

Geht man von der Pleſſe aus auf dem Wittenberge hin nach Reiersḥauſen zu, ſo kommt man, dieſem Dorfe gegenüber, zu dem ſog. Hünengraben, einem Felſen, der ſich wie eine Mauer hinzieht. Hier ſollen Hünen gewohnt haben.

157.

Rieſe Schaper.

Unter der Bramburg bei Adelebſen liegen die ſog. Schäpers ängere. Dieſe haben den Namen von einem Rieſen, welcher Schaper hieß. Er hatte auf der Bramburg ſein Schloß, von welchem die großen Steinmaſſen herrühren, die auf dem Berge noch jetzt zu ſehen ſind.

158.

Die Hünen und die Menſchen.

1. Vor den Menſchen ſind die Hünen im Lande geweſen. Ihre ungeheure Größe kann man daraus ſehen, daß aus einer Hünenrippe, welche ſich in der Kirche zu Gandersheim befindet, eine ganze Bank gemacht werden konnte. Die Hünen verachteten die Menſchen wegen ihrer Kleinheit und ſagten, als dieſelben ins Land kamen, was dieſe Erdwürmer wohl wollten. — Nun ſind die Hünen längſt von der Erde verſchwunden, aber die Erdwürmer ſind noch da.

2. Zwiſchen Kohnſen und Bardeilſen iſt eine vorſpringende Anhöhe (brink), welche gewöhnlich up der borg genannt wird. Daſelbſt haben früher Hünen gewohnt. Kamen nun Menſchen dahin, um das Feld zu beſtellen, ſo ſagten die Hünen, die elenden, kleinen Erdwürmer wollten ſie nur vertreiben. Alsdann nahmen ſie eine Art, machten damit ein Loch in den Boden, ließen in dieſes ihr Waſſer und erſäuften die Menſchen darin.

3. Einſt kam die Hünentochter von der Bramburg herunter um ſpazieren zu gehen. In der Nähe von Hettenſen fand ſie einen Mann, der mit zwei Pferden pflügte. Da nahm ſie Pferde, Mann und Pflug in ihre Schürze, trug alles zu ihrer Mutter und fragte dieſe: »was ſind das für Erdwürmchen?«

159.

Die Größe der Hünen.

1. Bei Wulſten auf dem Duttberge wohnte einſt ein Rieſe; ein anderer auf dem Klingenberge, welcher anderthalb Stunden davon entfernt liegt. Dieſe Rieſen waren von ungeheurer Größe. Häufig zechten ſie auf ihren Bergen und ſtießen dann über das Thal herüber mit ihren Gläſern zuſammen an. Dabei zerbrach einſt dem einen das Glas. Weil er glaubte, daß der andere es abſichtlich zerbrochen habe, fingen beide einen heftigen Streit an, wobei einer erſchlagen wurde. Noch heute ſoll ſich an der Stelle, wo der erſchlagne Rieſe liegt, ein Denkmal befinden.

2. Zwiſchen Kohnſen und Bardeilſen befindet ſich in einer tiefen Einſenkung des Bodens der Hünenbrunnen. Oben auf

dem hohen Ufer — up'r borgplatten genannt — hat das Hünenschloß geſtanden. Vor etwa zwanzig Jahren hat noch ein Bauer dort eine Mauer ausgebrochen. Man glaubt, daß an dieſer Stelle noch der verſchüttete Keller der Hünen ſei, worin ſich ein goldenes Spinnrad und ein goldener Haspel befinden ſoll. Die Quelle lieferte den Hünen auf der Burg ihr Trinkwaſſer. Wollten ſie trinken, ſo legten ſie ſich der Länge nach an dem Abhange hin, ſo daß ſie die Füße oben liegen ließen, während der Kopf unten an der Quelle lag.

3. Bei Daſſel iſt der ſog. Hünengraben, der einige hundert Schritte in der Länge mißt. In dieſen ſoll ſich ein in der Gegend hauſender Hüne der Länge nach hineingelegt und ihn ſo ganz ausgefüllt haben.

4. Auf dem Barberge bei Daſſel ragt eine Kuppel weit empor, welche das Volk den Königsſtuhl heißt. Auf dieſem Königsſtuhle ſaßen die Rieſen und wuſchen ſich in der unten am Berge vorbei fließenden Ilme die Füße. Die Tiefe von der Kuppel bis zum Fluſſe beträgt mehr als hundert Fuß.

5. Von dem Birc, einem Berge bei Daſſel, iſt ein Hüne nach dem Barberge, der etwa eine Stunde davon entfernt iſt, hinübergeſprengt. Dabei hat das Pferd ein Hufeiſen verloren. Ein Raſenſitz auf dem Birc, wenigſtens drei Schritte lang, bezeichnet die Größe des Hufeiſens.

160.

Hünenſchritte.

1. Zwiſchen Billingshauſen und Reiershauſen liegt ein Feld, beinahe eine Stunde lang, welches die Hünenſprünge genannt wird. Dieſes Feld hat davon den Namen erhalten, daß die Hünen, welche auf dem Hünenſtollen wohnten, daſſelbe in neun Sprüngen (oder Schritten) durchmaßen.

2. Vor dem Dorfe Ahrholzen ſtand auf einem Acker ein Denkſtein, der Kreuzſtein genannt, weil er mit einem Kreuze bezeichnet war. Dieſer Stein iſt von der Homburg und der Burg Eberſtein ungefähr gleich weit entfernt, von beiden etwa eine Stunde. Hier kamen die beiden Hünen, welche auf der Homburg und dem Eberſtein wohnten, oft zuſammen und

gaben ſich die Hand; jeder von ihnen brauchte von ſeiner Burg aus nur einen einzigen Schritt zu thun, um dahin zu kommen. Einſt hatte der Beſitzer des Ackers den Stein, der ihm ſehr im Wege war, ausgegraben, allein zur Strafe dafür erntete er in dem Jahre auf ſeinem Acker nichts, ſo daß er ſich genöthigt ſah den Stein wieder an ſeine Stelle zu ſetzen.

3. An der Hube bei Einbeck ſtehn zwei einzelne Bäume ziemlich weit von einander entfernt. Der Raum zwiſchen beiden heißt der Rieſenſchritt, weil ein Rieſe dieſen Raum mit einem Schritte durchmeſſen hat. Bei jedem der zwei Bäume befindet ſich ein Erdhügel. Dieſe ſind dadurch entſtanden, daß der Rieſe bei jedem Baume aus einem ſeiner Schuhe den Sand ausgeſchüttet, oder, wie andere ſagen, die Erde davon geſchabt hat.

161.

Hügel von Rieſen hervorgebracht.

1. Auf dem Wege von Adelebſen nach Lödingſen liegt ein mit Buſchwerk bewachſener Hügel, der Stapelberg genannt. Dieſer iſt dadurch entſtanden, daß die Rieſenfrau, welche auf der Bramburg ihr Schloß hatte, den Fegedreck, welchen ſie alle Morgen auskehrte, dorthin ſchüttete. Das Schloß der Rieſen auf der Bramburg iſt nachher durch ein furchtbares Erdbeben zerſtört. Die Baſaltmaſſen auf der Bramburg ſind nichts als die Trümmer jener zerſtörten Rieſenburg.

2. In der Nähe von Münden hat eine Rieſenburg geſtanden. Die Tochter des Rieſen ward einſt, als ſie ſpazieren ging, von vorübergehenden Bauern, welche hin zur Stadt wollten, geneckt. Darüber ward ſie zornig; weil ſie aber dieſelben nicht einholen konnte, ſo nahm ſie Erde und Geröll in ihre Schürze und warf dieſe nach den Bauern. Nur wenig fehlte daran, ſo hätte ſie dieſelben getroffen und verſchüttet. Die in der Schürze geworfene Erde blieb als ein Hügel da liegen.

3. Ungefähr zehn Minuten nördlich von Kreienſen, neben der Straße, die von Greene nach Gandersheim führt, liegt ein etwa 60 bis 80 Fuß hoher Hügel. An dem angrenzenden Walde hatten ſich mehrere Hünen gelagert, um auszuruhen. Da fühlte der eine etwas in ſeinem Schuh, was ihn drückte, und ſchüttete

dieſen deshalb aus, wobei er zu den andern ſprach: »ich habe da ein Sandkorn im Schuh, welches mich ſehr drückt, ich muß es doch erſt ausſchütten.« Von dem ausgeſchütteten Sande iſt dann der Hügel entſtanden.

162.

Hünenſteine.

1. Auf der Grewenburg (Grèweschen borg), einem Berge bei dem Dorfe Banterode, wohnte ein Hüne. Einſt wollte die Burgfrau einen Feldſtein (kiserling) von der Bramburg nach ihrer Burg tragen und nahm ihn in ihre ſeidene Schürze; allein auf dem Backenberge riſſen die Bänder an der Schürze und der Stein blieb liegen. Dieß iſt der etwa dreißig Fuß hohe Backenſtein.

2. An dem Wege von Einbeck nach Odagſen, in der Nähe des Reinſer Thurms, liegt ein großer Feldſtein. Daran knüpft ſich folgende Sage. Ein wandernder Rieſe verſpürt im Schuh ein Sandkorn, welches ihn drückt; da ſetzt er ſich nieder, um zu ruhen und ſchüttet zugleich den Schuh aus. Das Sandkorn, welches er bei dieſer Gelegenheit ausgeſchüttet hat, iſt jener Feldſtein, de wite stein genannt.

3. Am Wege von Salzderhelden nach Rittierode liegt ein großer Feldſtein, wohl ſo hoch wie ein Schrank. Dieſen Stein hat ein Rieſe, weil er ihn drückte, aus dem Pantoffel genommen und ihn vom Heldenberge aus über die Leine hinüber dahin geworfen.

4. In Hildesheim heißt eine Straße vor dem Dammthore »der Stein.« Man hat ſie von einem großen Steine ſo genannt, der an der Ecke dieſer Straße ſeit Menſchengedenken liegt. Einige ſagen, ein Rieſe habe hier das »Sandkörnchen« aus ſeinem Schuh geſchüttet, andere aber meinen, der Böſe hätte den gefährlichen Stein nach dem gegenüber liegenden Martini-Kirchthurm geworfen und glücklicher Weiſe gefehlt.

5. Auf dem Senſenſteine haben in früheren Zeiten Hünen gewohnt. Nun wollten andere Hünen (vom Sichelnſtein aus?) den Thurm der Burg in Stücke werfen und ſchleuderten deshalb eine Menge von Steinen gegen ihn. Dieß ſind die ſog. Hünen-

ſteine, welche in dem Thale, worin ein kleiner Bach, die Rieß, fließt, ſowie in der ganzen Eſcheröder Feldmark zahlreich umher liegen. Zum Theil ſind ſie in die Erde geſunken, zum Theil liegen ſie auf der Oberfläche; auf einem von dieſen ſind die fünf Finger eines Hünen abgedruckt.

6. Oberhalb des Kahlenberges bei Dahlheim liegen zwei große Steine, ein größerer und ein kleinerer, welche von zwei Rieſen dahin geworfen ſind; der größere würde kaum auf mehreren vierſpännigen Wagen fortgeſchafft werden können. Dieſe Steine ſind auf folgende Weiſe dahin gekommen. Ein Rieſe, welcher mit der Eſcheröder Gemeinde in Feindſchaft lebte, ging mit ſeinem Sohne auf den Berg und warf von da einen großen Stein nach Eſcherode hinüber, um damit die Kirche des Dorfes zu zerſchmettern: doch der Stein war nicht mit voller Kraft geworfen und fiel deshalb viel zu früh, etwa auf der Hälfte des Weges nieder, wo er liegen geblieben iſt; die fünf Finger des Rieſen haben ſich dem Steine tief eingedrückt. So wie aber der Rieſe den Stein aus der Hand geworfen hatte, ſtürzte er todt nieder. Aus Zorn über ſeines Vaters Tod warf dann der junge Rieſe, der noch lange nicht erwachſen war, einen andern Stein dahinter her, welcher wohl um die Hälfte kleiner war, als der erſte, aber auch dieſer verfehlte ſein Ziel und fiel im Felde nieder.

7. Ein Hüne wohnte auf dem Hohen-Hagen; dieſer wollte einſt einem andern, der auf den Gleichen wohnte, das Fenſter im Thurm einwerfen. Zu dem Ende nahm er einen Stein etwa 1½ Fuß lang, 1 Fuß breit und ½ Fuß dick. Doch der Stein entglitt zu früh ſeiner Hand und erreichte ſo die Gleichen nicht, ſondern fiel im Leinebuſche bei dem zu Oblenbuſen gehörenden Vorwerke Heißenthal nieder. Hier iſt er liegen geblieben und man ſieht noch die Eindrücke von den fünf Fingern des Hünen daran.

163.

Rieſenwürfe.

1. Auf dem Dransberge bei Dransfeld wohnte ein Hüne, ſein Nachbar auf dem 1¼ Stunde davon entfernten Backenberge. Einſt war der Dransberger Hüne bei dem Backenberger zum Beſuch geweſen und hatte bei dieſem ſeinen Hammer liegen laſſen.

Da rief er ihm von seiner Burg zu: »wirf mir den Hammer herüber.« Des Backenbergers Frau warf nun auch den Hammer hinüber, allein beim Werfen blieb der Handschuh der Hünin am Hammer hangen und fiel eine halbe Stunde von da bei dem Gute Imbshausen in einen Bach, der davon bis auf diese Stunde der Handschuhbach (de Handschenbèke) heißt.

2. Bei dem Dorfe Dahlenrode, kaum eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt, liegt der Ekesberg (Ekesbarg). Auf diesem hat vor Zeiten ein Riese gewohnt; ein anderer wohnte gegenüber auf dem wenigstens eine Stunde davon entlegenen Hohen-Hagen. Nun wollte einst der Riese auf dem Ekesberge Holz spalten, hatte aber keine Holzschlage, da rief er dem auf dem Hohen-Hagen zu:

„Brauer Hägen-Hägen
Len mek dine slägen",

worauf jener ihm seine Holzschlage herüber warf. — Denselben Riesen wollten einst Feinde auf seinem Berge angreifen; er riß aber mächtige Bäume aus und warf diese den Berg hinunter, so daß die Feinde nicht herauf kommen und ihm nicht schaden konnten.

164.

Riesen backen gemeinschaftlich.

1. Am östlichen Abhange des Rösenberges soll nach der Sage eine Burg gestanden haben, und am südöstlichen Abhange bei dem Dorfe Kohnsen eine zweite. Auf jeder dieser beiden Burgen wohnte ein Hüne, ein dritter wohnte auf dem Grubenhagen. Diese drei Hünen hatten einst mit einander verabredet am andern Tage auf dem Grubenhagen gemeinschaftlich zu backen. Als nun am andern Morgen der auf der Burg bei Kohnsen erwacht, hört er vom Grubenhagen herüber ein starkes Geräusch, wie wenn ein Backtrog gereinigt (ausgekratzt) wird, und glaubt daher, der auf dem Grubenhagen backe schon. Eilig macht er sich auf und geht nach dem Grubenhagen; zu gleicher Zeit trifft dort auch der andere vom Rösenberge ein, der dasselbe geglaubt hatte. Der auf dem Grubenhagen aber liegt noch im Bette und antwortet, als sie ihn fragen, was er denn gemacht habe, ganz ruhig, er habe sich die Rippen ein wenig geschabt.

2. Zwei Rieſenbrüder wohnten von einander getrennt, der eine auf der Bramburg, der andere auf der Pleſſe. Da ſie nur einen Backofen hatten, der auf der Pleſſe ſtand, ſo buken ſie immer mit einander. Einſt wollten ſie wieder gemeinſchaftlich backen und es war unter ihnen verabredet, ſo bald alles bereit und der Ofen gehörig geheizt ſei, ſo ſollte der auf der Pleſſe ſeinem Bruder dadurch ein Zeichen geben, daß er im Backtroge einige Male kratze, dann wollte der andere mit ſeinem Teige herüber kommen. Auf einmal hört der auf der Bramburg ein Kratzen, denkt dieß ſei das Zeichen, daß er jetzt kommen und einſchieben ſolle, nimmt alſo ſeinen Teig und geht nach der Pleſſe. Doch hier iſt noch nichts zum Backen bereit und der auf der Pleſſe ſagt, als jener ihm darüber Vorwürfe macht, daß er ihm zu früh das verabredete Zeichen gegeben habe, er habe ſich ja nur ein wenig auf den Rippen geſchabt (gnuppet). Darüber gerathen die beiden mit einander in einen heftigen Streit; der Bramburger, welcher ſchwächer iſt, muß flüchten, der auf der Pleſſe wirft ihm aber noch einen großen Stein (en'n blǟwrigen stein) nach, der ihn jedoch nicht trifft. Noch jetzt liegt dieſer Stein in dem Felde zwiſchen Lödingien und Aſche, die fünf Finger von der Hand des Rieſen ſind deutlich darin abgedrückt.

3. Auf der Vogelsburg hat ehedem ein Hüne gewohnt, ein zweiter wohnte auf dem Kattenſtein bei Vogelbeck, ein dritter auf der Höhe bei Rittierode. Der bei Rittierode hatte den gemeinſchaftlichen Backofen. Einſt hört der auf dem Kattenſteine am frühen Morgen ein Geräuſch, als wenn ein Backtrog ausgekratzt wird; er glaubt, das ſei das Zeichen, daß er kommen und ſeinen Teig einſetzen ſolle. Doch jener hatte ſich nur auf den Rippen geſchabt (eschawet). Darüber gerathen die beiden mit einander in Streit, der Kattenſteiner muß flüchten und der Rittieröder wirft ihm noch einen Felsblock nach, der ihn aber nicht trifft. Dieſer Felsblock iſt der Kattenſtein; er iſt tief in die Erde geſunken, ſteht aber doch noch thürhoch aus dem Boden hervor. Früher ſollen auch Namen darauf geweſen ſein, doch jetzt ſind dieſelben überwachſen und nicht mehr zu ſehen.

Andere erzählen ſo:

Auf dem »alten« Grubenhagen wohnte ein Hüne, ein zweiter auf dem Kattenſtein bei Vogelbeck, ein dritter bei Weſterhof auf dem Berge, wo jetzt das Amthaus ſteht. Dieſe drei hatten

ihren gemeinſchaftlichen Backofen auf dem Grubenhagen. Einſt wollten ſie wieder mit einander backen, und der Grubenhagener ſollte, ſo war ihre Verabredung, ſobald der Ofen heiß wäre, mit einem Stein werfen, und damit das Zeichen geben, dann wollten die anderen mit ihrem Teige auch kommen. Da hört der Grubenhagener ein lautes Kratzen, vermuthet daraus, daß der Kattenſteiner mit ſeinem Teige fertig ſei — dieſer hatte ſich aber nur ein wenig am Leibe gekratzt — und wirft deshalb, um den Weſterhöfer Hünen zu benachrichtigen, einen Stein hin. Aber der Stein gleitet zu früh vom kleinen Finger ab, und fliegt deshalb nur bis zum Kattenſteine, wo er noch jetzt liegt.

165.

Hünen tragen Kirchen fort.

1. Vier Hünen, von denen einer blind war, wollten aus dem Dorfe Volkſen die Kirche wegtragen, welche ſie zu dem Ende auf zwei große und dicke Bäume geſtellt hatten; zwei gingen vorn, zwei hinten. Als ſie nun auf dem Wege nach Rittierode an die Leine kamen, ſagten die andern zu dem blinden: tret en beigen wie, hier is'ne kleine rie (tritt ein bischen weit aus, hier iſt eine kleine Rinne). Dieſer trat aber dennoch fehl, glitt aus, fiel in die Leine und ertrank. Dabei war auch die Kirche ins Schwanken gekommen und die Glocke aus dem Thurme heraus geflogen. Die Stelle, wo die Glocke niedergefallen und in die Erde verſunken iſt, wird noch jetzt gezeigt. Die drei andern Hünen trugen dann die Kirche noch eine Strecke weiter; da ihnen aber jetzt das Tragen ſchwerer wurde, ſo beſchloſſen ſie erſt einmal zu raſten (resten). Sie thaten dieß; als ſie aber mit der Kirche wieder weiter wollten, konnten ſie dieſelbe nicht mehr von der Stelle ſchaffen und mußten ſie ſo ſtehen laſſen. Das iſt nun die Kapelle in Rittierode; das Dorf aber, welches bei der Kapelle entſtand, erhielt, weil die Hünen da geraſtet (erested) hatten, den Namen Reſterode, woraus durch Dehnung allmählich der jetzige Namen Rittierode geworden iſt.

2. In alten Zeiten hat es Hünen gegeben, die ſind von ſo gewaltiger Größe geweſen, wie es heut zu Tage gar keine Leute

mehr gibt. Da ſind einmal zwei Hünen von Uslar hergekommen, haben eine ganze Kirche auf eine eiſerne Bahre genommen und aus dem Sollinge nach dem Weißen Waſſer bei Kaleſeld getragen. Als ſie nun damit bei Hohnſtedt an die Leine kommen, da ſpricht der vordere zu dem hinteren, welcher blind war:

dau en beten wie stele (Schritte),
hier is'ne kleine rie (Rinne),

— die Leine war aber an dieſer Stelle gerade ziemlich breit. — Sie gehn hinüber und wandern von da weiter dem Weißen Waſſer zu. Als ſie bei dieſem angekommen ſind, ſprechen ſie zu einander: wir wollen hier erſt ein wenig raſten und ſtellen die Bahre hin. Als ſie dieſelbe aber wieder aufnehmen wollen, zerbricht ſie, ſinkt in den Boden und bildet ſo das Fundament der Kirche, welche die beiden Hünen da ſtehen laſſen muſten. Auf dieſe Weiſe iſt die Kirche dahin gekommen und ſteht daſelbſt noch bis auf den heutigen Tag.

166.

Der Rieſe und der Teufel.

Als Gladebeck gebaut werden ſollte, handelte es ſich darum, ob der zu erbauende Ort eine Stadt oder ein Dorf werden ſollte. Da ſprach der Teufel zu dem Rieſen, der den Ort bauen wollte, wenn ſeine Tochter zwei Steine, die er bezeichnete, an den Bauplatz trüge, ſo ſolle es eine Stadt werden; trüge ſie aber nur einen dahin, ſo ſolle es nur ein Dorf werden. Darauf nahm des Rieſen Tochter zuerſt den kleineren Stein in ihre weiße, feine Schürze und trug ihn an die beſtimmte Stelle. Hier, dem Tie (Verſammlungsplatz der Gemeinde) gegenüber, ſteht er noch; es iſt ein etwa fünf Fuß hoher röthlicher Granitblock. Dann ging die Rieſentochter hin, den zweiten größeren Stein zu holen; doch ehe ſie den Ort erreichte, zerriß das Band an ihrer Schürze und ſo blieb der Stein bei der Linde liegen, welche vor dem Dorfe bei dem Kirchhofe ſteht. Hier hat er bis vor einigen Jahren gelegen, wo ihn der Beſitzer des dortigen Gutes von da wegſchaffen ließ, weil er den Wagen allzuſehr im Wege ſtand. Auf dieſe Weiſe iſt Gladebeck keine Stadt, ſondern nur ein Dorf geworden.

167.

Der Teufel als Baumeiſter.

1. In einem Orte an der Leine hatte ein Bauer eine ſo reiche Ernte gethan, daß er ſeine Früchte nicht zu laſſen wuſte. Da kam der Teufel zu ihm und verſprach ihm in einer Nacht, ehe der Hahn krähte, eine große Scheuer zu bauen, wenn er ihm nach zwölf Jahren das geben wolle, was jetzt in ſeinem Hauſe noch verborgen wäre. Der Bauer ging darauf ein. Als er nun zu Hauſe davon erzählte, dachte ſeine Mutter ſogleich daran, daß ihre Schwiegertochter ein Kind unter dem Herzen trug und daß der Teufel dieſes gemeint habe. In der nächſten Nacht bauten die Diener des Teufels die Scheuer; die Mutter des Bauern aber blieb die ganze Nacht wach. Als nun die Scheuer ziemlich fertig war, ging ſie in den Hühnerſtall und ſcheuchte die Hühner auf, ſo daß der Hahn vor der Zeit krähte. So wie der Hahn krähte, ſtand der Bau plötzlich ſtill. Am Morgen zeigte ſich, daß in der Scheuer nur noch eine Wand fehlte, was an einem Fuhrmanne gelegen hatte, der mit einem Wagen voll Steine zu langſam geweſen war. Später hat man dieſen Wagen auch gefunden; dem Fuhrmanne, wie den Pferden hatte der Teufel aus Verdruß den Hals umgedreht.

Die Scheuer iſt heutiges Tages noch zu ſehen. Das Holz und die Steine, die dazu verwandt wurden, ſind unbehauen. Die Wand, welche noch nicht fertig war, kann nicht eingeſetzt werden, und ſo oft man es auch ſchon verſucht hat, fällt ſie doch immer wieder ein. Vor Tage und bei Licht kann nicht darin gearbeitet werden; denn entweder geht das Licht aus, oder es werden Garben von oben herunter geworfen, man weiß nicht, von wem. Die Scheuer wird jetzt auch als Schafſtall benutzt; aber jedes Jahr wird das fetteſte Schaf todt darin gefunden.

2. Ein Bauer in dem heſſiſchen Dorfe Ellenbach bei Landwehrhagen hatte eine ſo reiche Ernte gethan, daß er die Früchte in ſeiner Scheuer gar nicht unterzubringen wuſte, und hatte kein Geld ſich eine größere zu bauen. Darüber wurde er nun ganz betrübt. Wie er eines Tages mismuthig durch das Feld ging, trat ein Jäger in einem grünen Rocke zu ihm und fragte, weshalb er ſo traurig wäre. Der Bauer erzählte darauf dem Fremden den Grund ſeines Kummers. Da erbot ſich dieſer, wenn er

ihm gehören wolle, ſo wolle er ihm in der nächſten Nacht noch vor dem erſten Hahnenſchrei eine große Scheuer auf ſeinem Hofe bauen. Der Bauer ging auf den Verſchlag ein. Als es nun Nacht geworden war, entſtand auf dem Hofe ein gewaltiges Klopfen und Hämmern (dà geit et an en pinken). Der Bauer ſchaute hinaus und ſah, wie ſich mit ungeheuerer Geſchwindigkeit eine Scheuer erhob, und es konnte nicht mehr lange dauern, ſo ſtand ſie fertig da. Jetzt wurde er immer unruhiger und ängſtlicher. Seine Frau fragte ihn, was ihm fehle; anfangs wollte er es nicht ſagen, doch endlich erzählte er ihr alles. „Da will ich ſchon Rath ſchaffen,“ ſprach die Frau, ging hinaus in den Hof und krähte laut, wie ein Hahn. Alsbald fingen alle Hähne auf dem Hofe und in der Nachbarſchaft an zu krähen. So war der Bauer gerettet und der Teufel geprellt; denn das Dach war noch nicht ganz fertig, als der Hahn krähte. Das Fehlende konnte aber kein Menſch hinzuthun.

3. Eine Gemeine wollte einſt eine Kirche bauen, hatte aber kein Geld dazu. Da machte ſie ein Bündnis mit dem Teufel, daß er in einer Nacht vor dem Hahnenſchrei die Kirche fertig bauen und dafür die Seele von einem aus der Gemeine haben ſollte, der durchs Loos beſtimmt werden ſollte. Alsbald begann der Teufel ſeinen Bau. Seine Geiſter brachten die Bauſteine mit ſolcher Schnelligkeit zuſammen, daß, noch ehe der Hahn krähte, die Kirche bis auf eine Lücke über der Thür fertig war. In dieſer höchſten Noth ſetzte ſich die Frau des Schulmeiſters auf einen Baum, ſchlug die Hände zuſammen um den Flügelſchlag des Hahns nachzuahmen und krähte, worauf die ſämmtlichen Hähne des Dorfes auch zu krähen anfingen. Der Teufel kam gerade mit einem großen Steine, der über die Kirchthür geſetzt werden ſollte, angeflogen, als er den Hahn krähen hörte. Voll Grimm ließ er den Stein auf dem Kirchhofe fallen, wo er noch jetzt liegt. Das Loch über der Thür kann bis auf den heutigen Tag nicht zugemauert werden, ſo oft man es auch verſucht hat. Hatte man es am Tage zugemauert, ſo ſtürzte das Gemauerte in der Nacht wieder zuſammen.

4. Ein Zimmermeiſter in Northeim hatte mit dem Teufel einen Vertrag gemacht. Der Teufel verſprach ihm auf dem Kloſterhofe eine Scheuer zu bauen, der Zimmermann beſtand aber darauf, er ſolle ihm in einem Tage auf dem Kloſterhofe eine Kapelle

bauen; wenn er dieſe fertig ſchaffe, ehe der Tag zu Ende ſei und der Hahn mit ſeinem Ruf den neuen Tag verkündige, ſo wolle er ihm gehören. Der Teufel ging darauf ein und machte ſich rüſtig an den Bau der Kapelle. Es war etwa 11½ Uhr in der Nacht geworden und die Kapelle faſt fertig, nur vier Schiefern in der Mitte des flachen Daches fehlten noch. Der Zimmermann ging in der größten Verzweiflung auf der Esplanade hin und her, denn nur eine halbe Stunde fehlte noch und er war dem Teufel verfallen. Wie er ſo auf und abging, kam eine alte Frau aus dem Kloſter zum Heiligen-Geiſte in Northeim zu ihm und fragte ihn, weshalb er ſo niedergeſchlagen wäre. Der Zimmermeiſter antwortete, das könne er ihr nicht ſagen, ſie könne ihm doch nicht helfen. Die Alte erwiederte, das könne er gar nicht wiſſen, ob ſie nicht im Stande ſei ihm zu helfen, er möge ihr nur ſagen, was ihn drücke. Nun erzählte er ihr alles. Darauf ging die Alte in den Hof des Kloſters, wo viele Hühner gehalten wurden, und klatſchte dreimal mit aller Macht in die Hände. Alsbald erwachte ein Hahn und krähte mit lauter Stimme viermal. So hatte der Hahn gekräht, ehe der Teufel das Dach der Kapelle ganz zugemacht hatte, und der Zimmermeiſter war gerettet. Das Loch im Dache der Kapelle iſt aber offen geblieben und ſo oft es auch die Menſchen zugemacht haben, jedesmal iſt es doch am andern Morgen wieder offen.

168.

Herzog Erich und der Teufel.

Herzog Erich zog einſt mit ſeinem Gefolge in den Reinhardswald auf die Jagd. Nachdem er einige Zeit den Wald ohne Erfolg durchſtreift hatte, jagte er endlich einen Hirſch auf, den er eifrig verfolgte. Dieſer brachte ihn immer weiter in den wilden Wald hinein, bis er ſich endlich, als die Nacht anbrach, zu ſeinem Schrecken von ſeinem Gefolge getrennt in einer ganz unbekannten Gegend befand. In dieſer Noth rief der Herzog den Teufel um Rath und Beiſtand an. Dieſer erſchien auch wirklich in Geſtalt eines Löwen und verſprach ihn auf ſeinem Rücken durch die Luft nach Münden zu führen, wenn er ihm mit Leib und Seele angehören wolle. Erich nahm das Verſprechen unter

der Bedingung an, daß der Teufel ihn vor ein Uhr nach Hauſe bringen ſolle. Als er nun auf des Teufels Rücken gerade über der Werrabrücke ſchwebte, ſchlug die Thurmuhr Eins. Da ſtürzte der Löwe aus der Luft herüber und fiel auf einen Pfeiler der Brücke, auf welchem er den Kopf zerſchellte. Der Herzog kam unbeſchädigt bei den Seinigen an. Der Löwe aber wurde auf der Brücke in Stein verwandelt, wo er noch jetzt zu ſehen iſt.

169.

Knabe dem Teufel entriſſen.

In Spanbeck lebte eine Wittwe mit vielen Kindern in der bitterſten Armuth. Eines Tages, als ſie über ihr Unglück ſehr weinte und klagte, kam der Teufel zu ihr und fragte ſie nach dem Grunde ihrer Betrübniß. Sie antwortete, ihr Mann ſei geſtorben, und ſie habe kein Brot um ihre Kinder zu ernähren. Da bot der Teufel der Frau an, er wolle ſie und ihre Kinder bis an den Tod verſorgen, wenn ſie ihm ihren jüngſten Sohn zu eigen geben wolle, ſobald er vierzehn Jahre alt geworden ſei. In ihrer Noth nahm das Weib dieſes Anerbieten an und lebte von nun an ohne Nahrungsſorgen. Aber das beſtimmte Jahr kam immer näher heran, und der Gedanke, daß ſie ihr Kind dem Teufel übergeben müſſe, machte die arme Frau immer trauriger. In ihrer Seelenangſt ging ſie zu dem Pfarrer und beſchwor dieſen alle Mittel aufzubieten, um ihren Sohn, der nichts von allem wuſte, vom ewigen Verderben zu retten. Der Pfarrer ging an demſelben Tage, an welchem der Teufel kommen ſollte, mit dem Knaben auf den Kirchhof, zog dort einen Kreis, in welchen er einen Tiſch und einen Stuhl ſtellte, und befahl ihm darauf ſich hinein zu ſetzen und in der Bibel zu leſen. Um Mitternacht lärmte der Teufel ſchrecklich um den Kreis herum, konnte aber den Knaben nicht in ſeine Gewalt bekommen. In der Nacht darauf ſetzte ſich der Knabe abermals in den Kreis, wo er, von dem ſchrecklichſten Teufelsſpuk umgeben, das Lied dichtete: „Wach auf, mein Herz und ſinge“, und wurde auch dieſes Mal gerettet. In der dritten Nacht ging er auf den Rath des Pfarrers in die Kirche und las dort das Lied, welches

er gedichtet hatte. Selbſt hier ließ ihm der Teufel keine Ruhe. Die Orgel ſtürzte ein und die Kirche barſt von oben bis unten; aber am andern Morgen war alles in dem vorigen Zuſtande, und der Knabe war nun dem Teufel entriſſen.

170.

Der Teufel betrogen.

Die letzten Beſitzer von der Burg Sichelnſtein bei Münden waren zwei Schweſtern, beide unverheirathet. Die eine war dazu verwünſcht vom Gewitter erſchlagen zu werden. Eines Tages zog nun ein furchtbares Gewitter herauf, welches ſo lange über der Burg hielt, bis ſie ſich entſchloß hinauszugehn. Sobald als ſie draußen war, entlud ſich das Gewitter und erſchlug ſie. Die andere Schweſter war dazu verwünſcht nach einer beſtimmten Anzahl von Jahren dem Böſen anzugehören. Als nun die geſetzte Friſt faſt abgelaufen war, bat ſie den Teufel, er möchte ſie doch ſo lange frei laſſen, bis ſie noch einmal in dem Burggarten Frucht ausgeſäet habe; wenn dieſe Frucht wieder Frucht trüge, dann wolle ſie ihm unweigerlich gehören. Der Teufel, der nichts arges ahnte, war damit zufrieden. Darauf ſäete ſie in dem Garten Eicheln, aus denen mit der Zeit ein ſchöner Eichenwald geworden iſt. Das iſt der ſog. Steinacker dicht bei der Burg, welcher eigentlich der Gemeine gehören müſte, jetzt aber der Kammer gehört.

171.

Das Schauteufelskreuz.

In der Nähe des alten Marktes in Hildesheim ſteht ein uralter Stein mit einer betenden Figur. Der Stein und der zunächſt gelegene Platz heißt das Schauteufelskreuz. Es iſt dieſer Stein einem Schauteufel, der hier jämmerlich umkam, zum ewigen Gedächtnis errichtet. Die Sache verhielt ſich ſo. Vor vielen hundert Jahren ſtellten die Hildesheimer jährlich einen großen Faſtnachtszug an, wobei allerlei Scherze und Neckereien getrieben wurden. Dem ganzen Zuge vorauf liefen die Schauteu-

fel, die in ihrer ſchwarzen Mummerei mit Hörnern und blutrothen Zungen ſchrecklich anzuſehen waren. Das war viele Jahre hindurch ganz gut gegangen. Aber man ſoll den Teufel nicht an die Wand mahlen und noch weniger ſein Kleid anziehen. — Jetzt ſind es nun bald vierhundert Jahre her, als ein ausgelaſſener junger Burſche ſich beim Faſtnachtsaufzug zu der gottloſen Mummerei hergab. Schon hatte er mit ſeinem Haufen viele Straßen die Leute neckend und ohrfeigend durchzogen, als er plötzlich auf der Stelle, wo jetzt das Schauteufelskreuz iſt, vor Schrecken ſtillſtand. Auch der ganze Zug war wie feſtgebannt, denn ihm gerade entgegen vom alten Markte her kam ein anderer Zug, der aus leibhaftigen Teufeln beſtand. Allen voran ſtürmte der böſe Feind daher und gab ſeinem unglücklichen Nachäffer eine ſolche Ohrfeige, daß er auf dem Platze blieb und ſtarb. Da riß alles aus, was Beine hatte, und der hölliſche Spuk verſchwand mit großem Lärm und Stank in der Luft. — Der Magiſtrat verbot ſeitdem das Schauteufellaufen ein für alle Male. —

Andere erzählen, das Schauteufelskreuz habe ein Schuſter geſtiftet, der vor vielen Jahren an der Ecke des alten Marktes wohnte. Dieſer Schuſter wuſte vor Hunger und Kummer weder aus noch ein, und faßte endlich den gottloſen Entſchluß einen Vertrag mit dem Teufel zu machen. Er ſtahl deshalb bei Nacht und Nebel von der Dombibliothek den Höllenzwang, der dort an einer großen Kette lag, und beſchwor den böſen Feind. Dieſer, der nie lange auf ſich warten läßt, wenn er eine Seele wittert, die für ſeiner Großmutter Kaffeekeſſel reif iſt, erſchien auch bald und fragte nach ſeinem Begehr. Der Schuſter verſchrieb ihm gegen drei Himpten Geld ſeine Seele unter der Bedingung, daß ihm der Teufel die Seele laſſen ſollte, wenn er nach Jahresfriſt wiederkehrte und fände, daß das ganze Geld bis auf Heller und Pfennig nur zu einem Gott wohlgefälligen Zwecke angewandt ſei. Das war der Teufel gern zufrieden und fuhr hohnlachend davon; denn er konnte wohl denken, daß der verhungerte Schuſter, wenn er auch Kirchen und Klöſter reichlich bedächte, doch einen großen Theil des Geldes für ſeinen bellenden Magen und ſeine durſtige Kehle verwenden würde, und wenn er einmal ins Wohlleben gekommen wäre, würde es mit andern Dingen, die Gott nicht wohlgefallen, keine Noth haben. Der Schuſter aber war nicht von ehegeſtern und dachte bei ſich: „haſt du ſo lange in Hunger und

Kummer gelebt, ſo wirſt du es auch noch ein Jahr aushalten," trug alſo ſeine drei Himpten Geld zum Goldſchmied und ließ ein großes ſilbernes Kreuz daraus machen: das nahm er mit ſich nach Hauſe und erwartete nach Ablauf des Jahres ganz ruhig den Teufel. Dieſer blieb auch nicht eine Minute länger aus, war aber ſehr erſtaunt, als er den halbverhungerten Schuſter noch eben ſo wie vor einem Jahre in ſeiner ärmlichen Schuſterſtube den Pechdraht ziehen ſah. „Was haſt du mit dem Gelde gemacht?" fuhr ihn der Teufel an. — „Schau Teufel dieſes Kreuz" rief der Schuſter aufſpringend und ihm das ſilberne Kreuz entgegenhaltend. Da zerſchlug der Teufel bitter und böſe ein Fach Fenſter und fuhr fluchend und ſtinkend davon. — Der Schuſter aber lachte ins Fäuſtchen, ließ ſein Kreuz wieder einſchmelzen und war von nun an ein ſteinreicher Mann. Zum Danke für ſeine Erlöſung aus des Teufels Krallen, ließ er den Denkſtein ſetzen, der noch heute das Schauteufelskreuz heißt. —

172.

Das Niphuhn.

Eines Abends machten junge Leute in Berwartshauſen ein ſog. niphaun Sie banden zu dem Ende ein Mädchen ſo ein, daß die Arme an den Knien waren und das Ganze wie eine Misgeburt ausſah. Dann legten ſie daſſelbe auf eine Miſtbahre und gingen damit auf Hillerſe zu. Als ſie aber auf die Höhe kamen, erhob ſich mit einem Male ein heftiger Wind und wehte das niphaun von der Bahre weg, von dem auch nie wieder etwas zum Vorſchein kam.

173.

Stoppegäs.

In Erzhauſen hatten einſt Knechte und Mägde, die in einer Spinnſtube beiſammen waren, am Abend des Donnerstages eine ſog. Stoppegäs gemacht und waren mit derſelben fortgegangen, um ſie in eine andere Spinnſtube zu tragen. Unterwegs war ihnen fortwährend eine Muſik zur Seite; ſie ſetzten alſo die Gans

hin und gingen der Muſik nach, konnten aber keinen entdecken, der die Muſik machte, ſondern hörten nur die Töne. Da kehrten ſie endlich um und gingen zu der Stelle zurück, wo ſie die Stoppegäs gelaſſen hatten; als ſie aber dahin kamen, fanden ſie dieſelbe zerriſſen. Man glaubte allgemein, daß der Teufel ſie zerriſſen habe, weil ſie dieß gethan hatten. Man gelobte daher in der ganzen Gemeine am Donnerstag-Abend nicht wieder zu ſpinnen, und dieß wird noch jetzt im Dorfe gehalten.

174.

Vom Teufel geholt.

1. Ein Bauer in Edesheim hatte einen Sohn, der etwas träge war und dadurch ſeinen Unwillen auf ſich geladen hatte, ſo daß er ihm drohte, wenn er nicht fleißiger würde, ſo ſolle er nach ſeinem Tode das Haus nicht haben, dieſes ſolle vielmehr ſeiner Schweſter zufallen. Darauf geht der Sohn nach Northeim und läßt ſich zur Ader. Als er zurückkommt und bei der Holtenſer Landwehr iſt, macht er die geöffnete Ader bloß und will hier todt bluten. Auf einmal ſteht ein Mann in einem grünen Mantel vor ihm und ſpricht zu ihm, wenn er ſich ihm verſchreiben wolle, ſo daß er in zehn Jahren ihm gehöre, ſo ſolle ſeine Schweſter über Land heirathen und er das Haus haben. Der junge Bauer geht darauf ein. Als er nach Hauſe kommt, iſt ſchon ein Freier ſeiner Schweſter da. Dieſe heirathet nach einem benachbarten Dorfe, er ſelbſt aber erhält das Haus. Nach Ablauf der zehn Jahre hat ihn der Teufel auf Tag und Stunde geholt; man fand ihn vor der Hofthür an einem Baume aufgehängt.

2. In Odagſen wohnte ein Bauer, der dem Spiele leidenſchaftlich ergeben war. Er pflegte nach Immenſen zu gehen und dort oft die halbe Nacht hindurch beim Kartenſpiel zu ſitzen. Eines Tages war er wieder dort und ſpielte bis tief in die Nacht hinein. Da ſagten ſeine Verwandten zu ihm, er möchte doch nun aufhören zu ſpielen und nach Hauſe gehn. Doch er achtete nicht auf ſie und erklärte fortſpielen zu wollen, wenn ihn auch der Teufel hole. Endlich ging er ſpät in der Nacht aus Immenſen weg. Auf dem Rückwege erhob ſich mit einem Male ein furchtbarer

Sturmwind, der den Bauern hoch in die Luft führte. Der Sturmwind war aber der Teufel selbst. — Am andern Morgen fand man von dem Bauern keine Spur, nur lag ein großer Stein am Wege, der früher nicht da gewesen war. Daneben steckte des Bauern Stock und darauf sein Hut. Verschiedene Fußspuren auf dem Boden ließen deutlich erkennen, daß der Unglückliche vorher lange mit dem Teufel gerungen hatte. Der Stein ist noch jetzt zu sehen.

175.

Die Spieler und der Teufel.

In einem Dorfe bei Uslar verfluchten sich die Leute immer, und es war kaum einer der vor Kartenspielen und Saufen in die Kirche ging. Eines Abends klopften sie auch wieder auf, verfluchten sich, riefen den Teufel an, und er erschien, ohne daß sie es merkten. Zufällig ließ einer beim Mischen eine Karte fallen, bückte sich und wollte sie wieder aufheben. Da sah er den Teufel mit einem Pferdefuße. Er blickte die andern an; da sahen sie den Pferdefuß auch, flohen mit ihm und riefen einen alten ehrwürdigen Greis um Hülfe an. Dieser erschien, predigte und betete lange Zeit. Bei dem letzten Gesange ging der Böse fort, und hinterließ einen fürchterlichen Stank; auch nahm er ein ganzes Fenster mit. Seit der Zeit wurden die Bauern besser, sie spielten keine Karten mehr und tranken auch nicht mehr.

176.

Das seltsame Wirthshaus.

Kuventhal hat Anfangs nur aus fünf Häusern bestanden; eins von diesen fünf ist das jetzige Wirthshaus gewesen, ein anderes die Mühle, welche nur durch den Fahrweg davon getrennt ist. Vor langer Zeit will einst ein Tagelöhner Nachts zur Mühle gehn, um da zu dreschen. Wie er über den Steg schreitet, sieht er das ganze Wirthshaus so hell erleuchtet, als wenn es eine feurige Kohle wäre. Doch er ist ein beherzter Mann und geht also furchtlos darauf zu. Als er davor kommt, treten zwei

Männer heraus; er ſtutzt und bleibt ſtehen. Sie fragen ihn, ob er nicht Luſt habe in ihre Geſellſchaft zu treten; ſie ſelbſt wären unſterblich, wünſchten aber auch Sterbliche dabei zu haben. Wenn er als Sterblicher eintreten wolle, ſo ſolle er von jetzt an ſo viel Reichthum haben, wie er ſich nur wunſche, doch müſten die Seinigen mit eintreten. Der Mann weiß nicht, was er antworten ſoll; die beiden aber laden ihn ein mit ins Haus zu gehn und ſich da die Sache weiter zu überlegen. Er geht bis vor die Hausthür; da ſtehn auf der Hausflur allerlei ſeltſame Geſchöpfe, Menſchen und Thiere. Noch immer weigert er ſich einzutreten, da kommt noch ein dritter von furchtbarer Größe zu ihm heraus, um ihn vollends zu beſtimmen; doch als er dieſen erblickt, ſinkt er ohnmächtig nieder.

177.

Der feurige Teufel.

Zwei Wagen, welche Holz zur Stadt gefahren hatten, kehrten, als es ſchon dunkel geworden war, zu ihrem Dorfe zurück. Auf dem einen Wagen ſaß ein ſchon bejahrter Mann, auf dem andern ſeine Tochter mit einem andern Mädchen. Als ſie ſchon ziemlich nahe bei dem Dorfe ſind, bemerkt das eine Mädchen, etwa 2000 Schritte weit, eine glühende Geſtalt; ſchnell macht es ſeine Gefährtin darauf aufmerkſam und ruft aus: „der Teufel, der Teufel!“ Ihre Gefährtin ſieht auch ſogleich die glühende Geſtalt und ruft mit ihr „der Teufel!“ Der Teufel kommt nun den beiden Mädchen immer näher. Die eine ruft ihren Vater an, er möge doch nur einmal hinſehen, da wäre ja der Teufel; allein dieſer ſieht nichts. Indem die beiden Mädchen nun immer rufen, läßt der Teufel ganz dicke glühende Kugeln fallen, welche aber verſchwinden, ſo wie ſie die Erde berühren. Er ſetzt ſich darauf in eine nahe ſtehende Linde, erhellt dieſe ganz und ſpeit noch immerfort ſeine glühenden Kugeln. Endlich macht er ſich auf und entfernt ſich, indem er immer kleiner wird und in nichts verſchwindet. — Die beiden Mädchen aber laſſen ſich darauf todt ſchlagen, daß ſie den Teufel geſehen haben, und werden nie die Angſt vergeſſen, in die derſelbe ſie gebracht hat.

178.

Das blaue Licht.

In Kreienſen lebte ein Mann, der ſich, wie man glaubte, dem Teufel ergeben hatte. Abends brannte auf dem Tiſche ein blaues Licht, und daran ſaß ein ſchwarzer Kerl und zählte mit dem Manne Geld. Dieſer gönnte aber ſeiner Frau nichts und mochte ihr nicht einmal das nöthige Eſſen geben. Einſt buk die Frau Kuchen, und zwar zwei; den einen brachte ſie ihrem Manne, den andern hatte ſie draußen ſorgfältig in dem Holzhaufen verſteckt, um ihn ſelbſt zu eſſen. Der Mann aber ſprach zu ihr: „hol den andern auch herein, der im Holzhaufen ſteckt.“ „Dat het dek de düwel esegt!“ erwiederte die Frau und holte nun auch den zweiten Kuchen her. Der Mann wuſte es aber vom Teufel, daß ſeine Frau noch einen Kuchen gebacken und dieſen verſteckt hatte.

179.

Der Teufel bringt Erbſen.

In dem Dorfe Wilhelmshauſen bei Münden wohnte ein Mann in einem Hauſe, welches auf einem freien Platze ſtand. Die Leute ſagten, er habe mit dem Teufel ein Bündnis gemacht. Eines Nachts bemerkte der Nachtwächter, daß auf dem Hofe eine Menge Erbſen einige Fuß hoch lagen. Er füllte davon ſeine Taſchen voll, weckte darauf den Hausherrn und erzählte ihm, was er geſehen hatte. Dieſer ging mit ihm vor die Thür, um ſich von der Wahrheit ſeiner Ausſage zu überzeugen. Als ſie heraus traten, fühlten ſie auf einmal einen heftigen Windſtoß; gleich darauf war der Hof von einem eigenthümlichen Lichte beleuchtet, welches aber nur einen Augenblick dauerte. Der Nachtwächter erſtaunte noch mehr, als er auf dem Hofe keine Erbſen mehr fand. Der Hausherr ſchalt ihn nun und ſagte, er habe ihn betrogen. Zum Beweiſe der Wahrheit wollte der Nachtwächter die Erbſen aus ſeiner Taſche hervorholen, allein auch dieſe waren verſchwunden. — Am andern Morgen ſah man rings um das Haus auf den Pflaſterſteinen des Hofes Abdrücke von Erbſen, welche nicht verwiſcht werden konnten. Noch jetzt ſollen einige Steine mit dieſen Abdrücken dort ſein.

180.

Was der Teufel ſeinen Verehrern bringt.

Bei dem Hauſe des Abdeckers (Flechſenhauſe) bei Einbeck ſitzt der Teufel und macht aus dem Aaſe Würſte, die er dann ordentlich zubindet und ſeinen Verehrern zuträgt.

181.

Das Grab des Teufels.

In der Helle, einer tiefen Schlucht bei Rittierode, liegt nach dem Volksglauben der Teufel begraben.

182.

Stöpke.

Stöpke oder Stepke, auch Glûswanz, Füerdrake oder Teckelmucker heißt der Teufel, der glühend mit einem langen Schwanze durch die Luft fährt und den Menſchen, die mit ihm in Verbindung ſtehn, allerlei Dinge, Geld, Butter, Speck, Schinken und dergleichen durch den Schornſtein zuführt. Ruft man ihm, wenn man ihn erblickt, half part! zu, ſo muß er von dem, was er trägt, einen Theil fallen laſſen; trägt er zufällig nichts, ſo läßt er einen entſetzlichen Geſtank zurück.

1. Einſt fuhr der Füerdrake vor den Augen vieler Menſchen im Dorfe Holtenſen in den Schornſtein eines Hauſes hinein. Am andern Tage verkaufte die Frau des Hauſes funfzig Pfund Butter und galt deshalb bei den Bewohnern des Dorfes allgemein für eine Here, die mit Stöpke in Verbindung ſtehe.

Als Teckelmucker einſt einem Bauern in Eilenſen etwas gebracht hatte, war der Baum, welcher vor dem Hauſe ſtand, ganz glühend.

2. Einem alten Weibe brachte Stöpke, mit dem ſie in Verbindung ſtand, immer verſchiedenartige Sachen durch den Schornſtein ins Haus, ſo daß ſie herrlich leben konnte und auch andere Leute damit aufs beſte tractierte. Einer von dieſen wollte nun

einmal darüber Gewißheit haben, ob der Frau wirklich alles von Stöpke zugetragen würde: er machte ſich alſo heimlich in ihre Küche, verſteckte ſich darin unter einem Faſſe und guckte durch das Loch, worin der Zapfen ſitzt. In der Nacht kam Stöpke auch wirklich mit einer großen Tracht durch den Schornſtein in die Küche. Er merkte aber bald Unrath und ſagte, es wären zwei Augen zu viel da. Die Frau, welche von nichts wuſte und auch bei allem Umherſuchen in der Küche keinen Menſchen finden konnte, verſicherte dagegen, daß außer ihnen beiden niemand in der Küche wäre. Da gab er dann ſeine Sachen hin. In demſelben Augenblick aber regte ſich der Mann unter dem Faſſe und wurde entdeckt. Da drehte Stöpke der Frau auf der Stelle den Hals um und fuhr dann durch den Schornſtein wieder hinaus.

3. Mehrere Jungen hüteten einſt in der Nacht am Berge über Dörrigſen die Pferde. Da ſahen ſie mit einem Male Stöpke von Lüthorſt herüber auf Dörrigſen zukommen. Sie wollten nun ſehn, in welches Haus er führe, und liefen ihm deshalb in das Dorf nach. Da gab aber Stöpke dem einen Jungen einen Schlag an den Kopf, daß er betäubt zu Boden fiel.

4. Vor zwei Jahren hüteten mehrere Jungen zwiſchen Hohnſtedt und Vogelbeck bei Nacht die Pferde. Auf einmal ſahen ſie den Teufel durch die Luft dahin ziehen und riefen ihm zu: „halt part!“ Da warf er ihnen ein großes Stück Fleiſch herunter, — Pferdefleiſch war es nicht. In der nächſten Nacht ging ein Mann aus Hohnſtedt nach Vogelbeck und kam an derſelben Stelle vorüber. Plötzlich ſah er vor ſeinen Augen etwas aus der Luft niederfahren: als er genau hinblickte, ſah er dicht an einer Hecke den Teufel ſtehn. Er war wohl zehn Fuß groß, hatte Augen von der Größe eines Eimerbodens und war ſo glühend, wie eine helle Feuerflamme.

5. Zwei Männer, ein Pietiſt (penetist) und ein anderer, gingen bei Nacht auf dem Wege nach Lauenberg. Als ſie aus dem Walde traten, ſahen ſie Stöpke in der Richtung nach Mark-Oldendorf durch die Luft fliegen. Der eine von ihnen rief ihn an: «Satan, wo willſt du hin?» Jener antwortete, er wolle nach Mark-Oldendorf und etwas zur Hochzeit dorthin bringen. Darauf rief ihm der Mann wieder zu, er ſolle, was er trage, abwerfen. Doch Stöpke bat, er möchte es ihm laſſen, er habe verſprochen es zu einer Hochzeit zu bringen. Der Mann ſtand

jetzt von ſeiner Forderung ab und verlangte nur, daß er von allem den vierten Theil herunter werfe. Dieß that Stöpke auch und warf nun Kaffee, Zucker, Roſinen, Braten u. a. m. herunter. Die beiden Männer nahmen das, was er herabgeworfen hatte, nicht gleich mit, weil ſie meinten, „es möchte nicht rein ſein“; als ſie aber am andern Tage wieder zu der Stelle gingen, um es zu holen, war alles verſchwunden.

6. Vor etwa hundert Jahren kam der Wirth auf dem Klappertthurm bei Einbeck, Namens Bodenwald, der auch zugleich Frachtfuhrmann war, mit ſeinem Geſpann über Ammenſen zurück. Zwiſchen Ammenſen und Einbeck geſellten ſich zwei Jeſuiten (Jésüiters) zu ihm. Dieſe baten ihn, er möchte ſie auf ſeinen Wagen ſteigen laſſen, ſie wären ſchon weit gegangen und ſehr ermüdet. Bodenwald erlaubte es ihnen und fuhr weiter. Nach einer Weile ſahen ſie eine feurige Maſſe, wie ein Heu-Wiesbaum (wesbàm), durch die Luft fliegen. Die Jeſuiten ſagten zum Fuhrmanne, das ſei der Teufel, ob ſie ihn einmal anrufen ſollten. Er bat ſie das zu laſſen, ſie thaten es aber dennoch. Auf ihren Anruf kam der Teufel ſogleich aus der Luft herunter und ſtand in Menſchengeſtalt vor ihnen. Sie fragten ihn nun, wohin er wolle und was er da habe; er antwortete, er wolle zu einer Hochzeit und eine Tracht Geld dahin bringen. Nun fragten die Jeſuiten den Fuhrmann, ob er das Geld haben wolle, es ſchade ſeiner Seele Seligkeit nichts, das habe der Teufel aus der See geholt. Doch dieſer ſagte nein, und nun befahlen die Jeſuiten dem Teufel wieder fortzugehen. Darauf ward dieſer ſogleich wieder zum Wiesbaum und flog davon.

7. Ein Schäfer ſah einſt Nachts zwiſchen 11 und 12 Uhr, als er in ſeiner Karre ſaß, Stöpke mit ſeinem langen glühenden Schweife durch die Luft dahin ziehen. Alsbald rief er ihm zu: half part! Der Teufel bat ihn darauf, er möchte ihm doch das laſſen, was er trüge; er wollte es zu einer Kindtaufe bringen, wo es ſehr nöthig wäre. Der Schäfer ging aber darauf nicht ein, und ſo warf jener dann Speck, Wurſt, Käſe, Butter und allerlei Speiſe herunter. Nach einiger Zeit kam Stöpke wieder vorbei und ſagte zu dem Schäfer, er möchte doch noch einmal „half part“ rufen. Doch dieſer erwiederte, er habe noch Vorrath und bedürfe daher jetzt nichts. Da warf Stöpke einen Mühlenſtein aus der Luft herunter, der auf die Deichſel der Schäferkarre fiel und ſie

zerſchmetterte. Hätte der Schäfer „half part“ geſagt, ſo würde Stöpke ihn mit dem ſchweren Steine zu Tode geworfen haben.

183.

Die Nachthexe.

Die Nachthexe ſchleicht Nachts bei den Weibern umher und trägt denen, die mit ihr in Verbindung ſtehen, Brot, Butter, Käſe, Eier u. dgl. zu, wofür dieſe ihre Kinder zum Pfande ſetzen d. h. dem Teufel verſchreiben müſſen. Was ſie dieſen zuträgt, das holt ſie alles anderen aus dem Hauſe. Sie kann in jedes Haus hineinkommen, ohne dazu eines Schlüſſels zu bedürfen.

184.

Die Butterkröte.

Stöpke bringt denen, die ſich ihm ergeben haben, bisweilen eine Kröte. Setzt man dieſe in einen Buttertopf, ſo wird die Butter darin niemals alle, man mag ſo viel heraus nehmen, wie man will. Einſt hatte eine Frau in Kaleſeld einen Topf mit Butter verkauft. Nach längerer Zeit ging ſie wieder zu den Leuten, an welche ſie die Butter verkauft hatte und fragte, ob ſie nicht wieder Butter kaufen wollten. Es ward ihr aber geantwortet, die Butter in dem Topfe wolle gar kein Ende nehmen. Da merkte ſie, daß ſie den unrechten Topf hingegeben hatte, und ließ ihn ſich zurückgeben.

185.

Düweleigen.

In einem Dorfe bei Hildesheim hatte vor langer Zeit ein reicher Bauer eine hübſche, junge Frau, die ging in Sammt und Seide und trug auch ſelbſt Alltags goldene Mützen. Aber keiner im Dorfe mochte das ſtolze Weib leiden und die Leute ſagten, es gehe doch wohl nicht mit rechten Dingen zu, daß die Frau immer die beſte Butter an den Markt bringe und ſo viel Geld

verdiene. Die Frau ließ aber auch nicht gern einen andern an's Butterfaß, ſondern butterte immer ſelbſt. Eines Tages hatte ſie einen nothwendigen Weg nach der Stadt zu machen und befahl der Magd, die unterdeſſen buttern ſollte, recht fleißig zu ſein und das Butterfaß ja nicht von der Stelle zu rücken, ſonſt würde es ihr ſchlimm gehn. Als die Frau fort war, konnte die Magd vor Neugier nicht ruhen und raſten und hätte für ihr Leben gern unter das Butterfaß geſehen, aber ſie fürchtete ſich vor ihrer böſen Frau und fing an zu buttern, was auch ſehr gut ging. „Ei,“ dachte die neugierige Magd, „es wird doch nicht ſchaden, wenn du das Butterfaß nur ein wenig auf die Seite biegſt.“ Als ſie es gethan hatte, ſah ſie eine dicke fette Kröte (lork) unter dem Butterfaſſe ſitzen. Die Magd, die nicht wuſte, daß ihre Frau eine Here war, ſagte: „Was haſt du häßliches Lork hier zu ſitzen?“ nahm eine Feuerzange, faßte die giftige Kröte damit und warf ſie vor die Thür mitten auf die Straße. Nun ging die Magd wieder rüſtig an die Arbeit, aber ſie mochte buttern, ſo viel ſie wollte, die Butter ward nicht fertig. Da wurde ſie recht bange, als es Abend wurde und die Frau zurückkam. Dieſe war ſehr böſe, als ſie ins Haus trat. „Nun, iſt die Butter fertig?“ ſagte ſie zur Magd und ſah ſie zornig an. „Was haſt du angerichtet? was haſt du unter dem Faſſe geſehen?“ Da weinte die Magd bitterlich und ſagte: „Ach, ich habe nur eine häßliche Kröte unter dem Faſſe weggenommen und auf die Straße geworfen.“ Da gab die böſe Frau der Magd eine Ohrfeige, daß ihr der „Hexenſchuß“ durch alle Glieder fuhr und ſie ſich zu Bette legen muſte. Die Frau aber trat vor die Thür und rief:

„Düweletgen,
Kom under üse botterfatgen!
Use magd is unewelen,
Het dek up de strâten esmeten“ *).

Da kroch die Kröte aus einem Wagengleiſe hervor und wieder unter das Butterfaß. Nun fing die Frau an zu buttern, und in wenigen Minuten war die ſchönſte Butter fertig.

Die geſchlagene Magd aber wuſte nun, daß ihre Frau eine Here war und ſagte ihrem Herrn, was ſie erlebt hatte. Von dem Augenblicke an war dem Bauern, der ein frommer Mann

*) Unſere Magd iſt unwohlend, hat dich auf die Straße geworfen.

war, ſeine Frau zuwider und er beſchloß ihr ordentlich auf die Finger zu ſehen. Noch in derſelben Nacht, als er mit ſeinem böſen Weibe zu Bette gegangen war, that er, als ob er ſchliefe, und als die Glocke zwölfe ſchlug, ſah er richtig ſeine Frau aufſtehn und ſich anziehen. Dann ging ſie in die Küche, wo ſie einen alten eiſernen Kaſten ſtehn hatte, wozu ſie den Schlüſſel immer auf der Bruſt trug; — nie hatte der Mann dahinter kommen können, was eigentlich darin war. — Dieſen Kaſten nahm nun die Frau auf den Arm, ſetzte ſich auf die Ofengabel und war alsbald zum Schornſtein hinaus. Da zog der Bauer ſich die Bettdecke über den Kopf, denn an jedem Haar hing ihm ein Angſtſchweißtropfen. Er hatte noch nicht lange ſo gelegen, als die Hexe wieder mit ihrem Kaſten durch den Schornſtein herunter fuhr. Ehe ſie nun ihre Laſt auf den Heerd niederſetzte, ging ſie in die Kammer um zu ſehen, ob ihr Mann nicht erwacht ſei. Dieſer that, als ob er ſchliefe, und ſchnarchte laut. Da machte die Hexe ihren Kaſten auf, nahm faule Menſchenköpfe heraus, die ſie auf dem Kirchhofe aus den Gräbern gewühlt hatte und aß davon das vermoderte Gehirn. Dann verſchloß ſie ihren Kaſten wieder und legte ſich zu ihrem Mann ins Bett. Der Mann wäre vor Ekel und Angſt bald geſtorben, doch ließ er ſich nichts merken. Am andern Morgen, als ſeine Frau noch ſchlief, ſtand er ganz früh auf und beſtellte heimlich den Amtmann mit Gensdarmen. Dann kam er ruhig wieder zu Hauſe, ſetzte ſich in die Stube und ſah aus dem Fenſter. Die Hexe merkte nichts und brachte das Frühſtück herein. »Sieh«, ſagte der Bauer, »da kommt der Amtmann, der kann unſer Gaſt ſein, wenn er will.« Die Frau war in ihrem beſten Putze und nöthigte den Amtmann, als er in die Stube trat, recht freundlich zum Miteſſen. Der Bauer und der Amtmann rührten aber nichts an. Da fragte die Frau, ob denn der Schinken faul wäre, da ſie nicht davon eſſen wollten. »Was faul iſt, ſchmeckte manchen Leuten auch gut!« rief nun auf einmal der Mann, zog den eiſernen Kaſten, den er vorher in der Bankliſte verſteckt hatte, hervor und ſchlug ihn mit einer Axt auf. Da ſah der Amtmann die ganze Beſcherung. — Die Hexe konnte vor Schrecken erſt nicht von ihrem Stuhle aufſtehn, dann aber ſprang ſie auf, griff nach einem Meſſer und wollte ihren Mann erſtechen. Doch es war um ſie geſchehen; denn ehe ſie ihren Mann treffen konnte, hatten ſie die Gensdar-

men, die nun in die Stube geſprungen waren, gefaßt und aufgehoben, ſo daß ſie ſich nicht feſt machen konnte. Das ganze Dorf jubelte, als man die Hexe zu einem großen Holzhaufen ſchleppte und verbrannte. Auch ging der Scharfrichter in das Haus, holte die Kröte mit einer Zange unter dem Butterfaſſe weg und warf ſie zu der Hexe ins Feuer. —

186.

Der Teufel ſchmiedet Geld.

Bei gewiſſen Leuten ſchmiedet der Teufel Geld, und man hört ihn nicht ſelten in deren Häuſern hämmern. Natürlich haben ſich dieſe ihm ergeben und von ihm ihren Reichthum erhalten.

187.

Der Alraun.

1. Eine Frau in Gladebeck hatte einen Alraun (alrüneken). Alle Morgen muſte ſie ihn waſchen, kämmen und ſauber anziehen. Dafür erhielt ſie alle Tage von ihm Geld, ſo daß ſie reich wurde. Nach ihrem Tode konnte man den Alraun nicht finden und ihre Erben wurden bald wieder arm.

2. Eine Frau in Dörrigſen hatte einen Alraun. Dieſer muſte alle Morgen von ihr gewaſchen werden; dann lag jedes Mal ein Ducaten darauf. Auch kamen ganze Wagen voll Schinken, Wurſt, Speck, u. dgl. vor das Haus und wurden abgeladen. Da wurde die Frau ſchwer krank und in dieſer Krankheit von ihrer Schwiegertochter aufs beſte gewartet und gepflegt. Zum Lohn dafür bot ſie dieſer den Alraun an, die ihn auch annahm. Doch kaum war die junge Frau einige Tage im Beſitze deſſelben geweſen, als der Teufel (Criöeneken) in eigener Perſon bei ihr in der Stube erſchien. Er hatte ein Buch unter dem Arme, welches er auf den Tiſch warf und darauf zu der Frau ſagte, ſie habe etwas von ihm und möge nun ihren Namen in dieſes Buch einſchreiben. Die Frau erwiederte, ſie wolle erſt mit ihrem Manne ſprechen; ſie ging darauf zu ihm hinaus, und

erzählte den Vorfall. Dieſer ſagte: »das wollen wir ſchon machen«, ging mit ihr in die Stube zurück und ſchrieb in das Buch die Worte: »Chriſti Blut und Gerechtigkeit ſoll ſein mein Schmuck und Ehrenkleid.« Als der Teufel dieſe Worte geleſen hatte, fuhr er mit furchtbarer Gewalt und Schnelligkeit durch das Fenſter und ließ das Buch zurück. Der Bauer muſte, als der Vorfall bekannt wurde, das Buch, worin viele Namen verzeichnet ſtanden, an das Amt Rotenkirchen abliefern.

188.

Der Heckethaler.

In Hildesheim hatte eine Frau einen Alraun, den legte ſie Jahr und Tag in eine Schachtel, und als Jahr und Tag um war, da lag bei dem Alraun ein Heckethaler. Wenn nun die Frau zum Kaufmann oder Bäcker ging, ſo bezahlte ſie die gekaufte Waare immer mit dem Heckethaler. Dieſer blieb aber nicht lange in dem Geldkaſten des Verkäufers, ſondern folgte ihr immer unvermerkt wieder nach. Das ging ſo eine Zeitlang recht gut, bis endlich ein Schlächter, bei dem die Frau oft Fleiſch für ihren Heckethaler gekauft hatte, aufmerkſam wurde und der Frau auf die Finger zu ſehen beſchleß. Einſt kam ſie wieder, kaufte ein Pfund Schweinefleiſch, gab dem Schlächter einen Thaler in die Hand und ließ ſich das übrige Geld wieder herausgeben. Kaum war ſie aus der Thür, ſo wollte auch der Thaler in der Hand lebendig werden; doch der Schlächter, der ein ſtarker Mann war, hielt die Hand feſt zu, holte Hammer und Nagel und nagelte den Thaler auf den Hackeblock. Da ward der Hackeblock lebendig, tanzte mit ſchrecklichem Gepolter auf der Diele umher, zum Hauſe hinaus und eiligſt hinter der Frau her, die keinen geringen Schrecken bekam. Zur Strafe muſte ſie Hab und Gut hergeben, und der Magiſtrat ließ ihr kein Hemd auf dem Leibe.

189.

Das Heckemännchen.

Ein Bauer in Göpel hatte ein Heckemännchen in ſeinem

Keller, von dem er alle Tage etwas abkratzte. Das Abgekratzte war Gold, welches bis zum nächsten Tage wieder wuchs.

190.

Augen verblenden.

Vor uralten Zeiten kam einmal ein Gaukler nach Hildesheim und ließ die ganze Stadt auf dem Neustädter Markt zusammentrompeten, wo er den Leuten ein großes Kunststück zeigen wollte. Als nun eine große Menge zusammen war, trat der Gaukler in einen Kreis mitten auf den Markt und hatte einen schwarzen Hahn unter dem Arme. Diesen setzte er mitten in den Kreis und band ihm einen großen Wiesebaum, den zwei Männer kaum tragen konnten, an das Bein. Der Hahn ging mit dem Wiesebaum vorwärts, als wenn es nichts wäre, und fing sogar an zu tanzen, so daß die Leute vor Verwunderung nicht wußten, was sie sagen sollten. — Da kam eine Magd vom Felde, welche Klee geholt hatte, worunter ein vierblätteriges Kleeblatt war. Als das Mädchen nun die vielen Leute sah, die alle vor Verwunderung laut aufschrieen, rief es: „Was giebt's denn hier? Ich sehe ja nichts!“ „Ist Sie denn blind?“ riefen die Leute, „sieht Sie denn nicht, wie der Hahn dort mit dem Wiesebaum am Beine auf dem Markte spazieren geht?“ Da lachte das Mädchen und sagte: „Was seid Ihr doch für dumme Leute, ich sehe wohl dort einen schwarzen Hahn mit einem langen Strohhalm am Beine, aber keinen Wiesebaum.“ Da merkte der Gaukler, daß ihm die Magd in die Karten sah, konnte ihr aber wegen des vierblätterigen Kleeblatts nichts anhaben. Diese ging über die thörichten Leute lachend davon. Als sie nun zu Hause ihren Tragkorb abgesetzt hatte und noch immer so viele Menschen nach dem Neustädter-Markte strömen sah, beschloß sie noch einmal hinzugehen und die dummen Leute auszulachen. Kaum war sie aber wieder auf den Markt gekommen, als sie auf einmal ihre Röcke in die Höhe nahm und schrie: „Hülfe! Hülfe! das Wasser geht mir schon bis an den Hals, ich ertrinke!“ — Nun war die Reihe des Lachens an den versammelten Leuten; denn die sahen kein Wasser und standen alle im Trockenen, so wie auch sie im Trockenen stand. Es hatte ihr nemlich der Gaukler, der die „Augen ver-

blenden« konnte, dieſen Streich geſpielt; denn da ſie bei ihrer Rückkunft das vierblätterige Kleeblatt nicht mehr bei ſich hatte, konnte er ihr etwas anhaben.

191.

Liebeszauber.

In der Matthiasnacht ſtellte ein Mädchen in der Küche einen Tiſch gerade unter den Schornſtein, ſetzte dann Eſſen und Trinken darauf und ſprach dabei einen Reim. Alsbald kam ein junger Mann mit Meſſer und Gabel, ſchnitt ſich etwas ab und aß, worauf er wieder verſchwand, Meſſer und Gabel aber liegen ließ. Das Mädchen nahm dieſe zu ſich und verwahrte ſie in ihrem Koffer. Nachher kam ein Mann, hielt um ſie an und heiratete ſie; es war das aber kein anderer, als der, welcher in jener Nacht Meſſer und Gabel hatte liegen laſſen. Geraume Zeit lebten beide mit einander recht glücklich; doch einſt geſchah es, daß die Frau krank wurde und der Mann bei dieſer Gelegenheit zum erſten Male vor ihren Koffer kam, worin er das Meſſer und die Gabel fand. Darauf ging er vor ihr Bett und ſprach zu ihr: ſie wäre alſo diejenige, welche ihm in jener Nacht ſo qualvolle Stunden bereitet und einen ſo ſauern Weg gemacht hätte, wo er über Hecken und Zäune hätte ſteigen, durch Waſſer und Sümpfe waten und auf allen »unwegbaren« Wegen hätte gehen müſſen. Von der Zeit an war er ſeiner Frau abgeneigt und konnte ſich nicht mehr mit ihr vertragen.

192.

Der Zauberſpiegel.

In Schwiegershauſen wohnte früher ein Rademacher, Namens Wasmann, der hatte Bienenſtöcke. Einſt ward dieſem ſein beſter Bienenſtock geſtohlen. Da ging er nach Giebelhauſen zum »Weiſer.« Dieſer fragte ihn, was denn dem geſchehen ſolle, der den Bienenſtock geſtohlen hätte. Wasmann antwortete: »der ſoll ſterben.« Da läßt ihn der Weiſer in einen Spiegel ſehen, darin erblickt er ſeinen eigenen Bruder mit dem Bienenkorbe.

„Soll er denn nun ſterben?“ fragte der Weiſer. „Das iſt wohl ein bischen zu hart“, erwiederte jener. „Soll ich ihm denn einen Arm abſchlagen?“ — „Das wäre wohl ein bischen zu hart.“ — „Soll ich ihm denn ein Bein abſchlagen?“ — „Das wäre wohl zu hart.“ Darauf ſagte der Weiſer, erſt hätte er den Dieb todt haben wollen und nun wäre ihm alles zu hart, was er denn nun mit ihm machen ſolle? So wolle er ihm denn eine Erinnerung geben, damit er nicht wieder Bienenſtöcke wegbole; er ſolle nemlich am ganzen Leibe anſchwellen, ſo daß er kaum noch athmen könne; doch ſolle er bald wieder davon befreit ſein. Am anderen Tage ſieht Wasmann ſeinen Bruder mit dem Pfluge herausziehen; es dauert aber nicht lange, ſo kommt er zurück. Bald darauf kommt die Schwägerin zu Wasmann gelaufen, thut ſehr übel und bittet ihn doch gleich einmal mitzugehn, ihr Mann wolle ſterben. Er geht mit und ſieht, wie ſein Bruder angeſchwellen iſt und kaum athmen kann; er ſieht dieſen Zuſtand eine Weile an, ſagt dann, es werde ſich bald wieder geben und geht fort. Am anderen Tage ſieht er ſeinen Bruder wieder mit dem Pfluge vom Hofe kommen; da fragt er ihn, was ihm denn geſtern geweſen ſei. Der Bruder ſagt, er wiſſe es nicht. „Nun“ ſagte Wasmann, „ein ander Mal laß die Bienenſtöcke ſtehn, dann widerfährt dir ſolches nicht wieder.“

193.

Zauber und Gegenzauber.

1. Ein Mädchen wollte nach der Licentſtube gehn; auf dem Wege dahin ward aus einem Hauſe etwas über die Thür auf die Straße gegoſſen. Das Mädchen geht darüber hin und hat von Stund an ein lahmes Bein. Der Arzt wurde gebraucht, aber das wollte nicht helfen. Darauf ließ man den Scharfrichter aus Gandersheim kommen, und dieſer verſuchte nun ſeine Kunſt. Er fing die Hexen in einen Sack ein, ließ dann Haſelſtöcke ſchneiden und ſchlug damit die Hexen im Sacke, wobei er die Worte ſprach: „Wollt ihr den Leuten die Laſt und dem Mädchen die Qual abnehmen?“ Die Hexen im Sacke miauten vor Angſt und Pein, wie die Katzen. Aber das erſte Mal hatte das doch noch nicht geholfen und er muſte noch einmal kommen. Jetzt

fing er die Heren wieder in den Sack ein und ging damit hinaus; in der Stube aber muſten die Leute Thür und Fenſter feſt zuhalten. Er ſchlug nun wieder auf den Sack; die Heren drangen mit aller Gewalt gegen die Thür, konnten aber nicht hineinkommen, weil dieſe feſt zugehalten wurde. Darauf gab der Scharfrichter dem Mädchen etwas ein, in Folge deſſen ihm lebendige Thiere, wie Eidechſen, abgingen. Dieſe muſten in fließendem Waſſer abgewaſchen und auf Kohlen verbrannt werden, worauf das Mädchen genas. Der Scharfrichter hatte geſagt, nun wolle er noch dem Menſchen, der das Beheren gethan hätte, ein Zeichen geben, woran man ihn erkennen könnte; da iſt denn der Mann, der es gethan hatte, in der Scheuer herunter gefallen, hat einen Arm gebrochen und iſt auch lahm geblieben.

2. Als ich noch ein kleines Mädchen war, muſte ich mich immer verſtecken, wenn die alte Bökerſche in unſer Haus kam und wenn ſie weg ging, ſchlug meine Mutter immer ein Kreuz hinterher, nahm dann den Beſen und fegte die ganze Diele rein ab. Das geſchah aber deshalb, weil die Bökerſche eine Here war und viele Bosheiten ausübte: ſie nahm den Ziegen die Milch, den Schweinen die Luſt zum Freſſen und herte den Hühnern den Pips an. — Einmal aber iſt ſie ſchön weggekommen. Mein jüngſter Bruder nemlich, der damals noch in der Wiege lag, ſchrie erbärmlich ganze Wochen lang, ſo daß wir alle glaubten, das Kind wäre ſehr krank. Mein Vater ſchickte mehrmals nach dem Doctor. Dieſer ſagte, das wären Blähungen, wir ſollten dem Kinde nur fleißig Rhabarber eingeben, dann würde es ſchon zu ſchreien aufhören. Da bin ich wohl nach der Apotheke gelaufen und habe Rhabarber geholt! Doch das Geld war weggeworfen, der Junge hörte nicht auf zu ſchreien, ſondern wurde von Tage zu Tage ſchlimmer. Meine ſelige Mutter wurde ganz elend und wuſte ſich nicht zu rathen und zu helfen. Da kam einmal hinten aus der Altſtadt eine kluge Frau zu uns, der meine Mutter ihre Noth klagte. Dieſe wuſte gleich Rath, ſchloß die Stube zu, nahm den ſchreienden Jungen auf den Arm und ſagte zu meiner Mutter, ſie ſollte doch einmal alle Betten aus der Wiege nehmen und das Bettſtroh durchſuchen; es müſte da was im Bettſtroh ſtecken, was nicht dahin gehörte. — Meine Mutter that, wie die kluge Frau ſagte, und zog bald ein Gebind verwirrtes Garn aus dem Bettſtroh, wovon kein Menſch wuſte,

wie es dahin gekommen war. — Nun muſte meine Mutter das Bett wieder zurecht machen, die kluge Frau legte den Jungen wieder hinein, und von der Stunde an war er ganz ſtill und ſchrie nur noch, wenn er etwas haben wollte. — „Jetzt wollen wir die Hexe, die dem Kinde den Schlaf nimmt, bald heraus haben“, ſagte die kluge Frau, ließ von meiner Mutter Thüren und Fenſter im ganzen Hauſe verſchließen, ging dann mit dem Garn in der Hand in die Küche, ſetzte einen Keſſel mit Waſſer auf das Feuer und fing an das Garn zu kochen. Dieſes hatte noch nicht lange in dem kochenden Waſſer gelegen, als Jemand an unſere Hausthür pochte. Meine Mutter wollte hingehn und öffnen, doch die kluge Frau hielt ſie am Arme feſt und rief: „Bleibe Sie hier! macht Sie auf, ſo geht es uns allen nicht gut!“ Meine Mutter gehorchte und half noch mehr Holz unter den Keſſel legen. Da ward das Pochen immer ſtärker und dann ſchrie es durchs Schlüſſelloch: „Nachbarin, mache Sie doch einmal auf, ich habe ihr ja etwas ganz Dringendes zu ſagen!“ Da merkte meine Mutter an der Stimme, daß es die Bökerſche war, rührte ſich deshalb nicht vom Platze, ſondern warf noch immer mehr Holz unter den Keſſel. In dieſem ſchrie und pfiff es, als wenn lauter Heimchen drin wären. — Auf einmal hören wir hinten auf dem Hofe am Kammerfenſter ein Kratzen und ein Gewinſel, und was iſt es? Nichts anders als die Bökerſche, die in ihrer Angſt ins Kammerfenſter ſteigen wollte und erbärmlich ſchrie: „Nachbarin, ich bitte Sie um Gotteswillen, nehme Sie doch nur einen Augenblick das Feuer unter dem Keſſel weg! Ich muß ja ſterben und verderben!“ — „Stirb und verdirb in des Teufels Namen, du Hexe!“ rief ihr meine Mutter zu und warf einen ganzen Arm voll Holz unter den Keſſel. Da fiel die Bökerſche auf den Miſt, kroch auf allen Vieren zu Hauſe und war nach einigen Tagen todt. Am ganzen Körper aber hatte ſie Brandblaſen.

3. Der Beſitzer eines großen Ackerhofes in Drüber hatte zwölf milchende Kühe, hätte alſo Butter die Hülle und die Fülle davon bekommen müſſen. Statt deſſen hatte er aber gar keine; denn niemals wollte es Butter geben, und wenn auch noch ſo lange gebuttert wurde. Endlich gingen die Leute zum Scharfrichter und fragten den um die Urſache. Dieſer ſagte, „an den Kühen wäre etwas gethan“, ſie ſollten nur Rahm abnehmen,

diesen in die Pfanne thun und so aufs Feuer setzen und braten: dabei müßten sie aber alle Thüren und Fenster sorgfältig zumachen und niemand ins Haus lassen. Dieß geschah auch ganz so. Der Mann und die Frau wollten nicht dabei sein, sondern gingen vorher aus dem Hause zu ihren Verwandten. Die Knechte und die Mägde aber machten das ganze Haus fest zu und setzten dann den Rahm aufs Feuer, wobei sie das Holz nicht sparten. Nach einer kleinen Weile kam die Frau, welche das Beheren gethan hatte, vor das Haus, rief ganz ängstlich und verlangte eingelassen zu werden. Als aber nicht aufgemacht wurde, sprang sie wie unsinnig an den Fenstern in die Höhe, um so ins Haus zu kommen, doch vergeblich. Mittlerweile hatte sich der Großknecht mit einer Peitsche versehen und damit durch die Stallthür hinaus geschlichen. Dieser sprach zu der Here: «nun wissen wir, wer den Rahm behert hat!» und peitschte sie unbarmherzig, so daß sie halbtodt liegen blieb. Von der Zeit an bekam der Bauer von dem Rahm auch wieder Butter.

4. Einem Manne in Wulften starb ein Pferd, ohne daß er erfahren konnte, wie es zuging. Der Abdecker, dem er das klagte, sagte ihm, daß ohne Zweifel eine Here den Tod des Pferdes bewirkt habe; aber er wolle schon herausbringen, welche es sei. Als er hierauf das Pferd abdeckte, murmelte er bei seinem Geschäfte immerfort, bis die Here an den Zaun kam. Da warf er Lunge und Leber des todten Pferdes dem Bauern hin und wies darauf hin, ohne ein Wort dabei zu sprechen. Der Bauer wuste nicht, was er damit anfangen sollte; die Here ging darauf wieder fort. Nachher sagte der Abdecker zu dem Bauern: «Hättest du die Lunge und Leber des Pferdes mit einem Bindfaden durchzogen und in den Rauch gehängt, so wäre der Here allmählich das Herz vertrocknet.»

194.

Bekenntnis einer Hexe.

Die bekannte Here Hobein in Wulften hatte es den Bauern doch zu arg gemacht und diese beschlossen endlich sie zu verbrennen. Als ihr das angekündigt wurde, schrieb sie sofort an ihren Sohn, der zu der Zeit unter den Soldaten war, um von ihm,

wo möglich, Hülfe zu bekommen. Dieſer beſtieg auch nach Empfang des Briefes ſogleich ſein Pferd und eilte nach Wulſten. Die Bauern aber zögerten nicht lange und brachten die Hobein auf den Anger zum Scheiterhaufen. Gerade in dem Augenblicke, als derſelbe angezündet wurde, kam der Sohn an. Man erzählte ihm, weshalb ſeine Mutter verbrannt werden ſolle; da war er ſofort wieder zur Abreiſe bereit, und ſprach zu ſeiner Mutter: „nie hätte ich geglaubt, daß ich eine ſo ſchlechte Mutter hätte, welche des Teufels Künſte triebe.“ Dieſe antwortete ihm, als ſie kaum noch ſprechen konnte: „eine brave Mutter hatteſt du, welche dich das Hexen nicht lehren wollte und deshalb jeden Mittag zwiſchen 11 und 12 unter einer Brücke von dem Teufel mit eiſernen Drahtruthen gepeitſcht wurde. Als alles das mich nicht bewegen konnte deine Seele dem Teufel zu verſchreiben, verließ er mich und ſo bin ich den Bauern in die Hände gefallen.“

195.

Die Walpurgisnacht.

1. Eine Frau in Lüthorſt hielt ſich mit einem Dragoner, der bei ihr im Quartiere lag, und pflegte ihn aufs beſte. Da ſie immer ſo viel Geld hatte, ſo fragte der Dragoner ſie einſt, woher ſie das viele Geld bekomme? Sie ſagte ihm darauf, wenn er ſie in der Walpurgisnacht begleiten wolle, ſo ſolle er auch ſo viel haben, daß es in ſeinem Leben nicht zu Ende ginge. Er willigte ein. In der Walpurgisnacht weckte ſie ihn um elf Uhr und führte ihm dann ein recht mageres Kalb vor, worauf er ſich ſetzen muſte. So wie er ſich aufgeſetzt hatte, ſchlug ſie das Bein um einen Beſen und ritt ſo im Galopp voran, das Kalb immer hinterdrein. Nach kurzer Zeit kamen ſie auf einem Kreuzwege an, wo eine große Verſammlung von lauter Weibern war. Die einen kamen auf Ziegenböcken angeritten, andere auf Gänſeküchlein, andere auf Hühnern, wieder andere auf Flachsbrechen (ribbebräken) u. ſ. w. Als es zwölf ſchlug, war alles vorbei. Die beiden kehrten auf dieſelbe Weiſe zurück, wie ſie gekommen waren: Der Dragoner hatte ſich aber auf dem Kalbe ſo zu Schanden geritten, daß er acht Tage lang nicht auf dem Pferde ſitzen konnte. Er wollte nun mit der Sache nichts weiter zu thun haben und bekam daher auch kein Geld.

2. Ein Mädchen, welches eine Hexe war, hatte einen Bräutigam. Dieſer war neugierig einmal zu ſehen, was die Hexen auf dem Brocken machten, und bat deshalb ſeine Braut ihn mitzunehmen, wenn ſie in der Walpurgisnacht dorthin ritte. Sie verſprach es ihm auch, und ſagte ihm, er möchte ſich nur mit auf ihr Pferd ſetzen; jedoch dürfe er kein Wort ſprechen, ſonſt könne er nicht mit und müſſe liegen bleiben. In der Walpurgisnacht ging nun das Mädchen mit ihm in den Stall, worin ein kleines Kalb ſtand, und beſtieg dieſes; er ſetzte ſich hinten darauf; dann ſprach ſie einige Worte, und ſofort lief das Kalb mit den beiden in der größten Geſchwindigkeit nach dem Brocken. Auf dem Brocken brannten viele große Feuer, die Hexen aber tanzten, aßen und waren ſehr fröhlich. Als ſie fort wollten, ſetzte ſich der Knecht wieder mit ſeiner Braut auf das Kalb, und ſogleich rannte dieſes davon. Unterwegs kamen ſie an ein großes Waſſer; das Kalb ſprang aber mit einem Sprunge hinüber. Da vergaß der Knecht die Warnung ſeiner Braut und ſagte: „das iſt ein gewaltiger Sprung für ein ſo kleines Kalb.“ Kaum hatte er das geſagt, ſo fiel er auch ſchon hinten ab; das Mädchen ritt weiter, er aber muſte zu Fuß nach Hauſe zurückkehren.

3. Ein Schmied hatte eine Frau, die bei den Leuten in dem Verdachte ſtand eine Hexe zu ſein. Man hatte dem Manne mehrmals geſagt, daß ſeine Frau eine Hexe ſei, doch er wollte es nicht glauben. Zuletzt beſchloß er ſich von der Sache zu überzeugen. Als nun der letzte April gekommen und die Walpurgisnacht vor der Thür war, ſagte er zu ſeiner Frau, er müſſe in der nächſten Nacht ein Stück Arbeit machen, wobei ſie ihm helfen müſſe. Dieſe weigerte ſich und ſagte, ſie habe ſich den Tag über müde gearbeitet; doch er ließ nicht ab und ſie muſte wider ihren Willen den Blaſebalg treten. So arbeiteten ſie bis gegen elf Uhr, da erklärte die Frau, ſie könne nicht mehr; der Mann aber ließ ſich nicht irre machen. Als nun die Glocke elf ſchlug, da ſchlief die Frau ein. Jetzt gab der Mann der ſchlafenden eine Ohrfeige, doch ſiehe! es war ein Strohwiſch.

4. Ein Bauer in Wulften erbte von ſeinem Vater eine Egge. In der Walpurgisnacht nahm er dieſelbe und ging damit in die „Wört,“ legte ſie auf einen Kreuzweg und trat hinein. Nachts elf Uhr kamen die Hexen vorbei; eine von ihnen, die auf einem Beſenſtiele ritt und ein Beil in der Hand hatte, ſagte im

Vorbeireiten: »Hier ſteht ein Baumſtumpf (stûke), da will ich mein Beil hinein hauen.« Damit hieb ſie ihm das Beil in die Lende und ritt weg. Der Mann ging nach Hauſe, konnte aber das Beil nicht herausreißen; auch kein Arzt war dazu im Stande. In der Walpurgisnacht des nächſten Jahres ging nun der Mann wieder dahin; dieſelbe Here kam wieder vorbei und ſagte: »der Stumpf ſteht hier noch, ich will mein Beil herausnehmen, aber ein anderes Mal ſteht der Stumpf nicht wieder da.«

196.

Katzen ſind Hexen.

1. Ein Kaufmann in Wulften hatte eine Katze. Dieſe kam jeden Mittag, wenn er Fleiſch aß, zu ihm und ſtreckte die Pfote nach einem Stück aus; er gab ihr dann jedes Mal ein Bißchen. Eines Mittags war er gerade ärgerlich, und als nun die Katze wieder die Pfote nach dem Fleiſche ausſtreckte, hieb er mit dem Meſſer darnach. Die Pfote fiel ab und es war ein Menſchenfinger; zu gleicher Zeit aber ſtand ſeine Nachbarin, die bekannte Here Hobein, vor ihm, ſchrie vor Schmerz ganz jämmerlich und bat ihn, er möchte ihr doch den Finger wiedergeben. Er that dieß. Nun nahm die Here den Finger, blies einmal zu und der Finger ſaß wieder feſt.

2. Ein Soldat, der auf Poſten ſtand, wurde jede Nacht von einer Schaar Katzen umſchwärmt und durch ihr Geſchrei ſo in Angſt und Schrecken geſetzt, daß er es nicht mehr aushalten konnte. Er klagte daher ſeine Noth einem alten Unterofficier. Dieſer gab ihm den Rath, wenn er wieder von ihnen beläſtigt würde, tüchtig um ſich zu hauen und wo möglich eine der Katzen zu verwunden; vor allen Dingen aber müſſe er ſuchen ein abgehauenes Glied in ſeine Gewalt zu bekommen. Als nun die Katzen wieder heulend um ihn herumſprangen, hieb er tüchtig um ſich, und ſchlug einer Katze eine Vorderpfote ab, die er ſogleich beiſteckte. Nachdem die Katze vergeblich verſucht hatte ihm die Pfote wieder zu entreißen, entfloh ſie endlich unter fürchterlichem Geheul. Der Soldat aber war nicht wenig erſtaunt, als er am anderen Morgen eine Menſchenhand hervorzog. Nun wurde nachgeſucht, und man entdeckte ein altes Weib, dem die eine

Hand abgehauen war. So wurde ſie als Hexe erkannt und dann beſtraft.

3. In Edesheim iſt eine Straße, die Kattensträte genannt, und daran wieder ein Haus, welches noch jetzt dat Kattenhüs heißt. In dieſem Hauſe wohnte vor Zeiten ein einzelner Mann. Eines Abends wollte dieſer ſein Abendbrot kochen und hatte zu dem Ende einen Keſſel mit Brei aufgeſetzt. Mit einem Male kam eine Katze vor die Thür und gab durch ihr klägliches Winſeln zu erkennen, daß ſie gern herein wolle. Der Mann öffnete die Thür und ſagte: „kum kättgen un warme dek!“ Bald darauf kam eine zweite Katze vor die Thür und dann eine dritte. Da ſprach die zweite zu der dritten: „kum kättgen, warme dek, segt Hanjörgen ăk vor mek.“ So kamen nach und nach acht Katzen in die Stube und ſetzten ſich um den Ofen herum. Der Mann hatte ſie alle eingelaſſen. — Als ſie nun beiſammen waren, ſprach die eine Katze zu der anderen: „wenn de gräte kümt, sau wil wer an.“ Der Mann aber hörte das, nahm darauf den Löffel mit dem heißen Brei und ſchleuderte dieſen den Katzen in die Augen; zugleich hieb er mit einem großen Meſſer unter ſie und mehreren die Pfoten ab. Am anderen Tage waren viele Frauen im Dorfe krank; einigen waren die Hände oder Füße abgehauen, andere waren völlig blind.

4. In einem Dorfe hatte ein Bauer mit ſeiner Frau lange glücklich gelebt. Mit einem Male ſtarb raſch hinter einander ſein ganzes Vieh; kaufte er auch neues wieder und fütterte er daſſelbe auch noch ſo gut, es half ihm nichts, es ſtarb dennoch bald. So wurde er nach und nach arm und hatte zuletzt nur noch ſehr wenig. Da kam eines Tages ein armer Mann zu ihm und ſprach ihn um ein Almoſen an. „Ich habe ſelbſt nicht viel mehr“, ſagte der Mann, „ich weiß nicht, wie es zugegangen iſt.“ Und nun erzählte er dem Bettler alles und nahm ihn in Rath. „Ihr müßt mir erlauben“, erwiederte darauf der Bettler, „daß ich mich dreimal hinter einander Nachts in eueren Pferdeſtall lege, dann will ich euch helfen.“ Man erlaubte das gern. In der Nacht kamen außerordentlich viele Katzen zwiſchen die Pferde und quälten dieſelben auf die ſchändlichſte Weiſe. Er ſah das zwei Nächte ruhig an und ließ ſie gewähren. In der dritten Nacht aber nahm er einen Knittel und ſchlug mit aller Kraft dazwiſchen; auch gelang es ihm der einen Katze mit einem Beile,

welches er gefaßt hatte, eine Pfote abzuhauen. Die Katze ſchrie jämmerlich, und alsbald waren alle verſchwunden. Er hob die Pfote auf und es fand ſich, daß es eine Menſchenhand war. Am anderen Morgen erzählte der Mann dem Bauern alles, was in der Nacht vorgefallen war, und zeigte die Hand vor, welche ganz ſchwarz war. Er fügte dann den Rath hinzu, er ſolle jetzt das ganze Haus zuſchließen und alle Löcher ſorgfältig verſtopfen. Es werde dann ſeine alte Nachbarin vor das Haus kommen, laut ſchreien und ihn bitten, das Haus aufzuſchließen, ſie wolle dies oder das borgen; er ſolle das aber nicht thun. Er wolle die Hand in einen Keſſel thun und ſie darin kochen; wenn aber die Thür geöffnet würde, ſo würde das alte Weib ihre Hand ſchnell aus dem Keſſel nehmen, und dann hülfe alles nichts. Wie der Bettler geſagt hatte, ſo geſchah es auch. Die alte Frau kam vor die Thür und ſchrie jämmerlich, der Mann machte aber nicht auf. Der Bettler kochte unterdeſſen die Hand fortwährend und ſagte dann zu ihm, nun möge er einmal in das Haus ſeines Nachbars gehn und ſehen, was die Frau mache, — denn ſie war, als ihr alles Schreien nichts half, endlich fortgegangen. Er that das auch und fand die Frau im Bette liegend und im Sterben. Der Bettler aber kochte immer zu, und wie er kochte, ſtarb die Frau nach und nach. Nach ihrem Tode wurde der Leichnam auf den Rath der anderen Bauern auf einem Scheiterhaufen verbrannt.

197.

Die ſchwere Gans.

Ein Nachtwächter in Hildesheim ſah, als er eben bei der Andreaskirche die Zwölfe ausgebracht hatte, auf der Kirchhofsmauer eine große fette Gans ſitzen. Da dachte er: „wenn du keinen Herrn haſt, will ich dein Herr ſein,“ nahm die Gans unter den Arm und trug ſie nach ſeinem Hauſe. Unterweges wurde ſie immer ſchwerer und ſchwerer, ſo daß er ſie kaum bis zu ſeiner Wohnung ſchleppen konnte. Er rief nun ſeine Frau, welche mit ihm die ſchwere Gans in den Schweineſtall brachte. Hierauf verriegelten ſie die Thür und freuten ſich nun beide auf den leckern Braten. Am andern Morgen ſtand der Nachtwächter ganz früh

auf, wetzte ſein Meſſer und ging vor den Schweineſtall um die Gans zu ſchlachten: aber er erſchrak ſehr, als er ſtatt der Gans ein altes Weib darin fand, die ihn wie mit Katzenaugen grimmig anſah. „Warte, Du Dachhere (dâkhexe)!“ rief der Nachtwächter, als er ſich von ſeinem Schrecken etwas erholt hatte, nahm eine Miſtgabel und warf damit die Here über den Zaun. „Siehſt du,“ ſagte ſeine Frau, „unrecht Gut gedeihet nicht!“ „Das iſt wahr,“ ſagte der Mann, und hat nie wieder eine Gans von der Kirchhofsmauer mitgenommen. Wenn er aber Nachts dort eine ſitzen ſah, ſo ſchlug er ein Kreuz und machte, daß er fortkam.

198.

Der Werwolf.

Gewiſſe Leute können ſich vermittelſt eines umgelegten Gürtels, der aus der Haut eines Gehängten geſchnitten iſt und durch eine Schnalle mit ſieben Zungen zuſammen gehalten wird, in einen Wolf verwandeln. Ein ſolcher Wolf heißt Werwolf (hörwulf): er iſt ſchwarz und von der Größe eines mittelmäßigen Kalbes. Schlägt man den Werwolf gerade dahin, wo die Schnalle ſitzt, und dieſe ſpringt auf, ſo ſteht der Werwolf als nackter Menſch da.

1. Auf der Erichsburg ſollte eine Menge alter Sachen, die auf einer Kammer aufbewahrt wurden, von Amts wegen verkauft werden. Darunter befanden ſich alte Jagdgewehre, die den Wilddieben abgenommen waren, aber auch mehrere Werwolfsgürtel. Des Amtmanns Bedienter ſollte nun die Sachen, darunter die Gürtel, herunterholen. Zufällig kam er mit einem andern Manne darüber in ein Geſpräch, ob es wirklich möglich wäre ſich durch Umlegen eines ſolchen Gürtels in einen Werwolf zu verwandeln. „Das will ich bald wiſſen,“ ſpricht er, läuft hinauf und ſchnallt einen ſolchen Gürtel um. Alsbald ward er zum Wolf und lief als ſolcher nach Hunnesrück. Der Amtmann, dem das auf der Stelle gemeldet ward, ſetzte ſich ſogleich aufs Pferd und eilte ihm nach. Ueber Hunnesrück auf dem Bruche holte er ihn ein. Kaum hatte ihn der Wolf erblickt, als er auch ſchon das Pferd anfiel; der Amtmann aber, der ein gutes Schwert bei ſich hatte, hieb zu und ſchlug den Wolf gerade über den Rücken.

Glücklicher Weise hatte er die Schnalle getroffen, so daß der Gürtel aufsprang. In demselben Augenblicke stand der Bediente wieder vor ihm.

2. Ein Mann in Großen-Schneen stand in dem Verdachte sich in einen Werwolf verwandeln zu können. Eines Abends begegnet dem Nachtwächter hinter der alten Schenke in einer schmalen Gasse ein Werwolf. Der Nachtwächter hält ihn Anfangs für einen Hund und will ihn fortjagen; darauf kommt aber der Werwolf auf ihn zu und faßt ihn an. Indem er sich nun so mit diesem herumbalgt, fällt ihm ein, was er in seiner Lage zu thun habe. Er bemüht sich also dem Werwolfe mit seinem Stocke unter den Leib zu schlagen, da wo diesem die Schnalle am Gürtel sitzt. Es gelingt ihm auch die Schnalle aufzuschlagen und sogleich steht statt des Werwolfes jener Mann nackt vor ihm. Am anderen Tage war der Mann, der sich in einen Werwolf verwandelt hatte, todt.

3. Ein Mann in Edemissen hatte einem anderen Bauern geholfen öwet zu dreschen. Als er am Abend weggeht, nimmt er seinen Tagelohn, ein Bund öwetströ, mit. Unterwegs begegnet ihm ein Mädchen mit dem Spinnrade; diese erkennt in ihm einen Werwolf und läuft weg, wobei sie mit dem Spinnrade fällt und dieses zerbricht. Doch soll sie sich geirrt haben, indem es sich herausstellte, daß nicht dieser Mann, sondern eine Frau aus dem Dorfe der Werwolf war.

4. Einst war ein Mann von Erichsburg nach Lüthorst gegangen, um hier eine Spinnstube zu besuchen. Indem er eben über eine Hecke steigt und schon mit dem einen Fuße hinübergetreten ist, springt plötzlich ein großer Werwolf hervor und reißt ihm unter dem anderen Fuße vom Stiefel den Absatz weg.

5. In Lauenberg wohnte ein starker Mann, Namens Bowe. Derselbe ging einst mit der Art durch den Burghals nach dem Stapelberge um dort Holz zu fällen. Da kommt ein Werwolf auf ihn zu und will ihn zerreißen; er aber faßt ihn mit der linken Hand vor die Brust und schlägt ihn mit der rechten mit der Art vor den Kopf, so daß er gleich todt hinstürzte. Dann zieht er ihm das Fell ab.

6. Eine halbe Stunde von Hildesheim liegt das Dorf Ochtersum; da war es vor der westphälischen Zeit nicht richtig. Die Hildesheimer Bürger, welche oft noch spät mit einer Ladung Holz

auf dem Schiebkarren aus dem Wole (dem Hildesheimer Walde) kamen, hielten sich dicht zusammen, wenn sie unten am Steinberge vor dem Dorfe waren; denn da war schon manchem etwas begegnet. Einmal kam auch ein Bürger bei Nacht aus dem Wole, der war sehr vermessen und fuhr mit seinem Schiebkarren allen andern »Holzgängern« voraus. Seine Frau aber, die einen rothen, wollenen Rock an hatte, war ihm entgegengegangen um ihm zu helfen: sie spannte sich vor den Schiebkarren und zog wacker, so daß ihr Mann nicht so schwer zu schieben hatte. Als die beiden Eheleute nun dicht bei Ochtersum waren, da wo die alten Weiden an dem Bache stehen, sprang auf einmal ein abscheuliches Gethier hinter einer Weide hervor und packte die Frau in ihren rothen Rock. Jesus, Maria und Joseph! schrie die Frau. Da ließ das Gethier die Frau los und wollte den Mann anfallen; dieser aber nahm sein Beil aus dem Gürtel und hieb dem Gethier in die Vorderpfote. Da lief das Unding laut heulend davon; die erschrockenen Eheleute aber konnten deutlich sehen, wie es ins Dorf humpelte. Im Dorfe fingen nun die Hunde so an zu bellen und zu heulen, daß man seit Menschengedenken nicht einen solchen Lärm gehört hatte. Den andern Tag ging der Hildesheimer Bürger zu einem Kapuziner, der mehr als Brot essen konnte, und erzählte, wie es ihm und seiner Frau gestern vor Ochtersum ergangen sei. Da nahm dieser den Mann mit nach dem Dorfe und ging mit ihm in den Krug. Der Kapuziner fragte die Krügerin, wie es mit der Gesundheit stände und ob alles munter im Dorfe sei. — Da sagte sie: »es ist so weit alles munter, aber meinem Manne ist vorige Nacht eine Sense in den Arm gefallen, deshalb liegt er oben im Bette.« — »Nun, da müssen wir doch einmal sehen, was er macht,« sagte der Kapuziner und ging mit dem Hildesheimer Bürger auf die Kammer, wo der kranke Wirth lag. Der wollte aber seinen Arm nicht zeigen, wurde bitterböse und wies den beiden Leuten in seiner Wuth die Zähne. — »Siehst du, da haben wir den Spitzbuben!« rief jetzt der Bürger, »da sitzt dem Bösewicht noch die rothe Wolle, die er meiner Frau aus dem Rocke gerissen hat, zwischen den Zähnen!« — Nun wuste man, daß der Krüger ein Werwolf war und schlug ihn todt.

7. Im siebenjährigen Kriege war in dem Dorfe Ober eine Schutzwache von sieben Mann. Diese lagen in einem Bauer-

hauſe im Quartiere und ſchliefen auf einer Streu, welche in der Stube bereitet war. In derſelben Stube ſtand auch das Bett, worin der Bauer mit ſeiner Frau ſchlief, und davor eine Wiege mit einem kleinen Kinde. In der Nacht bemerkte die Frau, wie einer von den Soldaten ſich von der Streu erhob, einen Gürtel umlegte und ſo ſich in einen großen Wolf verwandelte. Als ſolcher kam er an die Wiege und wollte das Kind packen, um es aufzufreſſen; doch ehe er das thun konnte, hatte die Frau ſchon ihr Kind gefaßt, es über ihren Mann hingereicht und an die Wand gelegt, wo es in Sicherheit war. Darauf ſchlich der Werwolf wieder zu der Streu, that den Gürtel ab und legte ſich nieder. Als einige Tage darauf die Schutzwache abzog, kam der Soldat, welcher ein Werwolf war, und bat die Frau um etwas auf den Weg. Sie gab ihm, in der Erinnerung an jene Nacht, ſehr reichlich.

8. Mehrere Mäher, unter denen auch ein Lüthorſter war, mähten Nachts vor Amelſen eine Wieſe. Als ſie damit fertig waren (as se se âwe hebbet), legten ſie ſich nieder, um zu ruhen, und bald ſchienen alle zu ſchlafen. Es weidete aber nicht weit von ihnen eine Stute mit ihrem Füllen; auf dieſes hatte es der Lüthorſter, der ein Werwolf war, abgeſehen. Leiſe erhob er ſich alſo, verwandelte ſich vermittelſt eines umgelegten Riemens in einen Wolf, ſtürzte als ſolcher auf das Füllen los, zerriß es und fraß es auf. Dann verwandelte er ſich wieder in einen Menſchen und legte ſich zu den anderen, als wenn nichts vorgefallen wäre. Dieſe hatten aber nur ſo gethan, als ob ſie ſchliefen, und alles mit angeſehen. Als ſie ſpäter mit einander nach Hauſe gingen, klagte der Lüthorſter fortwährend über Leibweh. Als er ſich nun von den übrigen trennte, ſprachen dieſe, er ſolle das Füllen aus dem Leibe gelaſſen haben, ſo hätte er jetzt kein Leibweh. „Das hättet ihr mir eher ſagen ſollen, dann wollte ich euch etwas erzählt haben“ entgegnete grimmig der Lüthorſter.

199.

Das Schlangenei.

In der Mittagsſtunde läßt ſich an ſonnigen Plätzen die ſog. Schlangenkönigin ſehen. Es iſt dieß eine Schlange mit einer

goldenen Krone auf dem Haupte, die über dem Schlangenei liegt, welches sie mit funkelnden Augen bewacht. Wo sie gesehen wird, da findet sich ein Schatz, dieser kann aber erst dann gehoben werden, wenn die Schlange zuvor bewältigt ist, was nur mit großer Mühe geschehen kann.

200.

Die Schlangenkrone.

Eines Tages traf ein Mädchen in dem Walde eine snäke an, die eine goldene Krone auf dem Kopfe hatte. Da sie nun wuste, daß die snäken, wenn man ein goldenes Tuch vor ihnen hinlegt, die Krone sogleich darauf legen, so nahm sie ihr rothes Tuch ab und breitete es vor dem Thiere aus. Sobald die snäke das sah, legte sie augenblicklich ihre Krone auf das Tuch und „spielte vor Freude herum.“ Das Mädchen ergriff rasch die Krone und lief damit weg; sie war aber noch nicht weit gekommen, als schon die snäke hinter ihr her kam. Bald hatte das Ungeheuer das Mädchen eingeholt und zerriß es.

201.

Die Snäke.

Eine Frau, deren Mann schon lange todt war, hatte eine einzige Tochter. Anfangs war das Kind gesund und stark, so daß die Mutter ihre Freude daran hatte. Die Frau ging aber öfters aus und setzte dann jedesmal dem Mädchen zwei Schalen mit Milch hin, in welche sie Brot gebrockt hatte. Kam sie wieder nach Hause zurück, so fand sie zwar jedes Mal die Milch und das Brot ausgegessen, aber anstatt daß nun das Mädchen hätte immer stärker werden müssen, fing dieses mit einem Male an abzumagern und wurde zuletzt leichenblaß. Die Mutter konnte sich das gar nicht erklären. Eines Tages setzte sie nun dem Mädchen wieder zwei Schalen voll Milch hin und that, als ob sie fortginge; statt aber, wie sonst, fortzugehn, blieb sie draußen stehn und schaute durch das Fenster. Da sah sie bald, wie sich die Kammerthür öffnete und eine ungeheuere snäke hereinkam und

die Milch ausfraß. Kaum hatte ſie das geſehen, ſo eilte ſie in die Stube, allein das Thier war ſchon wieder verſchwunden. Von dieſer Zeit an ließ die Mutter ihr Kind nie mehr allein, und es dauerte nicht lange, ſo war das Mädchen wieder zu Kräften gekommen.

202.

Die Unken.

Die Unken flechten den Pferden Nachts, wenn ſie ſchlafen, die Mähnen in ordentliche Flechten, die kein Menſch wieder entwirren kann. Nur guten Pferden machen ſie Flechten, an ſchlechte kommen ſie niemals. Man darf nicht verſuchen die Flechten wieder los zu machen, ſonſt ſtechen die Unken den Pferden die Augen aus.

203.

Die geſpenſtiſche Glucke.

Auf einem Anger zwiſchen Andershauſen und Kuventhal läuft Nachts zwiſchen 11 und 12 Uhr eine Glucke mit einem Haufen glühender Küchlein umher. Man hält ſie für verwünſchte Menſchen.

204.

Geiſt in Geſtalt eines Hundes.

1. Bei Oldendorf geht Nachts an der Ilme ein großer ſchwarzer Hund, mit glühenden Augen, ſo groß wie ein Becken. Das Volk nennt ihn den Fiſchhund. Das iſt ein Fiſchmeiſter geweſen, welcher ſich, als ſein Ende herankam, wünſchte nach ſeinem Tode ewig fiſchen zu können. Einſt wollte ein Mann aus Oldendorf Nachts nach Holtenſen gehn, um dort ſeine Braut zu beſuchen. Auf dem Kirchwege begegnet ihm der Fiſchhund. Er ſchlägt mit ſeinem Stocke nach ihm, da ſtellt ſich dieſer auf die Hinterbeine, richtet ſich hoch empor und gibt ihm eine ſo ge-

waltige Ohrfeige, daß er ohnmächtig zu Boden ſtürzt. Der Mann wurde von dem Schreck erſt krank und zuletzt wahnſinnig (wirre).

2. Ein Oberjägermeiſter Namens Melk ſoll die Sülbecker Saline gebaut haben. In der Amtswohnung des Oberinſpectors hängt ſein Bild auf der Hausflur. Nähme man das Bild von da weg, ſo würde er ſpuken; ſo lange dieſes aber da hängt, ſpukt ſtatt ſeiner ein ſchwarzer Hund, ſo groß wie ein Rind. Dieſer geht Abends am Salzgraben hinauf. Einſt begegneten ihm junge Burſchen aus Sülbeck; in der Meinung, daß es ein gewöhnlicher Hund ſei, warfen ſie nach ihm mit Steinen. Da ſtreckte aber der Hund ſeine große glühende Zunge aus, und die feurigen Augen wurden immer größer. Jetzt ergriff Furcht und Entſetzen die Burſchen und ſie flüchteten Hals über Kopf in ein nahes Haus, deſſen Thür ſie ſchnell hinter ſich verſchloſſen. Kaum hatten ſie das gethan, ſo war auch ſchon der Hund vor der Thür und brüllte wie ein Löwe.

Ein noch lebender Tiſchler aus Sülbeck, der mit einigen anderen Nachts ausgegangen war Obſt zu ſtehlen, kam gerade mit ſeiner Beute daher, als er vor ſich in dem Zaune den Hund ſieht, wie er mit dem Vorderpfoten auf dem Steige liegt. Da der Mann darüber muſte, ſo ſpricht er zu dem Hunde: „Satan, willſt du davon!“ und ſchlägt zugleich nach ihm, trifft ihn aber nicht, ſondern ſchlägt in den Wind. In demſelben Augenblicke aber erhält er ſelbſt eine ſo derbe Ohrfeige, daß er auf der anderen Seite des Salzgrabens liegt und eine halbe Stunde wie todt iſt. Die anderen, worunter ein Bader war, bringen ihn endlich wieder auf und führen ihn nach Hauſe.

3. In Bilshauſen war ein Knopfmacher geſtorben, der im Leben ein böſer Menſch geweſen war. Nach ſeinem Tode lag vier Wochen lang zwiſchen elf und zwölf Uhr ein großer ſchwarzer Hund mit glühenden Augen und glühender Zunge vor der Hausthür und erſchreckte die Vorübergehenden durch ſeinen Anblick. Erſt als der Pfarrer das ganze Haus geweiht und beſprochen hatte, war der Hund verſchwunden.

205.

Prinzeſſin in einen Eſel verwandelt.

Auf der Riſchwieſe bei Wellerſen hat früher ein Schloß ge-

ſtanden. In dieſem lebte eine Prinzeſſin von wunderbarer Schönheit. Ein böſer Geiſt, der zugleich ein Zauberer war, verliebte ſich in ſie und hielt um ihre Hand an, doch ſie wies ſeine Bewerbung zurück. Hierüber erboſt miſchte er ihr einen Trank und verwandelte ſie dadurch in einen Eſel, das Schloß aber verwünſchte er und ließ es da verſinken, wo jetzt die Wieſe iſt. Auf dieſer geht der Eſel noch alle Nacht um. Wer die Prinzeſſin erlöſen will, muß drei Nächte hinter einander auf dem Eſel reiten, was ihm ſehr erſchwert wird und wozu die größte Standhaftigkeit erforderlich iſt. Uebrigens kann es nur einmal im Jahre geſchehen, und zwar im Herbſte. Einſt ging ein Bauer Nachts über die Wieſe, da kam der Eſel daher und fragte ihn, ob er ihn erlöſen wolle. Der Bauer erklärte ſich dazu bereit. Nun ſagte ihm der Eſel, er müſſe drei Nächte hinter einander auf ihm reiten, dabei dürfe er aber kein Wort ſprechen, es möchte geſchehen was da wolle. Als nun der Bauer in der erſten Nacht den Eſel beſtiegen hatte, kam eine Menge kleiner Teufel hinter ihm her, neckten ihn auf jede Weiſe und ſchlugen den Eſel. In der zweiten Nacht kamen ſchon größere Teufel, die ſchlugen und zwickten ihn; doch er blieb ruhig auf dem Eſel ſitzen. In der dritten Nacht war die ganze Wieſe mit Teufeln und Hunden angefüllt; die einen ſtachen, die anderen biſſen ihn. Als ſie gar nicht fort wollten, drehte er ſich zu ihnen um und ſprach: „wollt Ihr wohl nach Hauſe!“ Kaum hatte der Bauer das Wort geſprochen, ſo waren Teufel und Hunde verſchwunden und er ſelbſt befand ſich wieder auf derſelben Stelle, wo er dem Eſel zuerſt begegnet war. Dieſer ſprach zu ihm: „du haſt meine Erlöſung ſchlecht vollbracht; nun muß ich hier noch manches Jahr wandeln, bis ein anderer kommt, der ſeine Sache beſſer macht, als du.“

206.

Das erlöſte Reh.

Ein Jägerburſche aus Mackenſen war nach dem Zwickenbuſche bei Sieversbauſen auf die Jagd gegangen. Hier erblickte er ein Reh und ſchoß darnach; dieſes machte einen Sprung in die Luft und fraß dann ruhig weiter. Er ladet von neuem und ſchießt, glaubt auch jetzt getroffen zu haben, aber das Reh

ſpringt in die Höhe und fängt dann wieder an zu freſſen. Daſſelbe geſchieht, als er zum dritten Male ſchießt. Weil er ſonſt ein guter Schütze iſt, ſo geräth er jetzt in Furcht und geht nach Hauſe. Hier erzählte er den Vorfall einem anderen Jägerburſchen. Dieſer ſagte, ihm wäre ſchon daſſelbe begegnet und es würde dieſes Reh wohl ein verwandelter Menſch ſein; er möchte deshalb das nächſte Mal mit der Kugel drei Brotkrumen einladen, dann werde der Schuß jedenfalls tödten. Bald nachher ſteht wieder daſſelbe Reh vor ihm; erſt ſchießt er darnach wie gewöhnlich, aber das Reh ſpringt in die Höhe und fängt dann wieder an zu freſſen, als wenn nichts vorgefallen wäre. Darauf ladet er ſo, wie ihm geratben iſt und ſchießt zum zweiten Male; als er den Schuß gethan hat, ſtößt das Thier einen Schrei aus wie ein Menſch und ſpricht: „nun bin ich erlöſt.“

Nach einer anderen Erzählung ſtand, nachdem der Jäger den zweiten Schuß gethan hatte, anſtatt des Rehes einer ſeiner Cameraden da, von dem man glaubte, daß er ſich in das Thier verwandelt habe.

207.

Die drei Rehe.

Aus dem Walde, an deſſen Ende die Trümmer der Bramburg hart an der Weſer liegen, ſahen ſchon viele um Mitternacht drei herrliche Rehe heraus kommen, dem Strome zuſchreiten, eins nach dem andern in die Fluthen tauchen und ſchnurgerade durchſchwimmen. Dann verſchwanden ſie dem folgenden Auge in der Richtung nach der Sababurg. — Einſt hatte ein Forſtgehülfe aus einem benachbarten Orte ſich vorgenommen, wo möglich, eins von den drei Rehen zu erlegen. Er begab ſich alſo in der Nacht in die Nähe der Bramburg, wo auch die Rehe zur gewohnten Zeit erſchienen. Aber in dem Augenblicke, wo er ſchießen wollte, ſtand der Hahn der Flinte unbeweglich feſt, er konnte den Finger nicht krümmen und verſank in eine Art Betäubung. Er ſah noch die Rehe dicht bei ſich vorbei kommen und es war ihm, als ob ihre Geſtalten in einen lichten Dunſt über ihnen verſchwämmen und als ob dieſer drei Fräulein von wunderbarer Schönheit einhüllte, in deren Anblick er ſich ganz verlor. Am andern Mittage

fand man ihn nahe bei der alten Burg an eine Eiche gelehnt, das Gewehr im Anſchlage, unbeweglich und wie von einem Starrkrampfe befallen. Erſt nach langem Rufen und Rütteln erwachte er wie aus einem Schlafe. — Später hat er nie wieder Luſt gezeigt nach den drei Reben zu ſchießen und dieſe gehn nach wie vor ihres Weges nach der Sababurg.

208.

Der dreibeinige Haſe.

1. Als einſt die Armee bei Luxemburg ſtand, war ein Soldat auf dem Poſten eingeſchlafen. Er wurde ſchlafend gefunden und zum Spießrutenlaufen verurtheilt. Die Strafe ward an ihm vollzogen und er dabei ſo geſchlagen, daß er bald nachher ſtarb. Ein Korporal, der ſich dabei beſonders unmenſchlich bewieſen hatte, erhielt ſpäterhin ſeinen verdienten Lohn und ſtarb auf eine ſchmähliche Weiſe. Der Soldat aber iſt nach ſeinem Tode in einen dreibeinigen Haſen verwandelt und geht als ſolcher Nachts ruheloſ umher von einem Poſten zum andern, und wo er einen Soldaten auf dem Poſten eingeſchlafen findet, den ſchlägt er mit ſeinen Pfoten, ſo daß er aufwacht. Auf dieſe Weiſe wendet er von den Soldaten die grauſame Strafe ab, die er ſelbſt erlitten hatte.

2. Einſt trieb der Kuhhirt aus Vogelbeck ſeine Kühe an einen Platz nahe bei der Vogelsburg, wohin er ſie nicht treiben durfte. Doch da er das ſchon mehrmals gethan hatte, ohne von dem Förſter dabei ertappt zu werden, ſo war er dreiſt geworden und glaubte es wieder wagen zu dürfen. Er hatte ſich auf den Boden geſetzt, als plötzlich ein dreibeiniger Haſe daher kam, ſich dicht vor ihm hinſetzte und die Vorderpfoten in die Höhe hob, als wenn er ihn ſchlagen wollte. Bei dieſem Anblick hetzte der Hirt ſeinen Hund auf den Haſen, doch dieſer rührte und regte ſich nicht, obgleich er ſonſt gern auf Haſen Jagd machte und ſchon mehrmals einen gefangen hatte. Jetzt ſprang der Hirt ſelbſt auf und jagte den Haſen mit dem Stocke fort. Nach einer kleinen Weile erſchien aber der Förſter und ertappte den Hirten an der verbotenen Stelle. Der dreibeinige Haſe hatte ihn vor dem Förſter warnen wollen.

3. Vor den Geisbenthore in Hildesheim lag vor alten Zei-

ten ein Dorf, das hieß Hohenſen. Dieß Dorf iſt »untergegangen,« doch nennt man noch heute die Gegend, wo es geſtanden hat, Hohenſen und viele Leute haben dort ihre Gemüſegärten. Wenn am Sonntag des Morgens Alles ſo recht ſtill iſt, hört der Schweinehirt oft noch die Kirchenglocken tief unten in der Erde läuten, auch will er darauf ſchwören, daß er einmal die Orgel hörte, als er das Ohr auf die Erde gelegt hatte. — So viel iſt gewis, in Hohenſen iſt's nicht richtig, und jeder der dort ein Kampſtück hat, kann am andern Morgen die Spuren von dem Dreibein eingedrückt ſehen. Einige ſagen das Dreibein ſei ein dreibeiniger Eſel, der gehe zwiſchen zwölf und eins in Hohenſen und dann in die Stadt bis in die kleine Gaſſe an der St. Annenkirche im Poggenhagen. Das Dreibein iſt aber kein Eſel, ſondern ein dreibeiniger Haſe; man muß ſich nur überzeugen und die Spuren genau anſehen. Doch mag uns der liebe Gott davor bewahren, daß wir den Haſen ſelbſt ſehen, denn es iſt dem noch nie gut gegangen, dem das Dreibein begegnet iſt. Wer deshalb des Nachts in Hohenſen nichts zu thun hat, bleibe da weg.

209.

Die ſchwarze Katze.

1. Hinter Salzderhelden, nach Sülbeck zu, liegt eine Wieſe, welche der Käk genannt wird. Einſt ging ein Schlächter in der Nacht zwiſchen 11 und 12 Uhr mit ſeinem Hunde von Sülbeck nach Salzderhelden zurück. Da ſah er plötzlich im Kak ein großes Thier umherlaufen und dann auf ihn zukommen. Nun erkannte er, daß es eine große ſchwarze Katze mit tellergroßen Augen war, und hetzte den Hund darauf. Dieſer ſprang auf das Thier los, lief aber bald mit furchtbarem Geheul zu ſeinem Herrn zurück. Die Katze kam darauf immer näher und ſprang dem Schlächter zuletzt auf den Rücken. Dabei legte ſich ihm ein Nebel vor die Augen, ſo daß er den Weg nicht mehr erkennen kann. So mußte er die ganze Nacht hindurch die Katze im Kak umhertragen; erſt als der Tag graute, ſprang ſie wieder ab und verſchwand. Ganz ermattet kam der Schlächter nach Hauſe zurück.

2. Vor Ebemiſſen befanden ſich früher zwei Hecken, welche »der Katzenbuſch« genannt wurden. Aus dieſem kam allnächtlich

eine ſchwarze Katze hervor und begleitete die vorübergehenden Menſchen bis zum Kruge. Man glaubt, daß die Katze erwartete angeredet zu werden; aber niemals iſt einer der vielen, die ſie geſehen haben, ſo dreiſt geweſen.

210.

Slepetèwe.

1. Meines Vaters Großvater, ein Hausſchlächter, war dem Trunke ſehr ergeben und mishandelte, wenn er berauſcht war, ſeine Frau auf das grauſamſte. Als er ſie einſt wieder mishandelt hatte, rief ſie in ihrer Noth zu Gott, er möchte doch ihren Mann vom Trinken abbringen. Bald darauf — es war kurz vor Weihnachten — war der Mann nach Portenhagen gegangen, um zu ſchlachten. Als er zur Nachtzeit, wie gewöhnlich, betrunken nach Hauſe ging und über den Hainberg kam, lag plötzlich ein großer ſchwarzer Hund auf dem Wege. Bei dieſem Anblick wurde der Mann etwas betroffen, ſagte aber doch vor ſich hin: »vor mir ſollſt du wohl liegen,« und ging um den Hund herum. Er mochte etwa zwanzig Schritte weiter gegangen ſein, da lag derſelbe Hund wieder vor ihm auf dem Wege; abermals ging er um ihn herum. Als er noch eine kleine Strecke gegangen war, lag das Ungethüm wieder vor ihm, und nun ſchritt er darüber hin. Kaum hatte er das gethan, ſo ſaß ihm auch etwas, er wuſte ſelbſt nicht was, auf dem Nacken und drückte ihn durch ſeine Schwere faſt zu Boden. So muſte er das Ding tragen, bis er vor die kleine Brücke auf der Vogtwieſe kam; hier ſprang es ab. Als er zu Hauſe ankam, war er wie aus dem Waſſer gezogen, obgleich es ſo kalt war, »daß die Rinde an den Bäumen knackte.« Er wurde krank und blieb drei Tage ſprachlos, betrank ſich aber von der Zeit an niemals wieder und mishandelte auch ſeine Frau nicht mehr.

2. In Kreienſen begegnete in der Nacht einem jungen Burſchen, der mit mehreren Mädchen aus der Spinnſtube zurückkam, im Dorfe der slepetèwe und ging immer neben ihm her. Dieß verdroß ihn endlich und er ſchlug nach dem Hunde, der ſehr groß und ganz ſchwarz war, mit ſeinem Stocke. Da ward der Hund wüthend und verfolgte den Burſchen mit ſeinen großen glühenden

Augen unabläſſig. Dieſer ward bange und kletterte, weil er ſich vor dem Hunde nicht anders retten konnte, eine Leiter, die an einen Stall gelehnt war, hinauf und ſetzte ſich aufs Dach. Indem ſchlug es Eins, da hörte er den Hund vernehmlich die Worte ſprechen: „sloig et jetzund nich eine, sau brök ek dek hals un beine.“ Damit verſchwand er.

3. Ein Maurergeſell, der ſich in Immenſen verſpätet hatte und bei Nacht von da nach Salzderhelden zurückkehrte, traf, als die Glocke eben zwölf ſchlug, mitten im Bröke, einer ſumpfigen Wieſe, einen großen ſchwarzen Hund mit großen feurigen Augen an, der auf den Hinterbeinen ſaß und ihn unverwandt anſah. So wie der Mann um den Hund herumgeht, dreht ſich auch dieſer im Sitzen immer mit herum, ſo daß er ihn ſtets im Geſichte behält. Der Geſell iſt aber ganz ſtill und ſpricht kein Wort, macht auch keine Miene nach dem Hunde zu ſchlagen, und ſo thut ihm der Hund auch nichts. Als er nun von der Stelle ſchon weit weg iſt, hört er es ein Uhr ſchlagen. Da fällt ihm ein, daß er etwas vergeſſen habe, geht alſo zurück, aber der Hund iſt ſpurlos verſchwunden.

4. Am Wege zwiſchen Daſſenſen und Wellerſen liegt ein Hügel, worauf ſich ein umzäunter Garten befindet. Hier geht Nachts zwiſchen 11 und 12 Uhr ein ſchwarzer Hund. Einſt ging ein Mann des Weges, da fühlt er auf einmal, wie ihm etwas auf den Rücken ſpringt, was wie eine große Laſt auf ihn drückt, ſo daß er unter der Bürde leicht und ihm der Angſtſchweiß hervorbricht. Erſt vor dem Kreuzwege vor Wellerſen ſpringt das unſichtbare Ding wieder ab, und der Mann ſinkt erſchöpft nieder.— Der Vater dieſes Mannes ging einſt auf demſelben Wege in Geſellſchaft eines andern Mannes nach Wellerſen. Bei dem bezeichneten Garten ſieht er den ſchwarzen Hund vor ſich dahin gehn, während ſein Gefährte nichts ſieht; — denn nicht jedem iſt die Gabe gegeben geſpenſtiſche Weſen zu ſehen. Als dieſer aber über die linke Schulter des andern ſieht, da erblickt er auch den ſchwarzen Hund.

211.

Der Klimperhund.

In dem Dorfe Löwenhagen und der Umgegend behaupten

viele den ſogenannten Klimperhund geſehen zu haben. Man hört erſt die Glocke, welche er am Halſe trägt, aus der Ferne; dann kommt der Hund näher, läuft dicht bei dem Menſchen vorbei und nach einem Hügel in der Gegend, wo er ſich hinſetzt, eine Weile kläglich heult, darauf in einer andern Richtung fortläuft und endlich verſchwindet. Er erſcheint denen am erſten, die ihn am meiſten fürchten, iſt aber nicht bösartig.

Ein wohlhabender Bauer in Löwenhagen hatte ein Kalb aufgezogen. Einſt ſah er in der Abenddämmerung daſſelbe zu ſeinem Erſtaunen auf dem Hofe umhergehn. Er rief ſeine Leute herbei, und dieſe machten Anſtalt das Kalb wieder in den Stall zu bringen. Aber wie erſtaunten ſie, als ſie plötzlich den Ton des Glöckchens vernahmen! — es war der Klimperhund.

Drei Männer machten auf einer Wieſe Heu. Gegen Abend hatten ſie daſſelbe zu Schobern gehäuft, weil ſie fürchteten, es möchte über Nacht ein Gewitter kommen. Zufällig unterhielten ſie ſich über den Klimperhund, als ſie auf einmal in der Ferne das bekannte Glöckchen vernahmen. Um ſich vor dem Hunde zu ſchützen, verbargen ſie ſich in den Heuhaufen. Der Hund kam heran, ging zu jedem der Heuhaufen, ſah den Mann, der ſich darin verbargen hatte, mit großen Augen an, lief aber darauf zu ſeinem Hügel, wo er verſchwand.

Eine Frau hatte Kohl vom Felde geholt. Als ſie eben mit ihrer Tracht über einen Steg ſchreiten wollte, kam der Klimperhund an, lief »durch ſie« hin, ohne ſie jedoch zu berühren oder ihr ein Leid zu thun.

212.

Der ſchwarze Hund.

1. Auf dem Wege von Kuventhal nach dem Kuventhaler Thurme befindet ſich eine Brücke. Auf dieſer Brücke ſteht zur Nachtzeit ein ſchwarzer Hund mit einer weißen Bläſſe. Wer hinübergeht und das Geſicht nicht abwendet, ſo daß ihm der Hund ins Auge ſieht, der muß in einem Jahre ſterben.

2. Menſchen, die Mittags zwiſchen 11 und 12 Uhr geboren ſind, ſehen, wenn ſie Nachts den Weg von Daſſenſen nach Welterſen gehn, einen großen ſchwarzen Hund mit glühenden Augen

neben ſich herlaufen. Zugleich hören ſie das Rollen eines mit Ochſen beſpannten Wagens ganz deutlich, können ihn jedoch nicht ſehen.

213.

Der weiße Hund.

Ein Mann, deſſen Mutter ſo ſchwer krank war, daß er ihr baldiges Ende erwarten muſte, hörte in der Nacht — es mochte 12 Uhr ſein — im Hofe ein ſtarkes Geräuſch, wie wenn Pferde mit einem Wagen wild umherrennen. Er ging alſo hinaus, um zu ſehen, was da wäre, ſah jedoch nichts. Als aber das Geräuſch vorbei war, ſah er eine weiße Geſtalt, wie einen weißen Hund von mittlerer Größe, vor dem Fenſter hin und her laufen und wimmern. Er lockte ihn, doch der Hund hörte nicht darauf; dann wollte er ihn ſchlagen, traf aber nicht. Als er wieder ins Haus gegangen war, fand er ſeine Mutter todt.

214.

Andere Geſpenſterthiere.

1. Auf dem Waſeberge zwiſchen Hollenſtedt und Stöckheim geht ein Bär mit großen Tatzen um; an ſeinem plumpen Auftreten kann man ihn erkennen. Das Volk nennt ihn Tolpatſch und er iſt ſchon von vielen geſehen.

2. Auf dem Voldagſchen Anger, im ſog. Sunnenſko, geht Nachts zwiſchen 11 und 12 Uhr ein Ochſe, der eine lange feurige Zunge ausſtreckt.

3. Auf der Brücke bei dem kleinen Armenhauſe zwiſchen Salzderhelden und Einbeck geht Nachts zwiſchen elf und ein Uhr ein Kalb von ungewöhnlicher Größe mit tellergroßen Augen um. — Auch auf dem Brackenberge bei Wulften geht Nachts ein großes ſchwarzes Kalb.

4. In Kreienſen geht Nachts ein weißes Schwein um. Leute, die es ſahen und in ihren Stall locken wollten, wurden ihren Irrthum bald gewahr und ließen es draußen.

5. Ein Waldwächter aus Fredelsloh ſtand Nachts am

Saume des Waldes. Zwiſchen 11 und 12 Uhr hörte er im Walde ein Sauſen in den Lüften, dazu Hundegebell und Pferdegetrappel. Das dauerte eine Weile, dann ward alles wieder ſtill. Schon glaubte er nichts mehr befürchten zu dürfen, als auf einmal eine wilde Sau von nie geſehener Größe mit einem großen Eber daher kam. In ſeiner Angſt kletterte er auf einen Baum; die wilden Schweine aber, welche ihn bemerkt hatten, kamen zu dem Baume und fingen an dieſen umzuwühlen. Schon waren ſie bis auf die Wurzel gekommen, da ſchlug es im Dorfe zwölf. Mit dem Glockenſchlage waren die wilden Schweine verſchwunden und der Mann konnte vom Baume wieder herunterſteigen.

6. An zwei verſchiedenen Stellen der Lüthorſter Feldmark haftet der Name de âle dîk. An dem einen alten Teiche geht Nachts ein Eſel ohne Kopf um, an dem andern dagegen geht ein Eſel mit Kopf, auf dem eine graue Geſtalt ſitzt. Neben einem Reiter, der Nachts des Weges kam, trabte der Eſel mit der grauen Geſtalt immer her: das Pferd wurde ſcheu und wollte nicht von der Stelle; nur mit Mühe und Noth und ganz erſchöpft erreichte der Reiter das Wirthshaus des Dorfes.

215.

Das ſchwarze Roß.

Am Wege von Elveſe nach Nörten geht Nachts ein kohlſchwarzes Roß mit glühenden Augen und ganz grauſig (grèsig) anzuſehen. Aus der Ferne ſieht man es immer wild um einen Baum herumlaufen. Man darf ſich ihm nicht nähern, thut man dieß doch, ſo läßt es den Menſchen erſt ruhig an ſich vorbeigehen, dann aber ſpringt es von hinten auf ihn zu, packt ihn, ſetzt ihn auf ſeinen Rücken und erhebt ſich mit ihm in die Lüfte.

216.

Der geſpenſtiſche Schimmel.

1. In Salzderhelden iſt früher jeden Abend 9 Uhr ein weißer Schimmel vor das Wirthshaus gekommen und hat an das Fenſter geklopft; dann hat ſogleich ein jeder der Gäſte nach Hauſe

gehn müſſen. Sind nun die Leute vor der Thür des Wirthshauſes geweſen, ſo hat ſich der Schimmel vor ſie hingeſtellt und wenn dann einer zu ihm geſagt hat: „Schimmel laß mich aufſitzen!“ ſo hat er ihn aufſitzen laſſen und im Nu nach ſeinem Hauſe getragen. Es war aber im Orte ein Schuſter, der hatte einen Geſellen. Dieſem fiel es einmal ein den Schimmel zu necken. Er ſprach auch zu ihm: „Schimmel, laß mich aufſitzen!“ als dieſer ſich aber hinſtellte, um ihn aufſteigen zu laſſen, lief er ſchnell nach Hauſe und legte ſich ins Bett. Fortan kam der Schimmel jede Nacht vor des Schuſters Hausthür, klopfte heftig daran und zerſchlug die Fenſterſcheiben; ließ der Geſelle ſich Abends irgendwo ſehen, ſo erhielt er von unſichtbaren Händen derbe Ohrfeigen. Da ſagte endlich der Meiſter zu ihm: „wenn das ſo fortgeht, ſo kann ich dich nicht behalten; mach daß du fortkommſt.“ Der Geſelle ging nun fort und ſagte beim Scheiden zu ſeinem Meiſter, wenn es ihm gut ginge, ſo wolle er es ihm ſchreiben, ginge es ihm nicht gut, ſo werde er nicht ſchreiben. Er hat aber nicht geſchrieben und der Schimmel hat ſich nie wieder ſehen laſſen.

2. Einſt iſt ein Geſelle in Salzderhelden im Garten und ſchaut über eine alte Mauer, da ſieht er dicht an der Mauer einen Becher und eine Kette auf der Erde liegen. Er ſteigt nun über die Mauer, nimmt den Becher und die Kette zu ſich und geht damit zu Hauſe. Von dem Hauſe, worin er wohnte, war eine Kette quer über die Straße hin zu einem andern Hauſe gezogen, woran eine Laterne hing. Auf dieſer Kette ſaß nun in der nächſten Nacht ein Schimmel und rief immer: „gieb mir meinen Becher wieder!“ Das wiederholte ſich drei Nächte hinter einander. Der Meiſter, welcher es gehört hatte, ſagte dem Geſellen, er möge doch dem Schimmel den Becher wieder geben; doch dieſer ſprach, er habe den Becher gefunden und ſo wolle er ihn auch behalten. In der vierten Nacht aber kam der Schimmel dem Geſellen vor das Bett und forderte ſeinen Becher zurück, und jetzt gab ihn der Geſelle hin.

3. Ein Mann aus Amelſen kehrte Nachts von der Neuen Mühle nach ſeinem Dorfe zurück. Unterwegs kam ihm ein weißer Schimmel entgegen. Der Mann, welcher an ſeinem Mehle eine ſchwere Tracht hatte, dachte: „du kommſt mir gerade recht, du ſollſt mir das Mehl tragen.“ Als nun der Schimmel ihm

ganz nahe gekommen war, nahm er ſeinen Packen und warf ihn dem Pferde auf den Rücken. Der Schimmel ging aber in zwei Theile aus einander und der Packen fiel durch ihn hindurch auf die Erde, ſo daß auf jeder Seite deſſelben ein halbes Pferd ſtand.

217.

Der Schimmelreiter.

1. Ein Reiter kam in der Nacht von Northeim und wollte noch nach Salzderhelden. Zwiſchen 12 und 1 Uhr befand er ſich auf der Strecke zwiſchen Hohnſtedt und Salzderhelden. Eben war er um den Ramberg gebogen, als er in der Ferne einen weißen Punct erblickte; wie er näher kam, ſah er einen weißen Schimmel, worauf ein Reiter ohne Kopf ſaß. Indem er an dem Schimmel vorbeiritt, ſprach der Mann ohne Kopf zu ihm die Worte: »jeder, der einen erſchlagen hat und ſich verſpätend zu dieſer Stunde hier vorbeikommt, der mag nur darauf rechnen, daß ich ihn hier nicht vorbei laſſe.« — Er deutete damit an, daß er einem ſolchen den Hals umdrehen werde. — Dann verfolgte der Mann ohne Kopf auf ſeinem weißen Schimmel den Reiter noch bis zu den Vogelbecker Pappeln, wo er verſchwand.

2. Zwei Jungen, welche Brüder waren, gingen Nachts um elf Uhr von Avendshauſen nach der Neuen Mühle (am Wege von Einbeck nach Markoldendorf), um daſelbſt zu mahlen. Unterwegs wandte ſich der eine, der ein Sonntagskind war, plötzlich zu ſeinem Bruder und ſprach, auf die Seite zeigend: »ſieh da!« Doch dieſer ſah nichts. Da ließ ihn das Sonntagskind über ſeine rechte Schulter ſehen, und nun erblickte er einen weißen Mann ohne Kopf, der auf einem weißen Schimmel neben ihnen ritt. »Nun laß, jetzt ſehe ich auch!« ſprach er darauf zu ſeinem Bruder. Dann begleitete der Mann ohne Kopf die beiden noch eine Weile, bis ſie an ein dort fließendes Wäſſerchen kamen; über dieſes ritt er hinüber und aufs Feld, wo er verſchwand.

3. Bei Ahrenborn, eine halbe Stunde von Bernewahlshauſen und nicht weit von dem Heſſiſchen Dorfe Heiſebeck, iſt ein hoch gelegener Anger, daneben ein tiefer Graben und eine ſumpfige Wieſe. Auf dem Anger weideten die Pferde der Bauern; am

Morgen ſteckten ſie regelmäßig im Sumpfe, aus dem ſie nur mit Mühe wieder herausgebracht wurden. Die Bauern kennten das nicht begreifen und legten ſich daher auf die Lauer. Da ſahen ſie um Mitternacht einen Reiter in ſtrahlender Rüſtung mit einem »Flammenſchwerte« in der Hand von einem benachbarten Hügel herab durch die Ebene, dann auf dem Graben hinaus und durch die Pferde hindurchſprengen, ſo daß dieſe ſcheu auf die Seite ſprangen und in den Sumpf und in den Graben ſtürzten.

4. Ein alter Wachtmeiſter aus Stöckheim ritt bei Nacht am Salzgraben bei Sülbeck hinauf. Als er einmal zur Seite ſah, ritt ein Mann ohne Kopf auf einem weißen Schimmel ihm zur Seite. Er fing an zu ſchimpfen, aber umſonſt; der Mann ohne Kopf blieb immer neben ihm, bis ſie über die »ſteinerne Brücke« kommen. Da entſtand ein furchtbarer Knall, und der geſpenſtiſche Reiter war verſchwunden.

5. Ein aſchgrauer Reiter reitet Nachts umher. Einſt begegnete ihm ein Mann, der fragte ihn zweimal hinter einander, wer er wäre; doch der Graue antwortete ihm nicht. Als er die Frage zum dritten Male that, antwortete jener: »laß die Todten ruhen.«

6. Ein alter Mann aus Kreienſen erzählte, wie er in ſeiner Jugend Nachts mit einem andern Jungen die Pferde gehütet und bei dieſer Gelegenheit den geſpenſtiſchen Reiter geſehen habe. Schon von weitem hörten ſie ihn herankommen und ſahen, wie er durch buſch un braken jagte. In vollem Jagen kam er an ihnen vorbei. Er trug einen Mantel und dreieckigen Hut, an ſeiner Seite hing ein gewaltiger Säbel.

218.

Der alte Major.

Der alte Major, früher Rittergutsbeſitzer des Gutes zu Helmſcherode, eine Viertelſtunde von Gehrenrode, Großvater des jetzigen Beſitzers, ſpukt fortwährend, namentlich des Nachts zwiſchen 11 und 12 Uhr, auf ſeinem Gute umher. Er bindet die Kühe los, beſucht die Pferdeſtälle und wird oft plötzlich in der Geſindeſtube mit einem ſilbernen Stocke geſehen. Ferner reitet er Nachts auf einem großen Anger zwiſchen Gehrenrode und Helmſcherode

auf einem großen, weißen Schimmel umher, indem er gewöhnlich ſeinen Kopf unter dem Arme trägt. Er verfolgt dann oft die nächtlichen Wandrer bis zu ihrer Wohnung, doch hat er noch Niemand etwas zu Leide gethan.

219.

Der Amtmann von Erichsburg.

Ein armer Hirt diente bei dem Amtmann von Erichsburg und hatte ihm ſchon lange ſeine Kühe treu gehütet. Einſt aber geſchah es dennoch, daß er eine der Kühe verlor, indem dieſe über einen Steinhaufen geſprungen und ſo umgekommen war. Als er am Abend nach Hauſe kam und der Amtmann den Verluſt der Kuh erfuhr, ward dieſer ſo wüthend, daß er ihm, ſo viel er auch ſeine Unſchuld betheuerte und um Erbarmen flehte, ſeine einzige Kuh aus dem Stalle holen ließ und als Erſatz für die verloren gegangene hinnahm. Der arme Hirt verwünſchte ihn deshalb, daß er bis ans Ende der Welt herumreiten und die Kuh ſuchen müſſe. Als nun des Amtmanns letzte Stunde gekommen war, konnte er nicht eher ſterben, als bis man ihn auf eine Kuhhaut gelegt hatte und auf dieſer hinausſchleifte. Nach ſeinem Tode reitet er nun Nachts auf einem weißen Schimmel auf dem Dreiſche bei Denkiehauſen herum. Als eines Tages zwei Männer, welche als Tagelöhner gearbeitet hatten, ſpät am Abend mit einander nach Hauſe zurückgingen, ſprach der eine, welcher aus Denkiehauſen war, zu dem andern, wenn ſie an den Dreiſch kämen und er wolle den Amtmann ſehen, ſo ſolle er auf ſeinen linken Fuß treten und ihm über die rechte Schulter ſehen, — »denn nicht alle Menſchen könnten ſo etwas ſehen«. — Auf dem Dreiſch that nun auch der andere, wie ihm der Denkiehäuſer geſagt hatte. Da ſah er den Amtmann auf ſeinem weißen Schimmel in vollem Jagen daher und auf ſich zu kommen. Als der Amtmann dicht vor ihnen war, ſagte der Denkiehäuſer, der ein ſehr beherzter Mann war und ſich ſelbſt vor dem Teufel nicht gefürchtet hätte, brr! und der Schimmel ſtand ſogleich ſtill. Dann gingen die beiden noch mit einander fort, bis ihre Wege ſich trennten, da wandte ſich der eine nach Denkiehauſen, der andere lief aus Furcht vor dem Amtmann ſpornſtreichs ſeinem Dorfe zu.

220.

Der Mann ohne Kopf.

1. Dem Paſtor aus Sieversḥauſen begegnete am Abend, als er von Daſſel nach Sieversḥauſen zurückkam, ein Mann ohne Kopf und ging immer neben ihm her. Endlich ſprach der Paſtor: „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!“ „Und ich nicht,“ antwortete der Geiſt (dat spauk). Da ſagte der Paſtor: „ſo fahre du zum Teufel, und ich zu Gott.“ Sogleich war die Geſtalt verſchwunden. Am nächſten Sonntage predigte der Paſtor über das, was ihm unterwegs begegnet war; dann ward er krank und war nach vier Wochen todt.

2. Bei Mark-Oldendorf iſt ein Denkſtein, worunter ein Mann begraben liegt, der ſeinem Nachbar Land abpflügt hatte, und dem dafür an derſelben Stelle der Kopf abgepflügt ward. Als einſt in der Nacht eine Kutſche hier vorbeifuhr, worin mehrere Leute ſaßen, — es hatte ſich außerdem noch eine Frau hinten aufgeſetzt — da ſahen die im Wagen einen ſchwarzen Mann ohne Kopf hin und her gehn, die Frau aber, welche hinten aufſaß, hatte nichts geſehen.

3. In der Einbecker Feldmark ſteht an dem Wege, der von Einbeck nach Mark-Oldendorf führt, der Klapperthurm mit einem daneben gebauten Wirthshauſe. In der Nähe befinden ſich Tackmanns Graben und eine einzelne Linde. Der Graben hat ſeinen Namen von einem Manne erhalten, der Tackmann hieß. Dieſer hatte eine Egge aus dem Felde geſtohlen, wofür ihm der Kopf abgeflügt wurde; unter der Linde liegt er begraben. An dieſer Stelle geht er nun ohne Kopf um.

4. Auf dem Galgenberge bei Hardegſen ſteht ein ſchwarzer Pfahl, an dem kein Hirt die Schafe vorbei treiben kann, weil ſie dort immer davon laufen. An dieſem Orte zeigt ſich ein Mann ohne Kopf in einem altfränkiſchen Soldatenmantel. Er geht auf jeden zu, der Nachts zwiſchen zwölf und ein Uhr dort vorbeikommt, muß aber innerhalb eines gewiſſen Kreiſes um den Pfahl bleiben. Leute, die ihn geſehen haben, haben auf einige Zeit die Sprache verloren.

5. Zwiſchen Wolbrandshauſen und Bilshauſen liegt eine Wieſe, von der die Rede geht, daß es auf ihr nicht geheuer ſei. Einſt kam Nachts zwiſchen 11 und 12 Uhr des Weges ein Mann,

der nach Bilshauſen wollte. Da er Scheu trug über die Wieſe zu gehn, ſo wollte er gleich oben an der Wieſe über den Bach ſpringen, der an derſelben hinunter fließt, und auf der andern Seite ſeinen Weg fortſetzen. Doch noch ehe er über den Bach ſpringen konnte, ſtand »ein ſchwarzer Mann ohne Kopf« vor ihm. Der Bauer ward durch dieſe Erſcheinung ſo »verblendet«, daß er alles Bewuſtſein verlor und nicht wuſte, wo er war und wohin er ſollte. Da zog er ſeine Schuhe um, wodurch er ſein Bewuſtſein wieder erhielt und ſeinen Weg fortſetzte.

221.

Der graue Mann.

1. In früherer Zeit, wo Sülbeck noch kein eigenes Backhaus hatte, pflegten die Leute von da nach Stöckheim zu gehn, um dort zu backen. Einſt ging wieder am frühen Morgen, als es noch dämmerig war, eine Frau mit ihrem Knechte von Sülbeck nach Stöckheim, um daſelbſt zu backen. Als ſie nun nicht mehr weit von der Leine waren, ſahen ſie einen grauen Mann (grîsen kërel) gerade auf ſich zukommen. Derſelbe hatte graue Haare, war weiß angezogen und dem Ausſehen nach ſehr alt. Da ſprach der Knecht zu der Frau, wenn jener zu ihnen komme und nicht guten Morgen ſage, dann wolle er ihn necken und ihn — es war gerade ſehr kalt — fragen, ob ihm der Mund zugefroren wäre, und dergleichen mehr. Mittlerweile kam ihnen der graue Mann näher und war nur noch wenige Schritte von ihnen entfernt. Da hörten ſie mit einem Male ein gewaltiges Sauſen und Brauſen, und im Nu war die Geſtalt an ihnen vorüber und in dem Winkel, welchen die Leine da bildet, ſpurlos verſchwunden. In dem Augenblick aber, wo ſie an den beiden vorüberging, vermochten dieſe kein Wort hervorzubringen, ſo groß war ihre Angſt.

2. Etwa drei Viertelſtunden von Sievershauſen im Sollinge, an dem Wege, der nach Neuhaus führt, liegt der ſog. grîse born. Dieſer hat ſeinen Namen davon erhalten, daß der grîse kërel an ihm ſitzt und fortwährend Kartoffeln ſchält; ſo wie er eine geſchält hat, wirft er ſie ins Waſſer.

3. Zwiſchen dem Wolfesberge und dem Grubenhagen geht

ein grauer Mann mit einem weißen Packen unter dem Arme. Einige ſagen er habe keinen Kopf. Ein Oekonom aus Daſſenſen war mit ſeinen Knechten nach dem Walde gefahren um Holz daher zu holen. Als ſie auf dem Rückwege an den Graben zwiſchen dem Grubenhagen und dem Wolfesberge gekommen waren, hielt der vorderſte Wagen plötzlich ſtill. Von ſeinem Herrn aufgefordert weiter zu fahren, erklärte der Knecht zornig, er könne nicht, denn der graue Mann halte ihm die Pferde feſt. Da ſprangen mehrere Knechte von den Pferden und verjagten ihn, worauf die Wagen weiter fuhren. Der Oekonom hatte nichts wahrgenommen, aber von den Knechten hatten mehrere den grauen Mann geſehen.

4. In der Sellengrund bei Ahlshauſen geht der griſe kërel. Einſt fährt ein Bauer aus Ahlshauſen mit leerem Wagen nach Rittierode. In der Sellengrund begegnet ihm der griſe kërel und geht dicht vor den Pferden hin, ſo daß dieſe nicht mehr von der Stelle gehn. Als nun der Bauer zu ſchelten anfängt, geht der graue Mann vor den Pferden weg, ſetzt ſich aber hinten auf den Wagen. Die Pferde ſind unvermögend den Wagen fortzuziehen und dieſer muß ſtill halten. Zwar peitſcht der Bauer auf die Pferde, aber ſie können den Wagen nicht fortziehen, ſo ſchwer iſt er. Nun fängt der Bauer wieder an zu ſchimpfen und zu toben, worauf er von dem grauen Manne eine Ohrfeige erhält, daß er vom Pferde fällt. Dieſer aber thut einen ſo gewaltigen Schritt, daß er dann über den Hainberg hinweg und verſchwunden iſt.

5. Auf der Weper bei Ueſſingbauſen geht der graue Amtmann umher; bisweilen kommt er auch herüber in das Junkernholz, wo ihn eine Frau aus Ueſſingbauſen ſogar um Mitag geſehen hat. Er hat einen Hut auf dem Kopfe und iſt mit einem grauen Mantel angethan. Er geht darauf aus die Leute zu verführen (d. h. auf falſche Wege zu bringen). Einmal hat man ihn auf der Weper eine Bewegung machen ſehen, als wenn er ſchriebe. — Auch auf dem Herrenhofe zwiſchen dem Wohnhauſe und Backhauſe geht er hin und her.

6. Auf der Domäne Staufenburg wurde im Jahre 1832 ein Pfeiler, der von Alters her in der Küche ſtand, weil er nichts zu tragen hatte und nur im Wege war, abgebrochen. Allein es muſte mit dieſem Pfeiler eine eigene Bewandtnis haben; wahr-

ſcheinlich war vor Alters ein Geiſt in ihn hineingebannt. Denn von der Zeit an ließ ſich Morgens zwiſchen 6 und 7, Mittags zwiſchen 11 und 12, und Abends von 6 Uhr an ein grauer Mann (grîse kërel) ohne Kopf ſehen. Zugleich hörte man ein Geſchrei, wie Stimmen von Katzen, welches erſt leiſe anhub und dann immer ſtärker und ſtärker wurde. Das Küchenmädchen und der Bediente haben es deshalb im Hauſe nicht mehr aushalten können und den Dienſt gekündigt. Nachher hat der Spuk angeblich von ſelbſt wieder aufgehört, aber man glaubt, daß die Herrſchaft heimlich einen Pater habe kommen laſſen, der den Geiſt wieder gebannt hat.

7. Ein Schneider aus Wulften kam eines Abends von Schwiegershauſen zurück. Bei der Drillingsgrund fand er einen Mann in einem weißen Kittel und einem dreieckigen Hute ſtehen. Er rief ihm zu: «wenn Du mit willſt, ſo komm.» Alsbald ſprang das Geſpenſt ihm auf den Rücken und er muſte es eine gute Stunde mit tragen. Ganz erſchöpft kam er zu Hauſe an und fiel in eine Krankheit, von welcher er erſt nach ſechs Wochen wieder genas.

8. Bei dem Dorfe Edemiſſen befindet ſich ein Anger, der Oſterbeek (Asterbêk) genannt. Früher gehörte derſelbe der Gemeinde Edemiſſen, durch einen langwierigen Prozeß aber, in welchem drei falſche Eide geſchworen wurden, iſt er an Rotenkirchen gekommen. Von jener Zeit an läßt ſich alle Jahre an dem Tage, wo falſch geſchworen wurde — es iſt im Juni —, auf dem Anger ein grauer Mann ſehen. Ja nicht einmal auf den Aeckern, die darauf ſtoßen, iſt es ganz geheuer. Sobald es nemlich Mittags elf Uhr ſchlägt, werden den Pflügern, welche daſelbſt pflügen, die Pferde wild und ſind nicht mehr zu halten. Deshalb ziehen auch die Leute, welche gerade dort arbeiten, um dieſe Zeit mit ihrem Geſpann nach Hauſe.

222.

Der Gerenkerl und der Kriebergskerl.

1. Nahe bei dem Dorfe Seberen liegt der zu dem Braunſchweigiſchen Dorfe Ahlshauſen gehörende Weſterberg, auch ſchlechtweg das Tannenholz genannt. Ein Theil deſſelben, welcher eine

gère bildet, zieht ſich ganz ins Seberer Land hinein und gehörte früher auch der Gemeinde Seberen. Dieſe gère ſoll auf folgende Weiſe in den Beſitz der Ahlshäuſer gekommen ſein. Ein Bauer aus Ahlshauſen ging einſt auf den Ahlshäuſer Kirchhof und that Erde vom Kirchhofe in ſeine Schuhe. Dann ging er zum Weſterberge, wo die Forſtbeamten waren und Holz anwieſen. Vor dieſen behauptete er nun, jene gère gehöre den Ahlshäuſern, und indem er ſich darauf ſtellte, ſprach er:

ek stâe up Alshüscher êren,
dat wil ek den Sêbekschen alswêren.

Auf dieſe Weiſe ſchwor er jene Strecke den Seberern ab, und ſie kam in den Beſitz der Ahlshäuſer. — Die alten Leute erzählen, er müſſe zur Strafe für ſeinen Betrug „wallen gân“. Oft iſt er Leuten, die Holz geholt hatten, als Menſch mit Pferdefüßen begegnet, hat ſich dieſen auf die Tracht Holz geſetzt, ſo daß ſie kaum von der Stelle konnten, und dabei geſchrien: „o mein Kopf, mein Kopf!“

2. Von dem Krieberge, öſtlich der Vogelsburg gegenüber und weſtlich an der Ahlshäuſer Feldmark belegen, geht die Sage, daß derſelbe vor uralten Zeiten der Braunſchweigſchen Gemeinde Ahlshauſen zugehört habe. Später behauptete die Gemeinde Hohnſtedt das Eigenthumsrecht und erwarb den wirklichen Beſitz des Berges dadurch, daß ein Hohnſtedter Mann, der in die Schuhe Erde vom Hohnſtedter Boden gethan hatte, an Ort und Stelle ſchwur: ek stâe up Hôænscher êren, dat wil ek den Alshüschen alswêren. Nach ſeinem Tode iſt dieſer Mann, de Kriebargskêrel, lange Jahre in dieſem Holze „wallen gegangen“ und beſonders den Holzfrevlern dadurch läſtig geworden, daß er ihnen von hinten auf die Tracht ſprang und ſich ſo tragen ließ.

223.

Der Landmeſſer.

Landmeſſer oder glühender Mann heißt ein geſpenſtiſches Weſen von feurigem Ausſehen, welches mit einer glühenden Stange oder eine glühende Kette werfend zu einer beſtimmten Zeit des Jahres (in ſchwülen Sommernächten, beſonders kurz vor Tagesanbruch, aber auch im Herbſte am Abend) ohne Ruhe und

Raſt durch die Feldmark geht. Mann hält ihn für einen Mann, der während ſeines Lebens falſch gemeſſen, die Grenzſteine verrückt, die Grenze falſch beſchworen, Land abgepflügt oder ſonſt betrogen habe.

1. Zwei Leute aus Willershauſen gingen Nachts nach ihrem Dorfe zurück. Sie befanden ſich noch auf einer fremden Feldmark (hächheit), als ſie eine Leuchte den Berg herabkommen ſahen. Spottend ſprachen ſie: „wenn doch die Leuchte bei uns wäre, ſo daß wir uns daran eine Pfeife Taback anſtecken könnten.“ Kaum hatten ſie die Worte geſprochen, ſo kam auch ſchon die Leuchte mit furchtbarer Schnelligkeit daher. Als ſie das bemerkten, dachten ſie gleich, daß die Sache nicht richtig wäre und fingen an zu laufen, was ſie nur laufen konnten. Die Leuchte, die nichts anderes als der Landmeſſer war, eilte ihnen nach; doch gelang es ihnen noch glücklich die Grenze ihrer Feldmark zu erreichen und hinüber zu ſpringen. In demſelben Augenblicke hatte ſie der Landmeſſer faſt erreicht und ſchlug mit ſeiner feurigen Stange hinter ihnen her, traf ſie aber nicht mehr, weil ſie eben über die Grenze geſprungen waren.

2. Unter dem Holzenholte am Hohnſtedter Berge begegnete einſt in der Nacht einem etwas angetrunkenen Bauern aus Hohnſtedt ein feuriger Mann mit einer langen feurigen Stange. Dem Bauern war gerade die Pfeife ausgegangen; er bat alſo den feurigen Mann um etwas Feuer zum Anſtecken der Pfeife. Dieſer gab ihm auch Feuer; da aber die Pfeife nicht gleich brennen wollte, ſo fing der Bauer an zu fluchen, erhielt aber in demſelben Augenblicke eine ſo gewaltige Ohrfeige, daß er taumelte. Dann muſte er noch die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen umherirren. Als es Tag wurde, war er dicht vor dem Dorfe.

3. Pferdehüter hüteten einſt auf dem Felde, da ſehen ſie plötzlich in der Ferne einen Mann mit einer langen glühenden Stange daher kommen. Erſt wollten ſie in das Heu kriechen; dann aber verſteckten ſie ſich hinter einer Hecke. Der Mann kam bis an die Hecke und guckte an der Stelle, wo ſie verſteckt waren, über dieſe hinüber; da ſahen ſie ganz deutlich, daß es ein grauer Mann war mit einer glühenden Stange in der Hand, aber ohne Kopf.

4. Ein Vogelbecker Bauer war mit einem Holzſchlitten ausgegangen, um aus dem zu Hohnſtedt gehörigen Stölterkampe Holz zu ſtehlen. Wie er nun ängſtlich umherſchaute, ob er auch

nicht von irgend einem Menſchen geſehen würde, und auch nach dem Stollenbuſche ſeine Blicke wandte, bemerkte er dort eine große, weiße Geſtalt, die auf ſeinem eigenen Acker wiederholt um den Grenzſtein herumging. Es war gerade Mittag, und die Sonne ſchien hell auf die mit Schnee bedeckten Felder. Die weiße Geſtalt wandte ſich endlich dem Rismannsborne (einer Hungerquelle) zu. Als der Bauer dieß ſah, ließ er ſeinen Schlitten ſtehen und ging zu dem Grenzſtein, um welchen die Geſtalt herumgegangen war, bemerkte aber im Schnee nicht die geringſte Spur von Fußſtapfen; wohl aber ſah er, indem er der Geſtalt nachging, daß dieſe noch an allen Grenzſteinen hin wandelte. Es war ein aſchfarbener Mann, mit einem weißen Hemde angethan und mit einer hohen, weißen Mütze auf dem Kopfe, um welche ein kleines ſchwarzes Band gewickelt war. In ihm erkannte er einen bekannten Mann aus Vogelbeck, der vor nicht gar langer Zeit geſtorben war.

5. Auf dem Röderberge bei Wulften rief ſonſt immer um Mitternacht ein Geiſt: „Wô sett' ek düsen stein wol hen?“ In der Nacht, zwiſchen 11 und 1 Uhr, kamen einſt Wulftener Bauern vom Hattorfer Schützenhofe zurück, da rief der Geiſt wieder: „wô sett' ek düsen stein wol hen?“ Einer der Bauern antwortete: „set 'ne hen wô 'ne 'krêgen best.“ Ganz erfreut antwortet der Geiſt: „up düt wört hebb' ek all hundert jâr elûert.“ Der Stein war ein Grenzſtein geweſen, den jener im Leben verrückt hatte. Von dieſer Zeit an hat niemand den Geiſt wieder rufen hören.

6. Zwei Bauern aus Kohnſen kamen Nachts zwiſchen 11 und 12 Uhr vom Bartshäuſer Thurme. Als ſie am Berge waren, ſahen ſie oberhalb der Höfe im Felde den Landmeſſer, wie er mit einer glühenden Meßſtange quer über maß; nachdem er da angekommen war, wo die Grenze (wanne) iſt, blieb er ſtehen. Die beiden waren beherzt und gingen gerade auf ihn zu. Als ſie bei ihm waren, fragten ſie ihn, was er da zu thun habe und was er meſſe. Der Landmeſſer antwortete: es ſtände da ein Grenzſtein unrichtig, den er bei ſeinen Lebzeiten dahin geſetzt habe; nun müſſe er dafür in alle Ewigkeit meſſen, ſo lange der Stein noch an der unrechten Stelle ſtände. Dann fragte er ſie, ob ſie den Stein am anderen Tage an ſeine rechte Stelle ſetzen wollten, indem er ihnen dieſelbe genau bezeichnete. Sie verſprachen ihm

auch am folgenden Tage den Stein daſelbſt einzugraben. Der Landmeſſer ſagte noch: »In der nächſten Nacht komme ich wieder und meſſe; ſteht dann der Stein an der rechten Stelle, ſo bin ich erlöſt und komme nicht wieder; verſprecht es mir und gebt mir die Hand darauf, daß ihr den Stein dahin ſetzen wollt.« Sie verſprachen es nochmals und hielten ihm den Gehſtock hin; er griff darnach, und gleich war der Stock ab. Am anderen Tage gingen die beiden Männer hin und gruben den Stein an der rechten Stelle ein. In der darauf folgenden Nacht achteten ſie dann auf, ob der Landmeſſer wieder käme. Er kam auch richtig wieder und maß mit ſeiner funkelnden Stange alles nach; dann verſchwand er und ließ ſich nie wieder ſehen.

7. Ein Mann aus Strodthagen hatte ſeinem Nachbar Land abgepflügt. Zur Strafe dafür muſte er nach ſeinem Tode umgehn; als glühender Mann mit glühender Stange ging er durch das Feld, mit der Stange den Boden ſchlagend, daß die Funken nachſprühten. Einſt kehrte ein Mann aus dem Dorfe, der in Sülbeck gemahlen hatte, Abends ſpät nach Strodthagen zurück; auf dem Wege nach Hauſe muſte er über einen Steg. Als er dahin kam, ſtand der Landmeſſer davor, ſo daß er nicht hinüber ſteigen konnte. Er fragte ihn alſo, weshalb er ihm den Weg verſperre? Darauf fragte jener, ob er ihm etwas beſtellen wolle? Er bejahte es und nun erzählte der Landmeſſer, er habe dem und dem Manne einige Furchen abgepflügt, deshalb könne er nun nicht eher zur Ruhe kommen, als bis dieſer ſein Land wieder habe; dann bat er ihn, ob er nicht an den, dem er das Land abgepflügt habe, beſtellen wolle, daß er es wieder haben ſolle. Der Bauer verſprach alles; der Landmeſſer verlangte aber, er ſolle ihm die Hand darauf geben. Da hielt jener ihm ſeinen Stock hin, den er auch anfaßte, aber »ſo weit er ihn angegriffen hatte, griff er ihn ab.« Der Bauer, dem einige Furchen abgepflügt waren, pflügte ſich nun dieſelben wieder an. Nach der Zeit iſt der Landmeſſer nicht wieder erſchienen.

8. Auf dem Kuhberge bei Adelebſen wandelt Nachts ein Landmeſſer umher, den ſchon mehrere Leute geſehen haben. Er ſoll bei ſeinen Lebzeiten Verwalter auf dem Gute des Herrn von Adelebſen geweſen ſein, und muß nun ſo umherwandeln, weil er den Tagelöhnern ſeines Herrn von dem ihnen zuſtehenden Kartoffelnlande zu wenig zumaß.

9. Zur Zeit einer großen Theuerung, wo der Scheffel Korn drei Thaler kostete, kam ein armer Mann zu einem reichen Bauern in Heinade, um sich einen Scheffel Korn zu holen. Als nun das Korn schon eingemessen war und der Mann das Geld dafür aufzählte, fehlten ihm an den drei Thalern drei Groschen; er versprach zwar, so wie er wieder Geld verdient hätte, das Fehlende sogleich nachzubringen, allein der Reiche wollte davon nichts wissen, und so muste er das Korn wieder aus dem Sacke schütten. Da verwünschte der Arme den reichen Bauern, daß er nach seinem Tode ewig zwischen Himmel und Erde schweben möge. Der Bauer starb auch noch in demselben Jahre und ging nach seinem Tode als glühender Mann (glöe körel) in der Hessengrund bei Heinade um, wo er von vielen Leuten gesehen wurde. Eines Abends kamen mehrere Leute des Weges, unter denen auch der Pastor war. Der glühende Mann war wieder da, und nun fragte ihn der Pastor, was sein Begehr wäre. Jener erwiederte: der arme Mann, welcher von ihm habe Korn kaufen wollen, dieses aber wieder habe ausschütten müssen, weil ihm drei Groschen gefehlt hätten, möge ihm doch verzeihen; darum möchten sie ihn bitten und dann am andern Abend mit demselben wieder an diese Stelle kommen. Der Arme war auch bereit ihm zu verzeihen, und so gingen sie am anderen Abend mit einander in die Hessengrund, wo der glühende Mann ihrer schon wartete. Der Arme, welcher den reichen Bauern verwünscht hatte, erklärte nun, daß er ihm verzeihe; doch jener verlangte, daß er ihm die Hand darauf gebe. Da reichte dieser, dem der Pastor gesagt hatte, daß er ihm die Hand selbst nicht geben dürfe, weil er einen Stock oder ein anderes Ding nicht bei sich hatte, den Zipfel (limpen) von seiner Jacke hin, der auch, sowie ihn der glühende Mann berührt hatte, sogleich ganz verbrannt abfiel. Seitdem ließ sich der Geist nicht wieder sehen.

10. Ein Schäfer, der schon manche Nacht bei seinen Schafen in der Schäferkarre geschlafen hatte und allgemein für einen treuen und muthigen Hirten galt, pflegte zu lachen, wenn jüngere Schäfer von Geistererscheinungen sprachen. Er pflegte zu sagen: »ehe ich dergleichen »Dinger« nicht selbst sehe, glaube ich nicht daran.« Als er einst am Pagenberge hütete und in der Nacht in seiner Karre lag und wachte, vernahm er plötzlich ein sonderbares Knistern von Feuerfunken. Er stand auf, um nachzuse-

hen, was eigentlich da ſei. Da ſah er zwei feurige Männer vor der Karre gehn, die hatten lange Ruthen in der Hand und maßen das Land. „Was macht ihr da?“ ſprach der Schäfer. „Wir haben,“ antworteten jene, „bei unſern Lebzeiten häufig falſch gemeſſen und ſo betrogen, darum müſſen wir nun noch lange Zeit meſſen, bis wir genug gemeſſen haben.“ „Haben wir ſchon genug gemeſſen?“ fragten ſie weiter. „Ja,“ ſprach der Schäfer, „ihr habt genug gethan.“ „Nun dann ſind wir von unſerer Strafe erlöſt,“ ſprachen ſie, „und werden Vergebung erhalten. Lebt wohl!“ Mit dieſen Worten verſchwanden ſie und ſind nicht wieder erſchienen. Von der Zeit an lachte aber der Schäfer nicht wieder über Geiſtererſcheinungen.

11. Ein Mann ging in der Nacht zwiſchen elf und zwölf Uhr von Sievershauſen nach Oldendorf zurück. Da ſah er dieſſeits des Ahlkenberges im Hundefelde zwei Landmeſſer da ſtehen, die ſchlugen Funken wie eine Stube hoch. Da ſie zu beiden Seiten des Weges ſtanden, ſo konnte er nicht ausweichen und muſte gerade zwiſchen ihnen hindurch. Er holte daher ſein Feuerzeug aus der Taſche und ſchlug Feuer, wozu er die Worte ſprach: „Herr, meinen Geiſt befehl ich Dir!“ und ſo ging er unangefochten zwiſchen ihnen hindurch. Dabei bemerkte er, wie ſie ganz fahl geworden waren.

12. Ein Mann aus Oldendorf hütete Nachts auf dem Pfingſtanger zwiſchen Markoldendorf und Deitersen die Pferde. Er hatte ſich an die Hecke (knick) gelegt und war da eingeſchlafen. Plötzlich werden die Pferde wild und machen einen gewaltigen Lärm, davon wacht er auf. Da ſah er, wie zwei Landmeſſer (glöænige kërels) mit den glühenden Ketten, welche ſie zogen, „die Steine“ (eine Feldmark neben dem Pfingſtanger) maßen. Auch glühende Stäbe hatten ſie in den Händen. Die Haare ſtiegen dem Manne zu Berge, aber er konnte ſich nicht von der Stelle bewegen. Zugleich erblickte er einen grauen Mann (grœgn kërel), in dem er einen kürzlich verſtorbenen Mann des Dorfes erkannte, der im Leben die Grenzſteine verrückt und dann ſich durch einen falſchen Eid die Grenze zugeſchworen hatte. In der Hecke verſchwanden ſie.

13. Ein Mann aus Hohnſtedt hatte beim Kuhſteine ein Feld mit Kartoffeln beſtellt. Als er nun im Herbſt die Kartoffeln ausgegraben hatte, fügte es ſich, daß er ſie nicht an demſel-

den Tage nach Hause schaffen konnte und war deshalb genöthigt die Nacht über dabei Wache zu halten (wachten). Es war Nachts gegen elf Uhr, da kam ein feuriger Mann von Laen und ging nach dem Meisen-Anger (Mäseken-anger) hin; ein zweiter kam von Düderode, ein dritter von Imshausen und ein vierter vom Klosterberge. Als die vier nun bei einander waren, fingen sie an „lang-Englisch“ zu tanzen; nachdem sie dieß eine Stunde getrieben hatten, ging ein jeder den Weg zurück, auf dem er gekommen war; nur der eine, der von Laen gekommen war, ging auf den Mann, der mit seinen beiden Söhnen bei den Kartoffeln Wache hielt, gerade zu. Die drei versteckten sich aus Furcht unter das Kartoffelnstroh. Als nun der feurige Mann vorbeikam, „so ging es hu, hu“ und er sauste über sie hinweg. Als sie sich wieder aufrichteten, war er verschwunden.

224.

Der Zaunklopfer.

In verschiedenen, namentlich braunschweigischen Dörfern wird viel von einer gespenstischen Erscheinung erzählt, die der Zaunklopfer (stäkenklopper) genannt wird. Es ist das der Geist eines Menschen, welcher im Leben sich von dem Grund und Boden seines Nachbars widerrechtlich etwas angeeignet hat, indem er bei der Herstellung eines neuen Zaunes die Zaunpfähle zu weit in seines Nachbars Grundstück hineinrückte. Dafür geht er nun nach seinem Tode Nachts da um und klopft laut an die von ihm falsch gesetzten Zaunpfähle, wovon er auch den Namen hat. Sobald nemlich die Glocke elf schlägt, beginnt am einen Ende des Zaunes das Klopfen und geht dann immer weiter bis zum anderen Ende, indem auf jeden Pfahl drei starke Schläge geschehen. Man hört diese Schläge weithin, sieht aber durchaus nichts. Einst wollten mehrere junge Burschen aus Ahlshausen, unter denen sich der Erzähler selbst befand, wo möglich sehen, wer der Urheber des Klopfens sei, und hatten sich zu dem Zwecke auf beiden Seiten eines Zauns, an dem Nachts immer geklopft wurde, niedergelegt. Mit dem Glockenschlage elf begann das Klopfen und rückte ihnen näher und näher; als es gerade bei ihnen war, fuhr ein furchtbarer Windstoß zwischen ihnen hindurch, aber sie

ſahen nichts. — In Kreienſen trieb auch ein ſolcher ſtäkenklopper ſein Weſen; da ließ aber der Eigenthümer den Zaun wegnehmen und darauf ſeinen Garten nachmeſſen. Hierbei ſtellte es ſich heraus, daß er vier Fuß von dem Eigenthume ſeines Nachbars gehabt hatte. Dieſe gab er zurück und machte dann an der rechten Grenze einen neuen Zaun. Von der Zeit an ward das Klopfen am Zaun nicht wieder gehört.

225.

Die geſpenſtiſche Leuchte.

1. Ein Kärrner hatte das Unglück in dunkeler Nacht etwas an ſeinem Wagen zu zerbrechen. Er war nicht im Stande mit Hülfe ſeines Knechtes, der ihn begleitete, den Schaden zu beſſern, namentlich das zerbrochene Rad wieder herzuſtellen, um ſo weniger, da ſeine Laterne ebenfalls verloren gegangen war. Zufällig befand er ſich gerade an einem Orte, an welchem, wie er wuſte, eine geſpenſtiſche Leuchte umgehn ſollte. Da ſprach er denn in ſeiner Verzweiflung: „ach, ich wollte, daß die Leuchte, die hier umgeht, käme und mir leuchtete!“ Kaum hatte er das Wort geſprochen, ſo war auch ſchon die Leuchte bei ihm. Nun brachte er mit Hülfe des Knechtes den zerbrochenen Wagen wieder in Ordnung, band das Rad ſo gut wie möglich zuſammen und beſſerte alles, was ſonſt noch zu beſſern war, wobei ihm die Leuchte getreulich Licht gab. Dann begleitete ſie ihn noch über die ſchwierigſten Stellen des Weges. Als er ſie nicht mehr nöthig hatte, ſprach er zu ihr: „ich habe geſteht, daß du kommen und mir leuchten möchteſt, und du haſt meinen Wunſch erhört; nun gehe auch du durch Gottes Gnade zu dem Orte der Ruhe, wohin du gehörſt!“ Alsbald hörte er eine Stimme, die jubelte vor Freude, dankte ihm herzlich und ſprach, er habe ſie mit dieſem Worte erlöſt, worauf ſie ſchon ſeit zweitauſend Jahren immer vergebens gewartet habe; ſo oft ſie ſich auch den Menſchen zutraulich genähert habe, ſo wären dieſe doch immer ſcheu vor ihr geflohen, und keiner habe je das Wort geſprochen, wodurch ſie hätte erlöſt werden können, bis er es endlich ausgeſprochen habe.

2. Ein Bäcker in Gelliehauſen hatte in Benniehauſen gewahlen. Als er Abends ſpät zurückkehrte, ſah er eine Leuchte vor

ſich auf dem Wege. Er wollte gern mit derſelben gehn, rief alſo, ſie möchte warten und ging zugleich raſcher, konnte ſie aber doch nicht einholen. Indem er ihr ſo immer folgte, wurde er zuletzt ſo matt, daß er ſich vor Erſchöpfung an einen Raubzeughaufen legte und da bis zum Morgen liegen blieb, wo er ſich dann dicht vor Gellichauſen befand.

3. Ein Mann aus Seberen war nach einem benachbarten Dorfe gegangen und kehrte in der Dunkelheit nach Hauſe zurück. Als er in den ſogen. Küler (ein zu Seberen gehöriges Holz) kam, ſah er im Gebüſch eine Leuchte gehn. Er dachte, ſeine Frau wäre ihm mit der Leuchte entgegen gegangen, und rief: »komm und leuchte mir hier!« Da ſprang ihm mit einem Male das Ding auf den Rücken, und lenkte ihn mit Gewalt vom rechten Wege ab in die Holzenholtgrund. Als er endlich ganz in der Nähe des Dorfes in den ſog. Krüzhöligen weg (ein Hohlweg, worin ſich zwei Wege kreuzen) gekommen war, da verließ es ihn. Jetzt faßte er darnach, griff aber nur Moos, welches er noch lange aufbewahrte.

4. Ein Fiſcher aus Wulſten hatte bei ſeinen Lebzeiten häufig auf dem Lindauer und Hattorfer Gebiete gefiſcht. Dafür muß er nach ſeinem Tode umgehn. Er kommt an der Rothenberger Waldecke zum Vorſchein, geht dann auf dem Anger hin und an der Oder hinauf über die Grenze. Er trägt eine Laterne in der Hand und einen rothen Rock, der nur einen Schooß hat, weil ihm der andere einſt von dem Lindauer Fiſcher abgeriſſen wurde, als er auf deſſen Gebiete fiſchte. Man nennt den Geiſt deshalb Einſchooß; auch giebt man ihm wohl den Spottnamen Fränzchen.

Der Feldhüter aus Wulſten ſah einſt, als er vor der Hausthür ſtand, den Geiſt in Geſtalt eines Lichtes an der Oder herunter kommen. Um ihn zu necken, rief er: »Fränzchen!« Alsbald kam das Licht vor die Thür, worauf der Feldhüter ſich ſchnell in die Stube flüchtete. Dahin konnte der Geiſt ihm nicht folgen, doch ſah man ihn vor dem Fenſter und bemerkte, wie ſein Licht das ganze Zimmer erhellte. — Bald darauf begleitete der Feldhüter einen Reiſenden nach Bilshauſen und kehrte Nachts zwiſchen elf und zwölf Uhr nach Hauſe zurück. Da kam Einſchooß plötzlich herbei und warf ihn, um ſich zu rächen, in einen Sumpf, aus welchem er nur mit Mühe wieder herauskam.

226.

Irrlichter.

Die Irrlichter welche im Niederdeutſchen erwisch, irrwiſche, nachtwiſche, ſtoltenlicht (ſteltenlicht), ſtörlepel (ſtürlepelken) genannt werden, ſind die Seelen der ungetauften Kinder, die nicht hinauf (d. h. in den Himmel) können. Betet der Menſch, wenn er ſie ſieht, ſo kommen ſie ganz nahe heran, flucht er, ſo gehn ſie fort. — Als einmal ein Menſch von einem Irrlichte ſchon lange Zeit hin und her geführt war, verlor er endlich die Geduld und rief: »Donnerwetter, was biſt Du für ein dummes Ding!« Sogleich war das Irrlicht verſchwunden.

227.

Der Irrwächter.

Zu Einbeck iſt einſt ein Nachtwächter geweſen, der ſein Amt nicht pflichtmäßig verwaltete und deshalb verwünſcht iſt ewig umher zu gehn und zu blaſen. Nun geht er die ganze Nacht in der Stadt umher; wo der Nachtwächter eben geweſen iſt und geblaſen hat, da erſcheint auch er gleich nachher und bläſt. Wer ihm begegnet und nicht ausweicht, den rennt er um; läuft aber jemand vor ihm weg, ſo läuft er ihm nach. Bleibt man ſtehn und betet ein Vaterunſer, ſo geht er ruhig vorüber.

228.

Der umgehende Arzt.

Zwiſchen Waake und Obergögen geht ein Mann wie ein Arzt gekleidet, mit einem Stocke, auf dem ein kleiner Todtenkopf als Griff angebracht iſt. Wer ihm begegnet, muß binnen Jahresfriſt ſterben.

229.

Der geſpenſtiſche Wagen.

1. Auf dem Mändelskope bei Kalefeld ſoll vor alten Zeiten ein Schloß geſtanden haben. Zu gewiſſen Zeiten fährt noch

von da eine mit sechs Pferden bespannte Kutsche in der Mändälsgrund herunter bis zu einer gewissen Stelle, wo sie wieder umkehrt. Unter dem Wagen ist ein Hund mit einer glühenden Kette angebunden, in demselben sitzt ein glühender Mann. Die Pferde werden von drei Männern mit schwarzen Gesichtern gelenkt, je zwei Pferde von einem Manne; ein vierter Mann, ebenfalls mit schwarzem Gesichte, steht hinten auf. Ein alter Mann hat die Kutsche Nachts zwischen elf und zwölf Uhr da fahren sehen, dann ist sie aber auch von mehreren Kindern am Mittage gesehen. Diese waren nemlich in den Wald gegangen, um Laub zu holen. Auf dem Rückwege hören sie plötzlich hinter sich einen Wagen rasseln und freuen sich schon, daß sie nun ihre Säcke aufwerfen können; als sie aber die schwarzen Männer erblicken, lassen sie ihre Säcke im Stiche und laufen davon.

2. Leute aus Immensen waren nach Einbeck zum Jahrmarkte gewesen. Spät am Abend kamen sie zurück; auch die Inspectorkutsche aus Sülbeck kehrte von dort zurück. In der Nähe von Immensen begegnet ihnen die spukekutsche; sie ist mit vier schwarzen Pferden bespannt, welche feurige Sträuße auf dem Kopfe haben. Diejenigen, welche sie sahen — nicht alle Menschen vermögen sie zu sehen — wichen ihr sorgfältig aus; diejenigen aber, welche sie nicht sahen, geriethen mitten dazwischen, doch geschah ihnen nichts zu Leide. Die Pferde der Inspectorkutsche, deren Kutscher nichts gesehen hatte, geriethen ebenfalls dazwischen und der Wagen zerbrach.

3. Einem Manne träumte dreimal hinter einander, ein goldener Wagen fahre vor seinem Hause vorbei, er rühre ihn an und werde dadurch unermeßlich reich. In der Hoffnung, daß sein Traum erfüllt werden würde, ging er in der folgenden Nacht um elf Uhr vor sein Haus und wartete da bis zwölf vergebens. Als er eben wieder in sein Haus treten wollte, sah er einen goldenen Wagen, von vier Schimmeln gezogen, vorbei eilen. Auf dem Kutschbocke saß ein Kutscher ohne Kopf, dem das Blut aus dem Halse spritzte; im Wagen selbst saß ein schwarzer Hund, dem ein Feuerstrahl aus dem Munde schoß. An dem Wagen hingen lauter Hunde herum, welche armlange feurige Zungen hatten. Kurz, der ganze Aufzug war fürchterlich anzusehen. Der Mann war erst ganz erschrocken, dann sprang er aber doch auf den Wagen zu und rührte ihn mit einem Finger an. Er fiel sogleich in

eine Ohnmacht, aus der er erſt am anderen Morgen wieder erwachte. Jetzt erzählte er die ganze Geſchichte und ſtarb am Tage darauf.

4. In der Quatember-Nacht fährt zu Hildesheim Nachts zwiſchen zwölf und ein Uhr eine glühende Kutſche in's Goſchenthor und durch alle Straßen bis auf den Markt, wo ſie dann in der Erde verſchwindet. Vor dieſe glühende Kutſche ſind glühende Pferde geſpannt, die Feuer und Flammen ſpeien. Auch der Kutſcher, der die Pferde lenkt, glüht wie ein Mann auf einer eiſernen Ofenplatte und ſchlägt mit ſeiner Peitſche, aus welcher viele Funken ſprühen, rechts und links nach den Fenſtern. Wer dann aus dem Fenſter ſieht, dem ſchlägt der Kutſcher ohne Erbarmen die Augen aus dem Kopfe. Der aber, der in der Kutſche ſitzt, hat es am allerſchlimmſten, er muß ſchreckliche Pein leiden. Das iſt nemlich ein ganz vornehmer Graf, der in ſeinem Leben viel Böſes gethan hat. Sonntag und Alltag ſind ihm einerlei geweſen; immer fuhr er in Kutſchen, und es war ihm gleichgültig, ob er Menſchen oder Vieh überfuhr. Einige ſagen, der Graf ſei der wilde Jäger; das iſt auch möglich.

230.

Das unſichtbare Geſpann.

In einem Walde bei Düderode liegen drei Teiche, die Duwelsbödden genannt. In dem mittleren dieſer Teiche iſt einſt ein Wagen verſunken, daher ſpukt es dort noch immer. Einſt ging ein Mann mit ſeinem Sohne und zwei Knechten zur Nachtzeit in den Wald, um Holz zu holen. Dort hörten ſie ſchon von weitem ein Geräuſch wie Pferdegetrappel und Wagengeraſſel. Alle vier blieben ſtehen und wollten abwarten, was es mit dem Geräuſche für eine Bewandtnis habe. Dieſes kam ihnen immer näher, aber ſie ſahen nichts. Zuletzt fuhr es mit furchtbarer Gewalt an ihnen vorbei, wobei der Luftzug ſo ſtark war, daß ſie dadurch auf die Seite geworfen wurden. So fuhr das unſichtbare Geſpann an ihnen vorüber und in den Teich, und zwar mit ſolcher Gewalt, daß ſie das Aufrauſchen des Waſſers ganz deutlich hörten.

231.

Der gespenstische Leichenzug.

1. In dem unteren Kruge in Wulsten ist einst ein Reisender, der viel Geld bei sich hatte, bei Nachtzeit erschlagen. Der Wirth, der die That verübt hatte, legte die Leiche in eine Lade und grub diese auf dem Pfingstanger zwischen Lindau und Wulsten ein. Am anderen Morgen hütete des Wirthes Schwester, die von dem Morde nichts wuste, auf dem Anger die Schafe. Mit einem Male sah sie ihren Hund eifrig im Boden kratzen; sie untersuchte die Stelle, und erkannte die ihr aus dem elterlichen Hause wohl bekannte Lade. Sie ging nun zu ihrem Bruder und theilte diesem mit, was sie gesehen hatte. Darauf ging dieser hin, nahm die Leiche heraus und warf sie in die Oder; die Lade aber nahm er mit nach Hause. Von dieser Zeit an geht die Leiche des Erschlagenen Abends in der Dämmerung auf dem Pfingstanger. Sie wird von acht Männern getragen, die man alle erkennt und deren Namen sich die Wulstener Bauern zuflüstern; es sind sämmtlich Leute aus Wulsten, Meineidige, oder solche, welche die Grenzsteine verrückt haben. Leute ähnlichen Schlages sind hinter den Trägern und bilden das Leichengefolge.

2. Unweit Lauenberg stehn die Ruinen einer Kirche. In der Nähe derselben soll vor Zeiten eine Schlacht geliefert sein, in der viele Menschen fielen. Noch jetzt gehn hier Nachts die Leichen um. Ein Mädchen aus Lauenberg, die jetzt noch lebt, wurde einst, als sie über Feld gegangen war, auf dem Rückwege von einem heftigen Schneegestöber überfallen und suchte deshalb Schutz hinter dem verfallenen Gemäuer der Kirche. Die Nacht überraschte sie hier; zwischen 11 und 12 sah sie einen Leichenzug daher kommen. Der Pastor ging an der Spitze des Zuges und viele Folger gingen hinter der Leiche her. Am anderen Morgen wurde das Mädchen von vorübergehenden Leuten gefunden und nach Lauenberg zurückgebracht.

3. Vor Edemissen geht Nachts in der Nähe des Kirchhofes ein Leichenzug. Wer ihn sieht, dessen Familie wird in der nächsten Zeit durch einen Todesfall in Trauer versetzt.

232.

Beraube die Todten nicht!

1. Als in Einbeck der Friedhof noch bei der Neuſtädter Kirche lag, waren einſt Knaben dahin gegangen um von den Gräbern Blumen zu pflücken. Einer von ihnen ſtarb bald nachher. Da wandelte ſein Geiſt ſichtbar über dem beraubten Grabe und es ſchien, als ob er ſich bemühe die Blumen wieder auf das Grab zu pflanzen.

2. Als noch die Ueberreſte von dem alten Nonnenkloſter in Fredelsloh ſtanden, ward einer Magd von ihrer Herrſchaft aufgetragen in einer Kammer zu ſcheuern; da ſie aber das Scheuertuch vergeſſen hatte, ſo nahm ſie aus einem alten Kaſten, worin Kleidungsſtücke der früheren Nonnen lagen, einen Lappen heraus und ſcheuerte damit. Als ſie fertig war, hing ſie den Lappen zum Trocknen auf. Wie ſie aber in der Nacht darauf im Bette lag, kam eine ſchwarze Geſtalt auf ſie zu, faßte ſie bei den Haaren und zog ſie mit ſich in den Kloſterhof; dort ſtieß und ſchlug ſie das Mädchen furchtbar. Dieſe rief laut um Hülfe. Ein Mann, der eben ins Dorf kam und ihr Rufen hörte, eilte zu der Stelle, um zu helfen, aber eine weiße Geſtalt tanzte fortwährend vor ihm hin und her und wollte ihn nicht in den Kloſterhof laſſen. Mehrmals nahm er vergebens einen Anlauf, um über das Gitter hinüber zu ſpringen. Bei dem letzten Verſuche ſprang ihm die weiße Geſtalt auf den Rücken und ward ſo ſchwer, daß er niederfiel und eine Zeitlang beſinnungslos da lag. Das Mädchen aber wurde am anderen Morgen ohnmächtig in der Kammer gefunden, worin es geſcheuert hatte, und ihr ganzer Leib war voll blauer Flecke. Der Kaſten mit den Kleidern ſoll noch jetzt da ſein.

Nach einer anderen Ueberlieferung hatte das Mädchen den Anzug einer Nonne aus dem Kaſten genommen, ihn angezogen und damit ſeinen Spott getrieben; dafür wurde ſie Nachts von einer Nonne, die ihr erſchien, arg geohrfeigt. Den Kaſten mit den Kleidern der Nonnen hat man eingemauert, um eine Wiederholung ſolcher Dinge zu verhüten.

233.

Beweine die Todten nicht zu sehr!

Jede Thräne die um einen Begrabenen geweint wird, fällt in dessen Leichentuch und macht es naß. — Meiner Großmutter starb ein Kind, welches sie sehr beklagte und beweinte. Da erschien ihr das Kind des Nachts und sagte: „Mutter, höre doch auf über mich zu weinen! In meinem Leichentuche ist nur eine Stelle, wie ein Thaler groß, noch trocken; wenn auch diese naß ist, dann habe ich keine Ruhe im Grabe mehr.“

234.

Laß die Todten ruhen!

Einer Frau in Dorste war der Mann gestorben; sie härmte sich sehr darüber und flehte immer, ihr Mann möchte doch wieder kommen und ihr in manchen Stücken Rath geben. Eines Abends in der Dämmerung weinte sie wieder viel und bat den lieben Gott, er möchte doch ihren Mann wiederkommen lassen. Da erschien wirklich ihr Mann, gab ihr in manchen Stücken Rath, fügte aber hinzu, sie hätte ihn in Ruhe lassen sollen. Zum Schlusse sollte sie ihm noch versprechen das zu thun, was er ihr gesagt hatte; er ging also auf seine Frau zu und hielt ihr die Hand hin. Diese hielt ihm einen Peitschenstiel hin, den er anfaßte und schüttelte. Am anderen Morgen bemerkte die Frau, daß der Peitschenstiel an der Stelle, wo der Todte ihn angefaßt hatte, durchgebrannt war.

235.

Liebe nach dem Tode.

1. In Drüder war eine Frau gestorben und hatte ein kleines Kind hinterlassen. Für dieses mochte nicht so gesorgt sein, wie es eigentlich hätte geschehen müssen; denn acht Tage nachher kam Nachts um elf Uhr die verstorbene Mutter in die Stube, worin das Kind lag, ging hin zur Wiege, nahm dasselbe heraus und that so, als wenn sie es säugte. Dann suchte sie die Kin-

dertücher zuſammen, ging damit aus dem Hauſe hinaus und zum Brunnen, wo ſie dieſelben wuſch und zum Trocknen ausbreitete. Hatte ſie das gethan, ſo kam ſie in die Stube zurück, wo ſie bei dem Kinde blieb, bis es zwölf ſchlug, worauf ſie verſchwand. Am anderen Morgen war alles in der Wiege ganz ſo, wie es am Abend geweſen war. So kam der Geiſt der Mutter vier Wochen lang in jeder Nacht eine Stunde, dann erſchien er nicht wieder.

2. Ein Kutſcher aus Daſſel fuhr einſt mit ſeinem Geſpann ins Feld. Unterwegs begegnete ihm ein Leichenzug; von den Leuten erfuhr er, daß es die Leiche einer in einem benachbarten Orte verſtorbenen Frau ſei. Als er zurückkam, begegnete ihm die Begrabene, die, weil ſie ein kleines Kind hinterlaſſen hatte, nach ihrem Hauſe zurückging, um daſſelbe zu ſäugen.

3. Ein Bauer aus Wennigſen fuhr eines Tages gegen Abend nach dem Walde, um Holz zu holen. Unterwegs begegnete ihm ein Leichenzug, doch er fuhr ruhig daran vorbei und holte ſein Holz. Auf dem Rückwege wurden die Pferde auf einmal ſcheu. Der Bauer ſelbſt ſpürte einen Leichengeruch und ſah, wie die Frau an ihm vorbeiging, die in dem Sarge gelegen und, wie ihm geſagt war, ſieben Kinder zurückgelaſſen hatte. Da auch der Mann derſelben geſtorben war, ſo waren die Kinder völlig verlaſſen; dazu kam, daß das jüngſte beim Tode der Frau noch an der Mutterbruſt gelegen hatte. Dieſes ſoll nun die verſtorbene Mutter noch ſo lange ernährt haben, bis es ſelbſt eſſen konnte.

4. Ein Edelfräulein hatte heimlich ein Liebesverhältnis mit einem Dienſtknechte ihres Vaters und ward zuletzt ſchwanger. Als ihr Vater das merkte, jagte er den Knecht auf ſchimpfliche Weiſe fort, das Mädchen aber wurde von ihm ſo viel »geängſtigt und gequält«, daß ſie ſtarb. Nachdem ſie einige Tage begraben war, ließ ſich ihr Geiſt Nachts in weißem Anzuge ſehen. Zuerſt erſchien ſie ihrem Geliebten und kam ihm leibhaft vors Bett; er hätte ſie gern gefragt, weshalb ſie erſchiene, aber er hatte nicht das Herz dazu. So erſchien ſie ihm drei Nächte hinter einander. In der dritten Nacht fragte er ſie endlich, weshalb ſie ihn beunruhige. Sie erwiederte, ſie könne nicht ruhen, weil ihr Vater ihm ſo großes Unrecht gethan habe; er möge

das doch an ihren Vater bestellen. Der Knecht erzählte darauf dem Vater alles, doch dieser wollte ihm nicht glauben und »gab ihm harte Worte«. In der vierten Nacht erschien sie ihrer Mutter und bat diese dem Vater zu sagen, er möge doch dem Knechte verzeihen, sonst könne sie nicht ruhen. Die Mutter erfüllte ihre Bitte, aber ohne Erfolg. Als auch das nicht half, erschien sie dem Vater selbst, sagte ihm alles und bat ihn dem Knechte zu verzeihen. Der Vater gelobte es ihr und hielt auch Wort. Von der Zeit an ließ sich der Geist nicht wieder sehen.

236.

Feindschaft nach dem Tode.

1. Ein Steinmetz in Hardegsen hatte eine Frau, die ihm nie genug zu essen gab. Als er nun eines Tages in die Steinbrüche ging, gab sie ihm ein Päckchen in Papier gewickelt mit. Er glaubte, seine Frau habe ihm eine Freude machen wollen; um so größer war aber seine Enttäuschung, als er zur Essenszeit das Papier los wickelte und nichts als eine Schuhsohle darin fand. Darüber ward er so empört, daß er schwur, das solle seiner Frau nicht ungestraft hingehn, er wolle es ihr gedenken. Nun traf es sich, daß er an demselben Nachmittage durch einen Stein erschlagen wurde. Um neun Uhr desselben Abends kam der Todte in die Küche seiner Frau, schüttete ihr zwei Eimer Wasser über den Kopf und zerschlug alles Geschirr. Das wiederholte sich jeden Abend. Als aber die Frau geliehenes Geschirr in die Küche stellte, verschonte er dieses.

2. Ein Todter kann einen Lebenden »nach sich ziehen.« In Einbeck sagte eine sterbende Frau zu ihrer Schwiegertochter, mit welcher sie beständig in Unfrieden gelebt hatte: »Dein Kind lasse ich dir nicht!« Die Alte starb; bald nachher fing das Kind an zu kränkeln und starb.

237.

Versöhnung nach dem Tode.

1. Auf der Burg Lichtenstein lebte vor Jahrhunderten ein Ritter, der zwar reich und im Kriegswesen wohl erfahren, aber

ſo wenig fromm war, daß er in dreißig Jahren nicht einmal die Kirche beſucht hatte. Seine Gemahlin dagegen war ſehr fromm und betete auch fleißig im Hauſe. Um ſich in ihrer Frömmigkeit noch mehr zu ſtärken, ließ ſie einen von ihren Burgleuten jeden Abend auf ihr Zimmer kommen, um mit ihm zu beten. Als dieß dem Ritter hinterbracht war, wurde ohne allen Grund Argwohn in ihm geweckt. Die Burgfrau betheuerte zwar ihre Unſchuld, wurde aber dennoch von ihrem Gemahl verſtoßen und muſte ihr ferneres Leben in Kummer und Herzeleid hinbringen. Zu wiederholten Malen verſuchte ſie eine Verſöhnung mit ihrem Gemahl zu Stande zu bringen, allein vergebens. Nicht lange nachher ſtarb der Ritter ohne ſich mit ſeiner Gemahlin verſöhnt zu haben; auch dieſe ſtarb bald darauf. — Ein Jahrhundert war ſeitdem verfloſſen und auf der Burg lebte ein Ritter, der in der ganzen Umgegend wegen ſeiner Frömmigkeit berühmt war. Eines Abends hatte dieſer eben ſein Gebet beendigt, als plötzlich ein heller Glanz ſein Zimmer erfüllte und eine Frau in einem Anzuge vor ihm ſtand, der vor hundert Jahren Mode geweſen ſein mochte. Alsbald fing dieſe an zu ſprechen und erzählte dem Ritter, wie es ihr und ihrem Manne in jenem Leben ginge. Dieſer richtete dann an ſie noch mehrere Fragen und erkundigte ſich insbeſondere nach ihrer Herkunft. Sie beantwortete alle Fragen ganz genau und ſagte namentlich, ſie ſelbſt ſei zwar an einem guten Orte, aber ihr Mann müſſe zwiſchen Himmel und Erde ſchweben und könne nicht eher zur Ruhe gelangen, als bis ſie beide mit einander verſöhnt wären. Dieſe Verſöhnung zu Stande zu bringen, dazu ſei er auserſehen und er allein könne dieß Werk vollbringen; geſchähe es nicht, ſo würde ihr Mann auf ewig unglücklich ſein, und auch ſie könne die Seligkeit nicht genießen. Auf ihre Bitte das Werk der Verſöhnung zu übernehmen, erwiederte er, ſie möchte am folgenden Tage Nachts um elf Uhr wieder erſcheinen, dann wolle er ihr Antwort geben. Am folgenden Tage nahm der Ritter einen Geiſtlichen in Rath. Dieſer erklärte ihm, er müſſe die Verſöhnung zu Stande bringen, falls er ſelbſt ſelig werden wolle. Am Abend ließ nun der Ritter alle Thüren und Fenſter verſchließen und ſtellte ringsum Wachen aus, ſelbſt vor die Kammerthür. Mit dem Glockenſchlage elf erſchien auch der Geiſt, eben ſo angethan, wie am Abend zuvor. Sogleich fragte ſie den Ritter, ob er ſie mit ihrem Manne

versöhnen wolle, und er bejahte es. Nun sagte sie ihm, daß sie am folgenden Abend um elf Uhr mit ihrem Manne in diesem Zimmer erscheinen würde, und bat noch, daß er drei Wachslichter auf den Tisch stellen möchte. Nachdem jener es zugesagt, aber auch erklärt hatte, daß er eine Wache mit in das Zimmer nehmen würde, genehmigte sie das und verschwand. Der Ritter befragte nun die Wachen, ob sie etwas gesehen oder gehört hätten; diese versicherten aber nur gehört zu haben, daß er gesprochen hätte. Am nächsten Abend ließ er wieder sorgfältig alle Thüren und Fenster verschließen und nahm einige Mann Wache zu sich ins Zimmer. Kurz vor elf Uhr zündete er die drei Wachskerzen an. Kaum hatte er dieß gethan, als auch die Frau mit ihrem Manne in dem Zimmer erschien, und zwar auch den andern Anwesenden sichtbar. Der Mann trug eine alte Ritterkleidung und sah ganz blaß aus, was wohl von dem Umherirren in der Luft herrühren mochte. Die Frau nahm das Wort, stellte ihren Mann dem Ritter vor und setzte nochmals ihr früheres Mißverhältnis mit ihm und ihre gegenwärtige Lage aus einander. Nachdem der Ritter den Geist des Verstorbenen um die Wahrheit dieser Aussage befragt und dieser ihre Richtigkeit zugegeben hatte, fragte er ihn, ob er Reue empfände. Hierauf erwiederte er: er wünsche zwar sehr, daß er fromm gelebt hätte, doch sei es unmöglich, sein früheres Leben jetzt wieder gut zu machen: mit seiner Frau habe er sich leider nicht versöhnt und dafür schwer büßen müssen; sei es jetzt noch möglich, so sei er gern dazu bereit. So hatte der Ritter den Mann und die Frau gehört und forderte sie nun auf, wenn sie sich versöhnen wollten, sich die rechte Hand zu reichen. Beide thaten es. Dann erklärte sie der Ritter für versöhnt und fügte hinzu, daß sie nun, wenn es Gottes Wille wäre, zur ewigen Seligkeit gelangen könnten. Darauf verschwanden beide und sind seitdem nicht wieder erschienen.

2. In Ahlshausen war ein Mann gestorben, der in seinem Leben mit seinem Bruder viel Zank und Streit gehabt hatte. Bald nachher kam der Todte zu seinem Bruder, der eben auf dem Boden Futter schnitt, und reichte ihm die Hand. Dieser gab ihm aber seine Hand nicht, sondern reichte ihm das Streichholz (strêke), welches jener sogleich durchgriff.

238.

Der Todte denkt an ſein Verſprechen.

1. Zwei Brüder pflegten ſich gegenſeitig zu raſiren. Als ſie dieſes ſchon lange gethan hatten, fing einſt der ältere an: „Wie wird es aber, wenn einer von uns todt iſt? wer wird dann den Lebenden raſiren?“ Da gaben ſie ſich einander das Verſprechen, daß derjenige, welcher zuerſt ſterben würde, auch nach dem Tode den Bruder noch raſiren wolle. Der ältere Bruder ſtarb zuerſt. In der Nacht nach ſeinem Begräbnis, trat er in die Kammer ſeines Bruders und gab dieſem zu verſtehn, er ſolle ſich auf einen Stuhl ſetzen, um ſich raſiren zu laſſen. Der jüngere wollte das nicht haben, aber der Geiſt ließ ihm keine Ruhe, bis er ſich raſiren ließ. Nachdem das Geſchäft vollbracht war, ſagte er zu dem Geiſte, er wolle ſeine Ruhe nicht ſtören, er brauche deshalb nicht wieder zu kommen. Der Geiſt wollte aber darauf nicht eingehen, bis der Bruder zu ihm ſagte: „nun, ſo komm noch dreimal, dann ſollſt du deines Verſprechens ledig ſein.“ Hierauf kam der Geiſt noch dreimal, wie früher, und dann nicht wieder.

2. Einem Schäfer in Wenzen erſchien im Jahre 1852 in der Nacht ſein vor kurzem verſtorbener Herr. Er klopfte an die Schäferkarre, in welcher jener lag, und als ſie geöffnet war, ſagte er zu ihm: „ich habe Dir, als ich noch lebte, eine neue Schäferkarre verſprochen, und die ſollſt Du auch haben.“ Der Schäfer ward durch dieſe Erſcheinung krank.

3. In dem Dorfe Nahenſen im Braunſchweigiſchen Amte Greene beſtimmte (verlöwete) ein ſterbender Mann den Armen des Dorfes ein Malter Roggen, welches unter dieſe vertheilt werden ſollte. Als die Erben dieſe Beſtimmung nicht ausführten, ging der Todte in ſeinem Hauſe um. Um nun befreit zu werden, ließen ihn die Leute im Hauſe durch einen Mann befragen, weshalb er noch umgehe („wat he dä noch te gän dös“)? Er verlangte von dieſem, daß ſein letzter Wille erfüllt und das Malter Roggen unter die Armen vertheilt werde; darauf ſolle er ihm die Hand geben. Doch dieſer, welcher wohl wuſte, daß man einem wiedererſcheinenden Todten die Hand nicht geben darf, ſtellte ſich auf die eine Seite des Waſſerſteins und faßte dieſe an, den Todten aber hieß er an die andere Seite deſſelben faſſen. Als der

Todte das gethan hatte und darauf verſchwunden war, ſah man alle fünf Finger ſeiner Hand in dem Steine abgedrückt.

239.

Erlöſte Geiſter.

1. Ein Bauer, der ein Nachtwandler war, ſtarb. Nach ſeinem Tode erſchien er, wenn die Leute gerade zu Tiſche ſaßen, in der Stube, ſetzte ſich hinter den Ofen und rauchte. Weil das den Menſchen im Hauſe ſehr unangenehm war, ſo fragten ſie ihn eines Tags, „was ſein Begehr wäre.“ Darauf ſagte er: das Geld, welches bei ſeinen Lebzeiten im Hauſe abhanden gekommen wäre, und wovon ſie geglaubt hätten, daß es geſtohlen ſei, habe er im Zuſtande des Nachtwandelns weggenommen und auf den Hausboden um den Schornſtein gelegt; ſie möchten es von dort wegnehmen und den Armen geben, dann habe er Ruhe. Als das geſchehen war, ließ ſich der Verſtorbene nicht wieder ſehen.

2. Einem Küſter, der gerade Heu einfahren wollte, war das Seil durchgeriſſen, womit der Heubaum auf dem Wagen befeſtigt werden ſollte. Da er nun kein anderes zur Hand hatte, ſo holte er ein Thurmſeil, vergaß aber nachher daſſelbe wieder an ſeinen Ort zu bringen. Bald darauf ſtarb er. Als einige Tage nachher ſeine Tochter in den Thurm ging, um zu läuten, ſtand mit einem Male ihr Vater leibhaftig vor ihr. Sie fragte den Todten, was ſein Begehr ſei. Dieſer erwiederte, ſie ſolle das Seil, welches noch im Hauſe liege, wieder in den Thurm bringen und ihm die Hand darauf geben, daß ſie es wirklich thun wolle; wenn ſie das verſpräche, ſo würde er nicht wieder kommen. Das Mädchen wickelte ſchnell ihre Schürze um die Hand und hielt ſie ihm ſo hin. Der Geiſt griff, indem er die Hand faßte, gleich durch die Schürze durch.

3. Ein Mann in Wulſten war ſehr bequem. Wenn er von ſeinen Aeckern Steine abgeleſen hatte, ging er mit denſelben über die Felder ſeiner Nachbaren hin nach einer Angerſtr, um ſie da auszuſchütten, und ließ dabei, um es ſich leichter zu machen, immer mehrere Steine auf anderer Leute Aecker fallen. Als er geſtorben war, kam er eines Tages in der Dämmerung zu ſeiner

Frau und bat ſie ihm zehn Säcke zu geben. Die Frau fragte ihn, was er damit machen wolle; er ſagte, wenn er zurück käme, wolle er es ihr ſagen, und erhielt die Säcke. Nachts um ein Uhr kam er wieder und brachte die Säcke zurück; zugleich erzählte er ihr, er habe von den Aeckern die Steine abgeleſen, welche er bei Lebzeiten abſichtlich habe darauf fallen laſſen, und bat ſie zugleich, den Eigenthümern dieſer Aecker eine gewiſſe Summe als Entſchädigung zu geben. Das möge ſie ihm verſprechen und ihm die Hand darauf geben. Sie verſprach es auch und reichte ihm die Hand. Am anderen Morgen war die Hand, welche ſie ihm hingereicht hatte, ganz verbrannt und fiel ab; aus den Säcken aber war der Boden heraus, ſo viele Steine hatte der Todte darin getragen.

4. Die Magd eines Schullehrers ſand eines Mittags, als ſie die Betglocke läuten wollte, die Geſtalt eines Mädchens auf einem Grabe ſitzen. Als ſich dieſelbe Erſcheinung noch zweimal wiederholte, wagte die Magd den Geiſt zu fragen, was ſein Begehr ſei. Die Geſtalt erzählte ihr darauf, daß ſie bei ihren Lebzeiten ein uneheliches Kind bekommen und dieſes getödtet habe. Weil ſie aber geſtorben ſei ohne ihre Sünde gebüßt und ohne das heilige Abendmahl genommen zu haben, ſo habe ſie jetzt nicht eher Ruhe im Grabe, bis jemand für ſie das gethan habe. Die Magd verſprach ihr das Abendmahl für ſie zu nehmen, und reichte ihr, als der Geiſt einen Handſchlag forderte, die Hand hin, welche ſie aus Vorſicht mit ihrer Schürze umwickelt hatte. Kaum war das geſchehen, ſo war dieſe auch ganz ſchwarz gebrannt. Als nun die Magd ihr Verſprechen erfüllt hatte und das dem Geiſte verkündigte, ſagte dieſer ihr vielmals Dank und verſchwand vor ihren Augen.

5. Eine Edelfrau war ſo geizig und hartherzig, daß ſie keinem Armen etwas gab. Das ging ſo weit, daß ſie den Armen, die ſie darum baten, nicht einmal die abgerahmte Milch gab, ſondern ſie jedes Mal gleich in den Schweinetrog ſchüttete. Ihre Magd dagegen war mitleidig und goß oft ſolche Milch in den Goſſenſtein, woraus dann die Armen ſie verſtohlener Weiſe holten. Dafür erhielt ſie auch manches Gotteslohn. Die Edelfrau ſtarb, zeigte ſich aber nach ihrem Tode alle Tage im Hauſe, indem ſie leibhaftig auf dem Schweinetroge ſaß. Die Magd, welche ſie wohl erkannte, fragte ſie endlich, warum ſie

wieder erſchiene. Die Frau antwortete, ſie könne nicht ſelig werden; wenn ſie ihr aber nur ein einziges Gotteslohn abgeben wolle, ſo werde ſie die Seligkeit erlangen. Die Magd erwiederte, ſie wolle ihr gern alle ihre Gotteslohne geben, ſie hoffe ſich wieder andere zu erwerben. Darauf ſchied die Frau mit dem herzlichſten Danke von der Magd und ſagte, ſie werde nun nicht wieder kommen, denn jetzt werde ſie ſelig werden.

6. Der Ritter Hans von Lichtenſtein zeichnete ſich durch ſeine große Stärke und Gewandtheit vor vielen anderen Rittern aus, ſo daß er allen Bewohnern der Gegend große Furcht einflößte. Seine große Kraft wandte er aber nur zu ſchlechten Dingen an und von Glauben und Gottesfurcht wollte er nichts wiſſen. Als er geſtorben und begraben war, erſchien er eines Mittags zwiſchen elf und zwölf Uhr ſeinem getreuen Hofmeiſter auf einer großen Breite Landes, auf einem „rothen Schimmel“ ſitzend und mit feuriger Kleidung angethan.“ Sage meiner Frau,“ ſprach der Geiſt, „ſie möge dem Nachbar dieſer Breite Landes das unterſte Stück zurückgeben; ich habe daſſelbe durch einen falſchen Eid an mich gebracht, und kann deshalb nicht zur ewigen Ruhe gelangen, ſondern muß ewig in der Hölle bleiben.“ Der Hofmeiſter verſprach alles getreulich zu beſtellen und ging mit den Worten fort: „morgen Mittag bringe ich Nachricht.“ Nachdem er nun der Frau von Lichtenſtein die ſeltſame Erſcheinung erzählt und den Auftrag ſeines verſtorbenen Herrn ausgerichtet hatte, erwiederte dieſe: „hat er im Leben Unrecht gethan, ſo mag er dafür büßen; ich gebe kein Land heraus.“ Am nächſten Mittage begab ſich der Hofmeiſter erwartungsvoll an dieſelbe Stelle. Um die elfte Stunde erſchien ihm ſein Herr in demſelben Anzuge und hörte mit Schrecken die Botſchaft von ſeiner Frau. „Wenn denn,“ ſprach er, „meine Frau kein Erbarmen mit mir hat, ſo nimm du morgen Mittag eine Hacke und eine Mulde, und bringe mir dieſe hierher. Du kannſt jedoch einmal mit mir gehn und ſehen, wie es mir in meiner jetzigen Lage geht.“ Darauf führte er den Hofmeiſter zu dem Eingange einer Höhle in dem Lichtenſteiner Holze und bat ihn ihm zu folgen. Als der Lichtenſteiner an ſeinem Aufenthaltsorte angelangt war, ſetzte er ſich auf ein rothes Ruhebett nieder. Der Ort war mit rothen Stühlen und anderen rothen Geräthen ausgeſchmückt. Alsbald erſchienen auch rothe Diener, brachten rothe Pantoffeln, ſchenkten rothen Wein ein und

trugen rothe Speiſen auf den Tiſch. Nachdem der Hofmeiſter das alles geſehen hatte, entfernte er ſich, um ſeinen Auftrag auszurichten. Am folgenden Mittage ging er mit den beiden gewünſchten Werkzeugen zu der bekannten Stelle, um ſie dem Herrn zu geben. Dieſer erſchien auch bald und ſagte: „ſetze Dich ſo lange nieder, bis ich fertig bin.“ Der Hofmeiſter that das. Nun fing der Herr gewaltig an zu arbeiten, um die Erde, die er ſich einſt zugeſchworen hatte, wieder an das andere Stück zu ſchaffen. Als die Glocke zwölf ſchlug, kam der Edelmann mit den Werkzeugen wieder, gab ſie zurück, bedankte ſich und ſprach: „es iſt nur gut geweſen, daß die Hacke ein langes Eiſen hatte, ſonſt wäre ich nicht fertig geworden und hätte dann ewige Qualen erdulden müſſen.“ Der getreue Diener ſprach erſchrocken: „ſaget mir doch, Herr, warum Ihr Euch unglücklich nennt, da Ihr doch alles ſo bequem habt und auf einem rothen Pferdchen reiten könnt.“ „Ach,“ antwortete der Edelmann, „das iſt eben, was mich quält. Alles, was ich trinke, iſt Feuer; was ich eſſe, iſt Feuer, worauf ich reite, iſt Feuer, und was ich athme, iſt Feuer. Es iſt gar ſchrecklich, das Leben in der Hölle. Nun ich das Land zurückgegeben habe, erhalte ich Vergebung und kann in den Himmel kommen. Lebe wohl!“ — Mit dieſen Worten verſchwand er.

Noch jetzt iſt das Land zu ſehen, welches der Edelmann an das andere Stück gebracht hat. Die Stelle aber, wohin er den Hofmeiſter führte, um ſeine Qualen zu ſchauen, wird noch jetzt die Hölle genannt.

240.

Gebannte Geiſter.

1. In Avendshauſen war ein Bauer geſtorben, ſpukte aber nach ſeinem Tode fortwährend im Hauſe umher. Die Frau des Mannes ſchickte deshalb zu einem katholiſchen Geiſtlichen, damit dieſer den Geiſt banne. Der Geiſtliche kam auch, aber der Geiſt wollte ihn nicht annehmen und ſprach, ihm könne er ſeine Sünden nicht bekennen, da er ja ſelbſt nicht ohne Sünden wäre. Jener erwiederte, ſo viel er wiſſe, habe er nichts Böſes gethan. Da wies der Geiſt auf ſeine Schuhe „mit Spangen“ hin, in deren einer eine Kornähre hing, die jener, indem er durch ein Korn-

feld ging, abgestreift hatte. So muste der katholische Geistliche unverrichteter Sache wieder weggehn, und es ward zu einem andern geschickt. Dieser fragte den Geist, wohin er sich wolle bannen lassen. Der Geist erwiederte: „in die Hecke auf meiner Wiese, in den dicken Nußbusch.“ Die Frau aber, welche gutmüthig war, sagte zu dem Geistlichen, sie wollte den Geist nur im Hause behaltenz daher ward er in einen Winkel des Hausbodens gebannt und daselbst an eine Kette gelegt, dann aber der Winkel ringsum mit Brettern zugeschlagen. Jetzt machte der Geist einen so gewaltigen Lärm und rasselte so furchtbar mit seiner Kette, daß es die Leute im Hause gar nicht aushalten konnten und den katholischen Geistlichen noch einmal kommen ließen. Als dieser den Geist gefragt hatte, was er denn eigentlich wolle, antwortete jener, er wolle in die Hecke in den Nußbusch. So ward er denn in den Nußbusch gebannt, und im Hause war Ruhe.

2. In einem Hause in Appenrode bei den Gleichen spukte ein Geist. Als die Bewohner es nicht länger ertragen konnten, ließen sie einen Jesuiten kommen, der ihn bannen sollte. Der Geist machte dem Jesuiten heftige Vorwürfe, was er von ihm wolle, da er doch selbst gestohlen habe. Das sei allerdings wahr, entgegnete der Jesuit, er habe seiner Mutter ein Ei gestohlen und es verkauft, aber das habe er gethan, um Papier dafür zu kaufen, welches er als Schüler nöthig gehabt habe. Dann verlangte der Geist in die Küche unter den Heerd gebannt zu werden, damit er wenigstens die Mägde noch quälen könne. Das ward ihm aber abgeschlagen und er ward in die sog. Hämans Köke, eine Klippe bei Appenrode, gebannt.

3. Im sogen. Naenschen Selter, über dem Dorfe Bruchhof, ist eine Klippe, welche der Marensche Stein heißt, weil in dieselbe die Marensche von einem Kapuziner gebannt ist. Das war ein Mädchen, das im Leben arg gesündigt hatte. Nachdem sie gestorben war, trieb sie auf dem Greener Amte vielen Spuk, band Nachts die Kühe im Stalle los, so daß diese wild durch einander liefen, und dergleichen mehr, bis sie endlich hierher gebannt wurde. Neulich ging in der Nacht ein Mann an dieser Stelle vorbei und rief spottend: „Marensche kum!“ aber sie kam nicht.

4. Zwischen den Klippen bei Naensen liegt auch die sog. Kammerkeule, ein großer Felsen, der unten spitz und oben dick, wie eine Keule, geformt ist. Ungefähr zwanzig Schritt über die-

ſem Felſen iſt eine Höhle, welche fünf Kammern enthalten ſoll. Der Eingang in die Höhle iſt etwa vier Fuß hoch, weiterhin aber iſt die Höhle viel höher. In der letzten Kammer ſoll ein Mann an einem großen ſteinernen Tiſche ſitzen und ſchreiben. Der Mann iſt wegen ſeines rohen und ſchlechten Lebenswandels von einem mächtigen Zauberer dahin gebannt. Unter dem Tiſche liegt ein großer ſchwarzer Hund, der den Mann bewacht. Dieſer muß ſo lange in der Höhle ſitzen, bis es einem Menſchen gelingt den Hund zu tödten.

5. Ein Amtmann in Katlenburg hat nach ſeinem Tode jeden Mittag auf dem Amthofe geſpukt. Um ihn zu vertreiben, ließ man den katholiſchen Pfarrer aus Bilshauſen kommen. Dieſer zog ihm ein weißes Taſchentuch durch die Naſe und bannte ihn unter die Treppe. Das hielt aber nur kurze Zeit vor. Nun ließ man den Pfarrer zum zweiten Male kommen, der ihm wieder ein weißes Taſchentuch durch die Naſe zog und ihn nun in die tiefe Stelle beim Zuſammenfluſſe der Ruhme und Oder bannte. Als der Verwalter aus Katlenburg einſt dort badete, wollte er gern einmal ſehen, wo der Amtmann geblieben wäre. Da ſitzt dieſer unten im Waſſer und iſt an einen Buſch gebunden. Er iſt auch niemals wiedergekommen.

6. Vor langer Zeit, als es noch ſpukte, lebte in einem Dorfe ein Wirth mit ſeiner Frau gar nicht glücklich. Die Frau war nur darauf bedacht Geld zu erpreſſen und die Leute zu betrügen. Den Fuhrleuten, die bei ihr logirten, nahm ſie den Haſer, welchen ſie ihnen theuer verkauft hatte, heimlich wieder und verkaufte ihn an andere noch einmal. Die Fuhrleute merkten zwar bald, daß ihre Pferde immer magerer wurden, wußten aber die Urſache nicht. Armen Leuten gab ſie nie etwas. Wenn ihr die Magd, der ſie mit aller Strenge jedes Almoſen verboten hatte, Vorſtellungen darüber machte, ſo erwiederte ſie, ſie hätte genug Arme auf dem Stalle, womit ſie ihre Schweine meinte. Eines Tags gab die Magd einem Bettler etwas von ihrem Eſſen und bekam dafür von der böſen Frau Schläge. Der Mann war mit dieſem Verfahren ſeiner Frau ſehr unzufrieden und meinte, die Magd habe ja dieſes Eſſen ihrem Munde entzogen. Es dauerte nicht lange, ſo konnte Gott dieſen ſchlechten Lebenswandel nicht mehr anſehen und nahm die böſe Frau aus dieſer Welt. Der Mann aber heirathete bald nachher die gute Magd. Von der Zeit an

ſpukte es jede Nacht im Hauſe. Das neue Ehepaar wuſte ſich gar nicht mehr zu bergen, allenthalben ſtand die weiße Geſtalt der verſtorbenen Frau. Auf dem Boden wurde der Scheffel immer hin- und hergerückt, weil ſie damit bei ihren Lebzeiten den Fuhrleuten den Hafer zugemeſſen und dabei betrogen hatte. Der Wirth klagte nun dem Pfarrer ſein Leid. Dieſer ſagte ihm, weit von da im Walde wohne ein Mann, der könne den Geiſt bannen. Als dieſer herbeigeholt war, befahl er dem Wirthe einen Eimer mit Waſſer in die Stube bringen zu laſſen und in denſelben zu ſehen; er werde Feuer und Flammen und brauſende Wellen darin wahrnehmen. Er wolle jetzt ſeine frühere Frau in die »offenbare« See bannen, darin wäre es ſchon ſehr enge, denn es ſäßen dort bereits viele böſe Geiſter. Wenn die Flammen und Wellen ruhig geworden wären, dann wäre ſie an Ort und Stelle. Er citirte darauf den Geiſt. Mit lautem Brauſen kam die verſtorbene Frau in ihrer gewöhnlichen Kleidung in die Stube. Sie wollte ſogleich die jetzige Frau kratzen und ſchlagen; der Banner hinderte es aber. Dreimal wurde ſie citirt; das zweite und dritte Mal erſchien ſie mit noch viel ſtärkerem Brauſen. Zuerſt verlangte ſie unter den Heerd gebannt zu werden, dann unter die Treppe, endlich unter den Schweineſtall. Dieſe Plätze hatte ſie aber gewählt, um die neue Frau noch quälen zu können; doch der Banner ſchlug ihr alle drei Stellen ab und bannte ſie in die offenbare See. Erſt »ſtürmten« die Flammen und die Wellen in dem Eimer, allmählich aber legten ſie ſich und die Frau war in die See gebannt. Fortan lebte der Wirth mit ſeiner Frau in Ruhe.

7. In dem Dorfe Holtenſen bei Einbeck war ein reicher Bauer, Namens Ebert, geſtorben. Im Leben war die Scheuer ſein Lieblingsaufenthalt geweſen, und ſo hielt er ſich auch nach ſeinem Tode noch immer daſelbſt auf. Kamen Morgens die Knechte in die Scheuer, um zu dreſchen, ſo waren in der Regel die Garben ſchon herabgeworfen; war dieß aber noch nicht geſchehen und wollte dann einer hinaufſteigen, um ſie hinunterzuwerfen, ſo wurden ſie alsbald von ſelbſt herabgeworfen, oder die Knechte brauchten nur zu ſagen: wirf! und ſogleich warf ſie der Geiſt herunter. Hatten ſie aber genug, ſo ſagten ſie: hör auf! und ſogleich hörte er auf. Einſt ſagten die Knechte, als er gerade wieder Garben herunter warf: wirf nur zu! und nun hörte der

Geiſt gar nicht wieder auf, ſo daß ſie am Ende von der Scheuer gehn muſten. Da blieb nun nichts weiter übrig als den Geiſt zu bannen. Man ließ alſo aus Göttingen einen Profeſſor kommen. Dieſer bannte ihn auch in einen an die Scheuer angebauten Stall oben hinein und ließ jede Oeffnung ſorgfältig zumachen. Da indeſſen die Wände nur aus Lehmſteinen beſtanden, ſo hatten ſich die Mäuſe durch dieſelben hindurchgefreſſen und durch die ſo entſtandene Oeffnung war der Geiſt in die Scheuer zurückgekehrt und trieb darin ſein Weſen von neuem. Da muſte dann der Profeſſor zum zweiten Male kommen. Dieſes Mal bannte er den Geiſt ſo feſt, daß er nicht wieder entweichen konnte.

8. Auf dem Kehrwiederthurm in Hildesheim ſaß viele hundert Jahre lang ein Geſpenſt, das hieß Schaper-Johann und konnte nimmer hinkommen, wo Gott etwas zu thun hat. Die Leute, die in der Nähe des Thurmes wohnten, hatten von Schaper-Johann viel zu leiden; beſonders ſtörte er die nächtliche Ruhe dadurch, daß er den Mädchen und Frauen immer die Bettdecken wegriß. Als er es nun gar zu arg machte, ging eine fromme Frau zum Pater Patricius und bat ihn, daß er den Geiſt bannen möchte. Dieſer ging ihm denn auch bald ſo mit dem Weihwedel zu Leibe, daß er vor Angſt und Schrecken keinen Ausweg finden konnte, ſondern in ſeinem weißen Schäferrocke mitten durch das Thurmdach fuhr. Seit der Zeit können die Frauen und Mädchen am Kehrwieder ruhig ſchlafen.

241.

Die wunderbare Schrift.

In althannöverſcher Zeit, ehe die Franzoſen hierher ins Land kamen, hießen die Soldaten zu Pferde nicht Cavalleriſten, ſondern Reiter. Dieſe Reiter wurden, wenn nicht gerade die Exercirzeit war, einzeln auf die Dörfer gelegt. Da lag denn ſo ein Reiter bisweilen ein ganzes Vierteljahr in einem Orte; auf dieſe Weiſe wurde er mit den Leuten ſo bekannt, als ob er ins Haus gehörte. Hatte er ſein Pferd und ſeine Kleidungsſtücke gereinigt, ſo that er für ſeinen Wirth alle Arbeit, die es gerade zu thun gab. Ein ſolcher Reiter lag nun auch einmal in Edemiſſen. Dieſer hatte ſich das Trinken und Spielen ſehr ſtark an-

gewöhnt, und wenn er dann viel verspielt und vertrunken hatte, fing er so schrecklich an zu fluchen und sich zu verwünschen, daß es einem durch Mark und Bein ging. Kam ihm das Trinken und Spielen in den Kopf, so ritt er zu seinen Kameraden, und dann wurde oft zwei, drei Tage hinter einander gespielt und gezecht. Kam er nun wieder nach Hause und war nüchtern geworden, so wünschte und fluchte er alle Teufel aus der Hölle, und war so unzufrieden mit sich, daß er sich wohl selbst wegen seines schlechten Lebenswandels hätte zerreißen mögen. Dann hielt er sich einige Tage ganz gut, bereute recht aufrichtig, was er gethan hatte, und nahm sich auch fest vor es nicht wieder zu thun. Sobald er aber wieder mit seinen Kameraden ins Gespräch kam, so waren auch alle guten Vorsätze wieder vergessen und das alte Leben ging von neuem an. So hatte er es nun lange Zeit getrieben und war immer gut davon gekommen, so daß er niemals Schaden genommen hatte, wenn er auch noch so betrunken mit seinem Pferde, oft erst nach Mitternacht, zu Hause gekommen war. Als er nun einst wieder einige Tage durchschwärmt hatte und Abends ganz langsam nach Hause ritt, sprang unterwegs ein Wild hastig auf. Das Pferd erschrak davor und sprang auf die Seite; da er nun betrunken und seiner nicht recht mächtig war, so verlor er das Gleichgewicht und bekam den Kopf unten, während die Füße in den Steigbügeln hängen blieben. Das Pferd aber lief bis nach Edemissen, wo es vor dem Stalle des Wirthes, bei dem der Reiter im Quartiere lag, still stand. Die Leute im Hause wachten von dem Geräusche auf, gingen hinaus und fanden das Pferd vor dem Stalle und den Reiter mit den Füßen in den Bügeln hängend; der Kopf war ganz zerschlagen und sah von Schmutz und Blut entsetzlich aus. Sie rieben und wuschen an ihm herum; aber er war todt und blieb todt. Als er nun begraben war, da sprach der eine noch mehr als der andere: Dieses Menschen Seele hat doch gewis der Teufel in der Mache (in der mâkige) und peinigt sie nun, denn wie oft hat der sich nicht dem Teufel verschworen und verflucht; wenn der selig gestorben und selig geworden ist, so werden auch alle Schelme und Spitzbuben selig. Während dieses Gerede noch so umgeht, fängt auf des Reiters Grabe eine Blume an zu wachsen, die wird immer größer und blüht zuletzt auf. Es war eine wunderschöne weiße Lilie, mit so herrlichen großen Blättern, wie

ſich wohl noch nie eine gefunden hat, und in der Blume ſtand eine große goldene Schrift. Als die Leute das ſahen, konnte keiner klug daraus werden. Da riefen ſie denn einen Paſtor herbei, der aber auch die Schrift nicht ausdeuten konnte. Noch mehrere Gelehrte kamen dazu, aber ſie alle konnten nicht angeben, was das heißen ſollte. Zuletzt ſagten die Leute, ſie wollten einen katholiſchen Pfaffen holen, ob der die Schrift wohl verſtände. Als dieſem die Schrift gezeigt war, konnte er ſie Anfangs auch nicht erklären, nach und nach aber lernte er ſie leſen. Da hat es dann geheißen: „Zwiſchen Himmel, Erde und Steigbügel gedachte ich an Gott, bekehrte mich und bin ſelig geworden.“

242.

Die Leichenpredigt.

In Hohnſtedt iſt in früheren Zeiten einmal ein gottloſer Mann Superintendent geweſen, von dem noch viele Sagen in Umlauf ſind. Er war ſo ſchlecht und ſchlimm, daß ſich kein Menſch lange mit ihm vertragen konnte. Das ganze Pfarrland bebaute er ſelbſt, weil er den Bauern den Verdienſt nicht gönnte, den ſie gehabt haben würden, wenn er es ihnen in Pacht gegeben hätte. Mit der Gemeinde lag er beſtändig in Streit und zwang ſie auch ihm eine große Scheune und Stallungen zu bauen, die er zu ſeiner Feldwirthſchaft nöthig hätte. Aus dem Kirchenvermögen ließ er auf dem Kirchhofe ein großes Haus bauen, worin ſeine Tagelöhner wohnten, weil kein Menſch im Dorfe dieſelben unter Dach und Fach nehmen wollte. Knechte und Mägde konnte er nie lange behalten, immer gingen ſie vor der Zeit aus dem Dienſte. Niemals konnten ſie ihm Arbeit genug thun, oder ſie aßen ihm zu viel, oder er wollte den bedungenen Lohn nicht zahlen. Auch ſoll er ſeine Mägde verführt haben, und was der argen Dinge mehr ſind, die von ihm erzählt werden. Als er nun endlich geſtorben war und begraben werden ſollte, wurde der Sarg, wie es früher Sitte war, mit der Leiche vor den Altar getragen, damit hier die Leichenrede gehalten würde. Ein Prediger aus der Inſpection beſtieg die Kanzel und fing die Leichenrede ſo an: „Hier ruht der Gerechte, der Fromme, der ſo unſchuldig üble Nachrede hat erdulden müſſen.“ Das ſagte er dreimal,

dann machte er den Verſtorbenen ſo engelrein, als wenn er die Frömmigkeit ſelbſt geweſen wäre und »in ſeinem Leben keinem Küchlein etwas zu Leide gethan hätte.« Mittlerweile kam ein großer ſchwarzer Hund, legte ſich auf den Sarg und ſtreckte die glühende, feuerrothe Zunge armslang aus dem Rachen. Als der Paſtor das ſah, erſchrak er ſo gewaltig, daß er ſchnell Amen ſprach, von der Kanzel herunterſtieg und in Ohnmacht fiel. Sobald er von der Kanzel heruntergeſtiegen war, war auch der Hund verſchwunden. Anfangs wollte keiner von den Leuten den Sarg anrühren, zuletzt aber ſetzten ſie ihn in der Kirche bei. Der Paſtor, welcher die lügenhafte Leichenrede gehalten hatte, legte ſich, als er nach Hauſe kam, krank zu Bette und ſtarb.

243.

Die Geiſterkirche.

In einem Dorfe des Nieder-Eichsfeldes glaubte eine Frau am frühen Morgen das Läuten zur Frühmeſſe zu hören. Sie kleidete ſich raſch an und ging in die Kirche. Hier nahm ſie ihren gewöhnlichen Platz ein, ſah aber, als der vor dem Altare ſtehende Geiſtliche ſich umdrehte und der Gemeinde das Geſicht zuwandte, daß ſie nicht den jetzigen Geiſtlichen des Orts, ſondern einen vor vielen Jahren verſtorbenen vor ſich hatte. Nun ſchaute ſie auch zur Seite und ſah zu ihrem Schrecken ihre längſt verſtorbene Nachbarin neben ſich. Dieſe berührte ſie mit dem Ellenbogen und gab ihr einen Wink die Kirche zu verlaſſen. Sie beeilte ſich nun das zu thun, ward aber von den Geiſtern ergriffen und ihr das weiße Laken, welches ſie als Mantel umgethan hatte, vom Leibe geriſſen. Doch gelang es ihr glücklich wieder aus der Kirche herauszukommen, das Laken aber war in lauter thalergroße Fetzen zerriſſen.

244.

Die andere Welt.

In Stöckheim iſt früher, namentlich unter den Kindern, »heimlich« geſagt worden: unter dieſer Welt befinde ſich noch

eine andere (bewohnte) Welt, die von einem breiten und tiefen Waſſer umgeben ſei, über welches man fahren müſſe, um in die untere Welt zu gelangen. »Jetzt glaubt aber kein Menſch mehr daran.«

245.

Der Nachtalp.

Ein Schäfer in Lauenberg, Namens Hansmann, hatte eine Braut, welche in Rothenkirchen diente. Er dachte viel an ſie, und ſie an ihn. Eine Zeitlang hütete ſein Bruder für ihn die Schafe und ſo ſchlief er im Dorfe. In jeder Nacht kam der Nachtalp (de nachtmärte) zu ihm und drückte ihn. Er ſtopfte zwar vor dem Schlafengehn auf ſeiner Kammer alle Löcher ſorgfältig zu, aber das half ihm nichts, der Nachtalp kam doch. Nun merkte er endlich, daß dieſer durch das Schlüſſelloch herein kam und hielt deshalb eines Abends eine Schnupftabacksdoſe davor. In der Nacht kam auch richtig der Alp wieder durch das Schlüſſelloch und wurde in der Doſe gefangen. Am anderen Morgen erhielt der Schäfer die Nachricht, daß ſeine Braut in der Nacht geſtorben ſei. An die Doſe hatte er gar nicht wieder gedacht, erſt nach drei Tagen, als ſeine Braut begraben werden ſollte, dachte er wieder daran, machte die Doſe auf und ließ den Nachtalp laufen. Gleich darauf wachte auch ſeine Braut auf und war wieder lebendig.

246.

Die wandernde Seele.

Nach dem Volksglauben verläßt die Seele den Körper eines Träumenden und begibt ſich an den Ort, wovon dem Schlafenden träumt. Einſt hüteten Jungen aus Roringen auf dem Pfingſtanger die Pferde; bei dieſer Gelegenheit ſchlief einer von ihnen ein. Als er ſchlief, bemerkten die anderen, wie ein ſchattenartiges Weſen in Geſtalt einer Maus aus ſeinem Munde hervorkroch. Dieſe Maus lief (ſchwebte) fort und in einen da liegenden Pferdeſchädel hinein, aus dem ſie bald durch die Naslöcher, bald

durch die Augenhöhlen, bald sonstwo durch ein Loch sah. Endlich kehrte die Maus zu dem Körper des Schlafenden zurück und schlüpfte wieder durch den Mund hinein. Als der Junge erwachte, erzählte er den anderen: er habe einen merkwürdigen Traum gehabt, es habe ihm nämlich geträumt, er sei in einem prächtigen Schlosse gewesen und habe zu allen Fenstern hinausgesehen.

247.

Erzähle keinen Traum.

In einer Nacht träumte der Frau eines Bergmanns, ihr Mann stürze in die Grube und komme um. Beim Aufstehen erzählt sie ihrem Manne den Traum; dieser fuhr aber dennoch an. Einige Stunden darauf erhielt die Frau die Nachricht, daß ihr Mann in der Grube umgekommen sei, und bald nachher ward ihr auch die Leiche desselben ganz zerschmettert ins Haus getragen. In der nächsten Nacht erscheint der Umgekommene seiner Frau in leibhaftiger Gestalt und steht vor ihrem Bette. Diese erschrickt gewaltig, doch er spricht zu ihr, sie möge ruhig sein und wohl aufmerken; denn er habe ihr ein ernstes Wort zu sagen. Darauf spricht er Folgendes:

Erzähle keinen Traum,
Und schäle keinen Baum,
Und röste kein Brot,
So wird Gott helfen in aller Noth.
Hättest du deinen Traum verschwiegen,
So wäre dir dein Mann geblieben.

Damit verschwand er und erschien nicht wieder.

248.

Das Gesicht der Magd.

Es ist in Hattorf gewesen und am Andreasabend, da war eine Frau, die lag schon längere Zeit krank und weil das Dienstmädchen sie gut verpflegte, war sie heute recht zutraulich mit ihr und sagte: sie solle sich den Abend splitternackt ausziehen und in

den Schornſtein ſehen, da könne ſie ihren Zukünftigen erblicken. Wenn er nicht im Schornſtein wäre, ſo würde er im Ofenloche ſitzen. Trüge ſie aber ſchon einen im Herzen und hätte ſich heimlich mit ihm verſprochen, ſo könnte ſie ſehen, ob etwas daraus würde, wenn er da ſäße; aber dann wollte ſie ihr nur wünſchen, daß ſie keine Leiche im Schornſtein erblicke, ſonſt müßte ihr Bräutigam ſterben. Sie trüge keinen im Herzen, ſagt das Mädchen, zieht ſich den Abend ſplitternackt aus, blickt im Schornſtein hinauf, ſieht aber niemand. Da leuchtet ſie auch mit ihrem Lichte ins Ofenloch, da ſitzt der Herr vom Hauſe darin und betrachtet ſie. Da läuft das Mädchen zur Frau und klagt ihr, was der Herr für einer ſei. Die Frau fragt ſie immer wieder, ob es denn wohl wahr ſei, daß ſie den Herrn im Ofenloche geſehen habe. Es will aber niemand mit dem Herrn darüber ſprechen, die Magd nicht aus Scham und Verdruß, die Frau nicht, weil ſie in der Sache tiefer ſieht, als die Magd. Endlich ſagt die Frau weinend zur Magd, wenn ſie wirklich den Herrn im Ofenloche hätte ſitzen ſehen, ſo müßte ſie, die Frau, noch in dieſem Jahre ſterben; die Magd aber würde die Frau im Hauſe werden, und damit wollte ſie ihr ihre Kinder empfohlen haben. Ein halbes Jahr darauf war die Frau todt. Nun ſagt der Herr zu der Magd: „was kann das helfen? ich muß wieder eine Mutter bei meinen Kindern haben,“ heirathet ſie, und die Magd wird die Frau im Hauſe.

249.

Vorherverkündigung einer Theuerung.

Einſt begegnete einem alten Manne bei Dransfeld auf einem Berge ein kleines weißes Männchen und ſprach zu ihm die Worte: „Koch Linſen, koch Linſen! das Korn wird theuer.“ Nachdem das Männchen auf dieſe Weiſe die bevorſtehende Theuerung verkündigt hatte, war es alsbald wieder verſchwunden. Die theuere Zeit trat wirklich ein.

250.

Die Kartoffelkrankheit wird aufhören.

Jüngſt fuhr ein Bauer mit einem Fuder Kartoffeln von

Northeim nach Einbeck. Unterwegs zerbrach eine Achſe. Er ſpannte deshalb ſeine vier Pferde aus, um ſich von dem nächſten Dorfe einen andern Wagen zu holen. Als er eine Strecke fortgeritten war, erhob ſich auf einmal aus dem Chauſſeegraben ein kleiner Mann, der war vom Kopfe bis zu den Füßen ganz grau, und fragte ihn, wohin er wolle. Als der Bauer ſeinen Unfall erzählt hatte, erwiederte der Graue, er möge nur wieder umkehren, die Achſe ſei ſchon wieder hergeſtellt. Der Bauer wollte das zwar Anfangs nicht glauben, ließ ſich aber doch bereden mit dem grauen Männchen umzukehren und fand, daß der Wagen ganz hergeſtellt war. Er ſpannte alſo die Pferde wieder an und ſetzte ſeinen Weg mit dem Unbekannten zuſammen fort. Zur Belohnung bot ihm der Bauer dann einen Sack Kartoffeln an. Jener weigerte ſich das Geſchenk anzunehmen, bat aber um die Erlaubnis ſich neun Kartoffeln ausſuchen zu dürfen; dieſe wolle er ſich in dem nächſten Wirthshauſe mit etwas Salz kochen laſſen. Der Bauer war gern damit zufrieden. Als nun die Kartoffeln in dem Wirthshauſe gekocht waren, ſchnitt ſie der kleine Mann in viele kleine Würfel. — Die Gaſtſtube war aber ganz voll Menſchen. — Dann ſah er die zerſchnittenen Stücke eine Zeitlang an und ſagte, daß die Kartoffeln in dieſem Jahre (1852) eine reichliche Ernte geben und nicht wieder krank werden würden; aber die Menſchen würden ſterben, wie die Fliegen. Darüber wunderten ſich die Leute in dem Zimmer ſehr und die Wirthin fragte ihn, wie er das ſo gewiß ſagen könnte? Der Graue erwiederte darauf: »was ich geſagt habe, iſt ſo gewiß wahr, als die Magd jetzt in der Küche todt liegt.« Die Wirthin eilte darauf in die Küche und fand dort ihre Magd todt auf der Erde. Da machten die Gäſte, daß ſie davon kamen.

251

Die Peſtfrau.

Als im Herbſt des Jahres 1850 in Einbeck und der Umgegend die Cholera herrſchte, fuhr ein Bauer aus Hullerſen, welcher Miſt auf ſein Feld gebracht hatte, nach dem Dorfe zurück. Als er in dem ſog. Siele (Niederung) war, ſetzte ſich eine weiß gekleidete Frau auf den Wagen und ſagte, die Cholera komme des-

halb ins Land, weil jetzt die Polka ſo viel geſpielt und getanzt werde, die auch bei der Kreuzigung des Heilandes geſpielt worden ſei. Vor dem Dorfe angekommen, ſah ſich der Bauer um, da war die weiße Geſtalt mit einem Male vom Wagen verſchwunden. Etwas ſpäter iſt ſie noch einmal in der Kirche geſehen.

252.

Eine Prophezeihung trifft nicht ein.

Bei Daſſel war früher ein Teich, den der Volksglaube mit einer bei Eilenſen ſtehenden Pappel in Verbindung brachte. An dieſe beiden Gegenſtände knüpfte ſich die Sage, wenn in einem Jahre der Teich und die Pappel verſchwänden, ſo würde an der Stelle des Teiches eine furchtbare Schlacht geliefert werden. Nun geſchah es, daß in einem Jahre in Folge eines ſtarken Gewitters ſo viel Erde von dem nahen Berge herabgeſchwemmt wurde, daß dadurch der Teich ganz ausgefüllt ward und das Waſſer ſich an eine andere Stelle zog. In demſelben Jahre verſchwand auch die Pappel. Die Schlacht hat aber dennoch nicht Statt gefunden.

253.

Der koſtbare Stein.

Hinter dem Burgberge bei Daſſel iſt eine kleine Quelle, der Silberborn genannt. Dahin ſoll früher alle Jahre in einem beſtimmten Monate (Juli oder Auguſt) ein Mann aus Italien gekommen ſein und vor der Quelle ein Tuch ausgebreitet haben. Auf dieſem Tuche fing er den Silberſand, den das Waſſer mit ſich führt, auf und ging damit fort. Einſt warf ein Hirt, der da hütete, mit einem Steine nach einer Kuh; als der Italiener, welcher gerade da war, das ſah, ſprach er zu dem Hirten: „der Stein iſt mehr werth, als deine Kuh.“

254.

Die unverweſte Leiche.

In Herzberg wohnte ein Kaufmann, Namens Schachtrup,

der mit Stahl handelte. Einſt bekam er aus London eine Tonne Gold aus Verſehen für eine Tonne Stahl zugeſchickt. Als ſpäter Nachfrage geſchah, verſchwur er ſich, daß er nicht verweſen wollte, wenn in der Tonne Gold geweſen wäre. Nach ſeinem Tode iſt er wirklich nicht verweſt. Nachdem er zwanzig bis dreißig Jahre in der Erde gelegen hatte und ſein Sarg ſchon ganz zerfallen war, wurde er ausgegraben und in das Haus gebracht, worin die Todtenbahren ſtehen. Da wurde er mehrmals den Leuten, um ſie zu erſchrecken, vor das Haus geſtellt und ſo viel Unfug mit ihm getrieben, daß man beſchloß der Sache ein Ende zu machen und ihn an das Muſeum zu Göttingen ſchickte. Da ſteht er nun, wenn man die Muſeumstreppe heraufkommt, gleich am Eingange.

255.

Zeichen der Unſchuld.

Bei Speele iſt der Eichenberg, der von einer darauf ſtehenden Eiche den Namen hat, unter welcher das Gras niemals grün wird. — Einem Kindermädchen war von ſeiner Herrſchaft ein Kind zur Wartung übergeben. Da aber dieſes gar nicht zunehmen und gedeihen wollte, ſo machte ſich das Mädchen Klopfmilch und legte das Kind, welches Nachts bei ihr ſchlief, an ihre Bruſt. Wie ſie es nun wieder einmal an ihrer Bruſt hatte, kam die Herrſchaft dazu. Das Mädchen kam dadurch in den Verdacht ein Kind geboren und daſſelbe getödtet zu haben. Sie ward alſo vor Gericht geſtellt und, ſo viel ſie auch ihre Unſchuld betheuern mochte, dennoch zum Tode verurtheilt. Zum Richtplatze war der jetzige Eichenberg auserſehen. Als nun das Mädchen dahin gebracht war, betheuerte ſie noch einmal vor Gott und den Menſchen ihre Unſchuld und erklärte, ſie wäre ſo gewiß unſchuldig, wie auf dem Richtplatze eine Eiche wachſen und das Gras unter der Eiche ſtets verdorren werde. Dennoch wurde ſie hingerichtet; an der Stelle aber, wo ſie den Tod erlitt, iſt eine Eiche emporgewachſen, unter welcher das Gras noch jetzt immer verdorrt.

256.

Der beſtrafte Thierquäler.

Ein reicher Mann in Eitzbeck hatte einen großen Kornboden. Auf dieſen flogen die Sperlinge und fraßen ihm das Korn auf. Da fing er die Sperlinge, riß ihnen die Zungen aus und ließ ſie dann wieder fliegen. Fortan wurden dem Manne lauter ſtumme Kinder geboren.

257.

Der ewige Jude.

Der ewige Jude kann niemals ſtill ſtehn. Er nimmt einen beſtimmten Weg und kommt alle ſieben Jahre einmal herum. Rock und Bart reichen ihm bis auf die Erde. Jeden Tag erhält er achtzehn Pfennige zu ſeiner Zehrung.

258.

Jühnder Streiche.

1. Acht Jühnder gehn einſt im Winter bei furchtbarem Wetter mit einander zur Stadt. Als ſie zurückkommen, ſchlägt einer von ihnen vor, ſie wollten ſich einmal überzählen, um ſich darüber Gewißheit zu verſchaffen, ob ſie auch noch alle da wären. Sein Vorſchlag wird gebilligt, und er fängt an zu zählen. Er ſpricht: »ich bin ich,« zählt ſich deshalb nicht mit, ſondern fängt erſt bei dem folgenden an. Da er aber auf dieſe Weiſe nur ſieben zählt, ſo wiederholt er die Zählung mehrmals, bringt aber immer nur ſieben heraus. Jetzt macht ein anderer den Vorſchlag, ſie wollten ihre Naſen in den Schnee drücken und dann die Eindrücke derſelben im Schnee zählen und ſehen, was für eine Zahl alsdann herauskäme. Sie thun das und nun kommen richtig acht heraus. Froh darüber, aber ohne begreifen zu können, wie es zugegangen ſei, daß bei der erſten Art zu zählen immer nur die Zahl ſieben herausgekommen iſt, gehn ſie weiter nach Jühnde.

2. Die Jühnder hatten ſich ſchon ſeit langer Zeit nach gu-

tem Wetter geſegnet, aber noch immer wollte es nicht kommen. Da hielten ſie auf dem Gemeindeplatze (ti) eine Verſammlung und rathſchlagten, wie es am erſten zu bekommen ſei. Nach langem Berathen ſpricht einer: in der Apotheke in Göttingen ſei alles zu bekommen, daher könnten ſie wohl auch das gute Wetter holen. Der Vorſchlag findet allgemeinen Beifall, und es wird im Namen der Gemeinde einer nach der Stadt geſchickt, um es von dort mitzubringen. Der Bote geht in die Apotheke und fordert das gute Wetter. Der Apotheker merkt gleich, was es damit für eine Bewandtnis habe, heißt ihn ein wenig warten und entfernt ſich dann, um das gute Wetter machen zu laſſen. Nach einiger Zeit kehrt er zurück und händigt dem Boten eine Schachtel ein mit dem ausdrücklichen Bedeuten um des Himmels willen ja nicht die Schachtel zu öffnen, ſonſt würde das gute Wetter unfehlbar davon fliegen. Lange bezwingt der Bote ſeine Neugierde, als er aber in den Leinebuſch gekommen war, kann er nicht länger widerſtehen, öffnet die Schachtel — und das gute Wetter fliegt davon. Der Bote ſpringt ſchnell hinterdrein, und ruft dabei unmerfert: „up Jüne tau!“ Als er ins Dorf kam und ſein Unglück erzählte, gerieth das ganze Dorf in Bewegung und die Bauern zogen nach allen Seiten hin aus, um das gute Wetter wieder einzufangen, wobei ſie unabläſſig riefen: up Jüne tau!

3. Einſt kommt ein Fremder nach Jühnde und meldet, in der Jühnder Feldmark ſei ein Thier, das fräße alles Getreide auf, — er meinte aber die Sichel mit Zähnen. Die Gemeinde beſchließt auszuziehen und das böſe Thier zu tödten. Sie bewaffnen ſich mit Dreſchflegeln und rücken unter der Anführung ihres Bauermeiſters ins Feld. Bald hatten ſie auch das Thier gefunden, welches, weil die Sonne gerade darauf ſchien, hell glänzte und weithin ſichtbar war. Die Bauern ſehen die vielen Zähne des Ungeheuers und keiner will beim Angriff der erſte ſein; endlich ſind alle darüber einig, daß der Bauermeiſter voran müſſe. Dieſer entſchließt ſich auch dazu und führt mit dem Dreſchflegel einen gewaltigen Streich nach dem Thiere; doch da er gerade auf den Stiel trifft, ſo ſpringt ihm das Ding auf die Schulter. Die Bauern halten das für einen Angriff auf ihn und wollen ihn nicht im Stiche laſſen, ſie ſchlagen alſo alle mit den Dreſchflegeln zu und den Bauermeiſter todt.

259.

Der Wald bei den falschen Gleichen.

Der Wald bei den sog. falschen Gleichen gehört seit langer Zeit den drei Dörfern Großen-Schneen, Friedland und Reisenhausen. Früher hat derselbe den Herrn des Schlosses gehört, welches auf dem freien Platze am Fuße des großen Bockbühels stand. Die letzten Besitzer dieses Schlosses waren drei Jungfrauen, nach anderen war es nur eine. Diesen brachten bei irgend einer Gelegenheit die Bewohner der genannten drei Dörfer eine Nachtmusik. Zum Dank dafür schenkten die Jungfrauen den drei Dörfern den Wald, indem sie sagten, er solle ihnen so lange gehören, wie der Wind wehe und der Hahn krähe.

260.

Die weiße Jungfrau.

1. Einst hütete ein Schäfer am Grubenhagen die Schafe. Plötzlich erblickte er in einiger Entfernung eine Jungfrau, welche weißgekleidet war und ein Schlüsselbund trug. Diese rief ihn bei Namen und winkte ihm, er möchte zu ihr kommen. Er ging hin. Da fragte ihn die weiße Jungfrau, ob er sie erlösen wolle. Er sagte ja. Es stand nun ein großer Topf mit Geld da, und um den Topf hatte sich eine große Schlange dreimal herumgewunden. Das alles, sprach die Jungfrau zu ihm, auf den Topf hinweisend, solle er haben, und noch viel mehr dazu, wenn er die Schlange küsse. Doch das wollte der Schäfer nicht thun. Da fing die Jungfrau an zu schreien, so daß man es in Rotenkirchen hören konnte, und sprach, nun müsse sie wieder hundert Jahre wandeln, denn der sie erlösen könne, der sei noch nicht geboren.

2. Einem Schäfer, der auf der Homburg die Schafe hütete, erschien im Mittage zwischen elf und zwölf Uhr eine weiße Jungfrau. Auf den Schultern hatte sie ein goldenes Tragholz, woran zwei goldene Eimer hingen; in der Hand hielt sie einen goldenen Schlüssel, den sie fortwährend um den Finger herumdrehte. Sie sprach zu dem Schäfer, er allein könne sie erlösen und sich dadurch große Schätze gewinnen, er möge ihr folgen und auf ihren rechten Fuß treten. Doch jener weigerte sich beharrlich.

Da fing ſie an zu wehklagen, nun werde erſt in hundert Jahren wieder einer geboren, der ſie erlöſen könne, und verſchwand.

3. Einem Dienſtknechte aus Lauenberg träumte drei Nächte hinter einander, er ſolle im Mittage zwiſchen elf und zwölf Uhr nach dem ſog. Rothen Waſſer, einer Wieſe über Lauenberg gehn, dort werde er einen großen Schatz gewinnen. Er ging dahin und traf daſelbſt eine weiße Jungfrau, welche ihm ſagte, er könne ſie erlöſen, und ihn aufforderte mit ihr nach der ſog. Hullerſchen Grund, einem Eichenholze, zu gehn, woſelbſt «eine Reiſe Geld» ſtände. Dieſe, fuhr ſie fort, ſolle er haben, wenn er ſie erlöſe, nur dürfe er ſich nicht fürchten: es werde ihm nemlich ein großer Eber begegnen, dem fortwährend glühende Funken aus dem Rachen flögen; er ſolle aber nur weite Schritte machen, dann würde der Eber ihm zwiſchen den Beinen hindurch laufen, ohne ihm etwas zu Leide zu thun. Anfangs ſchauderte der Dienſtknecht zwar ein wenig, doch entſchloß er ſich mitzugehn und die Jungfrau zu erlöſen. Als ſie in der Hullerſchen Grund angekommen waren, erhielt er von der weißen Jungfrau ein goldenes Tragholz mit zwei goldenen Eimern voll Geld. Sie gingen dann zurück und hatten faſt ſchon das Ende der Hullerſchen Grund erreicht, als ihm in der Richtung vom Dorfe her der Eber entgegenkam, dem ein Strom von glühenden Funken aus dem Rachen flog. Bei dieſem Anblicke erſchrak er aber doch, warf eiligſt Tragholz und Eimer fort und ſprang auf die Seite. Da fing die Jungfrau an laut zu ſchreien und ſprach, nun werde erſt in hundert Jahren wieder einer geboren, der ſie erlöſen könne.

4. Die jungen Burſchen aus Lauenberg ſchlugen einſt bei dem Burghalſe Ball. Einer von ihnen ſchlug einmal den Ball zu weit, ſo daß dieſer über die Dieße flog. Hurtig ſprang er über den Bach, um den Ball zu ſuchen, und hatte ihn auch bald gefunden. Indem er ihn eben aufnahm, kam die weiße Jungfrau aus dem Burghalſe hervor, reichte ihm ein Bund Schlüſſel hin und ſagte dabei, er möge doch die Schlüſſel nehmen, dann ſei er auf immer glücklich. Doch der Burſche fürchtete ſich und ſprang über das Waſſer zurück. Die Jungfrau verfolgte ihn noch bis an die Dieße und ſchrie, nun werde erſt in hundert Jahren wieder einer geboren, der ſie erlöſen könne. Dann verſchwand ſie.

5. Die Nägenkammer oberhalb des kleinen Dorfes Dögerode iſt früher ein verwünſchtes Schloß geweſen. In der neunten

Kammer befand ſich eine Prinzeſſin, die dahin verwünſcht war; ſie ſaß dort auf einem Stuhle an einer ſteinernen Tafel, auf welcher ein Stock lag. — Einſt hatte der Kuhhirt in Dögerode einen Traum, worin er aufgefordert wurde vor Tage dahin zu gehn und von einer beſtimmten Stelle einen Gutengroſchen zu holen. Er ging auch hin und fand richtig an der bezeichneten Stelle einen Gutengroſchen. Nun ging er lange Zeit an jedem Morgen vor Tage dahin und jedesmal lag der Gutegroſchen da. Eines Morgens aber muſte er erſt Brot backen und verſpätete ſich dadurch etwas; als er nun hinkam, waren da drei Vögel zuſammengebunden und oben an den Stein gehängt, wo ſonſt der Gutegroſchen gelegen hatte. Zugleich ließ ſich eine Stimme hören: er ſolle machen, daß er fortkomme; in der Kammer ſelbſt aber erhob ſich ein lauter Schrei. Der Hirt eilte nun fort und ging nicht wieder dahin. Er hätte die Jungfrau erlöſen können, wenn er immer pünktlich dahin gegangen wäre, um den Gutengroſchen zu holen.

Vor etwa zwölf Jahren arbeitete ein Leineweber aus Seberen, Namens Trillert, als Geſelle in Dögerode. Eines Tages wollte dieſer bei der Nögenkänier Holz ſammeln, als er plötzlich darin ein furchtbares Getöſe und Geziſche hörte; er ging dahin, um zu ſehen was das wäre, ward aber völlig betäubt, und eine unſichtbare Stimme rief: Mittwochen! Was dieſer Ruf aber bedeuten ſollte, das hat er nicht erfahren.

6. In der Nähe von Billerbeck und Kreienſen liegt das Rieshol̃z. Hier läßt ſich bisweilen eine weiße Jungfrau ſehen; ſie ſitzt auf einem Sacke voll Geld und das Haar hängt ihr um den Kopf. Einem vierzehnjährigen Jungen, der von Bentierode nach Greene zum Pfarrunterricht gehn wollte, lief ſie nach und bat ihn, er möchte ihr einen Kuß geben und ſie ſo erlöſen. Doch dem Jungen graute vor ihr und er weigerte ſich. Da ſchrie ſie furchtbar auf und ſprach, nun werde erſt in hundert Jahren wieder einer geboren, der ſie erlöſen könne. — Ein anderes Mal hatte einem Manne in Billerbeck drei Nächte hintereinander geträumt, er könne die weiße Jungfrau erlöſen und das Geld gewinnen. In der dritten Nacht ging er hin, ſie war auch da und bat ihn, er möchte ſie erlöſen und ihr einen Kuß geben, allein das wollte er nicht thun. — Sie trägt Schuhe (Holzſchuhe), mit welchen ſie außerordentlich ſchnell von der Stelle kommt, wenn

ſie auch nur geht. Einſt ging ſie einem Schneider nach und kam dabei ſo ſchnell vorwärts, daß dieſer ihr, obgleich er lief, was er nur laufen konnte, kaum zu entrinnen vermochte.

7. Im Eichenbruche läßt ſich alle ſieben Jahre eine weiße Jungfrau ſehen. Im vorigen Jahre iſt ſie von drei Knaben geſehen. Sie ſaß und hatte einen neuen Tragkorb bei ſich ſtehn, vor ihr ſtand eine Taſſe. An den Füßen hatte ſie ſchöne ſeidene Strümpfe und feine Schuhe. Sie winkte den Knaben, dieſe liefen aber fort.

261.

Schätze.

1. Auf der Vogelsburg, der Stelle gegenüber, wo das Schloß geſtanden haben ſoll, fand einſt ein Mann aus Ahlshauſen, der zufällig da vorbei kam, zwei ſchneeweiße Laken auf dem Boden ausgebreitet; darauf lag goldgelber Weizen, ſo gelb, wie er ihn noch nie geſehen hatte, und ſo rein, als wenn eine Taube ihn geleſen hätte. Verwundert wühlte er erſt mit der Hand darin herum, dann nahm er ein Korn in die Hand, beſah es genau und ſteckte es endlich beim Weggehn ein. Nachdem er eine Strecke gegangen war, fand er, als er zufällig in die Taſche griff, ſtatt des Weizenkornes ein Goldſtück. Sogleich kehrte er um und ging zu der Stelle zurück, wo die Laken gelegen hatten, aber dieſe waren verſchwunden. Doch fand er da noch einige Goldſtücke, die er vorher von den Laken geworfen haben mochte. Auch dieſe ſteckte er, halb froh halb ärgerlich, ein.

Genau an derſelben Stelle ſah der alte Asmus, dem dieſe Geſchichte von ſeinem Vater viele Male erzählt war, als er einſt nach Einbeck gehn wollte, um daſelbſt verſchiedene Sachen einzukaufen, ein Goldſtück am Boden liegen. Er bückte ſich, um es aufzuheben, und ſprach dabei: du kommſt mir gerade gelegen (paſſig). Kaum hatte er das Wort geſprochen, ſo war das Goldſtück verſchwunden.

2. Ein Bettler kam einſt an einen einzeln ſtehenden Ackerhof, und bat um Aufnahme für die Nacht. Dieſe wurde ihm zwar verweigert, er wuſte ſich aber doch auf den Heuboden zu ſchleichen und legte ſich dort ſchlafen. Um Mitternacht erwachte

er von einem Geräuſche. Er ſtand auf und ſah von dem Bodenfenſter aus, wie der Herr des Hofes eine große Menge Gold aus dem Hauſe auf die Scheune brachte. Dort ſagte er zu dem Teufel, welchen er am Tage vorher citirt hatte, er wolle das Geld, das er unrechtmäßig erworben habe, in der Scheune vergraben, und es ſolle nicht eher gehoben werden können, als bis zwei ganz ſchwarze Ziegenböcke, welche von einer Ziege geboren wären, ſich auf der Stelle, wo es läge, zu Tode ſtießen. — Am andern Morgen machte ſich der Bettler in der Stille davon. Nach vielen Jahren kam er wieder auf den Hof und fand dort alles verfallen. Der Bauer war geſtorben und die Frau lebte in großer Armut. Der Bettler ſagte zu ihr, was ſie ihm geben wollte, wenn er ſie wieder ſo reich machte, wie früher. Die Frau verſprach ihm viel Geld und machte ſich auch anheiſchig ihn lebenslänglich auf dem Hofe umſonſt zu behalten. Darauf erzählte ihr der Bettler, was er in jener Nacht geſehen und gehört hatte, und machte ſich dann auf die Reiſe, um die zwei ſchwarzen Ziegenböcke zu bekommen. Nach langem Reiſen fand er ſie endlich, und als ſie auf die Stelle geführt waren, wo der Schatz lag, fingen ſie von ſelbſt an ſich zu ſtoßen, bis beide todt auf dem Platze blieben. Darauf wurde der Schatz gehoben.

B.

Märchen.

1.

Die Prinzeſſin hinter dem rothen, weißen und ſchwarzen Meere.

Mitten in einem großen Walde lag ein altes Schloß, in welches eine ſchöne Prinzeſſin verwünſcht war. Die Prinzeſſin konnte nur von einem Prinzen erlöſt werden, der eben zwanzig Jahre alt und aus dem Stamme Heinrichs des Löwen war; außerdem muſte der Prinz ſich auf der Jagd verirrt haben und ſo immer tiefer in den Wald hineingerathen ſein. Nun fügte es ſich, daß einſt ein Sohn Heinrichs des Löwen, der eben zwanzig Jahre alt war, in dieſer Gegend jagte und ſich in dem Walde, worin das verwünſchte Schloß lag, immer mehr verirrte, bis er endlich von der Nacht überraſcht wurde. Mit einem Male ſah er in der Ferne ein Licht ſchimmern; dem ging er nach und kam zuletzt vor ein hohes Thor, welches feſt verſchloſſen war. Nachdem er es vergeblich zu öffnen verſucht hatte, ſtieg er hinüber und gelangte zu einer hohen Treppe, die zu dem eigentlichen Schloße führte. Auf dieſem Wege ging er nun ins Schloß und ſuchte das Zimmer auf, aus dem der Lichtſchimmer kam. Endlich fand er es und öffnete die Thür. In dem Zimmer ſaß eine wunderſchöne Prinzeſſin; ſie war prächtig gekleidet und hatte den Kopf auf die Hand geſtützt, eine Menge Katzen bedienten ſie. Als ſie den Prinzen erblickte, fragte ſie, was ſein Begehr ſei. Er erzählte, wie er ſich auf der Jagd verirrt habe und zufällig hierher gekommen ſei. Die Prinzeſſin fragte dann, aus welchem Stamme er wäre; er antwortete, er ſei ein Sohn Heinrichs des Löwen. „Wie alt biſt du?“ fuhr ſie fort. „Zwanzig Jahre,“ antwortete er. „Dann kannſt du mich erlöſen,“ ſprach ſie. „Recht gern,“ erwiederte er. „Es iſt aber ſehr ſchwer,“ ſagte ſie, „denn du muſt drei qualvolle Nächte aushalten. Du muſt drei Nächte hinter einander mitten in der Kirche hinter dieſem Schloſſe ſchlafen

und wirst jede Nacht von Geistern ganz zerhackt werden. Am nächsten Morgen wird dann ein kleiner Hirsch kommen, der ein Oelgläschen im Munde hat; dieser wird alle Knochen deines Leibes zusammensuchen, sie in die rechte Ordnung legen und mit etwas Oel bestreichen, worauf sie sich wieder zusammenfügen und Fleisch bekommen werden. Kaum ist das geschehen, so wirst du wieder lebendig werden.“ Der Prinz war entschlossen die Erlösung zu vollbringen und machte sich sogleich ans Werk. Er ging in die Kirche, legte sich in das dort bereit stehende Bett und schlief bald ruhig ein. Nachdem er ein Weilchen geschlafen hatte, ward heftig auf die Kanzel geschlagen, wovon er erwachte. Dann wurden Messer geschärft und die Geister kamen vor sein Bett. Einer von diesen legte das Ohr auf sein Gesicht, um sich davon zu überzeugen, ob er auch schliefe. Er that aber, als ob er fest schliefe, und rührte und regte sich nicht. Dann nahmen sie ihn aus dem Bette und legten ihn auf eine Bank, um welches sie sich alle, zwölf an der Zahl, herumstellten. Alle hatten Messer in den Händen, der Meister stand ihm über dem Kopfe, und zwei Gesellen neben ihm. Der Meister sprach: „Fest!“ und mit diesem Worte ward ihm der Kopf abgehauen. Darauf zerlegten ihn die andern Geister in Stücke und nagten die Knochen rein ab. Am andern Morgen kam das junge Hirschlein mit dem Glase im Munde, suchte die Knochen zusammen, legte sie so, wie sie gehörten, wischte an alle etwas Oel, und in einer halben Stunde war der Prinz wieder lebendig. Er ging nun zu der Prinzessin, fand sie aber nicht, sondern statt ihrer einen großen Kater, in welchen sie verwandelt war. In den beiden folgenden Nächten wiederholte sich genau dasselbe, was in der ersten Nacht mit ihm geschehen war. In der vierten Nacht legte er sich hin, um auszuruhen. Als er am andern Morgen erwachte, saß die Prinzessin, welche über Nacht wieder zu einem Menschen geworden war, vor seinem Bette und hatte lauter junge Mädchen um sich. Das waren die Katzen, die nun alle wieder zu Menschen geworden waren. Die Prinzessin bat ihn aufzustehen und mit ihr ein wenig im Schlosse herumzugehn, sie habe ihm etwas wichtiges mitzutheilen. Er stand auf, zog sich an und ging mit ihr im Schlosse herum. Auf diesem Spaziergange sprach sie zu ihm: „Ich bin sehr weit von meiner Heimat und meinen Eltern entfernt; meine Eltern wohnen über dem rothen, weißen und schwar-

zen Meere, wo mein Vater König iſt; als Kind von ſechs Jahren wurde ich von einem Manne geraubt und hierher gebracht. Ich wünſche dich mit in meine Heimat zu nehmen und bitte dich daher dich Mittags nicht ſchlafen zu legen; denn es wird ein feuriger Wagen kommen, der mit zwei feurigen Pferden beſpannt iſt, und mich durch die Luft abholen, und das wird drei Mittage hinter einander geſchehen. Wenn du nun auch an den beiden erſten Tagen nicht auf deiner Hut biſt und Mittags ſchläfſt, ſo gib doch ja am dritten Mittage recht Acht, daß du nicht einſchläfſt, denn wenn du dann ſchlieſeſt, ſo ſäheſt du mich nie wieder.« Er verſprach ihr das. An den beiden erſten Mittagen gab er nicht Acht auf ſich, ſondern »ließ ſich ſchlafen«; am dritten Mittage wollte er durchaus nicht ſchlafen, allein es kam eine alte Frau zu ihm und bot ihm einen Becher mit Wein den er auch annahm und trank. Sowie er den Wein, in welchem ein ſtarker Schlaftrunk war, getrunken hatte, fiel er ſogleich in einen tiefen Schlaf. Als er erwachte, ſtand auf dem Tiſche vor ihm geſchrieben: »Geliebter Bräutigam, wir ſehen uns nun nicht wieder; lebe wohl!« Er ſtand auf, ſchnallte das Schwert um, zog ſein Pferd aus dem Stalle und ritt fort; er war nemlich entſchloſſen, ſo lange zu reiten, bis er dahin käme, wo der Vater ſeiner Braut König war. So ritt er immer weiter, konnte aber nicht einmal die drei Meere finden, hinter denen die Prinzeſſin wohnte. Endlich kam er zu einem Manne, der ein Horn beſaß, welches die Eigenſchaft hatte, daß alle Thiere der Welt zuſammenkamen, wenn er darauf blies. Dieſen Mann bat er, er möchte doch einmal alle Thiere der Welt zuſammenrufen und fragen, ob ſie nicht das rothe, weiße und ſchwarze Meer wüſten. Der Mann war dazu bereit, ließ alle Thiere der Welt zuſammenkommen und fragte ſie, ob keins von ihnen wüſte, wo das rothe, weiße und ſchwarze Meer läge, aber kein Thier wuſte es anzugeben. Ganz zuletzt kam noch ein brüllender Löwe an; auch dieſer wurde gefragt und antwortete, er kenne die drei Meere, zugleich ſagte er, er wolle den Prinzen dahin bringen; dieſer möge nur Lebensmittel einſtecken und ſich auf ſeinen Rücken ſetzen. Der Prinz ſetzte ſich nun auf den Rücken des Löwen und im Hui ging es davon. Als der Prinz an das rothe Meer kam, waren da Seeräuber, die ihn von dem Rücken des Löwen reißen wollten, der Löwe aber zerriß ſie ſämmtlich und ſchwamm mit dem Prinzen

hindurch. Am anderen Ufer schliefen sie und setzten dann am nächsten Morgen ihre Reise zum weißen Meere fort. Als sie das Ufer des weißen Meeres erreicht hatten, waren da wieder Seeräuber, die den Prinzen rauben wollten, doch der Löwe zerriß auch diese und schwamm hindurch. Dann durcheilte er wieder ein Land, kam zu dem schwarzen Meere, schwamm hindurch, setzte den Prinzen hier ab und schwamm zurück. Der Prinz wanderte nun allein weiter und stieß auf einen armen Mann. Diesem gab er ein Goldstück und fragte ihn, ob die verlorene Prinzessin wieder angekommen wäre und ob sie schon geheirathet hätte. Der Bettler antwortete, in zwei Tagen halte sie Hochzeit. Damit ging der Prinz fort und erreichte die Hauptstadt des Landes, worin der König wohnte. Hier ging er in ein Wirthshaus und fragte den Wirth, ob er nicht an diesem Mittage einen rothen Wagen mit rothen Pferden bekommen könne. Er selbst habe einen solchen Wagen und solche Pferde, erwiederte der Wirth. Dann möchte er nur anspannen lassen, sagte der Prinz. Nachdem der Wagen angespannt war, fuhr der Prinz selbst dreimal um den Palast des Königs herum und kehrte dann zu seinem Wirthshause zurück. Am anderen Mittage fuhr er wieder dreimal um das Schloß herum. Da wurden ihm die Thore geöffnet und der Weg war mit Blumen bestreut; dennoch fuhr er nicht in den Schloßhof, sondern zu seinem Wirthshause zurück. Jetzt dachte die Prinzessin bei sich: „sollte das nicht dein alter Bräutigam sein?“ Am dritten Mittage fuhr der Prinz wieder um den Palast herum; als er einmal herumgefahren war, ward schon zur Hochzeit geläutet und der Hochzeitszug schickte sich an zur Kirche zu gehn. Als er das dritte Mal herumgefahren war, wollte der Hochzeitszug eben vom Hofe zum Thor hinausgehn. Da konnte er sich nicht länger halten, sprang vom Wagen, fiel ihr um den Hals und sprach zu ihr, er habe einige Worte mit ihr allein zu sprechen, worauf sie sogleich mit ihm ins Schloß ging. Hier sprach er zu ihr: „kennst du denn deinen alten Bräutigam nicht mehr?“ Als sie diese Worte hörte, fiel sie in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich gekommen war, rief sie ihren Vater herbei und sprach: „lieber Vater, wenn man einen alten Schlüssel verloren hat und sich einen neuen hat machen lassen, dann aber den alten wiederfindet, welches ist da wohl der beste?“ Der Vater antwortete ohne Bedenken: „der alte!“ „Dann ist auch dieser der beste

Bräutigam,« rief ſie aus, »denn dieſer iſt mein Erlöſer, der mich aus meinem Jammer erlöſt hat; und auf der Stelle will ich mit ihm Hochzeit halten.« Der Vater willigte in alles ein. Der Zug ging alſo ſogleich zur Kirche, wo ſie getraut wurden. Die Hochzeit dauerte acht Tage hinter einander, und die beiden lebten noch lange friedlich zuſammen.

2.

Die drei Federn des Drachen.

Tief in einem Walde ſtand ein verwünſchtes Schloß. Darin befanden ſich drei verwünſchte Prinzeſſinnen und ein Prinz. Mit dieſen war zugleich die geſammte Dienerſchaft verwünſcht, und ſelbſt die Thiere waren dem Zauber verfallen. Sie konnten nur von einem Jünglinge erlöſt werden, der rein und tugendhaft war und noch nie ein Weib berührt hatte; bei wem das nicht der Fall war, dem konnte die Erlöſung nicht gelingen und er muſte dabei ſein Leben verlieren. Schon hatten es viele verſucht und waren dabei um ihr Leben gekommen. Da geſchah es, daß ein »Knecht« ſich in dem Walde verirrte und endlich ganz ermattet und vom Hunger gequält das Schloß fand. Er ging hinein. Die tiefſte Ruhe herrſchte darin und alles war wie ausgeſtorben. In dem erſten Zimmer, in welches er trat, war nichts zu ſehen als ein Tiſch, worauf etwas Brot, eine Flaſche mit Wein und ein Glas ſtand. Da er hungerig und durſtig war, ſo ſchenkte er ſich ein Glas Wein ein und trank es aus; die Flaſche aber war alsbald wieder ſo voll, wie ſie vorher geweſen war, und das wiederholte ſich, ſo oft er ein Glas füllte. Er ging dann in ein zweites Zimmer; hier war alles ſchon viel ſchöner, und ein Tiſch ſtand da mit köſtlichen Speiſen beſetzt. Er aß davon, aber ſo viel er auch eſſen mochte, ſo blieb der Speiſe doch ſo viel, wie Anfangs da geweſen war. Aus dem zweiten Zimmer gelangte er in ein drittes, aus dem dritten in ein viertes, aus dem vierten in ein fünftes, aus dem fünften in ein ſechstes. Das eine Zimmer war immer noch ſchöner und herrlicher, als das andere. Aus dem ſechsten Zimmer führte eine Treppe in ein unterirdiſches Gemach, darin ſaßen drei Prinzeſſinnen in einem Halbkreiſe;

alle drei waren ſchön, aber die mittlere war die ſchönſte. In einer Kammer daneben befand ſich der Prinz. Der Knecht redete die Jungfrauen an, und fragte ſie, was ſie da machten. Das erſte und zweite Mal erhielt er keine Antwort, als er aber zum dritten Male fragte, öffnete die mittlere den Mund und ſagte, ſie wären verwünſcht, er aber könne ſie erlöſen. Zu dem Ende möge er zu dem gläſernen Berge gehen, darauf ſtehe ein Schloß, worin ein grimmiger Drache hauſe. Den Drachen werde er ſchlafend finden und eine Frau damit beſchäftigt, ihn zu laufen. Drei Tage hinter einander müſſe er zu dem Glasberge gehn und jedes Mal *eine* Feder des Drachen holen; er ſolle ſich an einen heimlichen Ort ſtellen, die Frau werde ihm dann ſchon die Feder geben. In der Nacht würden dann auch noch Katzen kommen und ihn übel zurichten, doch würde er jedes Mal wieder geheilt werden, er möge alſo nur geduldig alles ertragen. Er ging zu dem Glasberge, und fand, wie die Jungfrau geſagt hatte, den Drachen ſchlafend. Er hatte ſeinen Kopf einer Frau auf den Schoß gelegt und dieſe war damit beſchäftigt ihn zu laufen. Er fragte die Frau, ob er hier auf dem Glasberge ſei? Sie bejahte es. Er ſagte darauf, daß er gekommen ſei drei Fräulein zu erlöſen. Da hieß ſie ihn unter das Bett kriechen, damit der Drache ihn nicht ſähe, denn wenn dieſer ihn erblickte, ſo würde er ihn zerreißen und auffreſſen. Als er das gethan hatte, riß ſie dem ſchlafenden Drachen eine Feder aus und warf dieſelbe unter das Bett. Davon erwachte der Drache, gerieth in große Wuth und brüllte ſchrecklich. Er fragte die Frau, wer da wäre, er rieche Menſchenfleiſch und das müſſe er haben. Sie erwiederte, daß kein Menſch da wäre, und ſprach ihn zufrieden. Als er nun wieder feſt ſchlief, gab ſie dem Knechte unter dem Bette einen Wink, worauf dieſer alsbald hervorkam und ſich ſchnell davon machte. Mit der Feder eilte er hin zu dem verwünſchten Schloſſe in eine Kammer, worin er allein ſchlafen muſte. Am anderen Tage ging er wieder zum Glasberge und holte die zweite Feder, und ſo auch am dritten Tage. Aber das letzte Mal bekam ihn der Drache, als er davon eilte und ſchon halb den Berg wieder hinunter war, zu Geſicht, ſetzte ihm in großer Wuth nach, und ſpie Feuer nach ihm. Doch der Knecht erreichte glücklich den Fuß des Berges, wo der Drache ihm nichts mehr anhaben konnte. So oft er mit einer Feder des Drachen in das verwünſchte

Schloß zurückgekehrt war und ſich in ſeiner Kammer zum Schlafen niedergelegt hatte, erſchienen Nachts zwiſchen elf und zwölf Uhr in derſelben Katzen, in der erſten Nacht zwölf, in der zweiten vier und zwanzig, in der dritten ſogar dreißig. Dieſe riſſen ihn aus dem Bette, zerbiſſen und zerkratzten ihn auf das ſchrecklichſte, und riſſen ſelbſt ganze Stücke von ſeinem Leibe. Er hielt aber alles geduldig aus. Sobald mit dem Glockenſchlage zwölf die Katzen verſchwunden waren, erſchien ſchweigend eine alte Frau — es war das aber eine der drei Jungfrauen — winkte ihm ſich auf einen Stuhl zu ſetzen, beſtrich dann ſeine Wunden mit einer Salbe und fügte alles wieder zuſammen, was die Katzen zerriſſen hatten. Als er nun die dritte Feder zurückgebracht und den Beſuch der Katzen überſtanden hatte, ward er in die Kammer der drei Prinzeſſinnen gerufen. Die mittlere von ihnen ſprach zu ihm, ehe ſie völlig erlöſt wären, ſei noch eins nöthig, ſie müſſe noch ein Bad nehmen; er dürfe aber um des Himmels willen nicht neugierig ſein und ſie im Bade ſehen; ſonſt ſei das Werk der Erlöſung nichtig. Sie begab ſich nun in eine Kammer, um das Bad zu nehmen; er aber vermochte nicht ſeiner Neugierde zu widerſtehn, begab ſich an die Thür der Kammer, und ſah durch das Schlüſſelloch. Die Prinzeſſin bemerkte ihn ſogleich, weinte und jammerte, und ſagte: nun ſei es noch ſchlimmer, als vorher; jetzt könne er ſie nur noch erlöſen, wenn er ſechs Jahre lang täglich Mittags eine Stunde zu einem beſtimmten Teiche gehe. Auf dieſem würden drei Enten ſchwimmen, nach der mittleren derſelben ſolle er ſchießen; er werde ſie zwar ſchwerlich treffen, doch, wenn das ſechste Jahr gekommen wäre, dann möge er ſich zuſammennehmen und ja treffen. So ging er nun fünf Jahre lang täglich zu dem Teiche, ohne zu treffen; als aber von dem ſechsten Jahre ein Vierteljahr um war, da gelang ihm ſein Schuß und er traf die mittlere der drei Enten. Sogleich waren alle drei verſchwunden; als er aber zu dem verwünſchten Schloſſe zurückkehrte, kamen ihm auf halbem Wege die drei Jungfrauen ſchön gekleidet entgegen und führten ihn hinein. Hier fand er alles ganz verändert; die Diener waren alle wieder erwacht; in dem Hofe und in den Ställen waren die Hühner, Tauben und Gänſe, die Hunde, Kühe und Pferde, kurz alles Vieh, wieder lebendig geworden. Nicht lange nachher hielt der Knecht mit der mittleren der Prinzeſſinnen Hochzeit; er ward König, ſie

ward Königin und beide lebten noch lange glücklich und zufrieden mit einander.

3.

Sausewind.

Unſer Herr Jeſus wanderte einſt mit dem Apoſtel Petrus wieder einmal auf der Erde herum. Eines Abends kamen ſie zu »einer reichen Wirthſchaft« und wollten da übernachten. Sie fragten alſo die Wirthin, ob ſie über Nacht bleiben könnten; weil ſie aber ſehr ärmlich und wie Bettler ausſahen, ſo antwortete ihnen dieſe ſehr kurz, ſie herberge keine Bettler, ſie müſten in das Haus nebenan gehen. Dieſes war ebenfalls ein Wirthshaus, die Beſitzer gehörten aber zu den ärmſten Leuten im Orte. Die beiden gingen alſo in das Nachbarhaus. Die arme Wirthin antwortete auf ihre Frage, ob ſie ſie herbergen wolle, ſogleich ſehr freundlich: »ich muß euch wohl behalten, habe aber kein Streh, worauf ihr liegen, und nichts, was ihr eſſen könnt.« Jene ſagten darauf, daß thue auch nichts, und blieben da. Als ſie am anderen Morgen fortgehn wollten, ſprach der Heiland zu der Frau, ſie möge ihm ihren einzigen Sohn, einen Knaben von zwölf Jahren, mitgeben, es ſolle ſein Schaden nicht ſein. Die Mutter aber ſagte, das könne nicht geſchehen, denn der Junge habe weder Schuhe noch eine Hoſe. Da die beiden Fremden aber immer mehr in ſie drangen, ſo war ſie endlich dazu bereit und wollte ihm nun auch gern wenigſtens eine neue Hoſe mitgeben. Zufällig hatte ſie noch einen Reſt (stuwe) Leinwand; ſie nahm alſo Elle und Scheere zur Hand, um nachzumeſſen, ob wohl noch eine Hoſe daraus zu machen wäre. Als der Heiland das ſah, fragte er ſie, wohin ſie mit der Elle und der Scheere wolle. Sie ſagte, ſie habe auf der Kammer noch einen Reſt Leinwand, den wolle ſie meſſen, um zu ſehen, ob es noch zu einer Hoſe genug wäre. Da ſprach der Heiland zu ihr, ſie möge nur hingehn und den ganzen Tag meſſen. Sie ging hin und fing an zu meſſen, allein die Leinwand wollte gar kein Ende nehmen, und ſie maß den ganzen Tag. So machte der Heiland, daß die armen Wirthsleute ganz reich wurden, den Knaben aber nahm er mit ſich in die Fremde und brachte ihn zu einem Müller, damit er das Mül-

lerhandwerk lerne. Dann ging er mit Petrus weiter. Nun begab es ſich, daß der reiche Wirth einmal eine Reiſe machte und auch zu der Mühle kam, worin der Sohn ſeines Nachbars als Lehrling diente. Als dieſer den Jungen erblickte, ſprach er zu ihm: „Junge, wie in aller Welt kommſt du hierher?“ Der Junge erzählte nun, wie die beiden armen Reiſenden ihn hierher gebracht hätten, und wie er jetzt Müller ſei. Da ſchrieb der reiche Wirth einen Brief und bat den Jungen freundlich, er möge doch den Brief nach ſeinem Hauſe bringen und ihn ſeiner Frau übergeben. In dem Briefe hatte er aber geſchrieben, wenn der Junge käme, ſo ſolle ſie ſogleich den Backofen heizen und recht glühend machen, ihn dann hinein werfen und ſo verbrennen. Der Junge war bereit den Brief dahin zu tragen und ging damit fort. Wie er unterweges war, fand er mit einem Male wieder den Heiland und Petrus am Zaune liegen. Sie fragten ihn, wohin er wolle. Er antwortete, er wolle für ſeinen ehemaligen Nachbar einen Brief nach deſſen Hauſe bringen. Darauf ſagten jene, ſo möge er nur hingehn. Der reiche Wirth aber hatte nur ein einziges Kind, eine Tochter, die dereinſt ſein ganzes Vermögen erbte. Als nun der Junge zu dem Wirthshauſe gekommen war und ſeinen Brief übergeben hatte, fand die Frau darin geſchrieben, ſie ſolle dem Ueberbringer ihre Tochter ſogleich zur Frau geben; thäte ſie das nicht, ſo werde er den Backofen glühend machen und ſie ſammt dem Mädchen hinein ſtecken. Da ſchickte die Frau ſogleich zum Paſtor und ließ ihre Tochter mit dem Jungen trauen. Als nun der Wirth von ſeiner Reiſe wieder nach Hauſe kam, ſprach der Junge zu ihm: „Guten Tag, lieber Schwiegervater.“ Jener erſtaunte nicht wenig und fragte ſeine Frau, was ſie denn da gemacht hätte? Dieſe antwortete, er ſelbſt habe ja alles ſo befohlen, und ſie habe nur ſeinen Auftrag ausgeführt. Zum Beweiſe holte ſie den Brief hervor, den ſie ſorgfältig aufbewahrt hatte. Der Mann las den Brief, und fand wirklich alles ſo darin geſchrieben, wie die Frau angegeben hatte. Da wandte er ſich zu dem Jungen und ſagte: ſo könne er ſein Schwiegerſohn nicht ſein, er müſſe erſt ein Stück Gold von der Goldklippe holen, worauf der Goldthurm ſtehe. Es war das ein Felſen und ein Thurm, welche aus reinem Golde beſtanden. Der Junge ging alſo zum Thore hinaus, um ein Stück Gold von der Goldklippe zu holen, wuſte aber nicht, wohin er ſich wenden ſollte. Er

war noch nicht lange gegangen, da begegnete ihm wieder der Heiland in demselben Bettleranzuge, wie früher, und fragte ihn, wohin er wolle. Der Junge erzählte nun, daß er nach der Goldklippe wolle, und doch nicht wisse, wo diese sei. Da sagte der Heiland zu ihm, er möge nur auf dem Wege bleiben, und gab ihm einen Stock, mit dem solle er, wenn er an ein Wasser käme, nur an das Ufer schlagen und dabei sprechen »hol über«, dann würde alsbald ein Steg über das Wasser führen; wenn er aber müde würde, dann solle er sagen, er wolle, daß er ein Pferd habe, und sogleich werde ein Pferd kommen, darauf solle er sich setzen und so lange reiten, bis er an ein Quartier gekommen sei. So kam der Junge richtig zu der Goldklippe und dem Goldthurme. Er fand daselbst eine Frau, die sagte, als sie ihn erblickte: »ach, du frommer Gott, was willst du hier machen?« Der Junge erzählte ihr, er müsse ein Stück Gold von der Goldklippe haben, eher dürfe er nicht wieder nach Hause kommen. Die Frau gebot ihm sich sogleich unter das Bett zu legen und sich da ganz ruhig zu verhalten, denn Sausewind, dem die Goldklippe gehöre, käme bald nach Hause, wenn der ihn röche, so fräße er ihn auf. Als es Abend geworden war, kam Sausewind nach Hause und sprach sogleich: »ich rieche Menschenfleisch!« Doch die Frau beschwichtigte ihn wieder, indem sie sagte, es sei ein Rabe dahin geflogen, der habe einen Knochen »im Halse« gehabt, das möge er wohl riechen. Als sich Sausewind nun ins Bett gelegt hatte, sprach die Frau zu ihm, es sei da ein König, der habe drei Prinzessinnen, die wären verwünscht, ob er wohl nicht wisse, wo die wären. Da fing Sausewind an zu lachen und sagte: »wenn einer ein Schwert nimmt und schlägt dir den Kopf ab, so bist du die eine; dort unten am Wasser steht ein Erlenbusch, wenn davon der rechte Ast (schacht) abgehauen wird, so ist das die zweite; und oben am Wasser steht noch ein Busch, wird davon ebenfalls ein Ast abgehauen, so ist das die dritte; dann sind alle drei wieder beisammen.« Sausewind schlief darauf ein und ging am anderen Morgen wieder hinaus in die Welt. Als er fort war, stieg die Frau auf die Goldklippe und holte dem Jungen von dort ein Stück Gold. Nachdem sie ihm dasselbe gegeben hatte, bat sie ihn flehentlich, er möge ihr doch den Kopf abhauen. Zuerst weigerte sich der Junge, endlich aber that er es, und sogleich stand eine schöne Prinzessin vor ihm. Dann sagte der Junge:

»ich wollte daß ich ein Pferd hätte!« und ſogleich ſtand das Pferd da. Die beiden ſetzten ſich darauf und eilten davon. Zuerſt ritt der Junge oben an das Waſſer und hieb von dem Buſche einen Aſt (enen arm) ab; der abgehauene Aſt ward aber zu einer wunderſchönen Prinzeſſin. Auch dieſe muſte ſich mit aufs Pferd ſetzen. Dann ritt er unten an das Waſſer und hieb von dem Erlenbuſche ebenfalls einen Aſt ab, aus dem auch ſogleich eine ſchöne Prinzeſſin ward, die ſich mit auf das Pferd ſetzte. Nun waren die drei Prinzeſſinnen, welche verwünſcht geweſen waren, wieder beiſammen. Mit ihnen ritt nun der Junge zu dem Schloſſe ihres Vaters und übergab ſie dieſem. Der König freute ſich ſehr und forderte ihn auf ſich eine von den drei Prinzeſſinnen zur Frau zu wählen, doch er dankte und ſagte, er ſei ſchon verheirathet. Darauf wollte ihm der König viel Geld und ſein halbes Königreich ſchenken, doch auch das lehnte jener ab, weil er reich genug wäre. Alsdann kehrte er zu ſeinem Schwiegervater zurück, dem er das Stück Gold von der Goldklippe gab. Dieſer war jetzt mit ſeinem Schwiegerſohne wohlzufrieden, der nun noch lange mit ſeiner Frau auf das glücklichſte lebte.

4.

Die Roſe.

Ein reicher Kaufmann hatte drei Töchter. Die jüngſte derſelben, die noch ein Kind war, hatte zu einem armen Mädchen, der Tochter eines Beſenbinders, eine innige Zuneigung gefaßt, ſo daß ſie dieſelbe immer als Geſpielin um ſich hatte. Im Hauſe des Kaufmanns nannte man das arme Mädchen, welches zuletzt ganz ins Haus genommen wurde, nicht anders als das Beſenſtielchen. Der Kaufmann machte oft große Reiſen und pflegte dann vor der Abreiſe ſeine Töchter zu fragen, was er ihnen mitbringen ſolle. Die jüngſte ſagte dann immer, er möge ihr mitbringen, was er wolle, es wäre ihr alles recht. Einſt wollte er wieder verreiſen und fragte nach ſeiner Gewohnheit ſeine Töchter wieder, was er ihnen mitbringen ſolle. Die älteren Töchter wählten ſich jede etwas; die jüngſte ſagte aber, ſie wäre mit allem zufrieden, was er ihr mitbrächte. Weil ſie aber durchaus

wählen ſollte, ſo wünſchte ſie ſich zuletzt eine Roſe aus einem Garten. Es war mitten im Winter und es gab alſo keine Gartenroſen; doch der Kaufmann dachte, unterweges wolle er ſchon von einem Gärtner eine bekommen. Auf der Rückreiſe erinnerte er ſich ſeines Verſprechens, konnte aber nirgend eine Roſe auftreiben. Da kam er eines Tags zu einer Stadt, bei welcher ſich ein großes ſchwarzes Gebäude erhob, deſſen Thor weit offen ſtand. Drinnen war alles ganz ſchwarz und kein Menſch ließ ſich ſehen. Der Kaufmann ſchaute hinein und ſah zu ſeinem großen Erſtaunen, wie darin die ſchönſten Roſen in Menge ſtanden. Da ſich niemand ſehen ließ, ſo ging er zuletzt hinein und pflückte ſich ſelbſt eine Roſe ab. Als er aber wieder hinausgehn wollte, hing ihm plötzlich ein Unthier („Gedierze“) wie ein Bär im Nacken, ſo daß er nicht von der Stelle konnte. Das Unthier fing an zu ſprechen und fragte ihn, ob er ihm ſeine jüngſte Tochter geben und hierher bringen wolle, ſobald ſie dreizehn Jahr alt geworden wäre, oder ob er jetzt ſterben wolle. In ſeiner Todesangſt verſprach der Kaufmann ihm ſeine Tochter zu geben, worauf ihn das Ungethüm wieder los ließ. Ohne einen weiteren Unfall legte er dann ſeine Reiſe zurück und gab bei ſeiner Zurückkunft ſeinen Töchtern die mitgebrachten Geſchenke, der jüngſten die Roſe, über welche ſie ſich ſehr freute. Die Roſe blieb aber immer friſch, als wenn ſie eben abgebrochen wäre. Alle im Hauſe wunderten ſich darüber. Der Kaufmann hatte es zwar keinem geſagt, wie er zu der Roſe gekommen wäre, er war aber ſeit ſeiner Rückkehr ſo nachdenkend und ſtill, daß es allen auffiel. Seine Frau drang ſo lange in ihn, ihr die Urſache ſeines Kummers zu ſagen, bis er ihr am Ende alles erzählte. Von der Mutter erfuhr es dann auch die jüngſte Tochter. Als dieſe das gehört hatte, ſprach ſie zu ihrem Vater: „darüber, lieber Vater, brauchſt du nicht ſo betrübt zu ſein; wenn die Zeit gekommen iſt, dann will ich hingehen: komme ich dann um, ſo ſterbe ich gern für dich.“ Damit war die Sache einſtweilen abgemacht und ward faſt vergeſſen. Als aber die Zeit abgelaufen war, kamen von dem Bären Boten zu dem Kaufmann, welche ihn aufforderten jetzt ſeine Tochter zu ſchicken; thäte er das nicht, ſo werde ſie geholt werden. Doch der Kaufmann konnte ſich nicht dazu entſchließen. Da kamen eines Tages drei ſchwarze Wagen vor das Haus gefahren, jeder mit ſechs ſchwarzen Pferden beſpannt, um das Mädchen abzuho-

len. In den Wagen ſaß niemand, und außer den Leuten bei den Pferden war kein Menſch zu ſehen. Der Kaufmann wollte jetzt noch durch eine Liſt ſeine Tochter retten, und Beſenſtielchen, die ungefähr eben ſo alt war, ward ſtatt ſeiner eigenen Tochter in den mittleren Wagen gehoben, und fort ging es in ſauſendem Galopp. Doch es dauerte nicht lange, ſo ward Beſenſtielchen zurückgebracht: das wäre die rechte nicht, die rechte müſſe kommen. Jetzt ſetzte ſich die jüngſte Tochter in den Wagen, und fort ging es dem alten ſchwarzen Schloſſe zu. Als ſie dorthin kam, ſah ſie zwar keinen Menſchen, aber das ſchönſte Eſſen und Trinken war aufgetragen, und alles, was ſie nur begehrte, ſtand alsbald da. Nur der Bär kam zum Vorſchein und blieb immer bei ihr. Setzte ſie ſich an den Tiſch, um zu eſſen, ſo ſetzte er ſich zu ihr; ſie bot ihm dann wohl zu eſſen und zu trinken an, er nahm aber nie etwas, ſondern brüllte nur laut. So blieb das Mädchen eine lange Zeit bei dem Bären, gewöhnte ſich allmählich an ihn und gewann ihn zuletzt ſo lieb, daß ſie gar nicht mehr ohne ihn ſein konnte. Wohin ſie nur ging, dahin begleitete er ſie. Als ſie eines Tags wieder mit ihm im Garten war, hatte ſie ihn auf einmal verloren; ſie ſuchte ihn nun im ganzen Garten, konnte ihn aber lange Zeit nicht finden, bis ſie ihn endlich an dem Waſſer, welches an dem Garten hinfloß, wie todt auf dem abhängigen Ufer liegen ſah. Als ſie ihn in dieſem Zuſtande erblickte, fing ſie bitterlich zu weinen an, ſetzte ſich zu ihm und neigte ſich ganz über ihn hin, ſo daß die heißen Thränen, welche ihr auf den Wangen herunter floſſen, auf ihn fielen. Kaum hatten die Thränen des Mädchens den Bären berührt, ſo erwachte er und alsbald ſtand ein ſchöner Prinz vor ihr. Zugleich that es mehrere furchtbare Schläge und alles krachte. Das alte Gebäude verwandelte ſich in ein ſchönes, herrliches Schloß, und von allen Seiten ſtrömten jetzt ſchön gekleidete Diener herbei. Der Prinz aber umarmte ſeine Erlöſerin und küßte ſie herzlich. Dann heiratheten ſie ſich und lebten lange mit einander auf das glücklichſte.

5.

Das klingende und ſingende Blatt.

Es war einmal ein König, der hatte eine einzige Tochter,

die war des Vaters Stolz und Freude. Einſt wollte der König verreiſen und fragte ſie, was er ihr mitbringen ſollte. Sie ſagte: „ein Blatt, welches klingen und ſingen kann.“ Der König reiſte nun in eine große Stadt, überall erkundigte er ſich nach dem Blatte, welches klingen und ſingen könne, aber er konnte es nirgend bekommen. Betrübt darüber, daß er den Wunſch ſeiner Tochter nicht erfüllen könne, reiſte er zurück und kam in einen großen Wald. Mit einem Male hörte er zu ſeiner Freude auf einem Baume ein Blatt, welches klang und ſang. Ganz froh darüber, ließ er den Kutſcher auf den Baum ſteigen, um das Blatt zu holen. Als dieſer aber die Hand danach ausſtreckte, rief plötzlich ein Ungeheuer in der Nähe: „dat sint mine hêren!“ Ein großer Wolf kam hervor und ſprach zum Kutſcher, er möge dem Könige ſagen, wenn er ihm geben wolle, was ihm zuerſt auf der Brücke zu ſeinem Schloſſe begegne, ſo ſolle er das Blatt haben. Als der König das gehört hatte, willigte er in die Bedingung ein, um nur ſeiner Tochter das Blatt mitbringen zu können. Der Wolf aber ſetzte ſich hinten auf den Wagen und fuhr ſo mit. Als ſie zu der Brücke kamen, ſah der König von weitem ſeine Tochter ihm entgegenkommen. Er erſchrack heftig und rief ihr ſchon aus der Ferne „zurück!“ entgegen, allein als ſie ihren Vater und das klingende und ſingende Blatt ſah, ließ ſie ſich nicht zurückhalten, ſondern eilte dem Vater auf der Brücke entgegen. Als die im Schloſſe hörten, was der König dem Wolfe verſprochen hatte, war da ein großes Herzeleid. Zuletzt beſchloß man des Kuhhirten Tochter in die Kleider der Prinzeſſin zu ſtecken und dieſe dem Wolfe zu übergeben. Am anderen Morgen zog die Tochter des Kuhhirten die ſchönen Kleider der Prinzeſſin an und wurde dem Wolfe übergeben. Dieſer ſprach zu ihr: „sett dek up mînen rûen swanz, hurle, hurle, hen! und trabte mit ihr fort. Unterwegs machte er Halt und ſagt zu ihr: „lûs mek enmâl!“ und fragte dann: „wat was de glocke, as we wegtôgen?“ Das Mädchen antwortete: „as mîn vâder med den koien wegtôg.“ Da ſprach der Wolf: „sett dek up mînen rûen swanz, hurle, hurle, hen; du bist de rechte nich!“ und brachte ſie wieder zurück ins Schloß. Hier forderte er die rechte Tochter; die Prinzeſſin aber weinte und ſchrie ſo viel, daß der König endlich beſchloß die Tochter des Schweinehirten die Kleider der Prinzeſſin anziehen zu laſſen und dieſe dem Wolfe zu geben.

Als er unterweges mit ihr raſtete, fragte er ſie: „wat was de glocke, as we wegtögen?“ Das Mädchen antwortete: „as min väder med den swînen ûtdrêf.“ Da ſagte der Wolf ganz ärgerlich: „sett dek up minen rûen swanz, hurle, hurle, hen; du bist de rechte nich!“ So brachte er auch dieſe wieder zurück und forderte die rechte Prinzeſſin. Trotz alles Jammerns und Klagens muſte jetzt die Königstochter mit ihm fort. Unterwegs ſprach er auch zu ihr: „lös mek enmâl!“ und dann: „wat was de glocke, as we wegtögen?“ Sie antwortete: „als mein Vater mit den ſilbernen Löffeln klingelte.“ Vergnügt ſprach der Wolf: sett dek up minen rûen swanz, hurle, hurle, hen; du bist de rechte!“ So trabte er mit ihr in den großen Wald, gerade dahin, wo der hohe Baum ſtand, worauf das klingende und ſingende Blatt geſeſſen hatte. Hier muſte die Prinzeſſin mit dem Wolfe zuſammen leben, er war aber gegen ſie ſo gut, daß ſie ihn zuletzt recht lieb hatte. Eines Tages ſprach der Wolf zu ihr, ſie ſolle ein Feuer anmachen; zugleich gab er ihr ein Schwert in die Hand und befahl ihr ihm damit den Kopf abzuhauen und dieſen in das Feuer zu werfen. Sie wollte es zuerſt nicht thun, weil ſie ihn ſo lieb hatte; ſie fiel ihm um den Hals, weinte und jammerte, doch er beſtand darauf und legte ſeinen Kopf hin. Sie hieb ihn darauf ab und warf ihn ins Feuer. Da ſprühte die Flamme hoch empor und in demſelben Augenblicke ſtand ein ſchöner Prinz vor ihr. Beide reiſten nun zu dem Könige, dem Vater der Prinzeſſin, heiratheten ſich und lebten recht lange glücklich mit einander.

6.

Der Miſtkäfer.

Ein Bauer wollte zu Markte gehn und fragte ſeine Kinder, was er ihnen mitbringen ſolle? Das eine wünſchte ſich dieſes, das andere jenes. Die Magd ſtand gerade auch da, und er fragte auch dieſe, was er ihr mitbringen ſolle? Sie antwortete, das erſte, was er auf dem Wege fände. Als er nahe bei der Stadt war, ſah er auf dem Wege einen Miſtkäfer (pâgelworm) liegen. Aus Scherz hob er ihn auf, wickelte ihn in Papier und ſteckte ihn in die Taſche. Am Abend kam er nach Hauſe zurück und gab ſei-

nen Kindern das, was sich jedes gewünscht hatte, der Magd aber gab er das Papier mit dem Mistkäfer. Sie nahm es und steckte es unbesehen sogleich in die Tasche. Des Nachts zwischen elf und zwölf Uhr kam ein Mensch zu ihr und sagte, er sei in den Mistkäfer verwünscht, den sie in der Tasche habe; wenn sie ihn sieben Jahre lang bei sich trüge, so werde er wieder ein Mensch und ein König und werde sie heirathen. Die Magd that, wie er gesagt hatte, und nach sieben Jahren ward der Mistkäfer zu einem Menschen. Er hielt nun auch Wort und heirathete das Mädchen.

7.

Der dumme Hans.

Ein Bauer hatte drei Söhne, von denen der jüngste und dümmste Hans hieß. Der Bauer war schon bei Jahren und wollte sich deshalb auf die Leibzucht setzen. Da sich nun aber seine Söhne nicht um das Haus vertragen konnten, so schickte er sie in die Welt mit dem Gebote, nach einem Jahre wieder zu kommen; wer dann die feinste Stiege Leinwand brächte, der sollte das Haus haben. Die drei Söhne gingen fort. Hans ging in den Wald hinein und traf darin ein verwünschtes Schloß an. In dem Schlosse fand er eine Maus, die sprach zu ihm: „Hans, wo kommst du denn her?“ Hans antwortete: ja so und so, und erzählte nun, daß er und seine Brüder von dem Vater fortgeschickt wären, weil sie sich nicht um das Haus hätten vertragen können, und daß derjenige von ihnen, welcher nach einem Jahre die feinste Stiege Leinwand brächte, dasselbe haben solle. Die Maus sprach zu ihm: „willst du ein Jahr hier bleiben, so sollst du die Leinwand haben, aber du mußt mich alle Morgen kämmen und waschen.“ „Das will ich wohl thun,“ entgegnete Hans und blieb da. Nun kämmte und wusch er die Maus alle Morgen und hatte es übrigens recht gut. Als nun das Jahr um war, da sprach die Maus zu ihm: „Hans, du mußt dich auf den Weg machen, deine Brüder sind gewis schon da; geh auf die Kammer, da liegt eine Stiege Leinwand, die nimm zu dir.“ Hans that, wie ihm befohlen war, wickelte die Stiege Leinwand zusammen und steckte sie in die Westentasche. Dann ging er fort.

Als er in das Dorf kam, worin ſein Vater wohnte, ging er unter einem Wagenſchauer hin und fand da ein altes rüſlaken (ein grobes Betttuch), dieſes wickelte er zuſammen, hing es auf ſeinen Stock und ging damit nach dem Hauſe ſeines Vaters. Als ihn ſeine Brüder, die ſchon da waren, von fern kommen ſahen, dachten ſie: der Hans wird das Haus gewis nicht davon tragen. Der Vater fragte: „Hans, iſt das deine Stiege?“ „Ja,“ ſagte Hans ruhig. Als aber ſeine Brüder in der gröſten Freude waren, holte er ſeine Stiege aus der Taſche hervor. Darauf ſprach der Vater: „Hans, das Haus iſt dein.“ Als nun Hans das Haus beziehen wollte und die beiden Brüder heraus ſollten, da wollten dieſe nicht im Guten weichen, und der Vater konnte den Streit nicht ſchlichten. Deshalb ſchickte er die drei Brüder noch einmal auf ein Jahr fort; wer dann die feinſte Kette brächte, die gerade um das Haus paßte, der ſollte das Haus haben. Die drei gingen fort, Hans aber ging wieder in den Wald hinein und gerade auf das verwünſchte Schloß los. Als er in das Schloß gekommen war und die Maus ihn erblickte, ſprach ſie zu ihm: „Hans, du kommſt ja wieder; was heißt das?“ „Ja,“ ſagte Hans, „meine Brüder wollten nicht zugeben, daß ich das Haus erhielte, da muſten wir noch einmal auf ein Jahr weg; wer dann die feinſte Kette bringt, der ſoll das Haus haben.“ „Du kannſt wieder ein Jahr hier bleiben,“ ſprach die Maus, „dann ſollſt du die feinſte Kette haben, aber du muſt mich wieder alle Morgen kämmen und waſchen.“ „Das will ich wohl thun,“ erwiederte Hans, und blieb wieder ein Jahr in dem verwünſchten Schloſſe. Als nun das Jahr um war, ſprach die Maus zu ihm: „Hans, du muſt jetzt wohl fort; geh auf die Kammer, da liegt eine Kette, die wickele zuſammen und ſtecke ſie ein.“ Hans nahm die Kette und ſteckte ſie in die Weſtentaſche. Auf dem Wege zu ſeinem Vater fand er mitten im Walde eine dicke Drahtkette, die nahm er auf und ging damit zu ſeines Vaters Hauſe. Als er daſelbſt ankam, waren ſeine Brüder mit ihren Ketten ſchon da. Nun zeigten ſie ihre Ketten, aber keine wollte recht paſſen, die eine war zu kurz, die andere zu lang; auch die dicke Kette, welche Hans im Walde gefunden hatte, war viel zu kurz. Darauf zog dieſer ſeine feine Kette aus der Weſtentaſche heraus, legte ſie um das Haus herum und ſie paßte ganz genau. So hatte Hans wieder das Haus gewonnen. Aber ſeine Brüder wollten auch jetzt nicht

aus dem Hause, und so muste der Vater seine drei Söhne noch einmal fortschicken. Dieses Mal bestimmte er, wer von den dreien die reichste Braut mitbrächte, der solle das Haus haben. Alle drei gingen fort und Hans wieder in den Wald, wo das Schloß stand. Als die Maus ihn erblickte, sprach sie: „Hans, du kommst ja schon wieder; du kannst wieder ein Jahr hier bleiben, aber du must mich auch wieder kämmen und waschen.“ „Das will ich gern wieder thun,“ antwortete Hans. Als nun an dem Jahre nur noch drei Wochen fehlten, da sprach die Maus zu Hans: „geh hinein in den Garten und schneid da ein Reis ab, welches ein Jahr alt ist, und schlag mich damit so lange, bis ich blutrünstig geworden bin. Hans ging hinaus in den Garten und fand da einen Stachelbeerbusch; aus diesem schnitt er ein Reis heraus, welches ein Jahr lang gewachsen war, ging damit zwischen elf und zwölf Uhr zu der Maus und schlug sie so lange, bis sie blutrünstig war. Kaum war das geschehen, so fingen alsbald alle Pferde um das Haus herum an zu wiehern (ranschen) und auch die Hähne und die Puter ließen lustig ihre Stimmen erschallen. Jetzt wurde auch im Schlosse alles wieder lebendig, Diener liefen wieder geschäftig hin und her und die Maus war eine Kronprinzessin geworden. Diese sprach zu Hans: „du hast mich und das ganze Schloß erlöst, nun bist du mein lieber Bräutigam. Jetzt komm, wir wollen uns aufmachen und zu deinem Vater reisen.“ Hans war sogleich dazu bereit. Als sie hinkamen, kannte der Vater Hans nicht mehr, so prächtige Kleider hatte dieser an. Anfangs gab sich Hans mit seiner Braut nicht zu erkennen, sondern sie fragten nur, ob er sie wohl drei Wochen lang beherbergen könne. Der Vater sagte, das könne wohl geschehen. Unterdes kamen auch die beiden anderen Söhne an; sie erkannten aber Hans auch nicht. Als nun die drei Wochen abgelaufen waren und der Vater immer aus dem Fenster sah, ob Hans noch nicht käme, da stand endlich die Kronprinzessin auf und fragte ihn, ob er seinen Sohn Hans wohl noch kenne. „Gewis kenne ich den noch,“ sprach der Vater. „Ist es denn dieser, der hier neben mir steht?“ fragte die Kronprinzessin weiter. „Nein,“ sagte jener, „das ist er nicht.“ Da stand Hans auf und sagte: „Ja Vater, ich bin dein Sohn.“ So hatte Hans das Haus zum dritten Male gewonnen, aber jetzt wollte er es nicht haben, sondern schenkte es seinen Brüdern. Seinen Vater nahm

er mit nach dem Schloſſe, und da lebten ſie vergnügt mit einander bis an ihr Ende. Die Brüder aber durften nicht zu ihm kommen.

8.

Die Ziege.

Ein Schuſtergeſelle kam auf der Wanderung in einen großen Wald. Er verirrte ſich darin und es blieb ihm nichts weiter übrig, als auf gut Glück gerade aus zu gehen. Da erblickte er in der Ferne ein Licht, er ging darauf zu und kam endlich zu einem ſchönen Schloſſe. Er ging hinein; kein Menſch und überhaupt kein lebendiges Weſen ließ ſich darin blicken, übrigens war alles auf das ſchönſte eingerichtet. In einem der Zimmer ließ er ſich auf einem ſchönen Sopha nieder. Es dauerte nicht lange, ſo erſchien eine niedliche Ziege und ſetzte ſich zu ihm. Dann wurden von unſichtbaren Händen zwei Taſſen auf den Tiſch geſetzt und in ſchönem Geſchirr Caffee aufgetragen. Er ſchenkte beide Taſſen voll, aus der einen trank er ſelbſt, aus der anderen die Ziege. Als es Mittag geworden war, ward wieder, ohne daß er jemand ſah, der Tiſch gedeckt, Teller, Meſſer und Gabeln aufgelegt, und ein köſtliches Mal aufgetragen. Auch jetzt ſetzte ſich die Ziege wieder zu ihm und aß mit ihm. Am Abend geſchah daſſelbe. Als er ſchlafen gehn wollte, folgte ihm die Ziege in die Kammer; legte das Ziegenfell ab, ward darauf eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit und ging mit ihm zu Bette. So lebte er vierzehn Tage im Schloſſe, ohne ein anderes Weſen als die Ziege zu ſehen. Da dachte er lebhaft an ſeine Eltern und wünſchte bei dieſen zu ſein; alsbald ſtand eine ſchöne Kutſche mit zwei ſchwarzen Pferden beſpannt vor der Thür. Er ſetzte ſich in den Wagen, aber die Ziege ſprang auch hinein und fuhr gerades Weges mit ihm zu dem Hauſe ſeiner Eltern. Dieſe wunderten ſich nicht wenig und waren gar nicht damit zufrieden, als ſie ſahen, daß ihr Sohn eine Ziege mitgebracht hatte, die mit ihm aß und Abends ſogar mit ihm zu Bette ging. Sie waren neugierig zu erfahren, was es damit für eine Bewandtnis habe, und ſo ſah denn der Vater eines Abends durch das Schlüſſelloch. Da bemerkte er, daß die Ziege das Fell ablegte, ein ſchönes

Mädchen ward und dann mit ſeinem Sohne zu Bette ging. Als er das geſehen hatte, nahm er einen Nebenſchlüſſel, öffnete behutſam die Thür und zerhackte das Ziegenfell. Dadurch war die Jungfrau erlöſt und blieb nun ein Menſch. Sie heirathete nun den Geſellen; nach der Trauung ſetzte ſie ſich mit ihrem Manne und ihre Schwiegereltern in den Wagen, und fuhr nach ihrem Schloſſe zurück. Als ſie daſelbſt ankamen, war auch dort der Zauber gelöſt und alles wieder lebendig geworden, Menſchen und Thiere. Knechte und Mägde kamen ihnen entgegen und bewillkommneten ſie. Auf dem Hofe tummelte ſich das Federvieh luſtig herum, in den Ställen aber ſtanden viele Kühe und ſieben Geſpann Pferde.

9.

Die weiße Katze.

Es war einmal ein armer Bauernjunge, der war ſehr einfältig, aber dreiſt und ohne alle Furcht. Dieſer vermiethete ſich bei einem alten Schweinehirten, welcher gerade krank war und deshalb nicht ſelbſt ſeine Schweine austreiben konnte. Der Alte befahl ihm nachdrücklich vor Sonnenuntergange mit den Schweinen nach Hauſe zu kommen. Der Junge merkte aber in ſeiner Dummheit nicht, daß die Sonne untergegangen war und ſtatt ihrer der Mond am Himmel glänzte; er wartete alſo noch immer auf den Sonnenuntergang und blieb mit den Schweinen draußen bis zum Morgen, wo der Mond unterging. Als der Junge am anderen Morgen mit den Schweinen zurück kam, war der Alte ſehr zornig und drohte ihn fortzujagen. Da verlangte er trotzig ſeinen Lohn und ging damit weg. Weil er ſich vor nichts fürchtete, ſo beſchloß er, ſich nach einem verwünſchten Schloſſe zu begeben, in dem, wie er gehört hatte, alle Nacht jemand wachen muſte, dem aber am anderen Morgen jedes Mal der Hals umgedreht war. Es waren dabei ſchon ſo viele umgekommen, daß ſich niemand mehr dazu finden wollte, obgleich der Graf, dem das Schloß gehörte, demjenigen eine große Belohnung verheißen hatte, der bereit wäre eine Nacht darin zu wachen. Der Junge kam nun zu dem Grafen und erklärte ihm, er ſei bereit in dem Schloſſe zu wachen, nur verlange er ein Spiel Karten, eine Geige und ein Spiel Kegel, um ſich damit

die lange Weile vertreiben zu können. Es wurde ihm alles gegeben, was er gefordert hatte, und nachdem er ſich erſt noch recht ſatt gegeſſen hatte, ging er am Abend auf das Schloß und richtete ſich in einem Saale wöhnlich ein. Da es kalt war, ſo heizte er in dem Ofen ſtark ein und fing dann an Karten zu ſpielen. Bald nach elf Uhr öffnete ſich die Thür, und es kamen vier ſchwarze Männer herein, die trugen eine »todte« Leiche, ſetzten dieſe, ohne ein Wort zu ſprechen, nieder und gingen dann wieder fort. Der Junge ſagte nichts und bekümmerte ſich nur um ſein Spiel. Als die vier Männer fort waren, ging er zu der Leiche, richtete ſie auf und ſagte: »es iſt kalt, du wirſt wohl tüchtig gefroren haben, jetzt kannſt du dich wärmen.« Damit ſtellte er ſie an den Ofen. Nach einer Weile entſtand aber ein entſetzlicher Geſtank im Zimmer. Da ſprang er zornig auf und ſagte: »willſt du hier einen ſolchen Geſtank machen?« Mit dieſen Worten gab er der Leiche eine Ohrfeige, ſo daß ſie umfiel. Dann ſpielte er wieder ruhig weiter. Nicht lange nachher kamen die vier Männer wieder und trugen die Leiche fort, ohne daß er ſich ſtören ließ. Ein Weilchen nachher kam einer der vier Männer wieder herein und ſetzte ſich zu ihm an den Tiſch. Sogleich lud ihn der Junge ein mit ihm zu ſpielen; er meinte, zu zweien ſpiele es ſich doch beſſer, bemerkte aber zugleich, indem er auf die langen Nägel des ſchwarzen Mannes hinwies: »wenn du verſpielſt, ſo ſchneide ich dir jedes Mal einen Nagel ab. Mein König hat viel Land, um dieſes umzugraben, bedarf er vieler Spaten und dazu will ich deine Nägel nehmen.« Jener ſchwieg und nahm auch die ihm vorgelegten Karten nicht an. Etwas ſpäter kam auch der zweite herein, dann der dritte. Nun, meinte der Junge, könnten ſie Solo ſpielen. Endlich kam auch der vierte. Alle hatten ſich um den Tiſch herumgeſetzt, allen bot er Karten an und forderte ſie auf mit ihm zu ſpielen, nur machte er zur Bedingung, daß er ihnen, wenn ſie verlören, die langen Nägel abſchnitte. Sie nahmen aber die Karten nicht an, ſprachen auch kein Wort, und als es zwölf ſchlug, gingen ſie fort. Darauf kam eine weiße Katze herein und ſetzte ſich zu ihm an den Tiſch. Es war zwar eine weiße Katze, doch bemerkte er an den Vorderpfoten ganz deutlich menſchliche Finger und an einem derſelben einen dicken goldenen Ring. Der Junge ſprach zu der Katze, er freue ſich ſehr, daß er Geſellſchaft erhalte; doch die Katze ſprach

kein Wort und ging nach einer Weile wieder fort. Bald nachher erſchien ſie wieder und öffnete eine Kammer, worin ein ſchönes Bett ſtand. Sie verwandelte ſich dann in eine wunderſchöne Prinzeſſin und legte ſich in das Bett. Er aber blieb ruhig an ſeinem Tiſche ſitzen und ſpielte, bis die Nacht zu Ende ging. Beim Anbruche des Tages öffnete er die Fenſterladen, ſetzte ſich in ein Fenſter und ſpielte auf ſeiner Geige. Als der Graf das hörte, wunderte er ſich nicht wenig darüber, daß er noch lebe, und verſprach ihm noch mehr Geld, wenn er auch noch eine zweite und dritte Nacht in dem Schloſſe wachen wolle. Der Junge war gern dazu bereit und bat nur, daß man ihm reichlich zu eſſen und zu trinken mitgeben möge. Es wurde ihm ſo viel Speiſe und Trank mitgegeben, wie er nur haben wollte, und ſo wachte er auch die zweite und dritte Nacht im Schloſſe, worin ſich alles das wiederholte, was er ſchon in der erſten Nacht erlebt hatte. Als er nun auch die dritte Nacht glücklich überſtanden hatte, war im Schloſſe die weiße Katze und alles, was darin bezaubert geweſen war, erlöſt; und von allen Seiten kamen die entzauberten Menſchen zum Vorſchein. Man bat ihn dringend doch im Schloſſe zu bleiben, allein er hatte dazu keine Luſt, ſondern wanderte, nachdem er reichlich belohnt war, weiter.

10.

Die grüne Gans.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten zwölf Kinder und nichts zu leben. Eines Tages war der Vater mit der älteſten Tochter in den Wald gegangen, um Holz zu holen, da kam eine Kutſche, mit zwei Pferden beſpannt, mit großer Schnelligkeit daher gefahren und hielt dicht bei den beiden ſtill. In der Kutſche ſaß eine grüne Jungfrau, die fragte den Mann, weshalb er ſo betrübt ſei. Als er ihr ſeine Noth geklagt hatte, ſagte ſie: „willſt du mir deine älteſte Tochter geben, ſo ſollſt du alles in Ueberfluß haben und dein Keller ſoll ſtets mit Speiſe und Trank gefüllt ſein. Deine Tochter wird auch gut bei mir aufgehoben ſein, und du kannſt ſie ſpäter wieder bekommen. Beſinne dich darauf und wenn du damit zufrieden biſt, ſo bringe das Mädchen zu dem Baumſtumpfe, der dort ſteht.“ Dann fuhr

die Jungfrau wieder fort. Der Mann beſann ſich einige Zeit, beſchloß aber zuletzt ſeine Tochter hinzugeben. Er brachte ſie alſo an die bezeichnete Stelle und ließ ſie auf den Baumſtumpf ſteigen. Sogleich erſchien die Kutſche wieder und die grüne Jungfrau befahl dem Mädchen einzuſteigen. Als ſie das gethan hatte, ging der Wagen wie im Fluge dahin und war bald aus den Augen des Mannes verſchwunden.

Als der Mann wieder zu Hauſe gekommen war, ſagte er zu ſeiner Frau, ſie möchte Brot, Butter und Käſe aus dem Keller holen und eine Flaſche Wein dazu. Dieſe wuſte nicht, was ſie dazu ſagen ſollte, weil er aber darauf beſtand, ſo ging ſie in den Keller und fand dort alles in großer Fülle. Sie brachte das Verlangte herauf und fragte nun ihren Mann, wie das zuginge. Er erzählte ihr darauf, was ihm im Walde begegnet war. Von nun an hatten die beiden alles was ſie nöthig hatten, in Menge und führten ein frohes Leben.

Das Mädchen aber fuhr mit der grünen Jungfrau mitten in den Wald hinein, bis ſie an ein großes, prächtiges Schloß kamen, vor welchem die Kutſche ſtill hielt. Sie ſtiegen aus und gingen hinein. In dem Schloſſe waren viele, viele Zimmer, zu welchen die grüne Jungfrau dem Mädchen die Schlüſſel gab und ſagte: »dieſe Zimmer haſt du jeden Tag auszukehren und die Betten, die darin ſind, zu machen; aber ein Zimmer, zu dem ich dir auch den Schlüſſel gebe, darfſt du in den ſieben Jahren, welche du bei mir bleiben muſt, nicht öffnen.« Darauf ging die grüne Jungfrau fort. Das Mädchen blieb nun in dem Schloſſe allein, kehrte alle Morgen die Zimmer und machte die darin befindlichen Betten, ohne das verbotene Zimmer zu öffnen. So waren ſchon ſechs Jahre verſtrichen, als ihr eines Tages in den Sinn kam, doch auch einmal zu ſehen, was in dem ihr verbotenen Zimmer wäre. Sie öffnete die Thür und ſah nun in dem Zimmer einen großen Teich; auf dem Teiche ſchwamm eine grüne Gans, welche die grüne Jungfrau war. Als dieſe ſich bemerkt ſah, that ſie einen lauten Schrei und verſchwand. Das Mädchen verließ ſogleich das Zimmer und bereute ihre Neugierde ſehr. Darauf kam die grüne Jungfrau zu ihr, machte ihr über ihren Ungehorſam bittere Vorwürfe und ſagte: nur noch ein Jahr hätte ſie ihr Gebot treu befolgen müſſen, dann wäre ſie erlöſt geweſen; nun aber könne erſt in hundert Jahren wieder einer geboren werden, der

im Stande sei sie zu erlösen. Darauf stieg sie mit dem Mädchen in die Kutsche und brachte sie wieder zu dem Baumstumpfe, wo ihre Eltern sie zufällig bei einem Spaziergange fanden. Diese hatten aber von nun an wieder ihre frühere Noth.

II.

Goldhähnchen und Pechhähnchen.

A.

Eine Frau hatte zwei Töchter, eine rechte Tochter und eine Stieftochter. Die Stieftochter wurde von der bösen Stiefmutter fortwährend zur strengsten Arbeit angehalten. Eines Tages ließ sie, als sie gerade vor der Thür saß und spann, ihren Rocken in den Brunnen fallen. Weil sie fürchtete von ihrer Mutter Schläge zu bekommen, stieg sie in den Brunnen, um den Rocken wieder zu holen. Als sie unten war, kam sie zu einem Apfelbaume, der hing ganz voll von Früchten. Der Apfelbaum sprach zu ihr, sie möchte ihm doch die Früchte abpflücken, sie wären ja allzuschwer, sonst müsse er abbrechen. Das Mädchen pflückte die Früchte ab. Weiterhin kam sie zu einem Backofen, der bat sie das Brot herauszuziehen, sonst müsse es ganz verbrennen. Sie zog das Brot heraus und ging weiter. Darauf kam sie zu einer Kuh, die bat sie ihr die Milch auszumelken. Auch das that sie. Endlich kam sie zu einem kleinen Häuschen und ging hinein. Die Leute im Hause aber fragten sie, ob sie mit ihnen, oder mit Hunden und Katzen essen wolle. Das Mädchen sagte: „mit Hunden und Katzen.“ Statt dessen muste sie aber mit den Leuten am Tische essen. Als sie nun wieder weggehn wollte, fragten sie die Leute, ob sie durch die Goldthür oder durch die Pechthür gehn wolle. Sie antwortete: „durch die Pechthür,“ sie muste aber durch die Goldthür gehn. Da blieb alles Gold an ihr hängen, so daß sie über und über davon bedeckt war. Als nun das Mädchen wieder aus dem Brunnen kam, rief oben der Hahn: „Kikeriki, Goldhähnchen kommt!“ Nun wurde ihre Schwester neidisch auf sie und stieg auch in den Brunnen hinab. Als sie zu dem Apfelbaume kam, bat sie dieser ihm die Aepfel abzupflücken, aber sie sagte: „nein, das thue ich nicht, sonst zerreiße ich mir meine

Kleider,« und ging weiter. Dann bat ſie auch der Backofen das Brot herauszuziehen, aber das wollte ſie auch nicht thun und ging vorbei. Als ſie wieder etwas weiter gegangen war, kam ſie zu der Kuh, die bat ſie ihr die Milch auszumelken. Aber das that ſie auch nicht. Endlich kam ſie auch zu dem kleinen Hauſe. Die Leute fragten wieder, mit wem ſie eſſen wolle? Sie wolle mit ihnen am Tiſche eſſen, war die Antwort des Mädchens. Da muſte ſie bei Hunden und Katzen eſſen, die biſſen ſie und zerkratzten ihr das ganze Geſicht. Als ſie nun beim Weggehn auch gefragt wurde, durch welche Thür ſie gehn wolle, ſagte ſie, ſie wolle durch die Goldthür gehn. Da muſte ſie aber durch die Pechthür gehn. Wie ſie nun wieder aus dem Brunnen kam, rief oben der Hahn: »Kikeriki, Pechhähnchen kommt!«

B.

Eine Frau hatte zwei Töchter, eine Stieftochter und eine rechte Tochter. Die rechte Tochter hatte ein ſchönes Geſicht und war auch ſchön gewachſen, die andere war aber häßlicher. Die Stieftochter muſte die gröbſte Arbeit thun; ſie muſte Holz holen, Gras für die Kuh ſchneiden, überhaupt die niedrigſte Mägdearbeit verrichten. Ihre Schweſter aber blieb immer zu Hauſe und konnte thun, was ſie wollte; ſie konnte leſen, oder ſtricken, oder häkeln, ſo oft ſie Luſt hatte, aber andere Arbeit that ſie nie. Eines Tages muſte die arme Stieftochter auch wieder über alle Maßen arbeiten, und ſollte am Nachmittage noch eine große Menge Zeug waſchen, womit ſie vor dem Einbruch der Nacht kaum fertig werden konnte. Da bat ſie ihre Schweſter, ſie möchte ihr doch helfen; doch dieſe antwortete ihr ſtolz, ſie ſolle ſich ſchämen ſo faul zu ſein, daß ſie eine ſo kleine Arbeit nicht einmal ſelbſt thun wolle. Als ſie ſpät am Abend das Zeug noch auf die Bleiche brachte, fror ſie gewaltig, aber dennoch wagte ſie es nicht eher wegzugehn, als bis ſie ganz fertig wäre. Als ſie nun aus dem Brunnen Waſſer zum Beſprengen (lecken) ſchöpfen wollte, ſah ſie da wunderſchönes feines Zeug ausgebreitet, das war ganz »übermenſchlich fein.« Sie wollte ein Stück davon mitnehmen, da kamen aber die Nymphen aus dem Brunnen und baten, ſie möchte doch das Zeug liegen laſſen. Sogleich legte ſie es wieder hin. Da warf ihr eine der Nymphen einen Stein ins

Geſicht und beſpritzte ſie mit Waſſer aus dem Brunnen. Wie ſie nach Hauſe kam, ſah ſie, daß ſie recht ſchön geworden war, viel ſchöner als ihre Schweſter. Der Stein aber war ein großer Edelſtein. Als das die Schweſter ſah, ward ſie ſehr neidiſch und wollte durchaus eben ſo reich werden. Sie ging alſo zu dem Brunnen und nahm gleich mehrere Stücke von der Wäſche weg. Die Nymphen baten wieder, ſie möchte doch die Wäſche liegen laſſen; das wollte ſie aber nicht anders, als wenn ſie auch einen ſolchen Edelſtein erhielte, wie ihre Schweſter. Nachdem ſie nun das Zeug wieder hingelegt hatte, warf ihr eine der Nymphen ebenfalls einen Stein ins Geſicht und beſpritzte ſie mit Waſſer. Vergnügt lief ſie nach Hauſe. Hier aber fand ſie, daß ſie lange Eſelsohren bekommen hatte und ganz mit Haaren im Geſichte bewachſen war; ſtatt eines Edelſteines aber hatte ſie einen dicken Kieſelſtein. Die ſchön gewordene Stieftochter heirathete bald darauf einen reichen, reichen Mann und wurde recht glücklich. Ihre Schweſter aber wurde immer ärmer; denn ſie hatte keinen mehr, der für ſie arbeitete, und ſelbſt arbeiten konnte und mochte ſie nicht. Zuletzt ließ ſie ſich mit ihren Eſelsohren von ihrer Mutter für Geld zeigen, damit ſie nur zu leben hätten. So kam das Mädchen mit ſeiner Mutter eines Tags auch zu der Schweſter, welche ſie ſogleich erkannte. Sie nahm ſie aber freundlich auf und machte ihre Schweſter auch wieder hübſch; dazu gab ſie ihr noch ſo viel Geld, daß ſie mit ihrer Mutter bequem davon leben konnte, indem ſie dachte, der Hochmuth ihrer Schweſter ſei genug beſtraft.

12.

Häuschen Glasköpfchen.

Es war ein armer, alter Mann, der hatte einen Sohn, der wollte nicht mehr bei ſeinem Vater bleiben. Er ging alſo fort, und wie er in den Wald kam, begegnete ihm „die alte Zauberin.“ Sie fragte ihn, wohin er wolle; er antwortete, das wiſſe er ſelbſt noch nicht, er wolle ſich eine Herrſchaft ſuchen. Da gab ſie ihm eine Lilie und ſagte dabei, in der Gegend wäre ein Schloß, mit der Lilie ſolle er die Thür des Schloſſes aufſchließen und darin einmal nachfragen, ob ſie nicht einen Hausknecht nöthig hätten.

Er ging zu dem Schloſſe und öffnete es, wie die Alte ihm geſagt hatte. Da nahm man ihn denn auch als Knecht an. In dem Schloſſe fand er ein Glas, darin war eine ſchön ausſehende Flüſſigkeit; an dem Glaſe aber ſtand geſchrieben, wenn er die Flüſſigkeit an den Kopf wiſche, ſo würde dieſer vergoldet, aber er dürfe dann die Mütze nicht abſetzen. Er beſtrich ſich damit und bekam einen vergoldeten Kopf. In dem Schloſſe war auch ein Gärtner, zu dem ging er bisweilen und half ihm bei ſeiner Arbeit. Dieſen bat er, er möge ihm ein Stück des Gartens abgeben, er wolle ſich hübſche Blumen darauf pflanzen. Der Gärtner erfüllte ſeinen Wunſch. Nun holte er ſich Blumen von den Bergen und vom Anger und pflanzte dieſelben in ſeinen Theil. Dieſe gediehen außerordentlich und wurden viel ſchöner, als die, welche der Gärtner in ſeinem Garten hatte. Einſt ging die Prinzeſſin ſpazieren und bemerkte zu ihrer Verwunderung, daß die Blumen in dem kleinen Garten ſo wunderſchön waren. Am andern Tage ſtellte ſie ſich ans Fenſter und ſah, wie Glasköpfchen in ſeinem »Pflanzengarten« bei ſeinen ſchönen Blumen arbeitete. Zufällig hatte er auch einen Augenblick die Mütze abgeſetzt, ſo daß ſie ſeinen vergoldeten Kopf erblickte. Darauf ſchickte ſie zu ihm und ließ ihm ſagen, er ſolle ihr einmal einen Blumenſtrauß bringen. Als er dieſen nun der Prinzeſſin brachte, blieb er in der Stubenthür ſtehn, warf ihn in die Stube und lief dann wieder fort. Am andern Tage ſchickte die Prinzeſſin abermals zu ihm, er ſolle ihr einen Blumenſtrauß bringen; er machte es aber wieder eben ſo, warf die Blumen in die Stube und lief dann fort. Am dritten Tage ſchickte ſie wieder zu ihm, ſagte aber vorher ihrer Kammerfrau Beſcheid, die muſte ſich hinter ihn ſtellen und ihn, als er den Blumenſtrauß hineingeworfen hatte und nun wieder davon eilen wollte, in die Stube ſtoßen. Als er einmal in der Stube war, fanden die beiden Gefallen an einander und liebten ſich. Als der alte König, der Vater der Prinzeſſin, das erfuhr, war er gar nicht damit zufrieden, konnte ſie aber doch nicht dahin bringen, daß ſie von einander ließen. Da muſten die beiden auf ſeinen Befehl nach einem alten Schloſſe ziehen, welches in der Nähe ſtand. Hier kam nach einiger Zeit die alte Zauberin wieder zu Glasköpfchen und brachte ihm drei Lilien. Zugleich ſagte ſie, dem Könige ſei der Krieg erklärt; nun ſolle er in den Wald gehn, darin ſtände ein Baum, den ſolle

er mit einer Lilie aufſchließen; in dem Baume aber wäre ein Pferd und eine Rüſtung (mundörunge), die ſolle er heraus nehmen, damit in den Krieg ziehen und mit fechten. Er that, wie ſie geſagt hatte, und fand auch alles ſo. Darauf zog er mit dem Pferde und der Rüſtung in den Krieg und gewann für den alten König die Schlacht. Zur Belohnung für ſeine Tapferkeit gab ihm dieſer einen Reichsapfel. Als nun der Krieg vorbei war, ging er wieder zu dem Baume im Walde, brachte das Pferd und die Rüſtung hinein und kehrte dann zu ſeinem alten Schloſſe zurück. Bald darauf wurde dem Könige zum zweiten Male der Krieg erklärt; da ſchloß er mit der zweiten Lilie einen zweiten Baum auf, aus dieſem kam wieder ein anderes Pferd heraus, darin hing eine andere Rüſtung, die er nahm und anzog. Damit ging er wieder in den Krieg, gewann abermals die Schlacht und erhielt von dem Könige einen zweiten Reichsapfel. Nachdem er dann das Pferd und die Rüſtung wieder in den Baum gebracht hatte, kehrte er zu dem alten Schloſſe zurück. Dahin kam auch die alte Königin, um ihrer Tochter zu erzählen, daß ihr Vater geſiegt habe, ſah aber dabei ihren Schwiegerſohn nicht einmal an, weil er ihr zu arm und zu gering war. Da ward dem Könige zum dritten Male der Krieg erklärt. Glasköpfchen nahm nun die dritte Lilie, ſchloß damit den dritten Baum auf, nahm aus dieſem ein drittes Pferd und eine dritte Rüſtung und gewann damit die Schlacht. Der König ſchenkte ihm nun einen dritten Reichsapfel. Dieſes Mal behielt er aber ſeine Rüſtung an, ging damit nach Hauſe und hängte die drei Reichsäpfel unter der Decke auf. Die alte Königin kam wieder und wollte ihrer Tochter die frohe Nachricht bringen, daß ihr Vater geſiegt habe. Als ſie aber den Mann in der Rüſtung und die Reichsäpfel am Balken hängen ſah, fiel ſie faſt in Ohnmacht. Die beiden wurden nun »voll Freuden in das Schloß genommen,« und Glasköpfchen erhielt die Krone. Wenn er noch lebt, mag er heute noch regieren.

13.

Die ſieben Soldaten.

Sechs Soldaten und ein Unteroffizier wurden an einem abgelegenen Orte auf Wache geſtellt. Dreimal zwei Stunden hat-

ten ſie daſelbſt ſchon geſtanden ohne abgelöſt zu werden. Endlich wurden ſie ſo hungerig, daß ſie zu deſertiren beſchloſſen. Nachts um zwölf Uhr verließen ſie ihren Poſten und kamen am anderen Morgen, nachdem ſie bis dahin in einem Walde gegangen waren, an ein altes, verfallenes, verwünſchtes Schloß. Sie gingen hinein und gelangten in ein reines, ſchönes Zimmer. Sie ſetzten ſich ohne weiteres hin, und der Corporal ſprach: „wenn ich doch nur eine Pfeife Taback hätte, ich habe ſo lange nicht geraucht.“ Alsbald trat ein Diener ins Zimmer und brachte ſieben Pfeifen nebſt Taback. Sie ſahen ſich verwundert an und wuſten nicht, was ſie dazu ſagen ſollten. Als ſie eine Weile geraucht hatten, ſagte der eine Soldat: „ich habe ſeit langer Zeit nichts gegeſſen, und es wäre gar nicht übel, wenn wir etwas zu eſſen hätten.“ Abermals trat der Diener in das Zimmer und tiſchte die ſchönſten und beſten Speiſen auf. Sie wunderten ſich nicht wenig, aßen aber und thaten ſich gütlich. Als ſie gegeſſen hatten, dachten ſie ans Bett. Kaum hatte einer davon geſprochen, als auch ſchon der Diener wieder eintrat, ein Licht brachte und in eine Kammer ging, indem er ihnen zu folgen winkte, denn bis dahin hatte er noch kein Wort geſprochen. „Einer muß aufbleiben,“ ſagte der Corporal, „man kann nicht wiſſen, was vorfällt.“ Da nun keiner freiwillig aufbleiben wollte, ſo muſte das Loos entſcheiden, und dieſes traf den Corporal. Nachts um elf Uhr kamen ſieben ſchwarzgekleidete Jungfrauen, nachdem ſie zuvor angeklopft hatten, in die Kammer. Als der Corporal ſich von dem erſten Schrecken erholt hatte, nahm eine der Jungfrauen das Wort und ſprach zu ihm: „wenn er mit ſeinen Kameraden ſieben Jahr im Schloſſe bleiben wolle, ſo ſollten ſie alles im Ueberfluſſe haben, und was ſie nur wünſchen möchten, das werde ſogleich da ſein; nur dürften ſie in den ſieben Jahren nicht aus dem Schloſſe gehn und an keine Jungfrau denken.“ Er erwiederte: „er wolle das ſeinen Kameraden ſagen und ſich mit dieſen beſprechen.“ Darauf ſagte dieſelbe Jungfrau: „morgen Abend wollen wir wieder kommen;“ und damit waren ſie verſchwunden. Am andern Morgen erzählte er ſeinen Kameraden, was in der Nacht vorgefallen war. Sie beſprachen ſich darüber und beſchloſſen die ſieben Jahre da zubleiben. „Nun will ich mich auch hinlegen, denn ich habe ſeit vier Nächten keine Ruhe gehabt,“ ſagte der Corporal und legte ſich ſchlafen. In der nächſten Nacht traf das Loos

zu wachen wieder den Corporal. Die sieben Jungfrauen erschienen wieder, um die Antwort zu vernehmen, und freuten sich sehr, als der Corporal ihnen erklärte, er und seine Kameraden wollten die sieben Jahre im Schlosse bleiben. Von da an hatten sie alles in Ueberfluß und waren fröhlich und guter Dinge. Das Loos Nachts aufzubleiben traf jedes Mal den Corporal. Se waren schon sechs Jahre glücklich vergangen, als einer der sieben, der Einsamkeit überdrüssig, nicht länger im Schlosse bleiben wollte. „Soll ich denn,“ sprach er, „meine Lebenszeit in diesen Mauern, so einsam und ohne Frau hinbringen? nein, das will ich nicht.“ Seine Kameraden baten ihn sehr zu bleiben und sagten, er könne sie alle und sich dazu unglücklich machen. Allein er ließ sich nicht halten, sondern verließ das einsame Schloß. „Heute Nacht gibt es wieder etwas,“ sagte der Corporal, „und ich bleibe nicht auf.“ Aber das Loos traf ihn wieder, und er muste aufbleiben. Um elf Uhr kamen die sieben Jungfrauen, sechs weiß gekleidet, die siebente aber war ganz schwarz gekeidet. Die sechs weißgekleideten waren erlöst, die siebente schwarzgekleidete aber nicht. Dieselbe Jungfrau, welche früher gesprochen hatte, fragte auch dieses Mal, weshalb sein Kamerad weggegangen wäre. Er sagte den Grund. Darauf fragte jene, ob er wohl seinen Kameraden noch kennen würde. „O ja,“ antwortete er. Da öffnete die siebente schwarzgekleidete ihre Schürze und ließ daraus die Knochen seines Kameraden auf den Boden fallen. Der Corporal erschrack sehr, als er dies sah. Darauf fragte ihn jene, ob er wohl einen anderen an dessen Stelle anschaffen könnte? Er antwortete, er wolle es versuchen. Nun sagte sie ihm, in dem Stalle stände ein Pferd mit Reitzeug, Sattel und allem Erforderlichen; auch stände im Stalle ein Rennthier, das solle er vorauslaufen lassen und ihm auf dem Pferde nachfolgen, so werde er schon einen anderen finden. Als er in den Stall kam, fand er alles so, wie sie gesagt hatte; nur war das Pferdegeschirr sehr alt und ganz mit Spinngeweben überzogen, und das Pferd selbst ging auf drei Beinen. Er that, wie ihm gesagt war, und das Rennthier lief gerade auf die Stadt los, aus welcher er desertirt war. „Das wird gut gehn,“ dachte er, „nun werden sie dich fangen und erschießen.“ Doch als er ans Thor kam, fragten die Soldaten: was er zu befehlen hätte? — „Das geht gut,“ sprach er bei sich, und ließ sich in ein Wirthhaus führen. Hier wurde

er aufs beſte bewirthet. Dann fragte er den Wirth, ob er keinen Bedienten für ihn hätte. „Ich habe einen Ochſenknecht,“ antwortete der Wirth, „der paßt dazu ganz gut; wie willſt du ihn aber bezahlen?“ Darauf erwiederte er, in der Nacht käme eine Poſt von ſeinem Schloſſe, welche ihm Geld brächte; ſie möchten ihn dann nur wecken. Er dachte dabei: wenn auch kein Geld kommt, ſo läßt dich der Wirth doch wohl ziehen. In der Nacht aber kam eine Poſt und brachte einen Koffer voll Geld, welches die Jungfrauen geſchickt hatten. Am anderen Morgen reiſte er mit ſeinem Bedienten nach dem Schloſſe ab. Hier ſetzte er dieſem alles aus einander, und er war bereit das Jahr da zu bleiben. In der Nacht kamen die Jungfrauen wieder und erklärten ſich zufrieden geſtellt. Als nun die Zeit abgelaufen war, herrſchte am anderen Morgen in dem Schloſſe die gröſte Pracht. Die Prinzeſſin, welche immer geſprochen hatte, war eine Kaiſerin, und die anderen ſechs waren Königinnen. Die Kaiſerin heiratete den Corporal, die Königinnen heirateten die ſechs anderen. Sie gaben dem Corporal ein Horn, womit er auf einen Thurm gehn und aus den Löchern deſſelben blaſen muſte. Da war alles entzaubert; „hier waren Königreiche, da Hofſtaat, da allerlei Thiere.“ Sie lebten nun alle glücklich mit einander, und das Märchen iſt aus.

14.

Die zertanzten Schuhe.

Ein König hatte ſechs Töchter, die verſchwanden in jeder Nacht aus ihren Betten, ohne daß man wuſte, wohin ſie gingen, und immer, wenn ſie zurückkamen, waren die Sohlen von den Schuhen. Der König gab ſich alle erdenkliche Mühe die Sache herauszubringen, aber alles war umſonſt. Da ließ er bekannt machen, wer ihm ſage, wohin ſich Nachts ſeine Töchter begäben, der ſolle ſich eine von ihnen zur Gemahlin wählen. Das hörte auch ein Bauer und verſank über den Gedanken, daß er eine der Prinzeſſinnen gewinnen könnte, in tiefes Nachdenken, ſo daß er mit der Zeit ganz ſchwermüthig geworden war. Als er nun einſt ganz betrübt ſeines Weges ging, begegnete ihm ein Zwerg.

Dieſer fragte ihn, warum er ſo betrübt ſei. Der Bauer wollte zuerſt gar nicht antworten und meinte, er könne ihm doch nicht helfen, aber der Zwerg antwortete, das könne man nicht wiſſen, er möge es ihm nur ſagen. Da erzählte er denn, was der König habe bekannt machen laſſen, und wie er darüber ganz unglücklich ſei, daß er die Sache nicht herausbringen könne. Der Zwerg ſagte darauf, er möge nur vor die Stadt auf eine Wieſe gehn, die er ihm näher bezeichnete, da ſtehe ein Waſchhaus und darin ein Bett. In dieſes Bett ſolle er ſich nur legen und ſo thun, als liege er im feſten Schlafe; auch ſolle er eine Flaſche mit Branntewein neben ſich legen, ſo daß es ſchiene, als habe er ſich betrunken; trinken dürfe er aber bei Leibe nicht, vielmehr müſſe er ſorgfältig auf alles achten, was die Königstöchter thäten und genau daſſelbe thun. Der Bauer begab ſich nach dem bezeichneten Hauſe und that genau ſo, wie ihm geſagt war. Nachts um elf Uhr erſchienen auch die Königstöchter und rüttelten ihn tüchtig, um ſich zu überzeugen, ob er ſchliefe. Als er ſich nun nicht rührte und nicht regte, öffneten ſie eine Fallthür, die er vorher gar nicht geſehen hatte, und ſtiegen durch dieſe hinab. Nun ſprang auch der Bauer raſch auf und ſtieg ihnen nach. Sobald er die Treppe betrat, wurde er unſichtbar, ſo daß die vorangehenden Königstöchter ihn nicht bemerken konnten. Sie kamen bald in einen wunderſchönen Baumgang. Als ſie eine Strecke darin fortgegangen waren, ſtand da ein Birnbaum am Wege, der lauter goldene Birnen trug, von welchen der Bauer eine abpflückte. Sobald als das geſchehen war, entſtand ein lauter Knall. Die Königstöchter hörten das, wurden ſehr ängſtlich und fürchteten ſchon, daß der Bauer in dem Bette ihnen gefolgt ſei; doch als ſie nichts ſahen, gingen ſie weiter. Sie kamen dann an einen breiten Fluß, an deſſen Ufer ein Kahn lag. In dieſen ſetzten ſich die ſechs Königstöchter, und der Bauer ſtieg ungeſehen mit ein. Auf der anderen Seite des Fluſſes ſtand ein prächtiges Schloß; in dieſes traten ſie ein und gelangten in einen großen Saal, deſſen Fußboden aus goldenen Hechelnzacken beſtand. In dem Saale erwarteten ſechs verwünſchte Prinzen die Prinzeſſinnen ſchon und fingen alsbald mit ihnen zu tanzen an. Während ſie tanzten, brach der Bauer eine der goldenen Hechelnzacken aus, und wiederum entſtand ein lauter Knall. Abermals wurden die Prinzeſſinnen ängſtlich; doch als ſie nichts ſahen, beruhigten ſie ſich

wieder. Nachdem ſie die Stunde von elf bis zwölf Uhr hindurch getanzt hatten, machten ſie ſich eilig auf den Rückweg, ſtiegen in den Kahn und fuhren über den Fluß zurück. Der Bauer der wieder mit eingeſtiegen war, eilte voran, legte ſich wieder in das Bett und that, als wenn er feſt ſchliefe. Auch die Königstöchter legten ſich, als ſie im Schloſſe wieder angekommen waren, in ihre Betten und ſchliefen. Am anderen Tage begab ſich der Bauer zum Könige und ſagte, jetzt wolle er ihm mittheilen, wohin ſeine Töchter in jeder Nacht gingen, und erzählte ihm dann alles. Der König ließ nun ſeine Töchter einzeln vor ſich kommen und fragte ſie, ob das wahr ſei, was der Bauer angegeben habe, erſt die älteſte, dann die anderen, ſo wie ſie auf einander folgten. Die fünf älteſten leugneten hartnäckig, worauf der König einer nach der anderen das Haupt abſchlagen ließ. Nur die jüngſte ſagte, ſie wolle alles geſtehen. Schon fünf Jahre hätten ſie mit den verwünſchten Prinzen jede Nacht getanzt; hätten ſie auch noch das ſechste Jahr hindurch mit ihnen getanzt, ſo wären ſie erlöſt worden; auch wären ſie erlöſt worden, wenn ſie ſich, eben ſo wie ihre Schweſtern, den Kopf hätte abſchlagen laſſen. Der Bauer erhielt nun die jüngſte Prinzeſſin zur Gemahlin.

15.

Die drei Hunde.

Einem Soldaten, der aus einem langen Kriege zurückkehrte, war das Geld zu Ende gegangen, ſo daß er gar nichts mehr hatte. Da begegnete ihm eine alte Frau, die bat er um eine kleine Unterſtützung. Die Frau war auch dazu bereit und gab ihm ihre alte Schürze; mit dieſer, ſagte ſie, ſolle er an dem Bache hinaufgehn, bis er zu einer hohen Weide käme, auf dieſe ſolle er hinaufſteigen und dann ſich darin hinunterlaſſen. Als er nun von ihr wegging, fragte er ſie noch, ob er ihr nicht auf dem Wege etwas beſorgen könne. „O ja,“ antwortete ſie, „bring mir doch das Feuerzeug mit, welches da ſteht, das habe ich vergeſſen.“ Der Soldat ging nun zu dem Baume und ſtieg darin hinunter. Als er unten war, ſtand da eine große Kiſte, darauf ſaß ein Hund, der hatte ein Paar Augen im Kopfe, wie ein Paar Taſſen. Dann ſtand da eine zweite Kiſte, darauf ſaß ein

Hund mit Augen ſo groß wie zwei Teller, und noch eine dritte, worauf ebenfalls ein Hund ſaß, der hatte Augen, wie zwei große Schüſſeln. Der Soldat nahm nun ohne langes Bedenken die Hunde, ſetzte ſie alle drei auf die alte Schürze und machte dann die Kiſten auf. Da war in der erſten Kupfergeld, in der zweiten Silbergeld, in der dritten aber gemünztes Gold. Daraus nahm er ſich ſo viel, wie er nur tragen konnte, auch vergaß er nicht das Feuerzeug beizuſtecken. Darauf ſtieg er wieder aus dem hohlen Baume und ging weiter. Nicht lange darauf begegnete er wieder der alten Frau, die von ihm das Feuerzeug forderte; er wollte es aber nicht herausgeben. So kamen ſie mit einander in Streit, und der Soldat ſchlug die alte Frau todt. Nun hatte er Geld genug und konnte recht vergnügt leben, aber er gab ſo viel aus, daß es doch bald zu Ende ging. Allmählich blieben nun ſeine vielen Freunde aus, und zuletzt lebte er ganz verlaſſen für ſich allein. Eines Tages wollte er ſich eine Pfeife anzünden und bediente ſich dabei jenes Feuerzeuges, woran er bis dahin nicht wieder gedacht hatte. Jetzt merkte er auf einmal, wozu das Feuerzeug gut wäre; denn ſogleich erſchienen die drei Hunde und fragten ihn, was er wünſche. Da ſagte er, ſie möchten ihm Geld holen. Es dauerte keine halbe Stunde, ſo waren alle drei Hunde wieder da und brachten viel, viel Geld mit. Nun war er wieder reich und dachte jetzt ſogar daran die Prinzeſſin zu heirathen, welche in der Stadt wohnte. Er wuſte aber nicht, wie er das anfangen ſollte, weil er gar nicht hübſch war. Da rief er ſeine Hunde und fragte ſie, ob ſie es nicht anzufangen wüſten. „Das wollen wir ſchon machen,“ erwiederten die Hunde und liefen fort. Am Abend gingen alle drei nach dem Schloſſe und brachten die Prinzeſſin auf ihrem Rücken zu dem Soldaten; auf dieſelbe Weiſe brachten ſie ſie nachher auch wieder ins Schloß zurück. Am anderen Morgen erzählte die Prinzeſſin die Geſchichte, als wenn ſie ihr geträumt hätte. Der König wurde aber doch bange und ließ Wachen vor ihre Kammerthür ſtellen. Als nun in der nächſten Nacht die Hunde wieder kamen, ſchliefen die Wachen, und ſo nahmen die Hunde die Prinzeſſin wieder mit ſich. Ein Soldat hatte es aber doch geſehen, lief den Hunden nach und machte einen Strich an das Haus, in welches ſie gelaufen waren. Dieſe hatten es aber bemerkt und machten an alle Häuſer Striche, ſo daß nun doch keiner wiſſen konnte, in

welchem Hauſe die Prinzeſſin geweſen war. Am dritten Abend holten die Hunde die Prinzeſſin wieder. Dieſes Mal ſtreute die Wache Erbſen vor das Haus, aber die Hunde laſen die Erbſen alle wieder auf. Am vierten Tage ging der Soldat ſelbſt zum Könige und hielt um deſſen Tochter an; dieſer ließ ihn aber ins Gefängniß ſetzen. Nun war er verloren, denn er hatte ſein Feuerzeug nicht bei ſich, konnte alſo auch die Hunde nicht rufen. Da zerbrach er ſich nun darüber den Kopf, wie er wohl entkommen könnte, aber er konnte keine Mittel und Wege finden. Indem ging ein Junge unter ſeinem Fenſter her, den bat er, ihm einen Gefallen zu thun, es wäre ja der letzte, denn in wenigen Tagen müſte er doch ſterben. Der Junge war dazu bereit. Nun bat er ihn, er möchte ihm doch das Feuerzeug von ſeiner Stube holen, und beſchrieb ihm die Stelle ganz genau, wo es ſtand. Der Junge kam bald mit dem Feuerzeuge zurück, und der Soldat zog es an einem Bindfaden zu ſeinem Gitterfenſter herauf. „Nun iſt es gut,“ dachte er. Als er nun auf dem Richtplatze ſtand, bat er um die Gnade, noch einmal rauchen zu dürfen, und das wurde ihm auch gewährt. Kaum hatte er aber mit ſeinem Feuerzeuge Feuer angeſchlagen, als auch ſchon ſeine drei Hunde ankamen. Zu dieſen ſprach er: „faßt!“ und ſogleich ſprangen die Hunde zu und zerriſſen die Richter und den König. Darauf heirathete der Soldat doch die Prinzeſſin und lebte mit ihr recht glücklich, und wenn ſie nicht ſchon geſtorben ſind, ſo leben ſie noch.

16.

Der Beſenbinderjunge.

Es war einmal ein reicher Kaufmann, der ging eines Tages in einem Walde ſpazieren. Da begegnete ihm die Zauberin und fragte ihn, wohin er wolle? Er erwiederte, er wolle nur ein wenig ſpazieren gehn. Darauf fragte ſie weiter, was er daran wende, wenn ſie ihn glücklich mache? Der Kaufmann meinte, die alte Frau könne ihn wohl nicht glücklich machen. Aber die Zauberin gab ihm eine Lilie und ſagte: in dem Walde läge ein Schloß, zu dieſem ſolle er hingehn und mit der Lilie das Thor aufſchließen; in dem Schloſſe wäre ein langer Gang, in dieſem

ſolle er hinausgehn, dann werde er zu einer Stelle kommen, wo zwei »Geld rührten;« dabei läge ein großer Hund auf einem Keſſel, der ihn grimmig anblicken würde. Die beiden ſolle er dann fragen, ob er ſie nicht erlöſen könne. Der Kaufmann that, wie ihm geheißen war, und fand auch alles ſo, wie ihm die Zauberin geſagt hatte. Als er die beiden, welche das Geld rührten, fragte, ob er ſie nicht erlöſen könne, antworteten ſie, er könne das nicht, nur ein armer, unſchuldiger Knabe vermöge ſie zu erlöſen. Darauf fragte ſie der Kaufmann, ob ſie ihm nicht drei Stücke Geld umwechſeln wollten. Sie waren dazu gern bereit und gaben ihm für ſeine drei Stücke Geld drei Goldſtücke. Als er zurückkam, war die Zauberin wieder da und ſagte ihm, er ſolle drei Tage hinter einander jedes Mal am Morgen eins der drei Goldſtücke irgendwo hinlegen; wer dann das Geld fände, der könne die beiden erlöſen. Der Kaufmann that das. Am erſten Morgen kam ein Beſenbinderjunge, der fand das hingelegte Goldſtück und ſteckte es bei. Der Kaufmann aber befahl dem Jungen, er ſolle den nächſten Tag ihm noch eine Tracht Beſen bringen, und legte das zweite Goldſtück ſo hin, daß er es finden muſte. Am dritten Morgen kam der Junge mit ſeinen Beſen wieder und fand auch das dritte Goldſtück. Darauf fragte ihn der Kaufmann, ob er nicht Luſt hätte die Kaufmannſchaft zu erlernen. Der Junge wollte Anfangs nicht und meinte, er ſei ja nur ein armer Beſenbinderjunge und habe kein Geld, darum könne er auch nicht Kaufmann werden; doch der Kaufmann redete ihm ſo lange zu, bis er endlich einwilligte und zu ihm in die Lehre ging. Nachdem er eine Zeit lang bei dem Kaufmanne geweſen war, nahm ihn dieſer eines Tages mit in den Wald. Die Zauberin kam wieder daher und ſagte zu ihnen, ſie ſollten zu dem Schloſſe gehn, aber ein ſchwarzes Huhn mitnehmen, welches keinen Schwanz habe (en stûphaun) und daſſelbe neben den Hund auf den Keſſel ſetzen. Als ſie dahin gekommen waren, wo die beiden rührten, und das Huhn auf den Keſſel geſetzt hatten, ſprang dieſes den Rührenden auf die Hände und hackte ſie. Alsbald waren beide verſchwunden; nun ſprang das Huhn dem Hunde auf den Kopf und »hackte ſich auch mit dieſem lange herum,« bis er endlich wich. »Als nun alles weg war,« nahmen ſie das Geld und gingen damit nach Hauſe. Sie haben nachher vielen armen Leuten daron Gutes getban.

17.

Der Affe.

Ein Vater hatte einen Sohn, den raubte ein Affe, der ihn mit zu den Affen nahm. Nach und nach fiel dem Knaben das Zeug vom Leibe, und er sah endlich ganz wie ein Affe aus. Er kletterte mit den Affen auf die Bäume und half die Gärten verwüsten. Einst wurden sie dabei überfallen; viele wurden getödtet, einige gefangen, unter diesen war auch der Knabe. Niemand erkannte ihn als einen Menschen, sondern man hielt ihn für einen Affen und sandte ihn mit den übrigen an des Königs Hof. Hier hinterbrachte er, da er die Sprache nicht verlernt hatte, alles, was die Dienstboten heimlich thaten, dem Hofmeister auf das genaueste, und keiner dachte daran, daß der Affe sprechen könne. Endlich kam es doch an den Tag und der König ließ ihn zu sich kommen. Diesem erzählte er nun seine ganze Lebensgeschichte, wie er von dem Affen in den Wald geschleppt sei und sich nicht wieder habe herausfinden können. Der König ließ ihm das Haar schneiden und Kleider anziehen und machte ihn zu seinem Jäger. Es hauste aber zu der Zeit ein Unthier im Walde, welches alles verwüstete und Menschen und Vieh verzehrte. Um die Plage los zu werden, ließ der König im Lande bekannt machen, daß derjenige, welcher das Ungeheuer tödten würde, seine Tochter zur Frau haben solle. Schon hatten es viele versucht, waren aber alle von dem Ungeheuer umgebracht. Da machte sich des Königs Jäger auf dasselbe zu tödten. Er ließ sich zu dem Zwecke wieder die Haare wachsen, begab sich dann in den Wald und lauerte dem Ungeheuer auf. Als er es erblickte, sprang er ihm mit der Schnelligkeit eines Affen auf den Nacken und erdolchte es. So wurde das Land von der Plage befreit, und der Jäger bekam die Königstochter zur Frau und lebte mit ihr vergnügt und fröhlich bis an sein Ende.

18.

Das Schiff, das ohne Wind und Wasser fährt.

Ein König hatte eine Tochter, die war schöner als alle Mädchen im Lande. Es fanden sich viele Freier ein, die sich eifrig um sie bewarben,

aber ohne allen Erfolg; denn der König erklärte, er werde sie nur demjenigen geben, der ihm ein Schiff brächte, welches ohne Wind und Wasser führe. Das hörte auch ein Hirtenjunge (auhère. d. i. Unterhirte), der dachte bei sich: »die Königstochter muß mein werden.« Da nahm er eine Art und ging weit, weit weg zu einem Walde, um da das Holz zu dem Schiffe zu hauen. Als er vor den Wald gekommen war, saß da ein kleines, weißes Männchen, welches ihn fragte, wohin er wolle und was er vorhabe. Nachdem der Hirtenjunge alles erzählt hatte, ließ sich das Männchen von ihm die Art geben und sagte, er solle sich nur an seine Stelle setzen und warten, bis er wieder käme, er wolle für ihn das Holz schlagen. Nach einer kleinen Weile kam das Männchen in einem Schiffe zurück, welches ohne Wind und Wasser fuhr. In dieses ließ er den Jungen steigen und hieß ihn alles mitnehmen, was er an der Straße finden würde. Als er eine Strecke gefahren war, sah er einen Menschen an der Straße sitzen, der mit großer Gier von einem todten Pferde aß. Auf die Frage des Hirtenjungen, warum er das thue, antwortete jener: »ich habe einen so starken Hunger, daß ich schon zehn Pferde verzehrt habe; jetzt bin ich an dem elften, und doch bin ich noch lange nicht satt.« Da sagte der Hirtenjunge, er möge nur mitfahren; bekomme er die Königstochter, so solle er sich auch recht satt essen. Nicht lange darauf kam er an eine Stelle, wo einer an einem Teiche lag und gierig trank. Auch diesen fragte er, weshalb er das thäte. Der Trinker antwortete: »ich habe einen so gewaltigen Durst, daß ich ihn gar nicht stillen kann; zehn Teiche habe ich bereits ausgetrunken, nun liege ich am elften und bin doch noch immer durstig.« Der Hirtenjunge hieß ihn ebenfalls in sein Schiff steigen, mit der Zusage, daß er sich satt trinken solle, wenn er die Königstochter bekäme. So fuhr er weiter, und nicht lange nachher begegnete ihm wieder einer, der hatte das eine Bein auf die Schulter gelegt und lief doch noch so schnell, wie der Wind weht und der Vogel fliegt. Als er diesen fragte, wohin er so eilig wolle, sagte jener, er wolle noch viele, viele Stunden weit, um zu Mittage zu essen. Auch diesen hieß er einsteigen und sagte, wenn er die Königstochter bekäme, so wolle er ihn in seine Dienste nehmen. Auf der weitern Fahrt fand er noch einen am Boden liegen, der scharf mit dem Bogen zielte. Er fragte ihn, wonach er so scharf ziele. Jener antwortete: »viele Stunden weit von hier sitzt auf der

Spitze eines Kirchthurms eine Mücke, die will ich herunterſchießen.« Auch dieſen nahm er mit und ſagte, er wolle ihn in ſeine Dienſte nehmen, wenn er die Königstochter geheirathet hätte.

Als der Hirtenjunge nun mit ſeinem Schiffe, mit dem Eſſer, dem Trinker, dem Läufer und dem Schützen nach der Königsburg kam, übergab er dem Könige das Schiff und forderte ſeine Tochter zur Frau. Dieſe aber zeigte gar keine Luſt zu der Heirath und ſagte: »das iſt ja der Hirtenjunge, den mag ich nicht zum Manne haben.« Auch ihr Vater, der König, war gar nicht geneigt ſein Kind einem Hirtenjungen zu geben und erklärte, die Hochzeit könne nicht eher ſein, als bis er von hundert Maltern Weizen das Brot aufgegeſſen habe. Das muſte nun der Eſſer übernehmen, und als er damit fertig war, ſo war er kaum ſatt. Der König wollte aber dem Hirtenjungen ſeine Tochter noch nicht geben und ſagte, die Hochzeit könne erſt dann ſein, wenn er von hundert Maltern Gerſte das Bier ausgetrunken hätte. Auch davor war ihm nicht bange; ſein Trinker muſte ſich daran machen, und als er das Bier ausgetrunken hatte, war ſein Durſt eben geſtillt. Nun konnte der König dem Hirtenjungen ſeine Tochter nicht länger verſagen, und die Hochzeit ſollte vor ſich gehn. Als aber Braut und Bräutigam zur Kirche gehn wollten, da fehlte dieſem der Taufſchein und es ward ihm nur eine Stunde Zeit gegeben, um ihn zur Stelle zu ſchaffen. Sogleich ſchickte er ſeinen Läufer ab; aber die Stunde war faſt verfloſſen und der Läufer noch immer nicht wieder da. Nun wurde der Schütze abgeſchickt, um zu ſehen, wo der Läufer ſo lange bliebe. Dieſer ſah ihn bald, wie er auf einem Pferdekopfe liegend feſt eingeſchlafen war, und ſchoß ihm mit ſeinem Bogen den Pferdekopf unter dem Kopfe weg. Davon erwachte der Läufer und kam noch zu rechter Zeit mit dem Taufſcheine an. Der König war nun gezwungen dem Hirtenjungen ſeine Tochter zur Frau zu geben, da ihm dieſer das Schiff gebracht hatte, welches ohne Wind und Waſſer fuhr, und außerdem alle anderen Forderungen erfüllt hatte.

19.

Kio.

Einem reichen Könige hatte ſeine Gemahlin das zwölfte Kind geboren, einen bildſchönen Knaben. Da nun der König ſchon

so viele Kinder hätte, so bestimmte er, daß gar keine Gevattern gebeten werden sollten, sondern der erste Arme (bidderman), welcher vor die Thür käme, der sollte Gevatter sein. Bald kam auch ein Bettler vor das Schloß und bat um eine Gabe; sogleich wurde er zurück gehalten und ihm gesagt, daß er bei dem neugeborenen Prinzen Gevatter werden müsse. Er war auch dazu bereit, ging mit dem Kinde in die Kirche und hielt es über die Taufe. Indessen war, ohne daß es jemand bemerkt hatte, auch der Hofnarr des Königs, Namens Kio, mit in die Kirche gegangen und hatte sich hinter einem Stuhle versteckt, von wo aus er alles hören und sehen konnte, was bei der Taufe vorging. Als nun das Kind getauft war, sprach der Bettler zu demselben, er könne ihm zwar nichts einbinden, weil er selbst nichts habe, aber eines wolle er ihm doch mitgeben: wenn es heranwüchse und groß würde, so solle es immer das haben, was es sich wünsche. Kio, der das allein gehört hatte, merkte es sich wohl und schlich sich wieder unbemerkt aus der Kirche. Als nun der Knabe zwei Jahre alt geworden war und schon sprechen konnte, dachte Kio bei sich, er wolle doch einmal versuchen, ob das wirklich geschähe, was das Kind sich wünschte. Er sagte also eines Tages zu dem Knaben, er möge sich doch einmal einen Pfennig wünschen. Der Knabe that das, und sogleich war der Pfennig da. Dann machte er noch einen zweiten Versuch und sprach: „sage einmal, ich wollte, daß ich einen Stock hätte.“ Der Knabe sprach diese Worte, und gleich hatte er einen Stock. „Im dritten Jahre raubte nun Kio das Kind und ging mit ihm weit weg in ein fremdes Land. Eines Tages kam er an einem großen und schönen Garten vorbei, worin wunderschöne Lilien standen. Er ging hinein, pflückte eine Lilie ab und sprach darauf zu dem Knaben: „sage, ich wollte, daß die Lilie ein Lilienstock wäre, und ich könnte ihn bei mir in der Tasche tragen.“ Der Knabe that, wie ihm gesagt war, und in demselben Augenblicke war die Lilie auch schon ein Lilienstock, den er in die Tasche steckte. Von da zog Kio weiter in ein anderes Land, und hier muste ihm der Knabe nach einander Knechte, Mägde, einen großen Hof mit einem schönen Hause und vielem Lande wünschen, was er alles für sich hinnahm; den Lilienstock aber muste das Kind zu einer Frau wünschen, die nun seine Mutter war. Auf dem Hofe war es sehr einsam, weil in der ganzen Gegend keine andere Menschen waren, als die zum Hofe

gehörten. Als der Knabe ſchon mehr herangewachſen und nun mit ſeiner Mutter einmal allein war, fragte er ſie, ob er denn keinen Bruder, keine Schweſter, keinen Großvater und keine Großmutter habe? Jene antwortete: „mein Sohn, ich weiß ſelbſt nicht, woher ich gekommen bin, ich habe keinen Vater und keine Mutter.“ Darauf ſagte der Knabe zu ihr: „wenn du dich heute Abend ſchlafen legſt, ſo frage doch den Vater einmal, woher du ſtammſt, und ob ich keinen Großvater und keine Großmutter habe; ich aber will mich unter das Bett legen und horchen.“ Am Abend kam Kio nach Hauſe und ging mit ſeiner Frau ſchlafen, der Knabe aber hatte ſich unter das Bett gelegt. Wie ſie nun ſo im Bette lagen, fing die Frau an: „höre, lieber Mann, woher bin ich denn eigentlich? hier iſt doch kein Menſch, als ich und du und unſere Knechte und Mägde und das Kind.“ Er erzählte ihr nun, daß er bei einem reichen Könige Hofnarr geweſen ſei und Kio heiße; wie dem Könige ein zwölftes Kind, eben dieſer Knabe, geboren ſei, den ein Bettler bei der Taufe ſo begabt habe, daß alles, was er nur wünſche, alsbald ſich erfülle, und wie er dann den Knaben geraubt habe und mit ihm hierher gegangen ſei. „Horch, Lietchen, horch! horch, Lietchen, horch!“ rief jetzt die Frau leiſe. Lietchen war aber der Name des Knaben, der unter dem Bette lag und alles mit anhörte. Jener erzählte weiter, wie der Knabe Haus und Hof, Knechte und Mägde, überhaupt alles gewünſcht habe, was da ſei. „Horch, Lietchen, horch!“ rief wieder die Frau. Kio ſagte dann auch, daß ſie eine Lilie geweſen ſei, die von dem Kinde erſt zu einem Lilienſtocke und darauf zu einer Frau gewünſcht ſei, und daß ſie wieder zu einer Lilie werden würde, wenn ſie wieder in den Garten gebracht würde und der Knabe zu ihr ſpräche: ich wollte, daß du wieder eine Lilie wäreſt. „Horch, Lietchen, horch!“ ließ ſich die Frau wieder vernehmen. Zu demſelben Augenblicke ſprach aber auch ſchon der Knabe unter dem Bette: „ich wollte, daß du ein Pudelhund wäreſt und freſſen müſteſt, was ich dir zu freſſen gäbe.“ „Wau, Wau“ bellte es im Bette, und ein großer Pudel ſprang daraus hervor. Der Knabe gab jetzt dem Pudel Steine, die dieſer freſſen muſte. Dann wünſchte er, daß ſeine Mutter wieder ein Lilienſtock würde und er ſie in der Taſche tragen könne. Mit dieſem ging er zu dem Garten, worin die Lilie gepflückt war, und wünſchte, daß ſie wieder da ſtünde. Von da reiſte er hin zu ſeinem Vater; der

Pudel aber, welcher mit einem Beine hinkte, sowie Kio mit dem einen Fuße gehinkt hatte, muste immer neben ihm her laufen. Im Schlosse seines Vaters gab er sich für einen Küchenjungen aus und bat, daß man ihn in Dienst nehmen möchte, ward aber abgewiesen. Er sagte indes, er wisse nirgend hin, und bat so lange, bis er endlich als Küchenjunge angenommen wurde. Weil er nun den Hund bei sich behielt, so sagten die anderen in der Küche zu ihm, was sie mit einem solchen Küchenjungen sollten, der sich einen Hund hielte; sie hätten Hunde genug im Schlosse. Er antwortete ihnen, das ginge sie nichts an, sein Hund fräße nichts als Steine. Der alte König hatte davon gehört und kam selbst in die Küche, um den Hund zu sehen, der nur Steine fräße. Der Küchenjunge rief also: „Kio, Kio, zuch!“ und sogleich kam der Hund herbei. Bei dem Namen Kio war der König aufmerksam geworden und fragte darauf den Jungen, wie der Hund zu dem Namen käme; er habe einmal einen Hofnarren gehabt, der habe so geheißen und, ebenso wie der Hund, mit dem einen Beine gehinkt. Da fragte der Küchenjunge, ob er nicht einen Sohn Namens Lieschen gehabt habe, der sein jüngstes Kind gewesen sei? Der König bejahte das und fügte hinzu: „der ist wahrscheinlich ertrunken, denn ich habe keine Spur von ihm auffinden können.“ Nun wünschte der Junge den Pudel wieder zu einem Manne, sagte dem Könige, daß er sein Sohn sei, und erzählte alles, was er erlebt hatte. Da hatte die Freude über den wiedergefundenen Sohn gar kein Ende; Kio aber ward zur Strafe für sein Verbrechen lebendig verbrannt.

20.

Der Riesengarten.

Es war einmal ein Kuhhirtenjunge, der wollte gern Jäger werden. Da gab ihm sein Vater sein Vermögen, dazu noch ein Brot und einen Käse, damit ging er fort. Nachdem er eine Weile gegangen war, begegnete ihm eine alte Frau. Diese fragte ihn, wohin er wolle, und bat ihn zugleich um Brot und Käse. Erst antwortete er, er habe nichts; als sie aber sagte, sie wolle es ihm vergelten, gab er ihr ein Stück von dem Brote und etwas von dem

Käſe. Dafür ſchenkte ihm die Alte, welche eine Zauberin war, einen kleinen Stock und ſagte dabei: „nach wem du damit winkeſt, der iſt augenblicklich todt.“ Der Junge ging nun weiter und kam zu einem Schloſſe; er ging hinein und fragte, ob ſie keinen Jäger nöthig hätten? Der König, welcher in dem Schloſſe wohnte, ſagte nein, aber einen Kuhjungen könne er gebrauchen. Erſt ging der Junge weg, dann aber beſann er ſich und dachte: „du haſt ſo lange die Kühe gehütet, ſo kannſt du ſie auch noch eine Weile hüten,“ kehrte alſo wieder um und ward Kuhjunge. Als er am anderen Tage die Kühe ausgetrieben hatte, — es waren aber ſo viele, daß er ſie gar nicht zählen konnte, — wollte er einmal verſuchen, ob das Stöckchen, welches ihm die Alte gegeben hatte, wirklich das tödte, wornach er damit winke. Er winkte alſo damit nach einer alten Kuh, und auf der Stelle war ſie todt. Als er am zweiten Tage wieder mit ſeinen Kühen auszog, warnte ihn der König und ſagte, es wäre da ein großer Garten, und darin ein ſchönes Haus, dahin ſolle er ja nicht gehn, denn es wohnten darin zwei Rieſen, die ihn ſogleich tödten würden, wenn ſie ihn erblickten. Der Junge verſprach auch das nicht zu thun, trieb aber gleichwohl ſeine Kühe nach dem Garten, in dem die Rieſen wohnten, ſtieg dann über die Hecke und ſetzte ſich gerade vor des alten Rieſen Thür in einen Kirſchbaum. Nachdem er eine Weile da geſeſſen hatte, kam der Rieſe heraus und ſprach: „warte, du Erdwürmchen, ſuche dir nur einen Baum aus, an dem du hängen willſt.“ Doch der Junge winkte nur mit ſeinem Stöckchen, und der Rieſe war todt. Dann ſchnitt er dem Rieſen die Zunge aus, wickelte dieſelbe in ſein Taſchentuch, trug den Leichnam in den Keller und ging wieder zu ſeinen Kühen. Als er am Abend mit ſeiner Heerde nach Hauſe kam, war er überaus fröhlich und pfiff und ſang in einem fort, ſo daß der König ſagte, einen ſo fröhlichen Jungen habe er noch nie gehabt. Am folgenden Tage trieb er ſeine Heerde wieder in die Nähe des Rieſengartens, ſtieg abermals über die Hecke und ſetzte ſich vor des jungen Rieſen Thür in einen Kirſchbaum. Der junge Rieſe war noch viel wilder und zorniger als der alte; auch er ſagte: „warte, du Erdwürmchen, ſuche dir nur einen Baum aus, an dem du hängen willſt.“ Der Junge nahm ruhig ſein Stöckchen, winkte damit nach dem Rieſen, und dieſer war todt. Dann ſchnitt er ihm auch die Zunge aus, band ſie ein, und warf den Leichnam zu dem an-

deren in den Keller. Ein jeder der Riesen besaß ein treffliches Pferd und eine goldene Rüstung. Nachdem er erst noch auf den Pferden eine Weile umher geritten war, kehrte er nach Hause zurück. Am anderen Morgen sah er auf dem Schlosse eine schwarze Fahne aufgesteckt; er erkundigte sich, was das zu bedeuten habe, und erfuhr nun, es sei eine Trauerfahne; es müsse nemlich alle Jahre an einem bestimmten Tage den beiden Riesen eine Prinzessin geopfert werden, und heute sei nun der Tag, wo das wieder geschehe. Der Junge sagte nichts davon, daß er die Riesen getödtet hatte, sondern schwieg ganz still. Die Prinzessin ward darauf mit Musik in das Riesenhaus gebracht und daselbst in einem Zimmer allein zurückgelassen. Mittlerweile war auch der Junge in das Haus gegangen und hatte die Rüstung des jungen Riesen angelegt; in dieser ging er in das Zimmer, worin die Prinzessin mit entblößtem Halse auf einem schwarzen Stuhle saß, fest erwartend, daß sie jetzt sterben müsse. Er verkündigte ihr, daß sie erlöst sei und in das Schloß zurückkehren könne: doch sie blieb ruhig sitzen. Erst als er zum zweiten Male kam und sie aufforderte zu ihrem Vater zurück zu kehren, ging sie weg. In der Eile vergaß sie ihr Taschentuch, worin ihr Name stand; dieses nahm dann der Junge zu sich und steckte es ein. Als er nach Hause zurück kam, war eine Freudenfahne ausgesteckt und überall im Schlosse großer Jubel. Der König ließ darauf bekannt machen, wer ihm die Zungen der Riesen brächte, deren Körper man im Keller gefunden hatte, der solle die Prinzessin zur Gemahlin haben. Doch der Junge meldete sich nicht, sondern zog wieder mit seinen Kühen aus und ritt nach seiner Weise auf den Pferden der Riesen herum. Dabei hatte er sich nun das eine Bein wund geschabt, er band deshalb das Taschentuch der Prinzessin um die wunde Stelle. Statt seiner meldete sich ein anderer beim Könige und behauptete, er habe die beiden Riesen getödtet, und wies auch die Zungen vor, die er ihnen ausgeschnitten haben wollte. Diese paßten aber nicht recht, weil es Hundezungen waren. Trotzdem sollte er die Prinzessin zur Gemahlin erhalten, und es war schon der Tag gekommen, wo die Hochzeit gefeiert werden sollte. An diesem Tage war der Junge müde nach Hause gekommen und hatte sich deshalb in den Klee gelegt, um ein wenig zu schlafen. Wie er so schlafend da lag, sah eine Magd das Tuch mit dem Namen der Prinzessin an seinem Beine; sogleich

lief sie hin zum Könige und meldete das. Der König schickte die Magd wieder ab und ließ durch sie dem Jungen sagen: er solle auf der Stelle zu ihm kommen. Der Junge wollte das zwar nicht gern und versuchte sich damit zu entschuldigen, daß er Kuhmist an den Füßen habe, doch das half ihm nichts; die Magd gab ihm ihre Pantoffeln, und so mußte er mit zum Könige. Diesem erzählte er nun, wie er es mit den beiden Riesen gemacht hätte, und holte zum Beweis die beiden ausgeschnittenen Zungen hervor, die auch genau paßten. Der andere, welcher sich für den Besieger der Riesen ausgegeben hatte, ward darauf in ein tiefes Gefängnis geworfen, woraus er nie wieder ans Tageslicht kam; der Kuhjunge aber erhielt die Prinzessin zur Gemahlin und ward später auch König.

21.

Der Schatz des Riesen.

Einem Schweinehirtenjungen träumte drei Nächte hinter einander, er solle reich werden. Als es ihm zum dritten Male geträumt hatte, ließ er seine Schweine im Stiche und ging weg, um reich zu werden. Er kam in einen großen Wald. Nachdem er eine Zeit lang darin fortgegangen war, begegnete ihm ein Riese. Dieser fragte ihn, wohin er wolle? Der Junge antwortete, er suche einen Herrn. „Und ich suche einen Knecht," sprach der Riese, „da kannst du gleich bei mir in Dienst treten." Der Junge war damit zufrieden, und so wanderten sie mit einander des Riesen Wohnung zu. Unterwegs kamen sie zu einem schönen Apfelbaume, woran die köstlichsten Aepfel hingen. Der Junge bekam Verlangen einen von den Aepfeln zu essen und bat deshalb den Riesen, er möge ihm doch einen abpflücken. Der Riese faßte den Wipfel des Baumes, bog diesen fast bis zur Erde nieder und sagte dann dem Jungen, er möge sich selbst einen abpflücken. Indem dieser nun den Apfel pflückte, ließ der Riese den Baum los, so daß er in die Höhe schnellte und der Junge, der den Zweig fest gehalten hatte, über den Baum hinüber flog. Auf der anderen Seite stand er aber gleich wieder auf den Füßen und sagte darauf ganz keck zu dem Riesen: „den Sprung mache mir einmal nach." Der Riese, der wohl wußte, daß er das nicht könne,

schwieg still. Endlich kamen sie zu des Riesen Hause. Hier fand der Junge eine Frau, die der Riese geraubt hatte, und ein kleines Mädchen. Am Abend trug die Frau auf, was sie gekocht hatte; der Junge merkte bald, daß es Menschenfleisch sei, und aß deshalb nichts, der Riese aber aß desto mehr. Als es ganz dunkel geworden war, muste das kleine Mädchen den Jungen auf die Kammer führen, in welcher er schlafen sollte. Als das Mädchen wieder fort gehn wollte, warnte es den Jungen und sprach: „nimm dich in Acht, über Nacht kommt der Riese und schlägt dich todt.“ Er dankte dem Mädchen und meinte, mit dem Todtschlagen habe es keine Noth, sie möge ihm nur Licht, Stroh, einen Stock und einen großen Milchtopf bringen. Als ihm das Mädchen alles gebracht hatte, machte er einen Strohmann, dem der Milchtopf als Kopf dienen muste, und legte ihn ins Bett. Dann legte er sich unter das Bett und erwartete da die Ankunft des Menschenfressers. In der Nacht kam der Riese auch richtig an, tastete auf dem Bette herum, um zu wissen, wo der Kopf sei, und führte dann, als er diesen gefunden zu haben glaubte, einen gewaltigen Streich mit dem Beile nach dem Milchtopfe, so daß dieser in viele Scherben zersprang. Darauf ging er wieder hinunter und sagte zu der Frau: „einen Kopf, der so gekmallt hat, habe ich noch nie zerschmettert.“ Der Junge aber zündete sich Licht an, brachte alles von der Kammer wieder herunter, legte sich dann ins Bett und schlief ruhig bis zum Morgen. Dann stand er auf, steckte sich des Riesen Pfeife an, die dieser auf der Kammer zurückgelassen hatte, legte sich damit ins Fenster und fing tapfer zu rauchen an. Als nun der Riese am Morgen im Garten spazieren ging, erblickte er den Jungen im Fenster, den er doch, wie er meinte, todtgeschlagen hatte, und sah deshalb ganz verwundert hinauf. „Ja, gucke nur noch lange,“ rief ihm drohend der Junge zu, „du hast mir gestern Abend meinen Kopf kurz und klein geschlagen, so daß ich die Stücke habe zusammen suchen müssen.“ Da ward der Riese bange und sagte, weil er sich nicht hinauf getraute, zu der Frau, sie möge doch einmal hinaufgehn und den Jungen fragen, wie viel er haben wolle, wenn er wieder fortgehn wolle. Der Junge verlangte so viel Geld, wie der Riese tragen könne. Um ihn nur schnell wieder los zu werden, nahm der Riese die Forderung an. Der Junge ging also mit ihm in den Keller, worin des Riesen Schätze lagen, und lud diesem immer-

fort auf den Rücken. Der Riese meinte zwar nach einer Weile, es sei jetzt genug, allein der Junge sagte trotzig „nein,“ und lud ihm weiter auf. Endlich sagte er, jetzt habe er genug; nun solle er es ihm auch dahin tragen, wo er ihn getroffen habe, als er ihn miethete. Der Riese machte sich also mit seiner Last auf den Weg. Als sie an die Stelle gekommen waren, befahl der Junge dem Riesen das Geld da abzusetzen. Dieser kehrte darauf zurück, sah sich aber, als er eine kleine Strecke gegangen war, noch einmal um. Da rief ihm der Junge grimmig zu: „warte, willst du dich noch lange umsehen?“ und nun fing der Riese an zu laufen, was er nur laufen konnte. Der Junge aber ging zu seinem Vater, der mußte zwei Wagen anschaffen, einen Vierspänner und einen Zweispänner, damit fuhren sie zu der Stelle, wo das Geld lag, luden es auf und brachten es in ihr Haus. So war nun der Junge reich geworden.

22.

Der Riese und der Zwerg.

Einen Zwerg, der sich am Wege niedergesetzt hatte, belästigten die Fliegen sehr. Sieben saßen auf einmal auf seinem einen Knie, da schlug er zu und schlug sie alle sieben todt. Voll Freude darüber schrieb er an seine Mütze: „ich bin ein Herr von großer Macht, ich habe sieben geschlagen mit einem Schlag.“ Er blieb noch länger da sitzen und schlief endlich ein. Nun kam ein Riese daher gegangen, der trug eine große eherne Stange in der Hand. Als der den Zwerg erblickte, dachte er bei sich: „den will ich überschlucken.“ Wie er aber näher kam und las, was an der Mütze geschrieben stand, machte er, daß er fort kam. Er that einen gewaltigen Sprung, stürzte dabei und brach ein Bein. Von dem Krachen, welches durch seinen Fall entstand, war der Zwerg aufgewacht. Der Riese aber fing an zu schreien und um Hülfe zu rufen. „Bitte, hilf,“ rief er dem Zwerge zu, „du sollst auch mein bester Bruder sein.“ Da ging der Zwerg hin und holte Hülfe. Sieben Zwerge trugen den Riesen zur Stadt, wo sein Bein wieder geheilt wurde.

23.

Verlefränzchen.

In früheren Zeiten durften die Frauen nicht ohne Mütze vor die Hausthür gehen, sonst waren sie den Zwergen verfallen. Einst war nun eine junge Frau ohne Mütze vor die Hausthür gegangen, alsbald kam aus dem nahen Walde ein Zwerg und kündigte ihr an, am nächsten Sonnabend werde er kommen sie abzuholen; wenn sie jedoch rathe, wie er heiße, so solle sie frei sein, dreimal dürfe sie rathen. Darüber grämte sich die Frau sehr, denn sie glaubte es nimmer errathen zu können, wie der »Zwerg heiße. Da begab es sich, daß ein Jäger, der durch den Wald ging, hier einen Zwerg sah, der wie unsinnig vor Freude über einen »Kreuzgalgen« sprang und dazu die Worte sang:

»Heute back' ich,
Morgen schlacht' ich,
Am Sonnabend hol' ich die schöne Magd ins Haus.
Ach, wie gut, daß sie nicht weiß,
Daß ich Verlefränzchen heiß'.«

Als nun der Jäger aus dem Walde zurückkam, führte ihn der Zufall zu dem Hause der Frau, und er ging hinein. Weil sie nun so sehr betrübt war, so fragte er sie, was ihr fehle. Anfangs wollte sie nicht mit der Sprache heraus und meinte, es wäre ganz unnütz ihm das zu sagen, er könne ihr doch nicht helfen. Er aber erwiederte, das könne man nicht wissen; — an den Zwerg aber dachte er nicht im entferntesten. Da sagte sie es ihm endlich. Nun fiel dem Jäger sogleich der Zwerg ein, welchen er im Walde gesehen hatte, und er theilte ihr mit, was jener gesungen hatte. Doch fügte er hinzu, sie möchte nicht gleich das erste Mal den rechten Namen des Zwerges nennen, sondern das erste und zweite Mal einen falschen sagen, damit jener nicht merke, daß ein anderer ihr seinen Namen verrathen habe. Als nun am nächsten Sonnabend der Zwerg ins Haus kam, that die Frau genau so, wie ihr der Jäger gesagt hatte. Wie sie nun das dritte Mal fragte: »heißest du denn Verlefränzchen?« da kratzte sich der Zwerg gewaltig hinter den Ohren und zog betrübt ab.

24.

Das Zwergloch.

A.

Ein Bauer in Sudershauſen hatte vier Töchter; alle vier waren ſchön, aber die jüngere war immer noch ſchöner, als ihre ältere Schweſter. Eines Morgens wollte er in den Wald gehn, um bei dem ſogenannten Zwergloche Holz zu hauen, und theilte das ſeiner Frau mit. „Wie willſt du denn das Mittagseſſen dahin bekommen?“ fragte die Frau. „Das ſoll mir unſere älteſte Tochter dahin bringen,“ antwortete er. Das Mädchen wuſte aber den Weg nicht und fragte deshalb den Vater, wie ſie dahin finden ſolle. Der Vater verſprach auf dem Wege Erbſen zu ſtreuen, wornach ſie ſich richten könne. „Gut,“ ſagte das Mädchen, „aber ſtreue ſie recht dick.“ So ging der Bauer nach dem Zwergloche und beſtreute den ganzen Weg mit Erbſen, allein die Zwerge in der Höhle hatten es gemerkt und fegten alle Erbſen wieder weg. Als nun das Mädchen Mittags hinging, um dem Vater das Eſſen zu bringen, konnte ſie keine Erbſen finden und irrte auf gut Glück im Walde umher. So kam ſie endlich an das Zwergloch, wo die Zwerge ſie ſahen und gefangen nahmen. Nachdem der Bauer lange vergebens auf ſein Mittagseſſen gewartet hatte, kehrte er am Abend verdrießlich nach Hauſe zurück. Auf die Frage, warum ſie ihm kein Eſſen geſchickt habe, erzählte die Frau, daß die älteſte Tochter damit fortgegangen ſei. Beide ſuchten ſie nun überall, konnten aber nirgend eine Spur von ihr finden. Im Zwergloche „hatte ſich das Mädchen ungebührlich gegen die Zwerge betragen“ und erhielt dafür von einem derſelben eine Ohrfeige. Durch dieſen Schlag wurde ſie ſogleich in eine Roſe verwandelt und dieſe dann von dem Zwerge in ein Glas geſtellt. Am anderen Morgen ging der Bauer wieder in den Wald und beſtimmte, daß die zweite Tochter ihm das Eſſen bringen ſolle; damit ſie den Weg finden könne, verſprach er Linſen zu ſtreuen, was er auch that. Doch die Zwerge fegten die Linſen weg, und ſo konnte das Mädchen den Weg nicht finden, ward von den Zwergen aufgefangen und in ihre Höhle geführt. Hier wurden ihr alle Schlüſſel übergeben, und ihr erlaubt in der ganzen Höhle umherzugehn; nur eine Kammer dürfe ſie nicht öffnen. Es war

das aber die Kammer, worin die Rose stand. Als die Zwerge aus der Höhle gegangen waren, vermochte das Mädchen ihrer Neugier nicht zu widerstehn; sie ging in die verbotene Kammer, erblickte die schöne Rose, und weil sie so lieblich duftete, roch sie daran. Kaum hatte sie das gethan, so war sie auch schon zur Rose geworden. Diese nahmen nachher die Zwerge und stellten sie zu der ersten in ein Glas. Da nun auch die zweite Tochter nicht zurückgekehrt und überall vergeblich gesucht war, so mußte am dritten Tage die dritte Tochter dem Vater das Essen in den Wald tragen. Dieses Mal hatte der Vater Asche auf den Weg gestreut, aber auch diese ward von den Zwergen weggefegt, so daß das Mädchen sich verirrte und den Zwergen in die Hände fiel. Sie wurde in die Höhle gebracht und erhielt von den Zwergen alle Schlüssel, jedoch mit der strengen Weisung in die eine Kammer nicht zu gehn. Allein das Mädchen benutzte die Abwesenheit der Zwerge, ging in die Kammer, roch an eine der Rosen und ward ebenfalls in eine Rose verwandelt, und dann auch zu ihren Schwestern in ein Glas gestellt. Am vierten Tage kam nun die jüngste Schwester an die Reihe dem Vater das Essen zu bringen. Die Mutter wollte es zwar nicht zugeben, weil diese ihr Liebling war und sie fürchtete, daß sie sich ebenfalls verirren und im Walde umkommen möchte, doch mußte sie es endlich erlauben. Dieses Mal hatte der Vater hellglänzende Steine auf den Weg gestreut, aber auch diese wurden von den Zwergen wieder weggefegt. Das Mädchen verirrte sich also, ward gefangen und in die Höhle geführt. Hier wurden ihr wieder alle Schlüssel übergeben, und ihr gesagt, die drei Rosen in der einen Kammer wären ihre drei Schwestern, sie möge sich wohl hüten daran zu riechen oder daran zu fassen, sonst würde sie ebenfalls in eine Rose verwandelt. Zugleich wurde ihr angekündigt, daß sie die Braut des Zwergenkönigs sei, und daß die Hochzeit gehalten werden solle, sobald sie zurückgekehrt wären. Dann gingen die Zwerge alle fort, um die anderen Zwerge in der Umgegend zur Hochzeit einzuladen, und ließen das Mädchen ganz allein. Als sie fort waren, ging das Mädchen in die bezeichnete Kammer und gab einer jeden der drei Rosen einen Kuß. Kaum hatte sie das gethan, so wurden die Rosen lebendig, und ihre drei Schwestern standen leibhaftig vor ihr. Alle vier freuten sich sehr und beriethen dann mit einander, wie sie aus der Höhle entkommen könnten. Es stand aber in der Höhle eine

Tonne mit Syrup und eine zweite mit Federn. Nun ging die eine Schweſter zuerſt in das Faß mit Syrup und dann in das Faß mit Federn, ſo daß ſie, wie ein Vogel, überall mit Federn bedeckt war. So ging ſie aus der Höhle und den Zwergen entgegen, die von allen Seiten zur Hochzeit herbei kamen. „Guten Tag, Federweib!“ ſprachen dieſe zu ihr. „Wo kommſt du her?“ „Ich komme aus dem Zwergloche,“ antwortete ſie. „Was macht denn die junge Braut?“ „Die ſchaut oben zum Fenſten hinaus.“ Damit ging ſie weiter und entkam glücklich. Dann kam die zweite Schweſter, als Bettelweib verkleidet. „Guten Tag, Bettelweib!“ ſprachen die Zwerge zu ihr und fragten dann eben ſo, wie ſie die erſte gefragt hatten, erhielten aber dieſelbe Antwort. Die Zwerge ließen ſie ruhig ziehen. Dann kam auch die dritte und die vierte Schweſter, beide ebenfalls verkleidet. Auch ihnen begegneten die Zwerge, fragten ſie, wie die beiden erſten, erhielten dieſelben Antworten und ließen ſie ziehen. So entkamen alle vier Schweſtern glücklich, die Zwerge aber ſahen, als ſie zur Höhle kamen, daß ſie betrogen waren.

B.

Einſt war ein Mädchen in die Erdbeeren gegangen, da kamen die Zwerge und nahmen ſie mit ſich in ihre Höhle. Einer der Zwerge hatte ſich in ſie verliebt und wollte ſie heirathen. Als nun die Hochzeit ſein ſollte, zogen die Zwerge aus, um die Gäſte einzuladen; das Mädchen ſollte unterdes das Haus beſtellen und alles zu dem Feſte zurüſten. Dieſe wollte aber von einer Heirath mit einem Zwerge nichts wiſſen und beſchloß zu entfliehen. Damit nun die Zwerge ihre Flucht nicht gleich merkten, zog ſie ihre Kleider aus und dieſe einem Strohwiſche an, kroch darauf zuerſt in eine Tonne voll Honig und dann in eine Tonne voll Federn, ſo daß ſie über und über mit Federn bedeckt war und einem Vogel nicht unähnlich ſah. So lief ſie fort und ſtieg auf einen hohen Baum. Auf dem Rückwege zur Höhle kamen die Zwerge unter dem Baume vorbei, und als ſie den vermeintlichen Vogel erblickten, riefen ſie ihn an und ſagten:

„Wohin, woher, du ſchöner Federvogel?“ —
Ich komme aus der Zwergenhöhle.

„Was macht die schöne, junge Braut?“ —

Die steht mit dem Besen und kehrt das Haus.

„Juchhei! so wollen wir auch hin,“ riefen die Zwerge und zogen weiter. Als sie nun zur Höhle kamen, sagten sie zu der vermeintlichen Braut guten Morgen und noch vieles andere. Da diese aber gar nichts antwortete, gaben sie ihr zuletzt einen Schlag hinter die Ohren, und der Strohwisch fiel um.

25.

Das Räuberhaus.

A.

An einem Walde stand ein Schloß, darin wohnte ein reicher Mann, der drei schöne Töchter hatte. Zu diesem kamen einst drei vornehm aussehende und kostbar gekleidete Männer, die sich für Grafen ausgaben, aber nichtswürdige Räuber und Mörder waren. Diese fragten den Herrn des Hauses, ob er keine Töchter habe? O ja, sagte er, er habe drei Töchter, er wolle sie rufen lassen. Die Töchter erschienen, und die fremden Männer fragten sie, ob sie nicht Lust hätten sie zu heirathen? Anfangs erklärten alle drei, sie hätten noch keine Lust zum Heirathen, als aber jene die Schönheit ihres Schlosses schilderten, wie alles darin noch viel herrlicher sei als bei ihnen, und sie einluden, sie daselbst einmal zu besuchen, bekam die eine, der einer der Männer nicht übel gefiel, doch Lust und sagte, sie wolle sich die Sache überlegen und sie in ihrem Schlosse einmal besuchen. Der Tag des Besuches ward verabredet, und die Fremden reisten wieder ab. Das Mädchen, welches den Besuch zugesagt hatte, beschloß aber nicht an dem festgesetzten Tage, sondern schon eher zu reisen und die Besitzer des Schlosses zu überraschen. Sie ließ eine Kutsche anspannen und fuhr in den tiefen Wald hinein, worin das Schloß lag. Als sie eine Zeit lang gefahren waren, hörten sie ein seltsames Rauschen; dem Bedienten erschien alles im Walde so unheimlich, daß er seine junge Herrin um des Himmels willen bat umzukehren. Doch diese bestand darauf das Schloß zu sehen. So fuhren sie weiter und weiter, bis sie endlich das Ziel ihrer Reise erreicht hatten. Vor dem Schlosse standen weiße Pfähle, auf einem

derſelben ſaß ein ſchwarzer Rabe. Als dieſer das Mädchen erblickte, fing er an zu ſprechen und ſagte: „Schöne Dame, geh nicht in dieſes Schloß, es iſt ein Mörderhaus!“ Von neuem fing der Bediente an zu bitten, ſie möchte nicht hineingehn, ſondern ſogleich umkehren. Doch ſie erwiederte: „wer wird ſich an das Geſchwätz eines unvernünftigen Thieres kehren? ich will hinein, damit ich weiß, wie es darin ausſieht.“ Der Bediente ſtellte ihr vor, Gott ſende oft ſolche Thiere, um die Menſchen zu warnen, darum möge ſie auf des Raben Stimme hören. Doch ſie beharrte auf ihrem Sinne, und ging — es war unterdes ſchon Nacht geworden — in das Schloß. Der Wagen mit dem Bedienten muſte draußen bleiben. Leiſe und behutſam betrat ſie das erſte Zimmer; ſie fand hier alles auf das ſchönſte und prächtigſte eingerichtet, ſo daß ſie ſchon bei ſich davon überzeugt war, es verhalte ſich alles ſo, wie die angeblichen Grafen geſagt hatten. Das zweite Zimmer, welches ſie darauf betrat, war noch koſtbarer; der Fußboden, über den Teppiche gelegt waren, beſtand aus Glas. In dem dritten Zimmer blitzte gar alles von Gold und Edelſteinen. Als ſie aber das vierte Zimmer betreten hatte, erkannte ſie ſogleich, wie begründet die Warnung des Raben geweſen war, denn ringsum ſtanden Tonnen mit eingeſalzenem Menſchenfleiſche. Sie ſchauderte zuſammen, entſchloß ſich aber dennoch auch noch das folgende Zimmer zu öffnen. Hier fand ſie ringsum an den Wänden Menſchen hängen, von denen das Fleiſch abgeſchnitten war. Voll Furcht und Entſetzen eilte ſie aus dieſer Mörderwohnung, erreichte glücklich ihren Wagen, ſtürzte hinein und gebot dem Bedienten mit aller Macht auf die Pferde zu peitſchen, um ſo ſchnell wie möglich fortzukommen. Der Kutſcher that das auch, doch hatte das Geräuſch die Bewohner des Schloſſes wach gemacht. Es dauerte nicht lange, ſo hörte ſie in der gröſten Geſchwindigkeit einen Wagen hinter ſich her kommen, worin ihre Verfolger ſaßen, aber ſie erreichte glücklich den Ausgang des Waldes. Die Verfolger ſchoſſen noch nach dem Wagen, trafen aber nicht. Als ſie zu dem nächſten Dorfe gekommen war, ließ ſie halten, um den Pferden Erholung zu gönnen. So kam ſie glücklich wieder zu ihrem Vater und ihren Schweſtern zurück.

Nicht lange nachher kam aus der benachbarten Stadt eine Freundin ſie zu beſuchen. Dieſe ſagte ihr, ſie wolle ihr einen merkwürdigen Vorfall erzählen, der ihr begegnet ſei. Und nun

erzählte sie, wie drei Männer bei ihr gewesen seien und wie einer sie zu heirathen begehrt habe. Auf die an sie ergangene Einladung ihr Schloß zu besuchen habe sie sich auch dorthin begeben, jedoch zu einer anderen Zeit, als wo sie erwartet sei. Sie erzählte dann, wie sie es im Schlosse getroffen habe, und das stimmte ganz mit dem überein, was jene selbst gesehen hatte. Doch war sie auch in das sechste Zimmer gegangen. „Hier," erzählte die Freundin weiter, „fand ich einen Hackeklotz, Beile und eine Säge, auch zerhackte Stücke von Menschen. Auf einem Tische lag ein Halsschmuck und ein goldener Ring, welche ich zu mir nahm. Während ich noch in dem Zimmer war, hörte ich mit einem Male die Mörder kommen, und weil es mir nicht mehr möglich war zu entfliehen, kroch ich schnell unter ein Bett, welches da stand, und versteckte mich. Als ich kaum in Sicherheit war, kamen die drei Männer herein und führten eine schöne Jungfrau mit sich. Diese warfen sie auf den Klotz und hackten ihr ein Glied nach dem anderen ab. Dabei sprang ein Finger, an dem ein Ring steckte, weg und flog unter das Bett, unter dem ich lag; ich nahm ihn und legte ihn zu dem Halsschmucke und dem Ringe, die ich schon hatte. Als die Räuber mit ihrer blutigen Arbeit fertig waren, vermißte einer den Finger mit dem Ringe und meinte, man solle diesen erst suchen, er würde wohl unter das Bett geflogen sein. Doch die andern beiden erwiederten: „wir sind jetzt müde, das können wir ja morgen thun," und so unterblieb es. Sobald die Räuber eingeschlafen waren, bin ich aus meinem Versteck hervorgeschlichen, habe ungesehen den Wald erreicht und bin wieder glücklich zu Hause gekommen." — Nun erzählte auch die andere, die bis dahin still zugehört hatte, daß auch sie in dem Räuberschlosse gewesen sei.

Drei Wochen darauf erschienen die Räuber, die nichts ahnten, wieder im Schlosse, um einen Besuch zu machen und sich zu erkundigen, warum das Fräulein nicht zu ihnen gekommen wäre. Das Mädchen erwiederte, sie habe Abhaltung gehabt. Zugleich wurden im Hause alle Zubereitungen zu einem großen Gastmahle getroffen und die Räuber dazu eingeladen, was diese bereitwillig annahmen. Auch aus der Stadt und Umgegend wurden eine Menge Gäste dazu eingeladen. Außerdem wurden aber viele Bewaffnete aufgeboten, und von diesen das Haus umstellt, so daß kein Entrinnen möglich war. Als die Gäste alle bei Tisch ver-

ſammelt waren und ſich die Speiſen und den Wein wohlſchmecken ließen, ward der Vorſchlag gemacht, ein jeder ſolle eine Geſchichte erzählen. Dieſer Vorſchlag ward angenommen. Als nun die Reihe zu erzählen an die Tochter des Hauſes gekommen war, erzählte ſie ihren Beſuch im Räuberſchloſſe, indem ſie vorgab dieß geträumt zu haben. Die Räuber, welche dabei doch etwas verlegen wurden, äußerten im Verlaufe der Erzählung, ja, das müſſe ihr geträumt haben. Als ſie aber geendigt hatte, ſagte ſie: „nein, nicht einen Traum, ſondern die reine Wahrheit habe ich erzählt,“ und wies zum Beweiſe den Halsſchmuck, den Ring und den Finger mit dem Ringe vor. Der Halsſchmuck und der Ring hatten einer Freundin der beiden Mädchen angehört, die in dem Räuberſchloſſe geweſen war, und deren plötzliches Verſchwinden man ſich nicht zu erklären vermocht hatte. Die Räuber waren ſo überführt, ſie wurden gefangen genommen und dem Scharfrichter, der ſchon beſtellt war, überliefert. Dieſer hackte ihnen erſt die Finger einzeln ab. Die Räuber ſchrieen in ihrer Wuth, wenn ſie gewuſt hätten, daß jene eine Verrätherin ſei, ſo würden ſie dieſelbe in einen Keſſel voll Oel geworfen und darin gebraten haben. Das Fräulein entgegnete darauf, ſo ſolle es nun ihnen ergehn, und ſo geſchah es auch. Bei einem der Räuber fand man im Stiefel ein langes Meſſer und eine goldene Pfeife, womit er ſeiner Bande pfiff. Dieſe Pfeife nahm ein Mann, ging damit vor das Schloß, wo die Bewaffneten ſtanden, und that einen Pfiff. Alsbald erſchienen auch einige von der Bande, die ſogleich gefangen genommen und in Verwahrung gebracht wurden. Nach einer Weile wurde zum zweiten Male auf der Pfeife gepfiffen, und wieder erſchien eine Anzahl Räuber und ward gefangen genommen. Als aber die goldene Pfeife zum dritten Male ertönte, da erſchien die ganze Bande. So wurden ſämmtliche Räuber von den zahlreichen Bewaffneten ergriffen und nach kurzem Prozeſſe hingerichtet.

B.

In einer einſam liegenden Mühle diente eine Magd. Einſt war der Müller mit ſeiner Frau nach dem nächſten Dorfe zur Kindtaufe gegangen, und das Mädchen ganz allein in der Mühle

zurückgeblieben. Da ſah ſie mit einem Male, wie zwölf Männer um die Mühle herum ſchlichen, um den Ort zu erſpähen, wo ſie am beſten hineinkommen könnten, und traf ſogleich Vorkehrungen zu ihrem Empfange. Nachts hörte ſie denn auch ein Poltern und ſtellte ſich mit einem ſcharfen Beile an das Loch, worin die Mühlwelle geht. Als ſie ſo da ſtand, ſah ſie eine Geſtalt durchkriechen; ſogleich nahm ſie ihr Beil, hieb ihr den Kopf ab und zog den Körper dann ganz herauf. Die unten fragten: „biſt du herauf?“ „Ja,“ antwortete das Mädchen. Nun kam der zweite, auch ihm ſchlug das Mädchen den Kopf ab. So machte ſie es nach einander mit elf; der zwölfte aber hatte noch zeitig genug Unrath gemerkt und ſie ſchlug ihm nur oben die „Platte“ vom Kopfe, worauf er davon lief. Dann trug ſie die Körper der elf Räuber in die Mühle und legte ſie neben einander hin. Die Herrſchaft wunderte ſich nach ihrer Zurückkunft nicht wenig, als ſie die todten Räuber ſah und dann von dem Mädchen hörte, was geſchehen war. Der zwölfte Räuber, welcher entkommen war, ging nach einiger Zeit Sonntags zu der Mühle und fragte das Mädchen, ob ſie ihn heirathen wolle. Sie wies ihn aber zurück. Bald darauf kam er zum zweiten Male und wiederholte ſeinen Antrag, da ſagte ſie endlich Ja. Nach einigen Tagen kam der Räuber in einer ſtattlichen Kutſche vor die Mühle gefahren, um ſeine Braut abzuholen. Das Mädchen ſtieg ein und die Kutſche fuhr weg. Wie ſie mit ihm allein in der Kutſche ſaß, bat er, ſie möge ihn krauen, und nahm ſeinen Hut ab. „Du haſt ja eine bloße Stelle auf dem Kopfe,“ ſprach ſie zu ihm. „Ja, warte nur,“ antwortete der Räuber; „weiſt du nicht, daß du mir ein Stück vom Kopfe gehauen haſt?“ Das Mädchen erſchrack, ſprang aus dem Wagen und lief fort, doch der Räuber holte ſie wieder ein und ſie muſte mit in das Räuberhaus. Hier wollten die Räuber ſie tödten, doch vorher legten ſie ſich alle zwölf in der Stube auf den Fußboden, um zu ſchlafen. Das Mädchen, welches in der Kammer neben der Stube war, benutzte die Gelegenheit und lief weg. Sie entkam glücklich und vermiethete ſich in einem Wirthshauſe. Von hier aus ſchlich ſie ſich einſt wieder hin nach dem Hauſe der Räuber; alle zwölf waren ausgezogen, nur eine Frau war daheim. Dieſe ſagte zu ihr, ſie möge machen, daß ſie wieder-fortkomme, denn die Räuber würden ſogleich zurückkehren. Doch das Mädchen bat, ſie möge ſie an einer Stelle verſtecken, wo ſie

nicht gefunden würde. Da kein anderer paſſender Ort da war, ſo muſte ſie ſich unter ein Bett legen. Bald darauf kamen die Räuber zurück und brachten ein ſchönes Mädchen mit; dieſes tödteten ſie und zerhackten es dann. Dabei flog ein Finger, woran ein goldener Ring ſteckte, weg und gerade unter das Bett. Die Räuber wollten nun ſogleich nach dem Ringe ſuchen, doch die Frau hielt ſie davon zurück, indem ſie ſagte, ſie möchten doch bis morgen warten, da könnten ſie ja beſſer ſehen. Das Mädchen unter dem Bette hatte aber den Finger mit dem Ringe in ihre Taſche geſteckt. Nachts, als die Räuber alle ſchliefen, machte ſie ſich auf, muſte aber zwiſchen den Räubern, die in der Stube auf dem Fußboden lagen, hindurch gehn. Dabei berührte ſie den erſten mit dem Fuße; „ſtoß mich nicht!“ ſprach dieſer zu ſeinem Nachbar. Ebenſo berührte ſie auch den letzten; „ſtoß mich nicht!“ ſprach auch dieſer zu ſeinem Nebenmanne. Im Hinausgehn knarrte die Thür ein wenig. „Du, die Thür hat geknarrt,“ ſprach einer zu einem anderen. „Ei was, es iſt eine Maus geweſen,“ erwiederte dieſer. Doch beruhigten ſie ſich dabei nicht, ſondern ſtanden auf, ſetzten ſich zu Pferde und ritten in den Wald hinein, um zu ſehen, wer da geweſen wäre. In der Ferne ſahen ſie das Mädchen und ſetzten ihr nach; doch dieſe verſteckte ſich in einer Höhlung im Boden. Einer der Räuber ſtieß zwar mit ſeinem Schwerte auch da hinein und ſtach das Mädchen in den Hacken, doch gab ſie keinen Laut von ſich. So zogen die Räuber weiter, um ihre Nachforſchungen fortzuſetzen; das Mädchen aber bat einen Fuhrmann, der da vorbei kam, er möge ſie doch unter die Felle kriechen laſſen, womit ſein Wagen beladen war. Dieſer erlaubte es ihr gern und trieb dann ſeine zwei Pferde zur Eile an. Nach einer Weile begegneten die zurückkehrenden Räuber dem Fuhrmann, fragten ihn nach dem Mädchen und ſtachen zugleich durch die Felle hindurch; doch der Fuhrmann bat ſie das zu laſſen, er habe den Schaden davon, denn ſie zerſtächen ja alle ſeine Felle. So zogen ſie denn weiter, und das Mädchen kehrte glücklich zu dem Wirthe zurück, bei dem ſie diente. Nach einiger Zeit kamen die Räuber alle zwölf in den Krug, und ihr Anführer, den das Mädchen gezeichnet hatte, hielt wieder um ihre Hand an; die elf anderen gab er für ſeine Brüder aus. Das Mädchen aber erkannte ſie ſogleich und ſagte dem Wirthe, daß das die zwölf Räuber wären. Dieſer entfernte ſich

sogleich und ging ins Dorf, um die Bauern herbeizuholen und umringte mit diesen das Haus. Das Mädchen aber ging zum Schein auf den Heirathsantrag ein. Als sie nun mit ihm allein war, sagte sie, sie wolle ihm einmal einen Traum erzählen, den sie gehabt habe, und nun erzählte sie alles, was sie in dem Räuberhause gesehen und erlebt hatte. Beim Schlusse ihrer Erzählung sagte sie dann zu dem ganz bestürzten Räuber: „Der Traum ist wahr, und der Finger ist da.“ Mit diesen Worten legte sie den Finger mit dem Ringe vor ihn auf den Tisch. Jetzt wollten die Räuber zu den Fenstern hinaus springen, aber das Haus war umstellt, und alle wurden gefangen genommen.

26.

Die Prinzessin mit dem Horne.

Ein armer Mann hatte drei Söhne. Alle drei mußten ein Handwerk lernen; der älteste ward ein Tischler, der zweite ein Schuster, der jüngste und kleinste ein Schneider. Als sie nun ausgelernt hatten und in die Fremde gehn wollten, begleitete sie der Vater eine Strecke und empfahl dann beim Abschiede den kleinsten der Fürsorge der beiden älteren auf das dringendste. „Wo der kleine bleibt,“ sprach er, „da bleibt ihr auch; kann er keine Arbeit bekommen, so geht ihr auch weiter. Neun Jahre sollt ihr ausbleiben, dann kommt ihr aber wieder.“ Die drei Brüder wanderten nun munter mit einander fort; sie kamen in viele Städte, konnten aber nirgend alle drei zugleich Arbeit bekommen. Bald bekamen die beiden älteren Arbeit, und der jüngste konnte keine bekommen; bald aber bekam dieser Arbeit, und die beiden anderen konnten keinen Meister finden. So reisten sie immer weiter und kamen in einen großen Wald; schon acht Tage waren sie darin gegangen und konnten noch immer keine Stadt, nicht einmal ein Dorf oder ein Haus erreichen, auch der Hunger fing an sie zu quälen. Da in dem Walde viele Bären, Wölfe, Löwen und andere wilde Thiere waren, und sie doch im Walde übernachten mußten, so hatten sie unter sich ausgemacht, daß immer zwei von ihnen schlafen, der dritte aber während der Zeit Wache halten sollte. Sie thaten das auch, nur daß jedes Mal, wenn der Schneider hätte Wache halten müssen, der Tischler für ihn

eintrat, weil der Vater geſagt hatte, ſie ſollten den kleinſten ſchonen. So war wieder die Nacht gekommen, wo der Schneider wachen ſollte, und wie früher, ſo wollte auch jetzt der Tiſchler das für ihn übernehmen; doch dieſes Mal wollte es der Schneider durchaus nicht zugeben und verlangte ſelbſt ſeine Wache zu thun. Als nun die beiden älteren eingeſchlafen waren, ſah er um ſich herum — es war heller Mondſchein — ganz »helle« Reiſer (*spriekere*) in Menge liegen. Davon ſammelte er einen Haufen und ging damit von ſeinen Brüdern, die feſt ſchliefen, weg und ſeitwärts in den Wald hinein; damit er aber ſeine Brüder wieder finden könnte, ſteckte er rechts und links ein Reis in den Boden. Nachdem er eine Strecke weit ſeine Reiſer geſteckt hatte, ſah er in einiger Entfernung ein Licht ſchimmern. Er ging dem Lichte nach und kam zu einem Schloſſe, welches von einem Graben umgeben war, über welchen eine Zugbrücke führte. Die Zugbrücke ward ſogleich herabgelaſſen; er ging hinüber und über den Hof gerades Wegs in das Schloß hinein. Nirgend ſah er ein lebendiges Weſen, in einem großen erleuchteten Saale aber ſtand Butter und Brot, Braten und Wein auf dem Tiſche; herum ſtanden auch viele Bücher, wenn er etwa leſen und ſich damit die Zeit vertreiben wollte. Der Schneider aß und trank ſich recht ſatt, dann nahm er Brot und Braten, dazu auch zwei Flaſchen Wein, und machte ſich auf den Rückweg zu ſeinen Brüdern, damit auch dieſe etwas zu eſſen und zu trinken bekämen. Als er wieder dahin kam, ſchliefen dieſe noch feſt; er weckte ſie und ſprach: »nun eßt und trinkt erſt, dann wollen wir mit einander hin zu dem Schloſſe gehn;« zugleich erzählte er ihnen alles. Als ſie in das Schloß kamen, war da ein Tiſch ſchön gedeckt, Speiſen und Getränke wurden aufgetragen, ohne daß ſie einen ſahen, der das alles brachte. Während ſie am Tiſche ſaßen und aßen, kam ein kleines weißes Mäuschen, lief an dem Tiſchler in die Höhe, ſetzte ſich auf ſeinen Schoß und ſprach: »ihr könnt hier ſo lange bleiben, wie ihr wollt, und auch eſſen und trinken, was ihr wollt, aber ihr dürft nichts davon mitnehmen, wenn ihr weggeht; auch dürft ihr Nachts nicht ſchlafen.« Trotzdem fielen der Tiſchler und der Schuſter in der Nacht bald in einen tiefen Schlaf, der Schneider aber ſchlummerte nur leiſe. Nachts um zwölf Uhr kam die weiße Maus zu dem Tiſchler und ſprach: »Schatz, ſchläfſt du oder wachſt du?« Doch der Tiſchler ſchlief feſt. Darauf lief ſie hin zu dem Schuſter und ſprach wie-

der: „Schatz, ſchläfſt du oder wachſt du?“ Doch auch dieſer ſchlief feſt; zuletzt lief ſie auch zu dem Schneider, der nur ein wenig ſchlummerte, und ſprach: „Schatz, ſchläfſt du oder wachſt du? ja, du ſchlummerſt nur.“ Zwei Tage und drei Nächte blieben die drei Brüder in dem Schloſſe; in jeder Nacht kam die weiße Maus und fand den Tiſchler und den Schuſter feſt ſchlafend, aber der Schneider ſchlummerte nur. Am dritten Tage verließen ſie das Schloß, worin ſie auf das beſte bewirthet waren. Als ſie auf die Zugbrücke kamen, lagen da drei dicke, dicke Schlangen. Die eine Schlange ſprach zu der anderen: „was willſt du deinem Schatze dafür ſchenken, daß er immer geſchlafen hat?“ „Eine Taſche, die niemals von Gelde leer wird,“ ſprach die angeredete, und damit ſchenkte ſie dem Tiſchler eine Taſche mit Geld. Dann ſagte die zweite Schlange zu der anderen: „was willſt denn du deinem Schatze dafür ſchenken, daß er immer geſchlafen hat?“ „Ich will ihm ein Horn ſchenken, wenn er hineinbläſt, ſo bekommt er ſo viel Kriegsvolk, wie er nur haben will.“ Mit dieſen Worten ſchenkte die gefragte dem Schuſter ein Horn. Dann kam die Reihe an die kleinſte Schlange. Dieſe ward von den beiden anderen Schlangen auch gefragt: „was willſt denn du deinem Schatze dafür ſchenken, daß er nur geſchlummert hat?“ „Ich will ihm einen Mantel ſchenken; wenn er dieſen umhängt und ſich hineinwickelt, ſo kann er ſich dahin wünſchen, wohin er will.“ Die Brüder nahmen die Geſchenke an und bedankten ſich; ehe ſie aber damit fortgingen, ſagten ihnen die drei Schlangen noch: „heute über neun Jahre müßt ihr euch alle drei wieder hier auf der Zugbrücke einfinden.“ So reiſten ſie weg und kamen auf ihrer Wanderung noch in manche Stadt, aber in keinem Orte konnten ſie alle drei Arbeit bekommen. Endlich kamen ſie in eine große Stadt, worin ein König wohnte, der nur eine einzige Tochter hatte. Dieſer hatte bekannt machen laſſen, wenn einer käme, der ſeine Tochter im Spiel überwände, ſo ſolle dieſer, wenn er ſchon verheirathet wäre, ſein halbes Königreich bekommen, habe er aber noch keine Frau, ſo ſolle er ſeine Tochter zur Gemahlin und mit ihr das ganze Königreich erhalten. Der Tiſchler ſprach zu ſeinen Brüdern, er wolle mit der Prinzeſſin ſpielen, ſie könne ihn doch nicht überwinden, weil er ja immer einen vollen Beutel habe. So ging er denn ins Schloß und fing an mit der Prinzeſſin zu ſpielen; er verlor zwar viel, aber behielt immer noch Geld genug.

Das ſetzte er alle Tage fort, und ſchon war eine geraume Zeit vergangen, während welcher er im Schloſſe blieb. Eines Tages ſprach die Prinzeſſin zu ihm, er möge ihr doch ſagen, woher er das viele Geld bekomme, und wie es zuginge, daß er immer einerlei Geld habe. Da erzählte er ihr, daß er eine Taſche habe, die niemals von Geld leer werde, und zeigte ſie ihr. Sogleich machte die Prinzeſſin einen Anſchlag, wie ſie die Taſche an ſich bringen könnte. Sie ließ alſo eine Taſche machen, die dem Ausſehen nach der ſeinigen völlig gleich war, erſah ſich dann in der Nacht, während er feſt ſchlief, einen günſtigen Augenblick, ſtahl ihm die Taſche vom Leibe und gab ihm dafür die nachgemachte, die ſie mit Geld gefüllt hatte. Als er nun am anderen Morgen wieder mit ihr ſpielte und zweimal Geld aus der Taſche genommen hatte, war dieſe leer und blieb leer. Da er jetzt kein Geld mehr zu verlieren hatte, ſo ward er mit Schimpf und Schande aus dem Schloſſe getrieben. Er ging alſo wieder zu ſeinen Brüdern, die er vorher faſt vergeſſen hatte, und ſprach zu dem Schneider, nachdem er alles erzählt hatte: „du muſt mir deinen Mantel leihen, ich will mich dahin wünſchen, wo die Prinzeſſin die Taſche hat.“ Der Schneider ſagte zwar, er habe ſich in den drei bis vier Jahren, die er im Schloſſe geweſen war, um ſeine Brüder gar nicht gekümmert, dennoch wolle er ihm den Mantel geben. Sobald der Tiſchler den Mantel hatte, wünſchte er ſich dahin, wo die Taſche war, und ſogleich befand er ſich in einem großen Saale, wo die Prinzeſſin, welche die Taſche an ihren Leib gebunden hatte, gerade bei Tiſche ſaß. Die Prinzeſſin ſpürte ſeine Nähe, ſah unter den Tiſch, und erblickte da den Spieler; ſogleich griff ſie nach dem Mantel und riß ihm den vom Rücken. Nun hatte ſie auch den Mantel, und der Tiſchler ward abermals aus dem Schloſſe getrieben. Er ging nun zu ſeinem Bruder, dem Schuſter, und dieſer muſte ihm ſein Horn geben. Damit ging er fort, fing an darauf zu blaſen und hatte bald ein ſehr großes Kriegsheer beiſammen. Jetzt kündigte er dem Könige den Krieg an, wenn er ihm die Prinzeſſin nicht ausliefere, denn die müſſe ſterben. Als der König ſich weigerte, kam es zu einer furchtbaren Schlacht, worin dieſer vollſtändig beſiegt wurde, ſo daß er um Frieden bitten und ſeine Tochter ausliefern muſte, die in einer ſchwarzen Kutſche gebracht wurde. Die Prinzeſſin, welche nicht wuſte, daß er der Spieler ſei, bat ihn flehentlich, er möge ſie doch leben laſſen, ſie wolle ihn auch heira-

then. Nach vielen Bitten ließ er sich erweichen und war dazu bereit. So fuhren sie denn mit einander ins Schloß. Hier erkannte sie ihn aber und fragte, indem sie recht freundlich war, woher er denn das viele Kriegsvolk bekommen habe. Er erzählte ihr nun von dem Horne, und da er fest glaubte, daß sie jetzt seine Gemahlin würde, so gab er ihr auch das Horn zu der Tasche und dem Mantel, welche sie schon hatte, noch in Verwahrung. Kaum hatte aber die Prinzessin das Horn in ihren Händen, so ward er auch schon wieder aus dem Schlosse getrieben. Seine beiden Brüder waren unterdessen, weil die neun Jahre bald um waren und sie auf ihn nicht länger warten wollten, zu ihrem Vater zurückgekehrt. Er wollte nun auch nach Hause zurückkehren und suchte sich unterwegs als armer Handwerksbursche sein Brot. Schon war er lange in einem Walde fortgegangen, als er auf einen großen und schönen Apfelbaum stieß, dessen Zweige bis auf den Boden hingen und voll der schönsten Aepfel waren. Da ihn sehr hungerte, so pflückte er einige Aepfel ab und aß sie. Gleich darnach wuchs ihm auf dem Kopfe ein Horn, welches immer größer wurde, so daß er nicht mehr unter den Büschen durchkommen konnte. Mühsam arbeitete er sich vorwärts und kam nach einer Meile wieder zu einem hohen Apfelbaume, dessen Zweige er mit seinen Händen nicht erreichen konnte. Daher stieß er sich mit seinem langen Horne einige Aepfel herunter und verzehrte sie. Als er diese gegessen hatte, verging ihm das Horn wieder eben so schnell, wie es vorher gewachsen war. Darauf ging er zu dem ersten Apfelbaume zurück, pflückte sich eine Anzahl Aepfel ab und aß davon einige, damit ihm wieder das Horn wüchse. Nachdem das geschehen war, ging er noch einmal zu dem zweiten Apfelbaume und stieß sich mit seinem Horne auch von diesen noch mehrere ab. Hierauf aß er von diesen Aepfeln, so daß das Horn verging, und wandte sich mit beiderlei Aepfeln der Stadt zu, worin die Prinzessin wohnte. Als er dahin gekommen war, kaufte er sich ein niedliches Körbchen, füllte dieses mit seinen Aepfeln, und stellte sich damit an die Kirchthür, durch welche die Prinzessin in die Kirche ging. Die Prinzessin erschien auch, von einer Kammerjungfer begleitet, und wunderte sich über die schönen Aepfel. Bald bekam sie auch Lust davon zu kaufen und schickte die Kammerjungfer ab, um nach dem Preise zu fragen. Der Tischler forderte für einen Apfel nicht weniger als drei Goldstücke.

Die Kammerjungfer fand das zwar theuer, fragte aber doch, ob er ihr, wenn die Prinzeſſin zwei Aepfel kaufe, einen ſchenken wolle. Er verſprach das. Da kaufte die Kammerjungfer zwei Aepfel. Für die Prinzeſſin gab er ihr nun zwei von den Aepfeln, wovon Hörner wuchſen, ihr ſelbſt aber gab er einen von den Aepfeln, wovon keine Hörner wuchſen. Die Prinzeſſin aß gleich in der Kirche einen der beiden Aepfel. So wie ſie dieſen gegeſſen hatte, bekam ſie auf dem Kopfe ein großes, großes Horn, welches oben durch die Kirche hinaus wuchs. Man muſte alſo die Prinzeſſin auf den Rücken legen und ſo aus der Kirche tragen. Im Schloſſe brachte man ſie in ein großes Zimmer und ließ ſie darin allein. Das Horn aber wuchs immer zu, ſo daß es bald oben durch das Dach des Schloſſes gewachſen war. Der König, welcher ſeine Tochter um jeden Preis wieder von dem Horne befreien wollte, bot eine unermeßliche Summe Geldes, wenn ſich einer fände, der ſeine Tochter heilen könnte. Da kam der Tiſchler, der ſeine Aepfel von beiden Arten zu Pulver gebraten und ſich ganz unkenntlich gemacht hatte, und gab ſich für einen Arzt aus, der das Horn wegſchaffen könne. Er gab der Prinzeſſin ein Pulver von den Aepfeln, wovon das Horn verging, und richtig war am anderen Morgen das Horn nur noch ein Glied lang. Dann gab er ihr wieder einen Löffel voll von dem anderen Pulver, wovon das Horn wieder wuchs, und ſo wechſelte er damit alle Tage ab, ſo daß das Horn bald verging, bald wieder wuchs. Einſt ſagte die Prinzeſſin zu ihm, ihr wolle es vorkommen, als habe ſie ihn ſchon einmal geſehen; an ihrem Hofe ſei einmal ein Spieler geweſen, der habe faſt ganz ſo ausgeſehen, wie er. Das könne wohl ſein, antwortete er, bei ihm zu Lande wäre auch eine Dame, die ſähe gerade ſo aus, wie die gnädige Prinzeſſin. Dann fuhr er fort, er habe doch mehrere Leute von ihren Hörnern ſchon befreit, daß bei ihr das Horn immer von neuem wachſe, daß müſſe einen beſonderen Grund haben; gewis habe ſie etwas auf ihrem Gewiſſen, ſie möge ihm das nur offenbaren, dann verginge auch das Horn völlig. Darauf geſtand ſie ihm, »ſie habe einen Spieler gehabt,« dem habe ſie nach einander Taſche, Mantel und Horn weggenommen. Da ſagte der falſche Arzt, ſie möge ihm alle drei Stücke mitgeben, er wolle ſie auf ſeiner Schlafkammer aufbewahren, dann würde auch das Horn bald ganz verſchwinden. Nun ward die Kammer-

jungfer abgeschickt, die drei Stücke herbeizuholen und dem Arzte zu übergeben, der damit auf sein Zimmer ging, nachdem er ihr vorher noch eine tüchtige Portion von dem Tranke eingegeben hatte, wovon das Horn wuchs. Nachdem er sich die Tasche angebunden, das Horn umgehängt und sich in den Mantel gewickelt hatte, sprach er: „ich wollte, ich wäre da, wo meine beiden Brüder sind.“ In demselben Augenblicke befand er sich auch schon auf seines Vaters Hofe neben seinen beiden Brüdern. Am anderen Tage waren auch gerade die neun Jahre um. Nun wickelten sich alle drei in den Mantel und wünschten sich auf die Zugbrücke, wo ihnen die drei Schlangen die drei Stücke gegeben hatten, und sogleich waren sie da. In dem Schlosse aber, welches verwünscht gewesen, war jetzt alles lebendig geworden; die drei Schlangen traten ihnen als drei wunderschöne Prinzessinnen entgegen und dankten ihnen für ihre Erlösung. Jeder der drei Brüder heirathete die Prinzessin, welche ihn damals auf der Brücke beschenkt hatte, und sie lebten mit einander glücklich und in Freuden. Der Prinzessin mit dem Horne aber wuchs das Horn noch immer fort, und wenn sie unterdessen nicht gestorben ist, so wächst es noch jetzt.

27.

Der gelernte Dieb.

Ein Mann hatte drei Söhne. Als sie so weit herangewachsen waren, daß sie etwas lernen mußten, fragte er sie, zu welchem Handwerke sie Lust hätten. Der eine wollte Maurer werden, der zweite Tischler, der dritte aber erklärte, er wolle ein Dieb werden. Weil nun der Vater von diesem Handwerke durchaus nichts wissen wollte, so entlief ihm der Junge in der nächsten Nacht. Er ging in den Wald hinein und kam bald zu einer Stelle, wo ein großes Feuer brannte, um welches sich Räuber gelagert hatten. Diese fragten ihn, wie er hierher komme und was er wolle. Der Junge erzählte, daß er seinem Vater weggelaufen sei und ein Dieb werden wolle. Die Räuber sagten darauf, wenn das der Fall sei, so möchte er nur bei ihnen bleiben, das könne er bei ihnen auch lernen. So blieb der Junge bei ihnen und ward bald ein vollendeter Dieb. Nach vielen Jahren bekam er das Ver-

langen ſeinen Vater einmal wieder zu ſehen. Er reiſte alſo zu ihm und traf ihn auch lebendig und geſund. Der Vater freute ſich, daß er ihn wiederſah, und fragte ihn, was er denn gelernt habe. Der Sohn antwortete: »das Diebeshandwerk.« Der Vater fragte weiter, ob er denn auch etwas Tüchtiges darin gelernt habe. Das wolle er meinen, erwiederte der Sohn. Nun ging der Vater, der ihm doch nicht ſo ohne weiteres glauben wollte, zu dem Schulmeiſter des Dorfes, der zugleich ſein Gevatter war, der ſollte ihm auf den Zahn fühlen. Der Schulmeiſter kam nun zu ſeinem Gevatter ins Haus und fragte den Jungen, ob er ihm wohl ſein Reitpferd ſtehlen könne; wenn er es ihm ſtehle, ſo ſolle er hundert Thaler von ihm haben, könne er es aber nicht ſtehlen, ſo müſſe er ihm hundert Thaler geben. Der Junge ging die Wette ein und die nächſte Nacht wurde zur Ausführung des Diebſtahls beſtimmt. Der Schulmeiſter ſtellte nun zwei Mann Wache an die Thür des Stalles und ſetzte ſich, um ganz ſicher zu ſein, ſelbſt auf das Pferd. Der Junge aber verkleidete ſich ſo, daß er einem alten Weibe täuſchend ähnlich ſah. Darauf ging er am Abend zu denen, die im Stalle Wache hielten und bat, ſie möchten doch erlauben, daß er ſich in eine Ecke des Stalles ſetze und da die Nacht über bei ihnen bleibe. Jene erlaubten es. Nachdem ſie eine Weile mit einander geſprochen hatten, meinte das alte Weib, ſie müſten doch auch einmal trinken, und reichte ihnen eine Flaſche, in der ein ſtarker Schlaftrunk war, ſo daß ſie bald alle drei ſchnarchten. Darauf brachte der Junge eine Winde unter der Decke an, befeſtigte die Stricke derſelben an dem Sattel, den er losgemacht hatte, und wand ſo den Sattel mi dem Manne, der darauf ſaß, hinauf. Dann zog er das Pferd aus dem Stalle und ritt weg. Am anderen Morgen brachte er dem Schulmeiſter ſein Pferd zurück, und dieſer muſte ſich bequemen ihm die hundert Thaler zu zahlen. Doch der Schulmeiſter wollte ſich damit noch nicht zufrieden geben und trug ihm daher eine zweite Wette an. Er hatte nämlich ein Geſpann Pferde, von dieſen ſollte der Dieb an einem beſtimmten Tage das Sattelpferd wegſtehlen; gelänge es ihm, ſo ſollte er wieder hundert Thaler erhalten, im entgegengeſetzten Falle aber dem Schulmeiſter hundert Thaler zahlen. In Folge dieſer Wette fuhr der Schulmeiſter mit ſeinem Geſpann in den Wald, um Holz zu holen. Der Dieb war ihm aber ſchon dahin vorausgeeilt und hatte ſich, völlig un-

kenntlich, an einem Baume aufgehängt, an welchem der Schulmeiſter vorbei fahren muſte. Dieſer kam vorbei, ſah den Erhenkten, wunderte ſich darüber, fuhr aber weiter. Kaum war der Wagen weg, ſo machte ſich der Dieb ſchnell vom Baume herunter, eilte auf einem Nebenwege dem Wagen wieder voraus, und hing, als jener mit dem Wagen ankam, ſchon wieder an einem anderen Baume. So machte er es fünfmal hinter einander. Der Schulmeiſter wunderte ſich über die Menge der Erhenkten und glaubte zuletzt eine gewiſſe Aehnlichkeit derſelben unter einander zu bemerken. Um ſich nun darüber Gewisheit zu verſchaffen, wollte er zunächſt den erſten und fünften, die ihm am ähnlichſten erſchienen waren, näher mit einander vergleichen. Er ließ alſo den Wagen ſtehn und lief zurück. Während deſſen kam der Dieb ſchnell vom Baume herunter, ſchnitt das Sattelpferd vom Wagen ab und ritt davon. Am anderen Morgen führte er dem Schulmeiſter ſein Pferd vor und erhielt von ihm die zweiten hundert Thaler. Dieſer war jetzt von ſeiner Kunſtfertigkeit überzeugt und verlangte nach keiner weiteren Probe. Ein anderer Mann aber meinte, ihn ſolle er doch nicht betrügen, und erbot ſich ihm hundert Thaler zu geben, wenn er ihm beim Pflügen von dem Geſpann Ochſen den Handochſen wegzuſtehlen vermöchte; könne er aber das nicht bewerkſtelligen, ſo ſolle er ihm hundert Thaler auszahlen. Der Dieb war auch zu dieſer Wette bereit. Der Bauer zog nun zur beſtimmten Zeit mit ſeinem Ochſengeſpann hinaus und fing an ein Feld, welches an einem Walde lag, umzupflügen. Wie er damit beſchäftigt war, hörte er auf einmal im Walde eine Stimme laut rufen: »o Wunder über Wunder, ſeht einmal, was iſt das!« Anfangs kümmerte er ſich nicht darum, doch als der Ruf ſich wiederholte, dachte er bei ſich, er wolle doch einmal ſehen, was da wäre; er ließ alſo Pflug und Ochſen ſtehen und ging in den Wald, wo er aber nichts ſah und auch nichts mehr hörte. Kaum war er aber von dem Pfluge weggegangen, ſo kam auch ſchon der Dieb blitzſchnell aus dem Walde heraus, ſchnitt eins, zwei, drei! dem Handochſen den Schwanz ab, ſteckte dieſen dem Nebenochſen (den beyden) ins Maul und brachte dann den Handochſen dem Bauern in den Stall. Als der Bauer aus dem Walde zurückkam, ſah er, daß er betrogen war, und zog mit dem einen Ochſen nach Hauſe, wo er den ohne Schwanz ſchon im Stalle fand. Somit hatte er die

Wette verloren und muſte dem Diebe die hundert Thaler zahlen. — Der Dieb ſtarb aber zuletzt doch noch am Galgen.

28.

Der einfältige Bauer.

Ein Bauer hatte in der Stadt ein Schwein verkauft und ſieben Thaler dafür bekommen. Auf dem Heimwege kam er an einem Teiche vorüber und ſetzte ſich auf einen der da liegenden Steine, um ſein Geld noch einmal nachzuzählen. Er fing alſo an laut zu zählen, und richtig waren es ſieben Thaler. Während er nun ſo zählte, riefen die Fröſche im Teiche fortwährend: achte, achte! Der Bauer, welche den Ruf der Fröſche auf ſich bezog und deshalb meinte, es müſten acht Thaler ſein, fing alſo an von neuem zu zählen, konnte aber, ſo oft er auch zählte, immer nur ſieben Thaler herausbringen. Die Fröſche blieben aber nichts deſto weniger bei ihrem Rufe: achte, achte! Da wurde der Bauer zuletzt ärgerlich, warf die ſieben Thaler in den Teich und ſprach dabei: „Nun, wenn ihr es denn beſſer wiſſet, ſo zählt ſelbſt nach!“ Dann wartete er geraume Zeit darauf, daß ihm die Fröſche das Geld wiederbringen ſollten. Dieſes blieb aber im Teiche, und er muſte ohne das Geld nach Hauſe zurückkehren.

29.

Der Zaunkönig.

Die Vögel wollten einen König haben und beſchloſſen denjenigen Vogel zum Könige zu wählen, der am höchſten fliegen würde. Als der Wettflug begann, ſetzte ſich der Zaunkönig dem Adler auf den Schwanz, und als dieſer nun am höchſten geflogen war, erhob er ſich vom Schwanze deſſelben und flog noch eine Strecke höher. Doch die Vögel wollten einem ſo kleinen Vogel nicht huldigen und ſchwuren ihm, ergrimmt über den Betrug, den Tod. Da kroch der Zaunkönig in ein Mauſeloch, und die Vögel ſtellten die Eule als Wache davor. Doch dieſe ſchlief ein und der Zaunkönig entſchlüpfte in einen Zaun. Daher rührt der Name

Zaunkönig und die Feindschaft der Vögel gegen die Eule, welche so schlecht Wache gehalten hatte.

30.

Die Katzen und die Hunde.

Vor Zeiten wollten einmal die Hunde die Knochen nicht mehr fressen und fingen deshalb einen Prozeß mit den Menschen an. Sie versammelten sich und gingen in Masse hin zu einem Advocaten. Als sie unterwegs auf eine Brücke gekommen waren, kamen die Katzen und warfen ihnen die Acten, welche sie auf ihren Schwänzen trugen, ins Wasser. So verloren denn die Hunde ihren Prozeß und müssen noch bis diese Stunde die Knochen fressen. Daher ist die Feindschaft zwischen den Hunden und Katzen entstanden.

31.

Weshalb der Esel ein Kreuz auf dem Rücken hat.

Als der Heiland nach Jerusalem reiten wollte, wandte er sich an das Pferd und fragte dasselbe, ob es ihn auf sich nehmen und nach der Stadt tragen wollte. Das Pferd aber, eben mit Fressen beschäftigt, antwortete ihm, es wolle erst fertig fressen. Zur Strafe dafür muß es seitdem immer fressen, ohne doch jemals satt zu werden, und wird nur müde. Darauf wandte sich der Heiland an den Esel und fragte, ob er ihn tragen wollte. Dieser war auch sogleich dazu bereit und trug ihn nach Jerusalem. Als Zeichen des bereitwilligen Gehorsams hat der Heiland dem Esel das Kreuz auf dem Rücken gegeben, welches immer dunkler gefärbt ist, als der übrige Rücken.

32.

Wer wird selig?

Eine Sauhirtin verthat viel Geld und war deshalb immer in Noth. Um dieser ein Ende zu machen, citirte sie den Teufel

und bat ihn ihr Geld zu bringen. Dieser war auch dazu bereit, nur stellte er die eine Bedingung, daß ihm gehören solle, was auf dem Hofe zuerst geboren würde. Die Frau ging darauf gern ein, weil sie an ihre Sau dachte, die bald Junge werfen muste. Der Teufel brachte nun immer Geld, so daß es der Frau nie daran fehlte, aber gegen alle Erwartung gebar sie früher und zwar einen allerliebsten Knaben, der nun nach dem Vertrage dem Teufel verfallen war. Je mehr der Sohn heranwuchs, desto betrübter wurde die Mutter darüber. Diesem blieb ihre Betrübnis nicht verborgen, und als er einst recht in sie drang, theilte sie ihm die Ursache ihres Kummers mit. Der Sohn beruhigte sie und sagte, dafür wolle er schon Rath schaffen, er wolle in die weite Welt gehn, um zu erfahren, wie er dem Teufel entginge. Er that das und kam auf seiner Wanderung zu einem Wirthe, der mitten in einem Walde wohnte. Diesem erzählte er sein Schicksal und fragte ihn um Rath, wie er dem Teufel entgehn könnte. Der Wirth sagte, er selbst könne ihn nicht retten, aber im nahen Walde hause ein Räuber, der könne ihm helfen. Darauf ging er zu diesem und eröffnete ihm, weshalb er gekommen sei. Der Räuber sagte, er könne sich und auch ihm helfen, wenn er ihm ein Glied des Leibes nach dem anderen mit einer glühenden Zange abschneide. So that der Jüngling, der Räuber aber starb. Der Jüngling wanderte nun weiter und kam zu einem Pastor, dem er alles erzählte. Dieser sagte, wenn der Räuber selig würde, so wolle er auf die Seligkeit verzichten; für den sei nämlich in der Hölle schon ein glühender eiserner Stuhl bereit, in dem er sitzen müsse. Doch der Räuber ward, wie der Sohn der Saubirtin selig, der Pastor dagegen kam in die Hölle und zwar in jenen Stuhl, der nach seiner Rede für den Räuber bestimmt gewesen war.

32.

Petrus und der Heiland.

Als der Heiland einst mit dem Apostel Petrus auf Erden umherwanderte, kamen sie in eine große Stadt. Hier sahen sie vor der Thür eines Hauses eine Frau stehn, die sehr jammerte, weil so eben ihr Mann gestorben war und sie nun nicht wuste,

wie sie mit ihren fünf Kindern durchkommen wollte. Petrus hatte Mitleid mit der Frau und sprach zum Heiland: „Herr, hilf ihr und gieb dem Manne das Leben wieder.“ Der Heiland ließ sich bewegen, ging mit Petrus in das Haus und rief den Todten in das Leben zurück. Dann gingen sie weiter und kamen vor der Stadt bald zu einem Fischteiche. Der Heiland griff hinein, zog einen zappelnden Fisch heraus und nahm ihn mit. Nach einer kleinen Weile kamen sie zu einem Sandhügel. Hier blieb der Heiland stehn und hieß Petrus in dem trockenen Sande ein tiefes Loch graben. In dieses legte er den Fisch, der noch ganz lebendig war, und warf es dann wieder zu. Nach einem Jahre kamen beide wieder in dieselbe Gegend; da erblickten sie auf dem Sandhügel einen Galgen, woran ein Mann hing. Auf den Galgen hinweisend, sprach der Heiland zu Petrus: „sieh, das ist der Mann, dem ich vor einem Jahre auf deine Bitten das Leben wiedergab, und der jetzt wegen seiner Missethaten gehängt ist.“ Alsdann führte er Petrus zu der Stelle, wo er den lebendigen Fisch eingegraben hatte, und fing an im Sande zu graben, bis er auf den Fisch kam, den er lebendig herauszog. Indem er Petrus den Fisch hinreichte, sprach er zu ihm die Worte: „so gut wie ein Fisch im trockenen Sande lebt, so gut kann auch eine arme Mutter mit ihren fünf Kindern durchkommen.“

33.

Weshalb die Pfarrer keine Perücken mehr tragen.

Der heilige Petrus wollte einst einen Pfarrer durchaus in den Himmel haben und versuchte deshalb ihn an den Haaren hineinzuziehen. Der Pfarrer trug aber eine Perücke, welche Petrus statt der Haare faßte. So behielt er denn diese in der Hand; der Pfarrer aber fiel herunter und kam nicht in den Himmel. Seit der Zeit sind die Perücken bei den Pfarrern abgeschafft, weil sonst keiner in den Himmel kommen würde.

C.

Anmerkungen.

I.

Zu den Sagen.

1. Mündlich aus Münden und Dankelshauſen. — Die Bramburg wurde im Jahre 1458, dann wieder 1494 erobert. Herzog Erich der Aeltere kam erſt 1495 zur Regierung. Vgl. N. vaterländiſches Archiv 1831, S. 158. 160. Willigerod Geſchichte von Münden S. 92. 93. Die Sage von einer Kette oder einem Drahte mit einer Klingel, wodurch dem lauernden Räuber ein Zeichen gegeben wird, findet ſich mehrfach. Vgl. N. 2. 66. 69. M. S. 66. 150. Ndd. S. 186 und Anm. Müllenhoff 278. Herrlein S. 25. Die Ableitung des Namens Löwenhagen iſt, wie gewöhnlich die Volksetymologieen, falſch. — S. 9, Z. 9 l. mit denen.

2. Eſcherode. — Der Sichelſtein ſtand ſchon im elften Jahrhundert; im Jahre 1372 ließ ihn Herzog Otto der Quade aufs Neue befeſtigen. Die Landgrafen von Heſſen ſetzten dieſer Burg den Senſenſtein entgegen. Havemann Geſchichte der Länder Braunſchweig und Lüneburg 1853, B. 1, S. 440.

3. Meenſen. — Der Brackenberg wurde im Jahr 1411 zerſtört. Herzog Erich war alſo auch hier nicht der Eroberer. Willigerod a. a. O. S. 89. N. vaterl. Archiv 1831, S. 157 und 270, wo drei in der Nähe befindliche Denkſteine erwähnt werden. Einer, der in der neuern Zeit weggeführt iſt, hieß der Spangenbergsſtein. An der Stelle, wo er ſtand, hat nach der Sage in alten Zeiten ein Herzog von Braunſchweig einen Ritter von Spangenberg, den damaligen Inhaber der Brackenberges, ermorden laſſen. Der zweite Stein bewahrt das Andenken an Ernſt Oppermann, der dort 1645 erſchoſſen wurde. Ueber den dritten ſ. zu N. 56.

4. Reinhauſen, Bremke, Benniehauſen, Gelliehauſen. — 1. Zu dem Aufhängen einer Laterne vgl. N. 23, 2. — 2. Daß Ritter und Räuber, um ihren Verfolgern zu entgehn, ihren Pferden die Hufeiſen verkehrt unterſchlagen laſſen, iſt eine verbreitete Sage. Daſſelbe wird auch von einem Herrn von Niedeck und den Bewohnern der Bramburg erzählt. Vgl. N. 67–69. D. S. 127. Müllenhoff 16. Ndd. S. 186. 364. Harrys 1, 52. Prohle S. 176. Meier 15, 2. Schöpp-

ner 795. Die Erzählung von den feindlichen Brüdern erwähnt auch Veldeck, Göttingen und seine Umgebungen 2, S. 128 und erklärt sie historisch. Zwei Zweige der Familie von Uslar, die mehrfache Streitigkeiten mit einander hatten, besaßen die beiden Burgen. — 3. Vgl. N. 6, 2. 119. Müllenhoff 90. Baader 351. Meier 15, 5. Aehnliche Sagen sind uns von dem grundlosen Pfuhle bei Lutterhausen und einem Teiche bei Hunnesrück erzählt. — 4. Hurkuzen bedeutet niederhocken, sich verkriechen.

5. Hetjershausen. — Ueber die kaiserliche Pfalz Grone bei Göttingen s. Havemann a. a. O. 1, S. 336. Der Herr von Hagen, dem die Länder bis an den Rhein gehören, kann eine dunkele Erinnerung an den deutschen Kaiser sein; doch kann man die Sage auch auf die alten Grenzen des Herzogthums Sachsen beziehen.

6. Eddiehausen, 4 aus Lauenberg. — 1. Zu der auch außerhalb Deutschland verbreiteten Sage von der Einmauerung eines Kindes, wodurch eine Burg unüberwindlich wird, vgl. D. Mythol. S. 1096, dann N. 14, 1. 16. 23. 24. Nach Müllenhoff 331 wurde in dem Loche eines Deiches bei Heiligenstedten ein Kind vergraben. Es sprach, ehe es zugeschüttet wurde, noch die Worte: „Ist nichts so weich, als Mutters Schooß? Ist nichts so süß, als Mutters Lieb? Ist nichts so fest, als Mutters Treu?“ Um ein Loch in der Kirchenmauer zu Goslar auszufüllen, mauerte man eine schwarze Katze mit ein. D. S. 182. Ob Gebräuche dieser Art jemals geübt sind, bleibt dahin gestellt. — 2. Berichtet auch Meier, Plessischer Ursprung und Denkwürdigkeiten, Leipzig 1713, S. 124 und darnach Veldeck a. a. O. 2, 299. S. zu 4, 3. — 3. 4. Ueber die Erbauung der Plesse, die Feindschaft mit den Hardenbergern und Adolf von Dassel s. Meyer a. a. O. S. 33. 115 fg. 138. 195. — 5. Nach einem andern Berichte aus Eddiehausen standen die Pferde, welche von den alten Ritterpferden abstammten, oben auf dem einen Thurme der Burg. Der sagenhafte Zug, daß Pferde auf eine wunderbare Weise oben in einem Gebäude erscheinen, kommt in verschiedenen Erzählungen vor. D. S. 174. 340. Müllenhoff 554. N. S. 536 und Anm. DMS. 405.

7. Wolbrechtshausen. — Ein Beispiel der vielen Sagen, die sich gebildet haben, um Bestehendes zu erklären.

8. Brunstein. — Das Fräulein gehört zu den weißen Frauen (N. 9. 105 fg.); der schwarze Ritter, welcher Nachts unter Donner und Blitz erscheint, ist der Teufel. Daß auf dem Retoberge (niederdeutsch Reibarg) zwischen Wibrechtshausen und Brunstein der Götze Reto einen Altar gehabt habe, wird auch in Langenholtensen erzählt. Die Sage stammt aus der historia Bonifacii des nicht glaubwürdigen Pfarrers Letzner zu Hardegsen, welcher Cap. 12 (Hildesheim 1602) so berichtet: „Bonifacius ist den Strich auf Bremen und daher durch, da itzt das Stifft Hildesheim und Ganderßheim gelegen, komen und unter wegen, in Monte Retonis auf einem Stollen, zwischen dem Brunstein und dem Closter Wibbrechtshusen Retonem, einen heidnischen

Götzen umbgeworffen, welchen das Volk daherumb, wann sie etwas anfahen wollen, als einen Gott mit stadtlichem Opffer verehret und angebetet haben. Derselbig Berg wird noch Mons Retonis, der Retberg genandt. — Nach der Bekerung aber, und als diese Leut Christen wurden, hat man auff demselbigen Hügel am Ostertage mit der Sonnen untergang, noch bey Menschen gedenken, das Osterfewr gehalten, welches die alten Bocksthorn (am Rande: Bocksthorn) geheissen." Die Nachricht verdient wenig Glauben, obgleich Letzner als Gewährsmann am Rande Conr. Fontanus, einen Helmersbäuser Benedictiner im dreizehnten Jahrhundert, nennt. Vgl. D. Mythol. 172. 583. Herr Senator Friese in Northeim hat die Güte gehabt, uns eine genaue Beschreibung der Oertlichkeiten des Retoberges und des darauf befindlichen Hügels mitzutheilen, aus der wir Folgendes entnehmen. Auf dem Hügel befindet sich eine hufeisenförmige Vertiefung, in deren Mitte eine Erhabenheit sichtbar ist; hierher verlegt die Sage die Verehrung des Götzen Reto. Der Eingang in die Vertiefung ist von der westlichen Seite; die Richtung der Erhabenheit, auf welcher der Götze gestanden haben soll, geht von Westen nach Osten. Die Vertiefung sieht einem Steinbruche ähnlicher als einem Götzenaltare. Der Hügel selbst mit einem Wallringe umgeben, scheint keine natürliche Bodenerhöhung, sondern von Menschenhänden aufgeworfen zu sein. Ob er ein Grabhugel, oder eine Opferstätte, oder keines von beiden ist, kann nur die Oeffnung desselben lehren.

9. Brunstein und Langen-Holtensen. — Nach einem andern Berichte aus Holtensen soll die Jungfrau von dem Grafen Bruno, nach dem die Burg benannt ist, gemishandelt sein und bei den Vorfahren der Könige von Hannover Schutz gesucht haben. Ihr Erscheinen wird mit dem Tode eines Mitgliedes der königlichen Familie in Verbindung gebracht, wie das Erscheinen der weißen Frau in dem Berliner Schlosse. Vgl. M. S. 119.

10. Vogelbeck und Hohnstedt, 4 aus Ahlshausen. — Zu 2 vgl. D. S. 464. Ein Vogelheerd Heinrichs wird an mehreren Orten gezeigt, bei Schulenberg an der Oker (Nbd. S. 211), bei Willershausen, Pohlde und sonst. Pröhle 7. 91. 186. Nach Nbd. S. 208 sitzt Kaiser Heinrich im Sudemerberge und wird wiederkehren, wenn einmal Goslar in großen Nöthen ist, auch im Rammelsberge, aus dem er hervorgehn wird, wenn drei Steine, welche er vor seinem Tode in die Mauern von Goslar hat einmauern lassen, herausfallen. Andere Sagen vom Kaiser Heinrich das. 207. 212. — 3. L. genauer. — 4. ist bereits von Teichmann in dem Braunschweig. Magazin 1825, N. 19 mit geringen Abweichungen mitgetheilt. Es wird noch hinzugesetzt, daß die beiden, welche ihre Knochen weggeworfen hatten, zurückkehrten, um sie zu suchen, aber von unsichtbaren Händen derbe Ohrfeigen erhielten. Dieselbe Sage heftet sich an Friedrich Rothbart und Otto den Rothen im Kifhäuser, Nbd. S. 247, 5. Bechstein, Thüring. Sagenschatz 4, S. 25, Sommer 1. Die Entrückung von Helden der Vorzeit ist ausführlich D. Mythol. S. 903 fg. behandelt;

indes müssen wir die Zusammenstellung derselben mit heidnischen Göttern, namentlich Friedrichs mit Wuotan und Donar (das. S. XVI. 910) als unbegründet bezeichnen. Ich habe bereits altd. Rel. S. 396 nachgewiesen, daß das Innere der Berge mehrfach als Aufenthaltsort der Todten aufgefaßt wurde, wo sie fortlebend gedacht wurden. S. Abhandlung II. Daran knüpft sich die bereits in der Edda vorkommende Idee der Wiedergeburt. — Nachträglich theilen wir noch folgende Sage aus Vogelbeck mit: Heinrich der Vogler gerieth mit dem Ritter auf der Heldenburg und mit noch einem anderen benachbarten Ritter in Streit, und beide wollten ihn auf seiner Burg angreifen. Um sich seiner Feinde besser erwehren zu können, ließ er viele scharfe Messer in große tannene Balken einschlagen und die dann an den Mauern der Vogelsburg aufhängen; wenn nun die Feinde stürmten, so sollten diese auf die Stürmenden herabgelassen werden. Doch alles wollte nicht helfen, und die Burg ward von den Feinden erobert. Als Heinrich sah, daß er verloren sei, ging er mit seiner ganzen Familie hinab in den Weinkeller der Burg und rief laut, der liebe Gott möge doch geben, daß alle hundert Jahre einer von seiner Familie wieder erscheinen dürfe. Er selbst ist niemals wieder zum Vorschein gekommen, wohl aber ist seit der Zeit alle hundert Jahre dort eine weiße Jungfrau erschienen. Das letzte Mal hat sie sich dem alten Wessel gezeigt, seitdem sind aber bald wieder hundert Jahre verflossen.

11. Salzderhelden. — Nach einer andern Ueberlieferung merkte der Dieb, daß er an dem Kreuze fest gehalten wurde. Nach mehreren vergeblichen Anstrengungen sich los zu machen, fing er endlich an zu beten. Da fühlte er sich auf einmal frei und ging nun fort, ohne das Kreuz mitzunehmen. Vgl. N. 30.

12. Dassensen und Wellersen. — In Edemissen wird erzählt, die Herzogin habe ihren Gemahl in einem Sacke fortgetragen. Herzog Heinrich III. wurde auf dem Grubenhagen im Jahre 1448 von dem Landgrafen Ludwig von Hessen in Verbindung mit Heinrich und Wilhelm dem Aeltern von Braunschweig vergebens belagert. Uneinigkeit unter den Verbündeten bewirkte die Aufhebung der Belagerung. Havemann a. a. O. S. 719. 720. Unsere Sage besteht aus zwei Theilen. In dem ersten hat sich das Andenken an die vergebliche Belagerung erhalten, deren Mislingen hier, wie mehrfach in Volkssagen, einer List der Belagerten zugeschrieben wird. Der zweite wahrscheinlich später hinzugefügte Theil fällt in eine Klasse mit den Sagen von Weinsberg und andern Orten. Vgl. N. 1. 14, 2. Meier 374. D. S. 481. Nbd. S. 38 und Anm. N. S. 38 und Anm. H. S. 236. Wir fügen noch einen andern Bericht aus Kohnsen hinzu: Auf dem Grubenhagen wohnten vor Zeiten Ritter. Einst hatte sich der Ritter, dem die Burg gehörte, irgendwie die Feindschaft des Landgrafen von Hessen zugezogen, so daß dieser schwur, wenn er den Ritter in seine Gewalt bekomme, so wolle er ihn aufknüpfen lassen. Der Landgraf sammelte darauf Kriegsvolk und lagerte sich damit vor der Burg. Sieben Jahre lang belagerte er sie, ohne sie einnehmen zu können, denn die Besatzung

wehrte ſich tapfer und warf auch oft Gipskugeln auf die Belagerer, „weil ſie damals noch keine Schießgewehre hatten“. Doch endlich waren denen in der Burg die Lebensmittel ausgegangen; nur noch eine alte Sau war da, die man jeden Morgen an den Ohren zupfte, ſo daß ſie laut ſchrie, damit die Belagerer glauben möchten, es würden in der Burg noch täglich Schweine geſchlachtet. Als ſich die Belagerten aber endlich gar nicht mehr zu rathen und zu helfen wußten, erbot ſich die Burgfrau gegen den Landgrafen, die Burg zu übergeben, wenn ihr und ihrer Magd geſtattet würde, mit ihrer koſtbarſten Habe, die ſie in einem Tragkorbe wegtragen könnten, frei abzuziehen. Als das von dem Feinde zugeſtanden war, packte die Burgfrau ihren Mann in den Tragkorb, den ſie ſelbſt trug, die Magd aber mußte die koſtbarſten Sachen in den andern Tragkorb thun. So gingen ſie beide mit ihren Tragkörben mitten durch das feindliche Heer bis nach Einbeck. Beim Weggehen von der Burg ſprach der Ritter dieſe Worte: Grübenhagen, bewere nich, de Landgraf von Hessen doit dek nits, du bist un blifst noch lange jär de Grübenhagen vor wi nä. Von Einbeck flüchtete ſich dann der Ritter nach Hannover, wo er blieb. Auf dieſe Weiſe iſt der Grubenhagen an Hannover gekommen.

13. Lüthorſt. — Auch in den verſchütteten Kellern des alten Schloſſes Lauenberg ſoll ſich noch ein goldenes Spinnrad und ein goldener Haspel befinden. Solche Kleinode mögen mit der weißen Frau in Verbindung ſtehen, welche ſich bei Daſſel und Lauenberg zeigt. Vgl. N. 113. 123. Panzer S. 53. altd. Rel. 127. Doch kommen ſie auch in Verbindung mit Zwergen und Rieſen vor; N. 140, 5. 159, 2. Golshorn S. 116. — Oſtpreuß. S. 160 wird eine goldene Schüſſel und eine ſilberne Egge des Gottes Perkunos erwähnt. An und für ſich iſt der goldene Haspel und das goldene Spinnrad nur ein beſonderer Ausdruck für Schätze, wie ſonſt goldene Wiegen Mülenhoff 470. N. S. 298. Ndd. S. 167, 3. Harrys 1, 7. Deecke 5. Panzer S. 383. Oſtpr. S. 250; Wagen Schöppner 1122. DMS. 429; Kälber und Hennen Pröhle S. 187. Baader 192. Bosquet S. 160. D. Mythol. 932; Gänſe Ndd. S. 233. Sommer 56. Wenn dazu S. 175 bemerkt wird, daß die Gänſe an die Stelle von Schwänen getreten ſein möchten, ſo daß Schwanjungfrauen gemeint wären, die gleich bergentrückten Helden unter der Erde wohnen, ſo hat dieſe Zuſammenſtellung eben ſo wenig Grund, wie ſo viele andere, durch welche die deutſche Mythologie mehr verdunkelt, als aufgehellt iſt.

14. Lüthorſt und Hunnesrück. — Vgl. zu 6, 1. In Deitersen erzählt man, daß einer Mutter ihr uneheliches Kind für zweihundert Thaler abgekauft wurde. Man gab demſelben einen Zwieback in die Hand und mauerte es darauf ein. Damit bringt man noch den Umſtand in Verbindung, daß auf der Erichsburg, wie das Volk ſagt, kein uneheliches Kind geboren werden darf. — Die Burg iſt vom Herzog Erich 1525—30 erbaut, von Julius Heinrich 1604 befeſtigt.

15. Einbeck, Negenborn, Stadtoldendorf. — 1. Lies mit ſeinem Bruder, dem — — Ueber die Ermordung Heinrichs von

Homburg durch Otto von Eberſtein ſ. Havemann a. a. O. 636. Die Volksſage macht, wie häufig, aus den Beſitzern von zwei benachbarten Burgen, zwei Brüder. Vgl. Ndd. S. 145. Müllenhoff 47.

16. Umgegend von Einbeck. — Dieſelbe Sage, in einigen Punkten abweichend, Ndd. S. 276. Die Burg iſt im Jahre 1295 erbaut

17. Pöhlde. — Die ſpukende Frau des Thorwächters gehört zu den weißen Frauen; ſie erſcheint hier als ein Tod und Verderben bringendes Weſen. Vgl. die römiſche Sage von Tarpeja, die noch nach dem jetzigen Volksglauben in einem Felſen ſitzen ſoll. Niebuhr Röm. Geſch. 1, S. 242. Die Burg heißt ein Platz zwiſchen Pöhlde und dem Bornberge, eine von den vielen Stellen, wo Heinrichs Vogelheerd geweſen ſein ſoll; wahrſcheinlicher kommt der Name von der alten kaiſerlichen Villa, von welcher der Ort und das Kloſter Pöhlde ausgieng. Sonne Beſchreibung des Königr. Hannover, B. 5, S. 711.

18. Tradition der Familie von Adelebſen. — Ueber die Erwerbung eines Grundſtücks durch Umgehn oder Umreiten ſ. Grimm D. Rechtsalterthümer S. 86—88. Vgl. D. S. 411. 422. 433. Ndd. S. 78 und Anm. M. S. 37. 171. N. S. 81. 339. S. 18. 21. DMS. 286 und Anm. Sommer 69. Pröhle S. 28. Firmenich 1, S. 335. 336.

19. Adelebſen. — Ueber verſunkene Kirchen vgl. zu N. 73, 4.

20. Meier führt Pleſſ. Urſprung S. 184 eine Quittung Gottſchalks IV. von Pleſſe über ein Paar rothe Hoſen an, welche ihm die von Parenhoſen für die Hut zu Rodershuſen geliefert haben. Abweichend lautet eine Sage aus Göttingen. Einſt wurde die Pleſſe belagert. Als nun die Burg nicht länger vertheidigt werden konnte, wickelte ſich der Burgherr ganz in Betten ein und ſtürzte ſich dann, Edelhauſen gegenüber, den ſteilen Abhang hinunter. Er kam glücklich unten an und eilte von da unbemerkt nach Parenſen, wo ein alter Einſiedler lebte, der ihm ein Paar Hoſen ſchenkte, um damit ſeine Blöße zu bedecken. Nachher baute der Herr von Pleſſe hier eine Kirche; der Ort aber erhielt von dem geſchenkten Paar Hoſen den Namen Parenſen.

21. Stöckheim. 22. Hohnſtedt, Kalefeld. — L. Schneidekrug.

23. Einbeck, Daſſel, Kuventhal. — S, zu N. 4, 1. 6.

24. Einbeck und Andershauſen. — Der Bau der Brücke bei Kuventhal wurde im Jahre 1829 angefangen. Obgleich alſo noch viele Menſchen leben, welche die Unwahrheit der Erzählung bezeugen können, hat ſich doch die alte Sage von der Einmauerung eines Kindes auch an dieſes anſehnliche Bauwerk (die Brücke iſt 387 Fuß lang und 73 Fuß hoch) geheftet. Der Zuſatz iſt eine mildernde Form der alten Sage.

26. Hildesheim, ſchriftlich durch Herrn Dr. Seifart. — Ueber das Läuten der Glocke vgl. zu N. 32. Die heil. Jungfrau fängt Steine und Pfeile oder Kugeln auf. N. S. 372. Schoppner 755. 1000 u. m.

28. L. Paderborn.

29. Aehnliche Sagen, nach denen durch Schneefall die heilige Stätte bezeichnet oder der Grundriß einer Kirche dargeſtellt wird, bei Müllenhoff 141 und Baader 381; vgl. auch Oſtpr. S. 167.

30. Sudershauſen. L. Leiſenberg, Leiſenberger. Die rieſige Geſtalt werden andere hier wegen des weißen Pferdes für einen heidniſchen Gott, etwa für Wodan erklären; ſie deutet aber eher auf den Teufel. Daß eine Oeffnung in der Wand nicht ausgefüllt werden kann, kommt in Teufelsſagen vor. Vgl. N. 167. Daß Geiſter durch das heilige Kreuz mehrfach zurückgehalten werden, iſt ein gewöhnlicher Zug. — Eine Sage aus Delliehauſen berichtet, wie man einſt die Reſte der Kirche, welche zu einem zerſtörten Dorfe Mallenhauſen gehörte, abbrechen wollte. Als man eben an das Werk gehn wollte, kam ein furchtbares Gewitter und vertrieb die Frevler. Vgl. auch N. 11.

31. Scharzfeld; vgl. Pröhle 195. Harrys 2, 32. Eine andere Ueberlieferung weiß nichts von den hölzernen Geräthſchaften, berichtet aber, daß der Hirte die Kirche in einer Nacht vollſtändig ausgehauen habe. Durch beide ſoll bezeichnet werden, daß Gott Wohlgefallen an dem frommen Werke hatte. Eine Form, bei der man aber den Einfluß der Gelehrſamkeit nicht verkennen kann, gibt F. W. Meiſter, Herzberg am Harz, Goslar 1853, S. 68: Zur heidniſchen Zeit, als das Volk am Harze den Götzen Krodo angebetet und dieſem Opfer gebracht habe, ſei ein ehrwürdiger Eremit auf dem Felſen, wo die Steinkirche liegt, unter dem verſammelten Volke in dem Augenblick erſchienen, als dieſes dem Krodo ſein Opfer dargebracht, und habe ſodann den Heiden die Lehre des Evangeliums gepredigt. Das Volk aber ſei über ſolche Neuerung in Zorn und Wuth gerathen und habe den Eremiten zu ſteinigen gedroht. Dieſer aber habe, von Muth und Kraft in der ſchweren Stunde geſtärkt, einem ſeiner Trabanten die hölzerne Streitart entwunden und in der Fülle ſeines, auf den Allmächtigen geſtützten Glaubens geſchworen: „So gewiß, als ich mit dieſem ſchwachen Werkzeuge dieſes feſte Geſtein ſpalte, ſo gewiß, als dieſes Holz einen Tempel zur Verehrung des alleinigen Gottes aus dieſem unerſchütterlichen Felſen ſchaffet, ſo wahr iſt das Wort des Evangeliums, welches ich euch predige“; und wie der Eremit ſo geſprochen, habe er mit bebenden Armen gegen die rauhe Klippe mit der Streitart geſchlagen, und der feſte Stein blätterte ſich, gleich dem bildſamen Thone, vor den Streichen ſeines Beils. So entſtand die Steinkirche.

32. 33. Als Stifterin des Geläutes in Münden wird auch eine Nonne Catharina genannt. Eine Sage aus Merrhauſen erklärt das Abendgeläute in Hörter auf gleiche Weiſe. Wenn derjenige, dem das Läuten obliegt, es unterläßt, ſo hat er Nachts keine Ruhe; die Betten werden ihm unter dem Leibe weggeriſſen u. ſ. w. Vgl. N. 26. Die Sage wiederholt ſich an verſchiedenen Orten. Baader 221. 349. 482. Schöppner 657. Herrlein S. 9 u. m.

34. Nach einer ſchriftlichen Mittheilung von Pröhle muß der Küſter ſelbſt jeden Tag das Bett machen, ſonſt koſtet es ihm das Le-

ben. — Vgl. N. 154, wo daſſelbe von Hünenbetten erzählt wird. Auch der Hausgeiſt läßt Spuren im Bette zurück und theilt Ohrfeigen aus. Im Allgemeinen vgl. Ndd. S. 1. 38, 6 und Anm. N. S. 329. Stöber 244.

35. 36. Hildesheim, ſchriftlich durch Herrn Dr. Seifart. Vgl. N. 11. 30; dann zu N. 76, 2.

27. Hollenſtedt. Daß der Todte nach dem alten Glauben dem irdiſchen Leben nicht ganz entfremdet iſt, es nicht vergeſſen hat, iſt altd. Rel. S. 410 gezeigt; daher kommt es auch vor, daß Todte noch Rache üben, daſ. 413; vgl. auch N. 236. Damit hängt zuſammen, daß Feinde ſich auch nach dem Tode haſſen und nicht in einem Grabe ruhen wollen, wie auch DMS. 109 erzählt wird. Mit unſerer Sage ſtimmt eine heſſiſche H. S. 25, nach welcher auf der Todtenhöhe bei Frankenberg in grauer Vorzeit eine Schlacht geſchlagen wurde. An dem jedesmaligen Jahrestage erheben ſich in der Nacht die Gebliebenen und wiederholen das blutige Spiel. Herr Wolf hat dieſe Sage ohne Grund unter diejenigen geſtellt, welche von Aus- und Umzügen der Götter handeln, und bemerkt dazu S. 186: „Sobald der Kampf der Helden in Walhöll zu Ende iſt, erheben ſich die Gefallenen zu neuem Leben.“ — Die Sage iſt ſo einfach, daß ſie einer Erläuterung durch die nordiſche Mythologie gar nicht bedarf, und die herbeigezogene Walhöll gehört nicht hierher.

38. Ueber die Schlacht bei Tackmanns Graben, welche am Pankratiustage 1479 von den Einbeckern dem Herzog Wilhelm dem Jüngern mit ſeinen Verbündeten geliefert wurde, ſ. Havemann a. a. O. S. 721. 722 und N. vaterl. Archiv 1846. S. 68. 69.

39. Nach einer Mittheilung aus Eilenſen iſt auf dem Hundefelde im ſiebenjährigen Kriege einer Abtheilung Franzoſen ein blutiges Gefecht geliefert.

41. Dankelshauſen. — Vgl. N. 42. 51. 222. Ndd. S. 157 und Anm. Müllenhoff 259 und Anm. Baader 345. Meier 139. 352. 348. Schöppner 973. W. Zeitſchr. 1, 191.

43. Waake. — Die Sage iſt für die Art und Weiſe, wie das Volk geſchichtliche Begebenheiten auffaßt und behält, ſehr charakteriſtiſch. Radolfshauſen gehörte zu der Grafſchaft Pleſſe. Als 1571 Dietrich von Pleſſe, der letzte dieſes Geſchlechts, ohne Hinterlaſſung von Leibeserben verſtarb, benutzte Landgraf Wilhelm von Heſſen die Abweſenheit Erichs II., welchem die nächſten Anſprüche auf die Beſitzergreifung dieſer Herrſchaft zuſtanden, und ohne auf die Widerrede von deſſen Räthen zu achten, zog er die herrenloſen Güter ein. Das einzige Amt Radolfshauſen wurde damals durch Herzog Wolfgang von Grubenhagen dem Hauſe der Welfen gerettet. Havemann Geſchichte der Lande Braunſchweig und Lüneburg (Lüneburg 1837) 1, S. 385. Vgl. Meier Pleſſiſcher Urſprung S. 277.

44. S. zu 20.

45. Ueſſingshauſen. — In Frebelsloh, wo die Sage auch bekannt iſt, wird noch hinzugeſetzt: Werden die Eichen jemals alle ab-

gebauen, ſo fällt der Kamp an Ueſſinghauſen. Vgl. N. 48 und eine ähnliche Sage bei Firmenich 1, S. 301.

46. Fredelslob. — Es wird auch erzählt, in der Ahlsburg habe ein Schloß geſtanden, worin der Fürſt von Ahlsburg wohnte. Der Wallgraben ſoll noch zu ſehen ſein. Vgl. N. 49 fg. Eine ähnliche Sage wird von der ſog. Lengder Burg, einem Walde zwiſchen Lengden und Göttingen erzählt. Die beiden Fräulein, denen der Wald gehörte, erboten ſich ihn den Bewohnern von Lengden zu ſchenken, wenn dieſe ſie dafür bis zu ihrem Tode unterhalten wollten. Von dieſen abgewieſen wandten ſie ſich an die Göttinger.

48. Nach einer dritten Ueberlieferung aus Einbeck kamen einſt Nonnen dahin und baten um die Erlaubnis ſich in der Stadt niederzulaſſen. Die Bürger ſchlugen ihre Bitte ab, und die Nonnen giengen wieder fort. Jene beſannen ſich bald eines Andern und eilten den Nonnen nach um ſie zurück zu holen; auf der Hube erreichten ſie ſie. Die Nonnen wollten jetzt auf ihr Anerbieten nicht eingehn, ſchenkten aber den Einbeckern „für ihren guten Willen“ das Stück Land, welches noch jetzt von dem Hubewirthe beackert wird. Vgl. N. 49.

50. Daſſenſen. — An die beiden Steine knüpfen ſich noch andere Sagen. S. N. 56.

51. Andershauſen. — Vgl. zu 41. So ſoll auch ein Schäfer aus Banteln den Bewohnern von Brüggen eine ſtreitige Weide abgeſchworen haben. Dem Meineidigen verdorrte das Gras unter den Füßen. Vgl. Woeſte S. 45. — Plötzlicher heftiger Wind bei Nacht wird ſonſt nach der Volksſage vom Teufel hergeleitet; vgl. N. 172.

52. Hardegſen, Lippoldsberge. — N. 168 erzählt, wie Herzog Erich von dem Teufel durch die Luft geführt wurde. Ueber die Bedeutung dieſer Sagen und ihre Verwandtſchaft mit andern ſ. Abhandlung II, — S. 35, Z. 5 v. u. iſt nach dem Worte Aufenthalte i m Thurme einzuſchieben. Die Worte So — geheißen ſind zu ſtreichen.

53. Einbeck, Andershauſen.

54. Vgl. Schöppner 938. Sonſt wird von Kindern erzählt, welche ſich an ihren Eltern vergriffen haben, daß ſie nach dem Tode die Hand aus dem Grabe ſtrecken; z. B. Deecke 153.

55. Nach einer andern Ueberlieferung ſollen die Steine die Stelle bezeichnen, wo Leuten, die Pfluggeräthe aus dem Felde geſtohlen hatten, der Kopf abgepflügt iſt; ſ. N. 56. Dieſelbe Sage von einem gegenſeitigen Brudermorde knüpft ſich an zwei Steine bei Strodthagen, und einen Stein bei Ahlshauſen. So oft man dieſen Denkſtein hat ausgraben wollen, hat er angefangen zu bluten. Ueber Denkſteine und Steinkreuze, die einen Mord bezeichnen, vgl. D. S. 164. 346. Ndd. S. 60. 254. 294. 319. Harrys 1, 28. Herrlein S. 185. Baader 163. 217. 410; im Allgemeinen Hormayr Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte, fortgeſ. v. Rudhardt 1850 u. 51, S. 212 fg. Reuß in W. Zeitſchr. 1, 107.

56. Der Denkſtein bei Eilenſen (auf der ſog. Schaube) ſoll nach einer andern Angabe die Stelle bezeichnen, wo einem Bauern die Pferde

durchgingen und ihm den Kopf abpflügten. Von den Steinen in der Einbecker Feldmark heißt es auch, daß sich an der Stelle, wo sie sich befinden, zwei Brüder erschlagen haben; ein anderer Bericht darüber ist N. 50. An die Steine bei Meensen knüpft sich noch die Sage, daß sich dort zwei Bauerjungen erschlagen hätten. S. N. vaterl. Archiv 1831, S. 278, wo diese Steine abgebildet sind. Ein den beschriebenen ähnlicher Stein befindet sich auch zwischen Dassel und Relfenhausen; einen andern bei Varmissen habe ich selbst gesehen. Das Rad mit vier Speichen, welches die Volkssage für ein Pflugrad ansieht, ist eher ein Kreuz, und die Steine werden also hier wie in der vorhergehenden N. Denksteine sein, welche in älterer Zeit wohl nach richterlichem Ausspruche Erschlagenen gesetzt werden mußten. Rudhardt a. a. O. S. 217. Das Abpflügen des Kopfes als Strafe für denjenigen, der einen Mahlstein ausgeackert hat, kommt mehrfach in Weisthümern vor; vgl. Grimm deutsche Rechtsalterthümer S. 520. 547. In Oldendorf erzählt man, daß in alten Zeiten derjenige, welcher eine Egge aus dem Felde gestohlen hatte, todt gepflügt wurde. — Ueber das Umgehn des kopflosen Mannes vgl. N. 220. Als ein altes Kreuz bei Jüterbogk weggenommen war, hat sich des Nachts ein fürchterliches Lärmen und Poltern hören lassen, und ein weißer Hund hat an der Stelle gelegen, wo es gestanden, und ist nicht eher gewichen, als bis man dasselbe wieder an die alte Stelle gebracht hat; M. S. 87.

58. 59. Eine ähnliche Sage aus Holzminden: Etwa anderthalb Stunden von Holzminden liegt der sog. Weinberg, auf welchem früher ein Nonnenkloster stand, von welchem jetzt noch die Kapelle übrig ist. Ueber dem Kloster hatte schon 14 Tage lang ein furchtbares Gewitter gehalten, und niemand im Kloster wagte es, hinaus zu gehen, weil jeder fürchtete vom Blitze erschlagen zu werden. Man glaubte nun, Gott wolle für früher begangene Sünden ein Strafgericht halten, und es ward deshalb von den Nonnen in einer Versammlung beschlossen ihm ein Opfer darzubringen und so seinen Zorn von dem Kloster abzuwenden; dieses Opfer sollte sich aber Gott selbst wählen. Demnach gingen sämmtliche Nonnen, zwölf oder dreizehn an der Zahl, hinaus; alsbald entlud sich auch das Gewitter und die letzte der Nonnen ward vom Blitz erschlagen. Hierauf zog das Gewitter ohne weiteren Schaden vorüber und legte sich bald ganz. Vgl. noch D. S. 10. Müllenhoff N. 156.

60. Die Oesheimer Sage weiß von dem Bilde nichts, sondern berichtet, der Stein habe von weitem einer sitzenden Frau ähnlich gesehen. Auch in Blankenhagen erzählt man von einer Frau, die während eines Gewitters Flachs jätete und dafür zur Strafe in einen Stein verwandelt wurde, eben so in Golmbach. Vgl. auch Ndd. S. 301. Rausch 30. Schöppner 586. Eine Magd, welche während des Gewitters Heu macht, wird vom Blitze erschlagen: Baader 435. vgl. Bechstein fr. S. S. 145. Das Verwandeln in Stein als Strafe für verschiedene Vergehn, namentlich Uebermuth, ist in Volkssagen

häufig: vgl. z. B. D. S. 228. 233. M. S. 20. 233. Müllenhoff 131 und Anm.

61. Wulften. In Einbeck wird dieſelbe Sage von zwei Brüdern erzählt. — Die Stimme von oben iſt der Donner. Eben ſo deutet Schwartz der heutige Volksglaube und das alte Heidenthum S. 16. 17 die lauten Worte des wilden Jägers (vgl. N. 99), mit denen er eine Keule auf die Erde wirft, richtig auf den Donner. Im Hildesheimiſchen lauten die Worte: „Den Beter laß beten, den Schläfer laß ſchlafen, den Freſſer ſchlag todt.“ — Das Eſſen während des Gewitters deutet auf Gleichgültigkeit, daher die Sage. In einigen Gegenden iſt es ſtehende Sitte, wenn ein Gewitter am Himmel ſteht, mit dem Eſſen aufzuhören und zu beten: daß man während deſſelben nicht eſſen dürfe, iſt ein verbreiteter Glaube.

62. Adelebſen. Abweichend die Sage von dem Schäferſteine Nbd. S. 264: Auf der Bramburg hat ein Fräulein gewohnt, die dahin verwieſen war. Dieſe begehrte ein Rieſe zur Frau. Sie willigte in ſein Verlangen unter der Bedingung, daß er den Stein auf den gegenüberliegenden Berg trage. Der Rieſe kam nur bis ins Thal, wo ihm der Stein aus der Hand fiel. Mit unſerer Erzählung ſtimmen mehr die Sagen, welche Wolf H. S. 251 und S. 182 mittheilt.

64. Vgl. Bechſtein fr. S. S. 162, Schöppner 1023: dann M. S. 25, wo ein Bauer bei einem Streite über einen Acker ſagt: „So ſoll dieſer Stein zu Butter werden, wenn der Acker nicht mir gehört.“ Augenblicklich wird der Stein weich, er ſinkt mit dem Fuße ein, deſſen Spur man noch heute ſehen kann.

65. Der Erzähler war aus Gvetheim, wuſte aber die Stelle, an der die Sage haftet, nicht anzugeben. Sie wird auf dieſelbe oder auf etwas abweichende Weiſe von verſchiedenen Orten erzählt. D. S. 134. 135. 487. Harrys 1, 38. M. S. 40. Nbd. S. 300 und Anm. 307. 360. Müllenhoff 544; vgl. auch daſ. 510, wo es heißt, daß die ſchwarze Margarethe vor dem Beginn einer Schlacht ihren Fuß oder den Huf ihres Pferdes in einen Stein gedrückt habe. Es gibt außerdem noch viele Sagen, welche ſich an Löcher oder andere Vertiefungen und auffällige Zeichen in Steinen heften. So iſt nach Baader 24 ein Fuhrwerk mit Ochſen in Begriff einen Abhang hinunter zu ſtürzen; als der Fuhrmann eine Wallfahrt gelobt, bleibt der Wagen ſtehn, die Spuren von den Füßen der Ochſen und des Treibers ſind noch in einem Steine ſichtbar. Der Wagen eines böſen Fluchers wird feſtgehalten und drückt ſeine Spur in einen Stein; Müllenhoff 194. Ein Graf, der die Bauern plagt, wird bis Sonnenuntergang auf übernatürliche Weiſe auf einem Steine feſtgehalten, man ſieht darauf noch jetzt die Spuren ſeines Schubes; daſ. 192. Oder gottloſe Menſchen ſtürzen, und die Hufe ihrer Roſſe haben ſich in den Stein gedruckt; daſ. 190. 193. Vgl. über eingedrückte Roſſehufe, die auch anders erklärt werden, N. S. 71. 72. 145. Nbd. S. 193. Ein Mädchen, das vom Teufel geholt wird, drückt ihre Finger in einen Bildſtock (Bechſtein fr. S. S. 139). Bisweilen rühren Zeichen in

Steinen von müden Leuten her, die ſich darauf ausgeruht haben (Müllenhoff 543): oder ein Armer, der um Gottes Willen etwas begehrt, drückt ſeine Hand in den Stein (DMS. 44); oder ein Kind, das nach ſeinem Tode der Mutter erſcheint, hinterläßt ſeine Fußſtapfen (Müllenhoff 195). Nach andern Sagen haben Chriſtus, Maria und Heilige auf Steinen geſtanden oder geſeſſen und die Spuren davon hinterlaſſen: D. S. 184. H. S. 13. Meier 181. Schöppner 679. 1088. Baader 462; Petrus daſ. 28. Panzer S. 245; Bonifacius D. S. 180; Martin N. S. 360; Remaclus daſ. 143; Fridolin Vonbun S. 76. Nach Baader 333 iſt eine Hexe bei Nacht über einen Stein gelaufen und hat ihre Spur darauf zurückgelaſſen; vgl. Schöppner 491. Endlich glaubt man auf Steinen die Spuren von folgenden Weſen zu ſehen: dem Teufel D. S. 191. DMS. 45. 46. H. S. 128. Sommer 46. Müllenhoff 191. Schöppner 74. 1103; Rieſen N. 62. Nk. S. 205; wilden Leuten D. S. 166; Feen Bosquet S. 98. 99; weißen Frauen Pröhle S. 217. Sommer 13; heidniſchen Gottheiten, wie Frau Harke und Frau Holle M. S. 138. H. S. 12. Wolf Zeitſchr. 1, 24. Vgl. noch altd. Rel. 320. Auch Irland kennt ähnliche Sagen von Heiligen und Engeln, Erin 6, 335. 382. Die Anläſſe ſind auch hier verſchieden: bald haben dieſe Weſen auf den Steinen geſeſſen, oder ſind darüber gelaufen; bald haben ſie ſie geworfen und ihre Hände daran abgedrückt. Man hüte ſich aus ſolchen Sagen allein auf einen innern Zuſammenhang der Perſonen zu ſchließen, die handelnd dabei auftreten; dieſe ſind, wie man bald ſieht, zu verſchiedenartig. Die Erzählungen geben uns vielmehr nur einen Beweis von dem häufig wiederkehrenden Zuge der Volksſage, daß ſie Auffälliges in der Natur aus einem Faktum zu erläutern liebt. Die Begebenheit, welche zur Erklärung dienen ſoll, wird aus dem gewöhnlichen Leben, dem chriſtlichen Glauben und den Ueberbleibſeln heidniſcher Anſchauungen genommen. Dagegen ſind dieſe Sagen in anderer Hinſicht intereſſant, theils wegen der ſittlichen Ideen, die ſie enthalten, theils weil ſie lehren, was für Weſen, chriſtliche oder heidniſche, in dem Volksglauben lebendig ſind.

66. Einbeck. Die Sage iſt etwas verworren, enthält aber einzelne merkwürdige Züge. Der Jüngling, der den Räuber erlöſt, darf nicht beten; er darf ſich auch nicht waſchen und kämmen, wie der Soldat, der bei dem Teufel in der Hölle dient, KM. 100; vgl. Abhandlung II. Zu dem Drahte mit der Glocke vgl. zu N. 1.

67. Nach drei bis auf Nebenpunkte übereinſtimmenden Erzählungen aus Langen-Holtenſen, Odesheim und Denkershauſen. Die Denkershäuſer Sage kennt die verkehrt aufgeſchlagenen Hufeiſen nicht (vgl. zu N. 4); die Langen-Holtenſer läßt den Räuber an einer Krankheit ſterben. In Kaleſeld ſagt man, daß er gern auf dem Imbshäuſer Kirchhofe begraben ſein wollte. — An der Stelle, wo die Seckelnburg geſtanden haben ſoll, iſt nichts vorhanden, was man für Trümmer einer Burg halten könnte, und die hiſtoriſche Exiſtenz des Seckelnborgers iſt überhaupt ſehr zu bezweifeln. Die Sage von ſeinem Begräbniſſe hat hier eben ſo Gewicht, wie in der Sage von Hackelberg (N. 98),

und es wird auch in der Umgegend von Northeim erzählt, die Mandelbecker Forſt und die darin liegende Seckelnborg habe Hackelberg gehört; in Wibrechtshauſen ſei er begraben. Somit haben wir Spuren eines Mythus von Wodan, die in Abhandlung III. weiter verfolgt werden ſollen. Auf den Mantel lege ich kein Gewicht; vgl. N. 68. Pröhle S. 176.

68. Wulften, Düderode, Schwiegershauſen. Ueber den Klinkerbrunnen ſ. Blumenhagen Wanderungen durch den Harz S. 150. Pröhle S. 290. Der erſte Theil der Sage auch bei Pröhle a. a. O. S. 172, der S. 289 nach Renner Nachrichten und Notizen von Oſterode S. 75. 76 mittheilt, daß der Räuber Warnecke hieß, aus Eisdorf war und im dreißigjährigen Kriege lebte. Eine daſelbſt angeführte Sage aus Dorſte berichtet, daß Hans im Augenblicke der Noth mit ausgebreitetem Mantel nach dem Harze zuflog und verſchwand. Es wird auch erzählt, er habe eine Nonne aus Kattenburg entführt; bei der Verfolgung ſprang ſein Pferd einen ſteilen Abhang hinab und ward zerſchmettert, er ſelbſt ſetzte die Flucht unverſehrt fort.

69. Alfeld, Förſte, Rheden. Die Sage iſt gedruckt in Wächter beidn. Denkmäler Hannovers S. 155. Harrys 1, 53. Ndd. S. 279. Wir theilen noch folgende bemerkenswerthe Zuſätze mit. Nach einigen war das geraubte Mädchen die Tochter des Burgermeiſters zu Alfeld. Der Räuber entführte ſie auf einem ſchwarzen Roſſe, als ſie auf der großen Wieſe vor Alfeld ſpielte. In Naensen und Rheden erzählt man, das Mädchen habe dem Räuber mehrere Kinder geboren, welche er ſogleich an einem Baume bei der Höhle aufhing. Wehte dann der Wind heftig, ſo daß die Gerippe im Baume klapperten, ſo ſprach er zu der Mutter, ſie möge doch einmal hören, wie ſchöne Muſik ihre Kinder draußen machten. Daß der Räuber dem Mädchen die Bruſt abgeriſſen habe, erzählt man auch in Kaierde, wo noch hinzugeſetzt wird, daß bei der Höhle ein Stein als Denkmal der That ſtehe. — Unſerer Erzählung kommt von den norddeutſchen Räuberſagen die von Papendöning oder Papendöneken am nächſten, einem Räuber bei Ratzeburg, von dem man nach Müllenhoff in Mecklenburg, Lübeck und Hamburg viel zu erzählen weiß. Nach Firmenich 1, S. 71 entführt der Räuber gewaltſam ein Mädchen; ſie gebiert ihm ſieben Kinder, die er zu Tode tanzt. Sie bekommt die Erlaubnis ihre Eltern zu beſuchen und klagt ihr Leid einem Steine. Dann bezeichnet ſie durch Erbſen, die ſie ſtreut, den Weg zu der Wohnung des Räubers, der in Lübeck hingerichtet wird. Nach einem Berichte aus Lauenburg bei Müllenhoff S. 592 hat Papendöneken nach einander ſieben Frauen gehabt. Sobald ihm ein Kind geboren war, tödtete er erſt das Kind, dann die Frau. Seine ſiebente Frau hatte er zu lieb und tödtete nur ihr Kind. Die Köpfe ſeiner ſieben Kinder zog er auf eine Schnur, tanzte herum und ſprach dabei:

So danzet he,
So danzet he,
So danzet Papendöneken
Mit sinen seven söneken.

Nach einem dritten Berichte, der mir mitgetheilt iſt, hat der Räuber in der Noth ſeine ſieben Söhne verzehrt und nur die Knochen übrig gelaſſen. Darüber hat er ſich nachher ſehr betrübt, iſt bei Mondſchein in den Wald gegangen, hat die weißen Knochen ſeiner ſieben Söhne auf einen Faden gezogen, ſie um den Kopf geſchwungen und dabei geſungen: Danzt, min leve sönken!

Dat pipen deit ju vader Papendönken.

Nach Decke 50 hat Papendöne die Köpfe der erſchlagenen Kaufleute auf eine Linie gezogen. Dann vergleiche man Ndd. S. 186 von dem Räuber Danneil, der Mädchen raubt, ſie in ſeine Höhle führt und ihre Kinder aufhängt. Ein Mädchen, das ſieben Jahre bei ihm geweſen iſt, entflieht und bezeichnet den Weg mit ausgeſtreuten Erbſen. Der Räuber erblickt ſie, als ſie eben in das Kloſter Hutzeburg gehn will, und ſchleudert ihr ſein Meſſer nach, das tief in die Pforte fährt, ſo daß man ſeine Spur noch lange Jahre hat ſehen können. Sie klagt ihr Geſchick dem Ofen, was auch ſonſt vorkommt (D. S. 513. D. Mythol. 595. 596). Auch in der Sage, welche Müllenhoff 35, 2 mittheilt, kehrt das Tödten der Kinder, deren Köpfe auf einen Weidenzweig gezogen werden, und das Streuen der Erbſen wieder. Außerdem vergleiche man Ndd. S. 144. M. S. 211. Firmenich 1, 275. — Daß an dieſe Räubersagen ſich Mythiſches geheftet hat, iſt ſchon Ndd. S. S. 488 bemerkt; auch iſt dort mit Recht an Kronos erinnert, der die eigenen Kinder verſchlingt. Lippold raubt die Jungfrau auf einer Wieſe, wie Pluto die Proſephone, als ſie Blumen pflückte. Das gefangene Mädchen muß dem Räuber den Kopf kraun, wie die entführten oder verwünſchten Prinzeſſinnen im Märchen den Drachen. Vgl. Abhandlung III.

70. Seeburg, Landolfshauſen, Bodenſee; auch in Clausthal iſt, wie mir Pröhle mittheilt, die Sage bekannt; bereits gedruckt D. S. 131 nach dem Hannöv. Magaz. 1807. N. 13. Die bemerkenswertheſte Abweichung iſt dort, daß der Graf ſtatt eines Aales von einer ſilberweißen Schlange ißt und nun die Sprache der Thiere verſteht, wie Siegfried nach der nordiſchen Sage die Sprache der Vögel, nachdem er das Herz des Drachen genoſſen hat. S. auch Saxo 5, 72. — Dann iſt die Sage von Veldeck Göttingen und ſeine Umgebungen 2, 88 und darnach bei Harrys 1, 1 mitgetheilt. Von verwandten Sagen kommen am nächſten M. S. 207. Ndd. S. 178. Müllenhoff 226, anderer Sagen von im Waſſer untergegangenen Orten nicht zu gedenken.

71. Herzberg, Wulſten. Zu 1 ſtimmt Pröhle S. 182; zu 2 Ndd. S. 223 mit einigen unbedeutenden Abweichungen. Ein Waſſertaucher iſt nach dem Volksglauben ein Menſch, der ohne weitere Vorrichtungen lange unter dem Waſſer leben kann. Der Blutſtrahl oder die Blutstropfen, die ſich auf der Oberfläche zeigen, ſind ein Zeichen, daß in der Tiefe des Waſſers Jemand verwundet oder (gewöhnlich von dem Waſſergeiſte, wie hier) getödtet iſt. Zu dem, was D. Mythol. 463 und altd. Rel. 375 darüber angeführt iſt, vgl. noch N. 73—75.

Nrd. S. 105. 288, 2. Sommer 39. Baader 379. Meier 78. 79. 82. 84. Schöppner 236. Panzer S. 174. Bechſtein fr. S. S. 51. 165. Thür. S. 2, 140. 147. W. Zeitſchr. 1, 104. Das älteſte Zeugnis für dieſen Glauben findet ſich in dem angelſächſiſchen Gedichte Beowulf, wo erzählt wird, daß ein Blutſtrom ſich auf dem Waſſer zeigte, als Beowulf in der Tiefe Grendels Mutter tödtete. Als Froco ertrinkt, dringt ein Blutſtrahl aus der Tiefe und färbt das Meer roth, Saxo 5, 99.

72. Kloſter Stein. Der Waſſergeiſt duldet nicht, daß man ſeine Wohnung ausmeſſe; D. Mythol. 564. altd. Rel. 374. Vgl. Meier 80. Nrd. S. 131 und Anm. Wir fügen noch eine in etwas verwandte Sage aus Lutterhauſen hinzu. Einſt wollte eine Frau in dem grundloſen Pfuhle ein Stück Leinen ausſpülen. Sie warf es mit den Worten ins Waſſer: da, düwel, da hest de wat! Sogleich ward das Leinen in die Tiefe gezogen, die Frau muſte es fahren laſſen, ſonſt wäre ſie mit hinabgezogen. Im Tilö Graben (ſ. N. 88) angelten einſt Jungen. Es biſſen auch Fiſche an, die aber ſo ſtark zogen, daß ſie die Schnüre los laſſen mußten. Vierzehn Tage ſpäter wurden die Schnüre in Bockenem in einem Brunnen gefunden. Vgl. Müllenhoff 352.

73. Lüthorſt, Portenhagen. — 2 ſchon bei Letzner Daſſelſche Chronik 5, 1, 13. 8, 9, und darnach D. S. 202. Harrys 1, 11. Das Pferd ſteigt da richtiger aus dem Erdpfuhle hervor. Aehnliche Sagen Nrd. S. 179 und 61, wo aber der aus dem See emporgeſtiegene Hengſt wieder verſchwindet; DMS. 469; ferner daſ. 242, wo der Nix in Geſtalt eines Pferdes umgeht. N. S. 47 (vgl. Anm. zu 287—89) ſpringt ein ſchwarzes Pferd aus dem Waſſer ins Schiff und bewirkt, daß es ſinkt. Als Pferd oder Stier erſcheint auch der Teufel bei dem Teufelstümpel Harrys 2, 32. Stiere ſteigen aus dem Waſſer daſ. 1, 47. Nrd. S. 288. W. Zeitſchr. 1, 353 (aus einer iriſchen Legende). Im Allgemeinen vgl. D. Mythol. 458. altd. Rel. 371. Verſchieden iſt das Pferd bei Reuſch N. 22. — 3. Der Haken gehört dem Waſſermann, der daher Hakemann genannt wird. Vgl. zu N. 90. Der Hund iſt wieder deutlich der Nix; er kommt in 4, wie auch ſonſt, auf dem Grunde des Waſſers vor; N. 75. Nrd. S. 288, 2 und Anm. Pröhle S. 182. Wenn er dort nicht bloß ein Symbol der dunkeln Tiefe des Waſſers iſt, ſo kann man ihn für ein unterweltliches Weſen halten, wie denn der Grund des Waſſers mehrfach als die Unterwelt erſcheint. Altd. Rel. 387. 399 und Abhandlung I. Dietrich über die Waſſerhölle in H. Zeitſchr. für d. Alterth. 9, 375. vgl. die auf Schätzen liegenden Hunde, die in Sagen häufig vorkommen, und die umgehenden Hunde N. 210—13. Die weiße Jungfrau, die hier auf dem Grunde des Waſſers iſt (vgl. N. 75, 2), wohnt ſonſt gewöhnlich im Innern der Berge. Zu dem goldenen Spinnrade vgl. N. 13. — 4. bereits bei Letzner a. a. O., Harrys 1, 11. Letzner erwähnt eine grüne Wieſe auf dem Grunde des Waſſers, über welche man altd. Rel. 399 ſehe; dann neben dem Hunde eine Meerfrau, wie in 3. Der Eingang, wornach an der Stelle des Erdpfuhls eine Kirche geſtanden haben ſoll, aus Portenhagen. Nach der Lüthorſter Sage

ſtammt die Glocke aus Portenhagen. Auch auf dem ſog. Kirchenplatze bei Lüthorſt hat eine Kirche geſtanden, die verſunken iſt; vgl. N. 19, 7 f. Das Verſinken iſt hier ein ſymbolischer Ausdruck für Zerſtören.

74. 1. Ellenſen. — Wenn eine Glocke nicht getauft oder geweiht iſt, hat der Teufel über ſie Gewalt und bewirkt, daß ſie fortfliegt, wie das DMS. 321 und N. S. 462 auch geradezu ausgeſprochen wird. Ueber die Gebräuche bei dem Weihen theilt Sommer S. 176 eine Stelle aus Pomarius Sächſ. Chron. S. 401 mit. 2. Lüthorſt. — Eine in den weſentlichſten Punkten übereinſtimmende Sage wird von der Glocke in Ebergötzen erzählt. Auch der aus der Tiefe aufſteigende Schatz kommt in die Gewalt des Menſchen, wenn er etwas darauf legt.

75. 1. Eine ähnliche Sage von dem Opferteiche bei Harrys 1, 10. Der Tod des Pathen bedeutet daſſelbe wie das Unterlaſſen der Taufe. Auch an den Opferhof zwiſchen Daſſenſen und Wellerſen knüpft ſich die Sage, daß dort in alter Zeit geopfert ſein ſoll. Das Waſſer zu den Opfern ſoll man aus der Ilme geholt haben. Auch ſollen früher noch Steine da geweſen ſein, auf denen geopfert wurde. Der Name gab auch hier den Anlaß zu der Sage. Zu 2 bemerkt die Verſtändigkeit, die Glocken wären nicht in den Teich geflogen, ſondern nach Wellerſen verkauft.

76. 1. Der Sturmwind rührt vom Teufel her; vgl. zu N. 172. Bei dem Heraufziehen der Glocke darf kein Wort geſprochen werden, wie bei dem Heben der Schätze. 2. Hetjershauſen. — Heiligen Gegenſtänden wird mehrfach ein gewiſſes bewuſtes Leben von der Volksſage zugeſchrieben. Vgl. N. 36. Nrd. S. 159. Baader 74. 297. N. S. 532. Zahlreiche Belege geben Sagen, welche ſich an Translationen von Marienbildern heften. Eine verwandte Sage aus Ebergötzen. Die Franzoſen hatten die Glocke aus dem dortigen Thurme geraubt. Als ſie weggeführt wurde, bekam ſie ein ſo bedeutendes Gewicht, daß ſie ſie ſtehen laſſen muſten. Die Berenshäuſer fanden ſie und hängten ſie in ihrem Thurme auf.

77. Eſcherode, Offenſen, Lauenberg, Daſſenſen. — Der Name der Quellen hat die Veranlaſſung zu der Lauenberger Sage gegeben; die Volksſage kehrt die Sache um. Von einer Lauenberger Glocke geht auch eine ähnliche Sage wie N. 73, 4. 76, 1. Sie ſteht auf dem Grunde des Waſſers, wo ſie von einem ſchwarzen Hunde bewacht wird. Ein Taucher ſteigt in die Tiefe, um ſie zu holen; als er an dem Seile rückt, welches oben ſein Bruder hält, ſpricht dieſer; da kommen drei Blutstropfen auf das Waſſer, der Taucher aber iſt nie wieder geſehen. — Aehnliche Glockenſagen wie N. 74 — 77 kommen in andern Gegenden ſo häufig vor, daß es keiner beſondern Anführung bedarf.

78. Kairde. S. zu 73, 4.

79. Dieſelbe Sage wird von der Lüneburger Salzquelle erzählt und wiederholt ſich auch ſonſt. Vgl. Sommer 61 und Anm. Nrd. S. 142.

80. Ueber Hungerquellen vgl. Müllenh. 121 und Anm. Ndd. S. 178. Bechſtein fr. S. S. 129. Schöppner 871. Herrlein 28. Meier 293; im Allgemeinen altd. Rel. 371. 372. D. Mythol. 557. Der Spruch über die Quelle der Lutter daſ. 1219 nach Schambachs Mittheilung. Zu der Sage über die Quellen der More iſt noch zu bemerken, daß in dem Johannisbrunnen bei Einbeck das Waſſer am Johannistage Mittags zwiſchen elf und zwölf Uhr übertritt. Von mehreren Erdfällen zwiſchen Portenhagen und Lüthorſt glaubt man, daß da eine Waſſerader unter der Erde hingehe, die mit dem Meere in Verbindung ſtehe. Vgl. über den Zuſammenhang von Quellen zu 4, 3.

81. Nach der Sage kommen die Kinder in Eresheim aus dem breiten Brunnen; in Lauenberg die Mädchen aus dem Steinbrunnen, die Knaben aus dem Eſelbrunnen, in Lüthorſt jene aus dem Teichbrunnen, dieſe aus dem Knabenbrunnen. Bei Gladebeck liegen in einer Quelle mehrere Steinplatten; unter dem blanken Steine ſitzen die Mädchen, unter dem ſchorfigen die Knaben. — Mehrere der angegebenen Quellen werden, wie einzelne Namen noch andeuten, in heidniſchen Zeiten heilige geweſen ſein. Merkwürdig iſt, daß die Waſſerjungfer die Kinder bringt, wie in dem Hollenteiche die ungebornen Kinder bei Frau Holle (N. 103) wohnen. Vgl. altd. Rel. 122. Ueber Kinderbrunnen im Allgemeinen Pröhle 173. 200. Bechſtein fr. S. S. 173. Meier 294. W. Zeitſchr. 1, 193. 286. Ndd. S. 14 und Anm. H. S. 17. 211 und Anm. Daſ. 15 wird berichtet, daß bei Nierſtein die Kinder aus dem Innern der Erde geholt werden. Ueber Opfer, die den Waſſergeiſtern gebracht werden, ſ. altd. Rel. 377. DMS. 50.

82. Zum Theil wohl nur Bruchſtücke von Sagen. 1. Denkershauſen. Eine gleiche Sage von einem Erdfalle bei Hohnſtedt, Nickel (noch jetzt im Niederdeutſchen ein Scheltwort) iſt Nix. — 2. Echte. 3. Waake. Ueber die dort umgebende weiße Jungfrau ſ. N. 130. — Vgl. noch folgende Sage aus Hollenſtedt. In der Nähe dieſes Ortes iſt in der Leine eine tiefe Stelle, die Teufels-Küche genannt. Hier iſt in alten Zeiten eine Kutſche auf den lauten Ruf einer unſichtbaren Stimme (des Waſſergeiſtes): Hierher komm! verſunken. Noch jetzt gehn an dieſer Stelle feurige Männer um. Aehnliche Sagen auch von dem Opferteiche in Moringen, dem Glockenbrunnen bei Lauenberg und dem Teiche bei Ilber. — S. Müllenhoff 241. 503. Sommer 20. Firmenich 1, S. 340. Panzer S. 99.

83. Die Jungfrau ſcheint der Geiſt einer Ertrunkenen zu ſein. Ertrunkene ſpuken, Colshorn 55.

84. Hollenſtedt, Buenſen, Eresheim. — Der Glaube, daß gewiſſe Seen und Flüſſe alle Jahre (auch an beſtimmten Tagen) ihre Opfer verlangen, iſt ſehr verbreitet. Aehnliche Sagen, wie die mitgetheilten, kommen mehrfach vor. Man hört eine Stimme (von den Geiſtern) aus dem Waſſer, gewöhnlich: Die Stunde iſt da, aber der Mann noch nicht! dann ertrinkt bald Jemand, oder, wenn er von dem Waſſer zurückgehalten wird, ſo ſtirbt er doch. Ndd. S. 84. 304. Decke 200.

Woeſte S. 44. H. S. 201. 204. Firmenich 1, S. 72. Der Nix pflegt, wenn er ein Opfer verlangt, dreimal einen bei ſeinem Namen zu rufen oder auch in die Hände zu klatſchen. Sommer 34. M. S. 207; vgl. auch daſ. 220. H. S. 202 und die folgende Sage, wo im Anfange Es ſtatt Er zu leſen iſt.

86. Die Sage iſt unvollſtändig. — Vgl. Ndd. S. 180 und N. 97. 140, 12. Lies Illän.

87. Wulſten. — Den Tag, an welchem der Teufel ſich badet, wuſte der Erzähler nicht anzugeben. Der Teufel wohnt mehrfach in Pfützen und Sümpfen; altd. Rel. 320. 2. Dieſelbe Sage in einigen Punkten abweichend bei Pröhle S. 174, wo ſich noch mehrere Erzählungen vom Teufelsbade finden. Vgl. auch zu N. 72 und Harrys 2, 31.

88. Wohldenberg. Vgl. Harrys 1, 2, wo hinzugefügt wird, daß der Beſitzer des untergegangenen Schloſſes an einem Sonntage jagte (zu N. 70). Nach einer Erzählung aus Dalum ſteht mitten in dem Teiche ein Pfahl, der zum Vorſchein kommt, wenn Theurung bevorſteht (vgl. N. 80). Ein Taucher ließ ſich einſt in dem Teiche herab, war aber in großer Gefahr zu ertrinken, weil unten ein trichterförmiger Strudel alles in die Tiefe riß. Die Sage von dem Fiſche, etwas abweichend, auch bei Harrys a. a. O. Der ſeltſame Fiſch hier und in der vorigen Sage iſt ein Nix oder Waſſergeiſt; eben ſo die Fiſche, von welchen ähnliche Sagen Ndd. S. 35. 87 und 180. W. Zeitſchr. 1, 105. Müllenhoff S. 352 berichtet werden. Vgl. altd. Rel. 370, wo ſchon die nöthigen Belege dafür gegeben ſind, und N. 92. Der Nix dreht den Ertrunkenen den Hals um, wie der Fiſch in N. 87. Vgl. altd. Rel. 375. In den Ndd. S. S. 472 wird mit Berufung auf Müllenhoff S. IL. in dieſem Fiſche ein verwandelter Rieſe, ein rieſenhafter Gott, oder gar der nordiſche böſe Gott Loki geſucht; wieder ein Beweis, wie ſehr man bemüht iſt, in der deutſchen Volksſage etwas zu ſuchen, was nicht darin liegt. In Ndd. S. 87 erklärt die Volksſage ſelbſt den Fiſch immer noch beſſer als Kobold.

89. Hildesheim, ſchriftlich durch Herrn Dr. Seifart. Vgl. Vita Godehardi bei Leibniz 1, 92.

90. In Einbeck und Daſſel erzählt man von dem Hakemann noch Folgendes. Er ſitzt am Ufer der Flüſſe und anderer Gewäſſer, ſelbſt der Stadtgräben; namentlich weilt er gern in Strudeln, wo das Waſſer Blaſen aufwirft oder mit Geräuſch in die Tiefe gezogen wird. Hier ſingt er, — das Geräuſch des Waſſers iſt aber ſein Singen — und lockt die Kinder zu ſich, welche er dann mit einem eiſernen Haken erfaßt und ins Waſſer zieht. Er thut das, weil er an den Fiſchen, welche alle ſeine Kinder ſind, nicht genug hat und auch Menſchenkinder haben will. Außerhalb Niederſachſen ſcheint der Name Hakemann für den Waſſergeiſt nur wenig bekannt zu ſein. Meier 168, 3. Stöber 324. W. Zeitſchr. 1, 29. Der ihm eigenthümliche Haken erſcheint auch N. 74, 3 und iſt der Bedeutung nach dem Netze der nordiſchen Meeresgöttin gleich; vgl. altd. Rel. 375, wo auch ältere Quellen angeführt ſind, in denen von Stricken des Waſſergeiſtes ge-

ſprochen wird. Die ſchwediſche Volksſage legt der Meerfrau eine Kette bei, mit welcher die Ertrunkenen gefeſſelt werden; zerreißt man dieſe, ſo wird der Ertrunkene wieder lebendig. So kommt die ertrunkene Swanhwita in Geſtalt einer Ente mit einer Kette; als dieſe zerriſſen iſt, wird ſie wieder zur ſchönſten Jungfrau, d. h. die Seele der Ertrunkenen, welche die Geſtalt eines Vogels hat (zu N. 203), kehrt in ihren Körper zurück; Cavallius und Stephens Schwediſche Volksſagen und Märchen, deutſch von Oberleitner S. 171—73. In einem Volksliede aus der Gegend von Magdeburg ſchließt der Nickelmann einem Mädchen, das er zu ſich herabgezogen hat und dem er erlaubt auf kurze Zeit nach Hauſe zurückzukehren, eine Kette an den Fuß. Die Eltern nehmen der Tochter die Kette ab, und als nun der Waſſermann daran zieht, findet er ſie nicht daran. Hoffmann Schleſiſche Volkslieder S. 4. Hieraus erklärt ſich M. S. 157: Ein Bauer ſtößt, als er dicht bei einem See gräbt, auf eine ſchwere eiſerne Kette, er verſucht ſie herauszuziehen, aber ſie wird immer länger und zuletzt taucht in dem See ein ſchwarzer Schwan auf. Der Schwan iſt die Seele des Ertrunkenen. Vgl. daſ. 230 und 79, wornach ſich auf einem See zuweilen ein Hut (der dem Waſſergeiſte gehört) zeigt, der mit einer Kette am Grunde des Sees befeſtigt iſt; ſobald er erſcheint, muß bald darauf einer im See ertrinken. Wer den Hut herauszuziehen verſucht, kommt nicht mit dem Leben davon. Nach Müllenhoff 225 hat auch der Teufel eine Kette, in welche er die Menſchen hakt und durch die Luft führt. Neun Köpfe, wie der Waſſermann, haben in der nordiſchen Mythologie Rieſen. Die neun Töchter der Ran ſind nicht zu vergleichen. Wie die Fiſche die Kinder des Hakemanns ſind, ſo fordert nach Oſtpr. S. 255 die Nixe einen gefangenen Fiſch als ihr Kind zurück. Die Töchter der ſchwediſchen Meerfrau ſind allerlei Thiere; Cavallius und Stephens a. a. O. S. 263. So ſind die Seehunde die Heerde des Proteus und das Wild die Heerde der Harke; Ndd. S. 126, 4. 7. Das Singen des Hakemanns, das in der Einbecker Sage richtig erklärt wird, aber auch noch eine tiefere Bedeutung hat, vergleicht ſich dem Singen der Nixen; es ſoll zu N. 173 weiter erläutert werden.

91. Aus der Umgegend von Holzminden. Eine alte und zugleich eine ſehr verbreitete Sage. Zu dem was altd. Bel. S. 349 darüber bemerkt iſt, wo ich die Vermutung gewagt habe, daß der Bär als heiliges Thier des Gottes Thorr (die Sage kommt auch in Norwegen vor) ſiegreich gegen böſe Geiſter kämpft, vgl. noch die neue Ausgabe des Gedichtes von Wackernagel in H. Zeitſchr. für d. Alterth. 6, 174 und von v. d. Hagen in den Geſammtabenteuern 3, 261 mit den Bemerkungen S. LXXII; dann was Müllenhoff in H. Zeitſchr. 7, 426 anführt. In Schleswig und Holſtein erzählt man die Geſchichte, übereinſtimmend mit der unſrigen, von einem Nixe; eine ſächſiſche Sage bei Gräße die großen Sagenkreiſe des Mittelalters S. 86. 492; eine Altenburgiſche Ndd. S. 215, 2; vgl. die Anm. und Pröhle S. 61.

92, 1. Salzderhelden und Hohnſtedt. Die Beſchreibung der Geſtalt der Waſſerjungfern, welche in vielen andern Sagen wiederkehrt, von einem Manne aus Seberen, deſſen Vater dieſe mythiſchen Weſen angeblich ſelbſt in dem Meere geſehen hatte. In Lüthorſt ſagt man, daß bald einer ertrinken müſſe, wenn das Seeweibchen ſich bei einem Schiffe zeigt. 2. Aus Wulften, klingt an ältere Sagen von den Schwanjungfrauen an, die in die Gewalt des Menſchen kommen, ſobald man ihnen ihre Kleider weggenommen hat; vgl. altd. Rel. 356. Auch der Vogel, welcher der Gudrun Nachricht von ihren Verwandten bringt, wird ein Engel genannt.

93. Vernewahlshauſen. In Obagſen ſagt man, die Frau habe Sonntags unter der Kirche gebuttert, oder Wäſche gerollt; in Amelſen, ſie habe am Oſterabend geſponnen; in Reinhauſen, ſie habe an einem Sonntage Flachs gebrochen. Aehnliches erzählt man in Obernkirchen bei Bückeburg; Meier in W. Zeitſchr. 1, 169. Vgl. deſſelben Sagen aus Schwaben S. 231. Bedeutend iſt nur das Verſetzen in die Sonne, nicht der Grund; vgl. zu der folgenden Sage. Daß die Frau ihre Wäſche an den Sonnenſtrahlen aufhängen kann, iſt ein ſchöner Zug, der auch ſonſt vorkommt. Drei Fräulein hatten die Gabe von Gott, ihre Wäſche nur in die Höhe zu werfen, ſo blieb ſie in der Luft hängen, Panzer Beitrag S. 129; vgl. H. S. 57. So wird auch von Heiligen erzählt, daß ſie ihre Kappen oder andere Kleidungsſtücke an den Sonnenſtrahlen aufhängen. NL. S. 336. DMS. 279 und Anm. Europa 1853, N. 63. S. 499.

94. Die Sage iſt in der angegebenen Form in vielen Ortſchaften der Umgegend von Göttingen und Einbeck verbreitet. Statt des Sonntages werden auch verſchiedene chriſtliche Feſttage angegeben. In einigen Orten (Kohnſen, Andershauſen, Kreienſen) ſagt man, man ſehe den Mann im Monde mit einer Gabel ſtehn, auf welcher ein Dornbüſchel ſteckt. Nach Andern hat er am Sonntage Holz geſtohlen. Vgl. D. Mythol. 680. altd. Rel. 161. Müllenhoff 483 und Anm. Stöber 329. Meier 257. Vonbun S. 53. Woeſte S. 40. W. Zeitſchr. 1, 391. Bechſtein D. Märchenbuch S. 117; beſonders aber Ndd. S. 55. 340. 349. S. 456 mit den Anmerkungen. In Stöckheim ſagt man, eine Frau ſei in den Mond verſetzt, weil ſie am Sonntage gebuttert habe. Nach der Mittheilung von Meier in W. Zeitſchr. 1, 168 ſtehn im Monde ein Mann und eine Frau. Im Hildesheimiſchen denkt man ſich den Mann im Monde als einen Jäger, der im Anſchlage liegt.

95. Vernewahlshauſen, Amelſen, Angerſtein. — Zu den hier folgenden, theilweiſe ſehr wichtigen Sagen, die bis 101 in einem nähern Zuſammenhange ſtehn, gebe ich zuerſt einige Zuſätze, dann ſoll in Abhandlung III. ein Ueberblick und eine Erläuterung des ganzen Cyclus folgen. — 1. ohne den Schluß, daß der Bauer an den Himmel verſetzt iſt und ſonſt unvollſtändiger auch aus Delliehauſen und Seberen. Eine kürzere Sage aus Kohnſen lautet: Ein Fuhrmann fuhr am erſten Oſtertage; da blieb ſein Wagen plötzlich ſtecken. Er ſpannte nun alle drei Pferde an den vordern linken ſchinkel. Dafür

iſt er verwünſcht ewig am Himmel zu fahren. Seine drei Pferde ſind in einer Reihe vor den Wagen geſpannt; das mittlere hält er ſelbſt etwas links und der linke ſchinkel iſt noch jetzt ein wenig vorgebogen. Der dritten Erzählung, wo der Fuhrmann in derſelben Weiſe auftritt, wie der Nachtrabe und Hackelberg (96, 4. 99), wird voran geſchickt, der ewige Fuhrmann habe, als er noch auf Erden lebte, ſo lange zu fahren gewünſcht, wie die Welt ſtehe. Dieſe Motivierung hat eben ſo wenig Gewicht, wie die von 1. In Wenzen ſagt man, ein Fuhrmann fahre ewig durch die Luft und klappe: in der Einbecker Gegend: de ewige förman het an'n hemen eklappet (am Himmel mit der Peitſche geklatſcht). Die Bedeutung des Ausdrucks haben wir bis jetzt nicht erfahren. In Bernewahlshauſen kennt man ein geſpenſtiges Weſen, das durch die Luft zieht und dabei beſtändig hä, hä! ruft. Man nennt es den landkärker (Kärrner). In N. 98, 2 ſitzt Hackelberg im Wagen am Himmel; ſein Knecht ſitzt auf einem der Pferde. Nach einem Berichte aus Ahlshauſen und nach Nrd. S. 222 ſitzt der ewige Fuhrmann, der ſich in ſeinem Leben wünſchte ewig fahren zu können, auf dem Mittelpferde am Himmelswagen und läßt Nachts oft dabei ſein hi, ha hören, womit er die Pferde antreibt. Vgl. D. Mythol. 688, wo erzählt wird, daß der Fuhrmann einſt unſern Heiland gefahren habe, und Müllenhoff 484, wornach der Fuhrmann Knecht bei dem lieben Gott geweſen iſt. Auch die ſchwäbiſche Sage kennt den ewigen Fuhrmann; Meier 104. vgl. 260. Eine böhmiſche bei Colshorn 66 erwähnt nur den Frevel des Bauern, wofür er zur Strafe auf einem Holzſtocke feſt gehalten wird.

96, 1. Kuventhal und Andershauſen. — Bekannt iſt der Nachtrabe auch in Buenſen, wo man ihm eherne Flügel zuſchreibt, in Hullerſen, wo man die Kinder mit ihm ſchreckt, in Denkiehauſen, in Bardeilſen, wo er der eiſerne Vogel heißt. Ein Mann aus Nienhagen hörte den Nachtraben rufen; gleich darauf war dieſer ſchon über ihm. Er vernahm dabei in der Luft ein ſtarkes Brauſen, darauf war wieder alles ſtill. In Eilenſen ſagt man, daß er das Dach des Hauſes, in welchem ſich der ihm Nachrufende befindet, in Stücke ſchlägt. 2. Holtershauſen. — Daß der Nachtrabe ein Fuhrmann oder Kärrner geweſen iſt (vgl. N. 95), ſagt man auch in Naenſen, Kuventhal, Hilwartshauſen, Schlarpe, Gladebeck und Parenſen. Nach einer Mittheilung aus Druber iſt der Fuhrmann durch eigene Schuld zum Nachtraben geworden; als ſolcher ruft er ſtets in gleichen Zwiſchenräumen. Vgl. Nrd. S. 222, 1. 2, wo beſonders bemerklich iſt, daß der Nachtrabe die Größe eines Huhnes hat und alle zwei bis drei Jahre durch das Land zieht. Nach N. 97, 1 fliegt er Hackelberg voran. — 3. Kuventhal. Der Zuſatz aus Amelſen; eben ſo wird in Gladebeck und Parenſen erzählt, ähnlich auch in Kohnſen. Eine Sage aus Blankenhagen läßt den Schäfer erſchlagen werden, obgleich er ſich unter neun Hürden gelegt hatte. Vgl. 99, 17, wo Hackelberg die Stelle des Nachtraben einnimmt. In Eremiſſen wird erzählt, der Nachtrabe habe auf die Hürden, unter welche ſich zwei Schäfer gelegt hatten, einen

gewaltigen Stein geworfen, der ihnen aber keinen Schaden that. 4. Kuventhal. 5. Merrhausen, von einem Leineweber, der den Nachtraben selbst gesehen haben wollte und seine Größe mit den Händen zeigte. Beide Erzählungen kommen ähnlich von dem Fuhrmann (N. 95, 3) und Hackelberg selbst (N. 99) vor. Eben so zeigt sich Stöpke (N. 182, vgl. d. Anm.), der bei dem Rufe halt part! Lebensmittel fallen läßt, aber auch wohl einen schweren Stein aus der Luft wirft. In Grone ist Stöpke und der wilde Jäger identisch. — Ein dänisches Lied erzählt von einem Ritter, der von seiner Stiefmutter in einen Nachtraben verwandelt wurde. Altdänische Heldenlieder übersetzt von W. Grimm S. 150. In Schwaben ist der Nachtrabe noch als Kinderscheuche bekannt; Meier 168, 5. Daf. 160 spielt ein Musikant in der Nacht einem großen Vogel ein Stück auf. Als er seinen Lohn verlangt, stürzt er zu Boden und hört darauf Jemand auf einer Eiche laut lachen.

97. Merrhausen. Diese Sage von Hackelberg oder Hackelnberg (beide Formen sind gebräuchlich; daneben seltener Hackmeister) ist im ganzen Sollinge sehr verbreitet; doch nur die mitgetheilte Form erwähnt den Nachtraben. Man erzählt sie außerdem in Hardegsen, Dörrigsen, Amelsen, Lauenberg, Sievershausen, Wellersen, Evesheim, Dassensen, Schoningen, Schlarpe, Delliehausen, Nienhagen, Bernewahlshausen, Einbeck. Vgl. zu dieser, wie der folgenden Sage, Nbd. S. 182. 203. 265. D. S. 310. Pröhle S. 10. Daß der Solling ein ursprüngliches Lokal der Sage ist, ergibt sich daraus, daß Hackelberg entweder im Allgemeinen ein Förster im Sollinge oder an einem bestimmten Orte im oder am Sollinge genannt wird. Nach Einigen war er in Bodenfelde an der Weser gezogen und geboren, und ward darauf Oberförster in Neuhaus. In Bodenfelde wird noch das Haus gezeigt, in dem er geboren sein soll (Lauenberg); nach andern war er ein Förster bei Hardegsen (Hardegsen), oder Förster zu Mandelbeck (Evesheim; vgl. N. 67), oder reitender Förster auf dem Selzer Thurme, einem Forsthause bei Lauenberg (Dassensen). Die Vienenburger Sage (N. 98, 2) macht ihn zu einem Braunschweigischen Oberjägermeister, was auch sonst erzählt wird. Sein Grab wird, wie die folgende Anmerkung ausführt, auch an verschiedenen Stellen gezeigt. Neben den Sollingsgegenden ist die Sage auch auf dem Oberharze zu Hause. In fernern Gegenden kommt die Erzählung von dem Tode durch den Eber auch noch vor, aber immer vereinzelt und schon verblaßt, auch tritt der bedeutende Name Hackelberg zurück. In der Mark (M. S. 205) wird die Geschichte von einem Förster Bärens erzählt; dann wieder ohne ohne Nennung eines Namens von einem Junker des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, Nbd. S. 83; endlich von einem Forstmeister ohne Namen in Büdingen in Hessen, W. Zeitschr. 1, 30. In einer badischen Sage (Baader 35) erscheint noch der entstellte Name Hapsberg ohne die daran geknüpfte Sage. Die schwäbischen Sagen vom wilden Jäger (bei Meier 124 fg.) kennen weder den Namen Hackelberg noch die Sage von seinem Tode durch den Eber. Wie weit die Spuren der

Sage ſich nach Weſten (in Weſtphalen) und Norden ausdehnen, bleibt noch zu unterſuchen. In Lichte nennt man den wilden Jäger Rods oder Herodes; Kuhn in W. Zeitſchr. 1, 100. Schwerlich wird die Sage noch im Oldenburgiſchen und Lüneburgiſchen mit dem Namen Hackelberg ſehr verbreitet ſein. Vgl. Schwartz, der heutige Volksglaube und das alte Heidenthum S. 9. — Sollten auch genauere Unterſuchungen einen geſchichtlichen Hackelberg nachweiſen, ſo wird das doch nicht dazu berechtigen, dieſe alte mythiſche Sage aus einer wirklichen Jagdbegebenheit abzuleiten. Wir machen noch auf folgende Einzelheiten aufmerkſam. Hackelberg ſah, als er zur Jagd auszog, den Eber, von dem ihm geträumt hatte, im Walde ſtehn und kehrte darauf wieder um (Einbeck). Er hörte in der Nacht vorher im Traum eine Stimme, welche ſprach: Aldriân, bes du den kempen all inedân, dei Hackelbarg sal daud slân? (Daſſenſen), womit zu vergleichen iſt, daß der Förſter Bärens in der Nacht vor ſeinem Tode im Walde eine Stimme hörte, welche fragte: „Iſt der Stumpfſchwanz da, der den Förſter Bärens zu Tode bringen ſoll?“ S. auch N. 86. 140, 12. Hackelberg erlegt den Eber (Nienhagen): er wird von dem Eber an der Hüfte verwundet (Hardegſen); er äußert vor ſeinem Tode den Wunſch, ſo lange zu jagen als die Welt ſteht (Vernewahlshauſen), oder vor dem Himmelreiche bis an den jüngſten Tag zu ſchweben (Hardegſen). Statt des Nachtraben kennen die Harzſagen eine Eule (Tuturſel oder Tutorſel genannt), welche bei ihren Lebzeiten eine Nonne war, nun aber dem wilden Jäger voran fliegt. D. S. 311. Pröhle S. 10. 246. Aus dem Harze 88. Schwartz der heutige Volksglaube S. 22. — Wenn Hackelberg über das Rothenkircher Holz hinzieht, ſo ruft er wie eine Eule (Einbeck). Der verlorene Jäger fährt durch die Luft „wie ein Vogel“, ſeine Hunde laufen in den Furchen hin (Golmbach; vgl. 99, 15). Hackelberg kommt alle ſieben Jahre einmal in der Welt herum (Lauenberg, Vernewahlshauſen). Er zieht unſichtbar durch die Luft und hat vier Hunde bei ſich, von denen einer eine feine, ein anderer eine grobe Stimme hat (Lauenberg); er jagt von ſieben Hunden begleitet in ſieben Jahren um die Erde, ſo daß er nach der Zeit wieder an der Stelle iſt, von wo er ausfuhr (Hardegſen). Sieben ſchwarze Hunde begleiten Hackelberg; man kann ihn ſehen, wenn man in ein Waſſer ſchaut, dann wirft der Jäger aber einen Pferdeſchinken ins Waſſer (Dörrigſen). Hackelberg zieht unſichtbar durch die Luft; ſeine drei Söhne ſind die Hunde. Dieſe laufen unter dem Laube hin und ſind ebenfalls unſichtbar, man kann ſie aber raſcheln (kruseln) hören. Vgl. N. 99. — Daß die Hunde des wilden Jägers ſein Weib und ſeine Kinder ſind, berichtet auch eine Sage bei Müllenhoff 492, aber mit einem fremdartigen Eingange. Der Rodenſteiner, welcher eine ähnliche Geſtalt wie der wilde Jäger iſt, iſt dazu verflucht, durch ſeinen Umzug dem Lande Krieg und Frieden zu verkünden, weil er ſein Weib ſo mishandelte, daß ſie in Folge deſſen ein todtes Kind gebar und in den Wehen ſtarb, H. S. 244. Frau Gauden jagt mit ihren vier und zwanzig Töchtern, die in Hündinnen verwandelt ſind: Liſch Mecklenb.

Jahrb. 8, 202. Vgl. D. Mythol. 877. Im Allgemeinen verweiſe ich auf Abhandlung III.

98, 1. Lauenberg, Sieversḥauſen, Eſchersḥauſen. 2. Bienenburg, ſchriftlich durch Herrn Collaborator Iſeke. — Auf den Schimmel Hackelbergs (vgl. N. 99, 9) haben ſchon Andere hier mit Recht Gewicht gelegt. Nach Pröhle S. 11 ſpannte man erſt vier braune Pferde vor den Wagen, die aber damit in einem Sumpfe ſtecken blieben; vgl. Ndd. S. 265, 2. Eben ſo erzählt ein Bericht aus Nienhagen. Ueber Hackelberg als Fuhrmann, vgl. 95. 96. In Hullerſen heißt Hackelberg ſelbſt der ewige Fuhrmann: wenn er fährt, ſo entſteht ein gewaltiges Sauſen in der Luft; er ſelbſt ruft to hó! ſeine Hunde gif, gaf! Aber er thut Niemand etwas zu Leide. — In Schlarpe wird erzählt, das Grab auf dem Moosberge ſei mit einem Stein überdeckt; darauf ſollen einzelne unleſerliche Buchſtaben (einige meinen H, H) ſtehn. Der Stein ſieht ſo aus wie ein Grenzſtein (wannestein). Wer zufällig des Weges kommt, kann das Grab ſehen; wer es aber ſucht, findet es nicht. Andere Gräber Hackelbergs ſind in Wibrechtsḥauſen, zu 67; dann in Molmerſchwende, Ndd. S. 182, und Abberode, daſ. 265 Anm.

99, 2. Auch auf dem Wege von Lauenberg nach Hilwartsḥauſen liegt ein Eichenwald, welcher der Hackelberg genannt wird und den Namen davon hat, daß Hackelberg da begraben iſt (Wellerſen); dann heißt ſo ein Berg bei Klein-Lengden und ein Theil des Moosberges, auf welchem Hackelbergs Grab iſt. — 4. Einbeck. 6. Daſſenſen. — 7. Vgl. noch eine Sage aus Wellerſen: Ein Mann ſchlief bei Nacht in einer Köhlerhütte, da kam Hackelberg daher, und ſeine Hunde liefen unter lautem gif, gaf! durch die Hütte. — 10. Vogelbeck. 11. Iber. Sonſt ſagt Hackelberg die Waldweibchen oder wilden Weiber, die in Niederſachſen, abgeſehen vom Harze, nicht bekannt zu ſein ſcheinen; vgl. altd. Rel. 319, dann beſonders Ndd. S. 115 und Anm. — 13. 14. Oldendorf. 15. Einbeck. — Aehnliche Sagen an vielen Orten Norddeutſchlands. Auf der Ahlsburg erſchien Hackelberg mit zwei weißen Hunden. Die Worte des wilden Jägers lauten ſonſt auch: „hebbe ji mée jaget, sau söll ji ák mée gnäben“ und ähnlich. Oder er ſagt auch: „Dieſes Mal ſoll es damit ſein Bewenden haben; das nächſte Mal kommt es nachdrücklicher.“ Er droht auch wohl den Menſchen die Hälſe umzudrehen, wenn die Pferdekeule nicht aufgegeſſen werde. — 16. 17. Vgl. die Sagen von dem Nachtraben und Stöpke, welchen auch half part zugerufen wird. — Im Göttingenſchen hat man ein Sprichwort: De Hackelbarg jögt ja nich, d. i. du haſt keine Eile.

100. Negenborn. Man möchte den Streit näher kennen. Von einem Wettſtreite des wilden Jägers mit einem Bauern berichtet D. Mythol. 876 nach Liſch Mecklenb. Jahrb. 5, 78.

101. Holtenſen. — Eine andere Form, welche die Erſcheinung des wilden Jägers zu erklären ſucht, am meiſten verblaßt, aber ſehr verbreitet. Der Name Haßjäger auch Ndd. S. 281 aus dem Hildes-

heimischen. In der Gegend von Greene wird von dem Nachtjäger Aehnliches erzählt, wie von Hackelberg.

102. Amt Wohldenberg. Die Legende iſt auch ſonſt bekannt. Es wird noch hinzugeſetzt, daß der Stifter die ganze Begebenheit in dem Stein der Höhle ausbauen ließ. — Vgl. Müllenhoff 134.

103, 1. Amt Scharzfeld. Daß Frau Holle den Flachs verunreinige, wird auch in Vernewahlshauſen erzählt. — 2. 3. Wulſten. Sonſt ſagt man auch, wenn es ſchneit, im Göttingenſchen und Grubenhagenſchen: Frau Holle macht ihre Betten, oder pflückt die Gänſe. Man ſpricht auch, wenn Schneeflocken fliegen, in der Gegend von Einbeck, Petrus klopfe ſeine Betten aus; oder die Hexeweiber fliegen, die Harzweiber hecheln. Ueber die Umzüge deutſcher Gottheiten und anderer Weſen in der Weihnachtszeit ſ. Weinhold Weihnachtsſpiele und Lieder S. 5 fg. Auch in Würzburg zeigt ſich die Göttin im Weihnachten; Schöppner 727. Nur die mitgetheilten Sagen konnten wir bis jetzt von Frau Holle oder Holda auftreiben, was ſich wohl daraus erklärt, daß ſie zunächſt eine thüringiſch-heſſiſche Göttin iſt, weshalb das Gebiet unſerer Sagen die nördliche Grenze der Gegenden bildet, in denen ſie urſprünglich heimiſch iſt. Doch haben Kuhn und Schwartz (vgl. Ndd.S.S. 417) ſie am rechten Weſerufer bis Hameln und Minden verfolgt. Nach Süden hin kennt man ſie noch in Franken. Auch auf dem Harze iſt ſie bekannt, vermengt ſich aber mit der Haulemutter (Harrys 2, 6. Pröhle Harzſ. S. 76; mit der ſie Ndd. S. S. 489 falſch identificirt wird) und den weißen Frauen. Pröhle 135. 155. 198. 217. 227. Sonſt vgl. über dieſe Göttin außer D. Mythol. 244 und altd. Rel. 122 noch Schminke in der Zeitſchr. des Vereins für heſſiſche Geſchichte 4, 103. Ndd. S. 245 fg. S. 370. Sommer 2. 6. Herrlein S. 197. W. Zeitſchr. 1, 23. 194. Zu Wolf Beitr. zur deutſchen Mythologie 1, 162 fg. wird gar Vieles auf die Göttin bezogen, was mit ihr in keinem Zuſammenhange ſteht. Daß Holle die nordiſche Freyja ſei, dafür habe ich bereits in dem Verſuch einer mythologiſchen Erklärung der Nibelungenſage S. 130 fg. Gründe angeführt; andere identificieren ſie mit der Friegg. Ich halte es jetzt für gerathen, vorläufig ſolche Identificationen ganz bei Seite zu ſetzen, und ſelbſt auf ſolche vereinzelte Berichte wie H. S. 15, welche meine Anſicht zu beſtätigen ſcheinen, nicht zu viel zu geben.

104, 1. Die Beſchreibung des Kornweibes aus Weende; ſonſt iſt die Sage im Göttingenſchen ſehr verbreitet. 2. Holtenſen. — In Lüthorſt und Amelſen werden die Kinder, um ſie von dem Naſchen in den Erbſenfeldern abzuhalten, mit dem Erbſenweibe geſchreckt. In Parenſen vertritt ein Kornmann die Stelle des Kornweibes. Vgl. über dieſen Feldgeiſt D. Mythol. 445. altd. Rel. 377. Ndd. S. S. 429; ferner den Kornengel bei Sommer 21 und die Kohljungfrau bei Pröhle S. 107.

105 — 33. Zu den hier folgenden Sagen von weißen Frauen und verwandten Weſen vgl. N. 8. 9. 17. 260 und Anm. D. Mythol. 914. altd. Rel. 126. Viele von den mitgetheilten Sagen, z. B. die

von der Wunderblume, und die von den Verwandlungen der weißen Frau ſind in derſelben Form faſt in ganz Deutſchland zu Hauſe; andere enthalten bemerkenswerthe neue und ſchöne Züge. Ich werde die ganze Sagenmaſſe demnächſt in einer beſondern Abhandlung beſprechen. 105. Großenſchneen. — 106. Vogelbeck; vgl. zu Nr. 10. Zu 2 haben wir noch einen dritten Bericht erhalten, welcher mehr mit der zweiten Form, ſtimmt worin bemerkenswerth iſt, daß die Jungfrau ſchreiend von dem Hirten weg geflogen ſein ſoll; vgl. 107, 2. Ndd. S. 30. Von der in einen Lindwurm verwandelten Jungfrau heißt es Lanz. 7892, daß ſie schrê als ein wildez wip. Vgl. Uhland Volkslieder 1, S. 149: Ir ſchreien, wie ein Holzweib. — 107. Salzderhelden. — 108. Odagſen, Vardeilſen, Rotenkirchen, Daſſenſen. 1. lies Holtkempſche. Dazu gibt es noch eine abweichende Sage aus Daſſenſen. Holtkamp hieß ein Kaufmann, der vor vielleicht hundert Jahren mit ſeiner Frau in Einbeck lebte. Beide ſtarben in demſelben Jahre kurz hinter einander. Nach ihrem Tode ſah man ſie immer vor ihrem Hauſe ſitzen und rauchen. Da dieſer Spuk den Leuten unerträglich wurde, ſo ließ man endlich einen Kapuziner kommen, der ſie beide in das Gewölbe (verlös) unter dem Grubenhager Thurm bannte, wo ſie noch jetzt ſitzen. — Nach einer anderen Ueberlieferung haben Holtkamp und ſeine Frau (die Holtkempſche) früher in Einbeck gewohnt, ſind dann aber in den Berg Grubenhagen „hineingewünſcht.“ Sie ſitzen in dem Berge einander gegenüber und rauchen; ein naher Verwandter des Erzählers hat ſie da ſelbſt einmal mit ſeinen eigenen Augen ſitzen ſehen. Von hier fahren ſie noch bisweilen Nachts nach Einbeck; dann ſitzen ſie in einer Kutſche, die mit vier Pferden beſpannt iſt. Man ſieht jedoch nichts, ſondern hört nur das Getrappel der Pferde und das Rollen des Wagens. — 109. Daſſel und Mackenſen. — Auch Frau Holle hat nach den Harzſagen zwei Eimer; Pröhle S. 155. — 110. Lüthorſt. — 111. Mainzholzen. — 112. Negenborn. — 113. Lauenberg, Kohnſen. — 114. Naenſen. — 115. Kaierde. — 116. Gelliehauſen, Vernewahlshauſen, Uslar, Brunſen. — 117. Einbeck. 2. wird auch von drei Leuten erzählt, denen die Jungfrau winkte. Der erſte, welcher auf ſie zuging, ward nicht angenommen, auch der zweite war der rechte nicht, erſt dem dritten ſagte ſie, wie ſie erlöſt werden könnte. 118, 1. Dorfte; ſchriftlich mitgetheilt von Pröhle. 2. Mark-Oldendorf. — 119. Daſſel, Hilwartshauſen. Von der hier hauſenden Jungfrau wird auch eine ähnliche Sage wie N. 116 erzählt. — 120. Kalefeld. — 121. Barbis. — 122. Lüthorſt. — 123. Sievershauſen. — 124. Eveshein. — 125. Echte. — 126. Bartshauſen, Eime, Bilshauſen, Scheeden, Hetjershauſen. Maus zeigt einen Schatz, D. S. 332. — 127. Einbeck. — 128, 1. Hohnſtedt. Die Höhe der Puppen wurde durch Andeutung mit der Hand zu etwa vier Fuß angegeben. In Lauenberg erzählt man, daß ſich in der Ahlsburg Nachts weiße Puppen ſehen laſſen, welche die Größe eines ſechsjährigen Kindes haben. 2. Fredelsloh, von dem Manne, der es ſelbſt erlebt haben wollte. — 129. Förſte. Eine einfachere Sage von einer Jungfrau

auf dem Lichtenſtein, die erlöſt wird, bei Pröhle Harzſ. S. 176. Zwölf weiße Jungfrauen, die einen Schatz hüten, auch bei Müllenhoff 465. — S. 100, Z. 19 l. den Schlächter. — 130. Holzerode; vgl. N. 82. Nach einer Ueberlieferung aus Seeburg gehörte der Hof zu Waake der Jungfrau und ſie heiratete den Huſaren. Vgl. Harrys 1, 3. Ueber den Tod ſ. N. 228. — 133, 1. Lüthorſt, Kreienſen. Ein Bericht aus Volpriehauſen nennt ſtatt des ſchwarzen Mannes den Teufel, welcher auf einer hohen Eiche ſitzt. 3. Lauenberg.

134. Die Taube ſteht in Verwandtſchaft mit den weißen Frauen. Vgl. Sommer 9, wornach eine Frau in der Geſtalt einer Taube in der zwölften Stunde durch die Luft fliegt; wo ſie ſich zeigt, werden die Felder fruchtbar. Vgl. auch Zingerle in W. Zeitſchr. 1, 330. Taube zeigt einen Schatz, D. S. 123.

135—39. Die Sagen von Schätzen hätten wir noch ſehr vermehren können (vgl. 261); mehrere unbedeutende ſind zur Seite gelegt. 135 Förſte. — 136. Brunſen. Dieſelbe Sage wird auch mit unbedeutenden Abweichungen in Ahlshauſen und Wulften erzählt, wo die Begebenheit auf die Werrabrücke bei Münden verlegt wird. Sie iſt auch ſonſt ſehr verbreitet; vgl. D. S. 211. Müllenhoff 279. Baader 296. Schöppner 147. Muſäus in dem Märchen »das dankbare Geſpenſt.« Das Einbeckiſche Wochenblatt 1853 N. 29 erzählt die Sage nach einem engliſchen Kirchenblatte von einem gewiſſen John Chapman, der von dem gehobenen Schatze im Jahre 1462 eine Kirche zu Norfolk bauen ließ. Sie kommt auch in Irland vor; Erin 3, 215. — 137. Die gewöhnlichen Opfer, welche die Hebung des Schatzes bewirken, ſind ſchwarze Hähne oder Hühner, ſchwarze Böcke (N. 261), aber auch Menſchen (N. 193, 2). — 138, 2. Auch die Irrlichter weichen, wenn man flucht (N. 226); ſonſt geht der Schatz zurück, wenn man ſpricht, ſich umſieht (N. 139) oder lacht (Baader 421). — 139, 2. Schlarpe. — Bei der ſog. Grasbornſchen Kirche in der Nähe von Lauenberg ſteht eine Kiſte voll Geld. Ein achtjähriger Knabe iſt dabei verwünſcht. Wer nun ſeinen achtjährigen Sohn dahin bringt und (dem Teufel) opfert, der erhält den Schatz.

140, 1. Helle iſt Hölle. Vgl. N. 181. — 2. swarte männeken iſt im Göttingenſchen eine gewöhnliche Benennung der Zwerge. 3. Iſt die Tradition zuverläſſig, ſo ſoll Meinecke wohl den Falſchen, Frevelhaften bezeichnen. Im Althochdeutſchen und Mittelhochdeutſchen iſt mein nefas. — 4. Jühnde. 7. Seberen u. Kalefeld; vgl. 120. — 8. Schlarpe, wird aber auch in der ganzen Umgegend von Daſſel erzählt. Das Loch iſt das Geldloch; vgl. N. 119. — 9. Lüthorſt. Daß die Zwerge ſich tödten, iſt ungewöhnlich; meiſtens ziehen ſie weg; vgl. N. 141. Beide Sagen haben dieſelbe Bedeutung: es wird dadurch ausgedrückt, daß der Glaube an die Zwerge erloſchen iſt. S. altd. Rel. 342. — 10. Amelſen. — 11. Merrhauſen. Die Zwerge ſind hier mit den Mönchen verwechſelt; wie umgekehrt dieſe an die Stelle der Zwerge treten. Es iſt eine ſehr verbreitete Sage, daß zwei Klöſter mit einander durch einen unterirdiſchen Gang in Verbindung ſtehn.

Der Mönchhof in Einbeck war eine Dependenz des Klosters Amelunxborn. — 12. Wulften. Vgl. N. 86 und Anm. Eine ähnliche Erzählung von einem Hunde M. S. 173, wobei aber die Zwerge nicht genannt werden. — 13. Hildesheim, schriftlich durch Herrn Dr. Seifart. Das Schmieden der Zwerge (DMS. 481. Müllenhoff 386) wird hier von der Sage selbst als eine Thätigkeit aufgefaßt, welche auf das Gedeihen der Erdgewächse Bezug hat, wie ich bereits altd. Rel. 353. 355 erklärt habe. Nach andern Sagen sind die Zwerge von dem alten Fritz oder von den Franzosen vertrieben (Ndd. S. 189. DMS. 69), oder von Gott in eine andere Gegend der Erde verwiesen (Meier 69); sie ziehen nach dem Morgenlande (daf. 63).

141, 1. Merrhausen, Naensen. Es wird auch erzählt, daß der Zwerg den Schiffer über seine rechte Schulter sehen ließ; vgl. 3. — 2. Kreiensen. — 3. Sichelnstein. Im Oberamte Münden, wo schon die hessische Mundart gesprochen wird, heißen die Zwerge allgemein Hollemännchen. Vgl. KM. 13. H. S. 81. Zu dem Sehen über die Schulter vgl. N. 210, 4. 217, 2. 219. Ndd. S. 268 und Anm. Müllenhoff 584. W. Zeitschr. 1, 35. Erin 5, 97; über die Gaben der Zwerge N. 145. — Eine vierte Erzählung aus Münden verlegt den Schauplatz an die Obere Fähre bei diesem Orte. Der Lohn des Fährmanns ist ein Haufen Pferdemist, den er in der Ecke des Schiffes findet. Verdrießlich wirft er den größten Theil desselben ins Wasser; das was liegen geblieben ist, hat sich am andern Morgen in Goldstücke verwandelt. — Die Sage von dem Auszuge der Zwerge ist sehr verbreitet; außer dem, was altd. Rel. 343 angeführt ist, vgl. D. Mythol. 428. Sommer 19. Pröhle 210. Colshorn S. 117. 122. Müllenhoff 427 fg. Ndd. S. 248. 270. 291. 323 und Anm. Frau Harke läßt sich über die Elbe fahren; daf. 126, 5..

142, 1. Wulften. — 2. Lauenberg. Nach einer andern Mittheilung ebendaher verlangt der Zwerg nur, daß die Pferde umgedreht werden. Eine dritte setzt hinzu, daß die Frau vom Hause Flachs geschenkt bekma; vgl. 145, 2. 3. Aehnliche Sagen Müllenhoff 409. 590. Ndd. S. 329. 363 und Anm., von Nixen N. S. 511.

143, 1. Esebeck. Hannöv. Magaz. 1848, N. 35. 2. aus Wulften. Aehnliche Erzählungen sind sehr verbreitet.

144. Bilshausen. Vgl. Müllenhoff 380. 383. Sonst gehört aufgehängte oder ausgebreitete Wäsche gewöhnlich Nixen und weißen Frauen.

145, 3. Blankenhagen. 4. 5. Ballenhausen; vgl. Hannöv. Magazin a. a. O. Die Geschichte von den Mäusen ist ein späterer Zusatz. — S. 123, Z. 23 l. wollte. — Auch diese Sagen kehren häufig wieder. Bemerkenswerth ist es, daß die Gaben der Zwerge der Art sind, daß die Thätigkeit der Menschen dadurch rege erhalten wird. Von Geschenken der Geister darf man nicht reden.

146, 1. Vgl. Ndd. S. 280, 2. Pröhle S. 154. 2. Die Wurfschaufel ist unrichtig; der Bauer schlägt den Zwerg mit einer Gabel, somit erhält er zwei Schläge durch einen. Vgl. D. S. 155. altd. Rel. 337.

147, 1. Dorfte; nach zwei Berichten, mündlich und ſchriftlich durch Herrn Collaborator Richard in Oſterode, zuſammengeſtellt. Der erſte iſt bereits nach Schambachs Mittheilung D. Mythol. S. 435 gedruckt. Grimm macht mit Recht darauf aufmerkſam, daß der Umſtand, daß bei den Zwergen die Sonne um zwölf Uhr aufgeht, eddiſchen Mythen analog iſt, wornach die Zwerge, wenn ſie die Sonne beſcheint, in Stein verwandelt werden. Ueber die Wünſchelhüte oder Nebelkappen der Zwerge, durch welche ſie unſichtbar ſind, vgl. D. Mythol. 432. altd. Rel. 335. — 2. Schwiegershauſen. — 3. Nach einem andern Berichte, auch aus Lüthorſt, fängt der Bauer zwei Zwerge. Die Verſe, welche die Zwerge ſingen, lauten:

Wat weit de schelme bûer dâvon,
Wonnêr dat de sunne upgeit?
Se geit twischen ölwen un twölwen up.
Wat weit de schelme bûer dâvon,
Wannêr dat de sunne upgeit?

5. 6. Lemshauſen. Die erſte nach Schambachs Mittheilung bereits D. Mythol. 434. Vgl. Hannov. Magazin 1848, N. 35. In der letzten Erzählung iſt bemerkenswerth, daß die Zwerge den Acker ſegnen. — Dieſelbe Sage iſt uns noch von fünf andern Orten mit einigen Abweichungen mitgetheilt: aus Edesheim, nach der die Zwerge durch ein über den Acker gezogenes Seil ſichtbar gemacht, von den Bauern geprügelt werden und noch ein Löſegeld zahlen müſſen; aus Dögerode, wo die Zwerge aus der Neunkammer die Thäter ſind. Durch ein über das Feld gezogenes Seil werden ihnen die Hüte abgeſtreift; ſie müſſen die geſtohlenen und bereits aus den Schoten gelöſten Erbſen aus ihren Schürzen ſchütten. Dieſe verwandeln ſich in Goldkügelchen, werden aber in dem Hauſe des Bauern wieder zu natürlichen Erbſen. Die Zwerge aus den Zwerglöchern zwiſchen Sachſa und Walkenried werden für ihren Diebſtahl geprügelt; aber die Aecker tragen ſeit der Zeit keine Früchte mehr. Eben ſo in einer Sage, die nach dem heſſiſchen Dorfe Immenhauſen bei Hofgeismar verlegt wird. Die Zwerge ſingen: „De kristenheit is niemâls gescheit; se weit nich wenn de sunne upgeit.“ Eine Sage aus Wulften beſchreibt den Erbſen ſtehlenden Zwerg als ein kleines Männchen mit einer rothen Jacke (N. 153, 1). Vgl. D. S. 152. 155. Ndd. S. 248, 2. 270, 4. Pröhle S. 178. 194. 210. Colshorn 33. Ein Stück von einem todten Pferde, das die Zwerge ſchenken, wird zu Gold. Ndd. S. 291. Colshorn 87.

148, 1. Im Göttingenſchen ſagt man, daß ein Kind von den Zwergen nicht geraubt werden könne, ſo lange bei ihm ein Licht brennt. — 2. Vgl. M. S. 183. Müllenhoff 398–401. W. Zeitſchr. 1, 461. — 3. Wulften. 4. Clliehauſen; vgl. Hannov. Magaz. 1848, N. 35. Ueber die Kinder ſtehlenden Zwerge im Allgemeinen D. Mythol. 436. altd. Rel. 338. — In einer Sage aus Lutterbeck rauben die Zwerge ein einjähriges Mädchen und führen es in ihren Berg. Die Mutter ſucht ihr Kind und ruft es auch bei dem Berge mit Namen

worauf eine dumpfe Stimme antwortet. Nach sieben Jahren entlassen die Zwerge das Mädchen und beschenken es mit einem Kloben Flachs, der niemals zu Ende geht, bis das Spinnrad einmal umfällt.

149, 1. Wulften; vgl. Hannov. Magazin 1848, N. 35. — 2. Moringen, ähnlich aus Moringen und Schwiegershausen. Nur bleibt der Wechselbalg hier zurück. Er lernt gehn, wird aber bis zu seinem Tode nicht größer, als ein Zwerg. Es wird noch Folgendes hinzu gesetzt: „Warum haben die Zwerge das Kind geraubt? Sie sind selbst zu klein gewesen und haben ein größeres Geschlecht erzeugen wollen." Es versteht sich von selbst, daß das nicht der mythische Grund der Sage ist. In einer Erzählung aus Sichelstein sagt das Hollemännchen, als es ein Ei zerschlagen und den Inhalt desselben aus einer Eierschale in die andere gießen sieht: „Nun bin ich doch so alt, wie der Kaufunger Wald, und habe doch noch nie in Eierschalen brauen sehen." Darauf ging es weg. Vgl. D. Mythol. 437. Ndd. S. 36. 120, 2. Müllenhoff 425. Colshorn 87. Pröhle S. 48. W. Zeitschr. 1, 290. Auf ähnliche Weise wird der Hund des Hackelberg vertrieben, W. Zeitschr. 1, 101. Colshorn 75. Der Wechselbalg darf nicht geschlagen werden, sonst bekommt das Menschenkind von den Zwergen wieder Schläge, M. S. 184. Die Nixen thun dem geraubten Kinde alles, was ihrem Kinde geschieht, Sommer 37.

150, 1. Wulften; vgl. Hannoversch. Magaz. a. a. O. Durch die zusammengebundenen Schlüsse' wird die Geburt aufgehalten. — 2. Lüthorst. Ein kürzerer Bericht aus Gladebeck, wo die Hebamme mit einem Goldstücke beschenkt wird. Im allgemeinen vgl. D. Mythol. 425. altd. Rel. 339. Müllenhoff 407. 408. 443. 444. Meier 8. 67. 69, 2. Baader 232. auch Erin 5, 245. Noch häufiger wird dasselbe von Nixen erzählt: D. S. 49. 65. 304. DMS. 80. Ndd. S. 104. 197 und Anm. M. S. 81. Müllenhoff 453, 2. Sommer 36 u. Anm. Meier 78, 2. — DMS. 238 bewirkt dagegen ein Zwerg, daß eine menschliche Frau nicht gebären kann und Müllenhoff 453, 2 hilft die Meerfrau Kindbetterinnen.

151. Esebeck; vgl. Hannov. Magaz. a. a. O. Ndd. S. 292 und S. 321. Müllenhoff 397 und Anm. Baader 48.

152, 1. Sichelstein. Dieselbe Erzählung aus Jühnde, wo die Hausfrau sieht, daß der Zwerg einen Sack trägt. Nachdem der Zwerg das Haus verlassen hat, weicht von der Familie das Glück. — 2. Blankenhagen. Die Gehülfen des Gesellen sind Zwerge, vielleicht auch er selbst. — 3. Wulften. Vgl DMS. N 233. M. S. 179, wo zwei Ziegenböcke am Webestuhle sitzen. Ueber das Ausstoßen des Auges vgl. Ndd. S. 336 und Anm. — 4. Wulften. Wenn der Hausgeist für seine Arbeit belohnt wird, so kommt er nicht wieder. — Vgl. Woeste in W. Zeitschr. 1, 459.

153. Ueber Kobolde und Hausgeister vgl. D. Mythol. 468 fg. altd. Rel. 381.

154—66. Einige der hier folgenden Riesensagen, wie z. B. die von Steinen, welche Riesen geworfen oder aus ihren Schuhen geschüt-

tet haben, ſind ſo gewöhnlich, daß Nachweiſe darüber unnöthig ſind. Im allgemeinen vgl. D. Mythol. 485 fg. altd. Rel. 315 fg. — 154. Fürſtenhagen; vgl. zu N. 34. — 155. Bovenden. — 156. Angerſtein. — 157. Wolbrechtshauſen. In Lödingſen wird erzählt, die Rieſen hätten auf der Bramburg eine Höhle gehabt. — 158, 1. Wenzen. Ueber Rieſenknochen in Kirchen vgl. D. Mythol. u. M. S. 36. 177. Baader 292. Bechſtein Thür. S. 3, S. 129. Meier 172. Schöppner 666. W. Zeitſchr. 1, 269 und die dort angeführten Stellen; Stöber 122. Panzer S. 244. — 2. Kuventhal. — 3. Hettenſen und Höckelheim. Vgl. D. Mythol. 505. altd. Rel. 324; außerdem Müllenhoff 378 und Anm. Baader 375. Ndd. S. 43. 81. 107. Daſ. 126 wird ähnliches von Frau Harke erzählt. — 159, 3. lies Kuppe ſtatt Kuppel. — 160, 2. Golmbach. — 161, 2. Volckmarshauſen. Den Hünenbrink bei Wenzen haben die Hünen dadurch hervorgebracht, daß ſie an der Stelle, wo er ſich befindet, Sonntags wenn ſie zur Kirche gingen, ihre Schuhe abwiſchten. — 162. Aehnliche Sagen ſind uns aus mehreren andern Orten mitgetheilt. Vgl. auch Hannov. Magaz. a. a. O. — S. 146, Z. 8 lies Barterode. — In 6 iſt bemerkenswerth, daß der Rieſe nach einer Kirche wirft, wie in 4 der Teufel. 7. Zühnde. — 163. Güntersen, Dahlenrode. Die Verſe lauten hochdeutſch: „Bruder Hohen-Hagen, leih mir deine Holzſchlage.“ Der Berg wird alſo als Rieſe aufgefaßt. Vgl. D. S. 20. Müllenhoff 586. Pröhle S. 7. Schöppner 1122. Nach Baader 37 haben zwei Heilige nur ein Beil. — 164. Vardeilſen, Blankenhagen, Vogelbeck. Uebereinſtimmende Erzählungen haben wir aus verſchiedenen andern Orten erhalten. Vgl. D. Mythol. 511. Ndd. S. 156. 269. Firmenich 1, S. 275. 302. 372. Woeſte S. 7. Oſtpr. S. 257. — 165, 1. Vogelbeck und Rittierode. In Volkſen wird erzählt, die Negenborner Kirche ſei von zwei Hünen nach Rittierode gebracht. 2. Hohnſtedt und Seberen. Die Kirche liegt im Freien und iſt die Begräbniskirche. Dieſelbe Sage von einer alten Kirche bei Bantelu, auf deren Kirchhofe auch die Todten begraben werden, und von der Gandersheimer Kirche. Die Hünenrippe in derſelben (vgl. N. 158, 1) ſoll von den Rieſen herrühren, welche die Kirche fortgetragen haben. Vgl. Ndd. S. 167, 4, 278. Firmenich 1, S. 302. Nach H S. 271 iſt eine Kirche von den Engeln aus dem gelobten Lande nach Engelrod gebracht — 166. Gladebeck. Die Sage iſt dadurch charakteriſtiſch, daß Rieſe und Teufel einander gegenüber ſtehn. Rieſen erſcheinen auch ſonſt als Baumeiſter: D. S. 19. Colshorn 41. Müllenhoff 272. N. S. 202. Baader 374, wie in N. 167 der Teufel, aber auch Zwerge W. Zeitſchr. 1, 291. Müllenhoff 410. — Von einer Wette zwiſchen zwei bauenden Rieſen erzählt Panzer 242. Ndd. S. 194 ſtehn bei dem Bau der Teufelsmauer Chriſtus und der Teufel einander gegenüber; vgl. D. S. 188. D. Mythol. 981.

167, 1. Dorſte: ſchriftlich durch H. Pröhle. 2. Salzderhelden, übereinſtimmend aus Sichelſtein und Münden. Hier wird nur noch hinzugeſetzt, daß der Teufel aus Verdruß mit einem Steine ein Loch

in das Gebäude warf. In diesem Loche hält kein Stein, auch fliegt kein Vogel hindurch, weil es noch jetzt nach Schwefel riechen soll. 3. Wulften. 4. Northeim und Hammenstedt. Die Kapelle ist die St. Blasii-Kapelle. Uebereinstimmende Erzählungen von einem Bauern, dem der Teufel ein Haus baut, aus Kuventhal, ferner aus Drüber von einem Bauern in Creekheim, von einem Dorfe bei Göttingen aus Seberen. Aehnliche Sagen, in denen der Teufel als Baumeister erscheint, sind sehr häufig. D. Mythol. 514. 976. altd. Rel 321. Vgl. außerdem Ndd. S. 242. 344. Müllenhoff 370. 371. 412. Sommer 45. H. S. 7. Bechstein fr. S. S. 28. 260. Schöppner 123. Meier 176. W. Zeitschr. 1, 448. Pröhle Märchen 21. Bodquet S. 485 u. m.

168. Münden. Ein Nachklang der Sage von Heinrich dem Löwen, vgl. N. 52 und Abhandlung II. Ein anderer Bericht enthält die Bedingung des Herzogs nicht. Der Löwe stürzt um ein Uhr aus der Luft, weil dann die Macht des Teufels, der besonders im Walde sein Wesen hat, vorbei ist. Die Sage hat durch das Bild des Löwen diese besondere Form und Anknüpfung erhalten, und man wird hier nicht an die nach nordischen Mythen in Stein verwandelten Riesen und Zwerge (vgl. zu 147) erinnern dürfen.

169. Vgl. Ndd. S. 239 und Anm. Müllenhoff 270. Baader 301. N. S. 454. 455.

170. Vgl. N. 58. 59; dann N. 45 und Anm.

171. Hildesheim, schriftlich durch Herrn Dr. Seifart. Vgl. N S. 180. Baader 7. Einer der sich als Pudel vermummt hat, muß nach seinem Tode als solcher umgehn; daf. 458. Ein Knecht, der sich als Gespenst verkleidet hat, wird todt gefunden (Müllenhoff 234), vom Teufel geholt (Herrlein S. 45 Vgl. Ostpr. S. 104). Vermummungen sind nach dem Volksglauben frevelhaft (vgl. die folgenden N.) nach Deuteronom. 22, 5: „Ein Weib soll nicht Mannsgeräthe tragen, und ein Mann soll nicht Weiberkleider anthun; denn wer solches thut, der ist dem Herren, deinem Gott, ein Greuel." — Doch kann auch das Verbot heidnischer Vermummungen durch die Geistlichkeit auf den Volksglauben eingewirkt haben. Der Höllenzwang befindet sich nach der Volkssage auch auf der Göttinger Bibliothek, an eine Kette geschlossen.

172. Hillerse. Nach einer Erzählung aus Lauenberg kommt der Teufel selbst und zerreißt die Verkleidete. Heftiger Wind ist häufig mit dem Erscheinen des Teufels verbunden, z. B. N. 174, 2. DMS. 253. Ndd. S. S. 454. Müllenhoff 415; Deecke 207; Schöppner 1274. vgl. altd. Rel. 321. — Die Verkleidete wird bei diesem Spiele gefragt, wer der Liebhaber eines jeden der anwesenden Mädchen sei, wobei ihr verschiedene Namen genannt werden. Kommt der rechte Name, so nickt (nippt) sie mit dem Kopfe; daher der Name.

173. Erzhausen. Dieselbe Erzählung aus Bardeilsen, Langenholtensen und Delligsen, wo aber das Aufgeben der Sitte am Donnerstage nicht zu spinnen (altd. Rel. 74. 120. 248. Ndd. S. 153 und Anm.)

nicht damit in Verbindung gebracht wird. Eine Erzählung aus Odazien läßt die Begleiter der Stoppegäs von einem gewaltigen Sturme erfaßt werden, wie N. 172. Die wunderbare Musik rührt auch von dem Teufel her: vgl. Schöppner 1268. Sie kommt in Sagen, ohne daß sie dem Teufel zugeschrieben wird, auch sonst vor. So läßt sich auf dem Ohrenberge bei Lauenberg Nachts eine Musik hören, ohne daß man Jemand sieht. Märner aus Vogelbeck waren in den Wald gegangen, um Maiwacht zu halten, d. h. das Hauen der Maibäume, welche Pfingsten in die Häuser gestellt werden, zu verhindern, als sie um elf Uhr in einem Baume eine wunderbare Musik hörten, die sie so erschreckte, daß sie davon liefen. KM. 100 erzählt, daß ein Soldat in der Hölle bei dem Teufel Musik lernte. Hiermit vergleiche ich den Gesang und die Musik, die man aus der Tiefe des Sees hört (M. S. 174. Meier 80, 3), das Singen des Hakemanns (zu N. 90) und der Niren M. S. 220. Müllenhoff 456. Ostpr. S. 169. 261. Bechstein Thür. S. 4, S. 147. Fr. S. S. 103. Meier 9. 82. vgl. D. Mythol. 460. altd. Rel. 371. Nach Gudrun 367 singt Horant eine Weise, die kein Mensch kennt, die er auf dem Meere gehört hat. Ferner vergleiche man die Musik und das Singen der weißen Frauen, Panzer S. 3. 10. 22. 25. 59. 279. Meier 13. 17. 46. 349. Schöppner 1003; Bechstein Thür. S. 4, S. 161. Nod. S. 224; dann die Musik und das Singen der Zwerge, Sommer S. 82. Meier 65. Colshorn S. 115. Vonbun S. 28. D. Mythol. 438. Nach der Irischen Sage lehren die Elfen Musik, Grin 6, 411, und Wigal 1727 heißt es: ir getwere huop üf unde sanc ein liet sô wünneclîche, daz si alle geliche ir selber vergâzen. Wenn die wilde Jagd oder das Todtenvolk durch die Luft zieht, so hört man eine seltsame Musik (M. S. 96. Schöppner 407. Meier 139). Auch Frau Hulda singt (Z. Zeitschr. 1, 28). Hiernach darf man vermuten, daß diese Gesang und Tanz liebenden Wesen in Verbindung mit Tod und Unterwelt stehn. Das wird durch Folgendes noch bestätigt. Auf dem grünen Platze vor der Hölle, welcher nach altd. Rel. 399 die Unterwelt ist, ertönt Musik (Pröhle M. 25); eben so in der Kammer des Todes, worin viele Lichter (die Seelen) und viele Todte sind (das. 72); ferner in einem verwünschten Schlosse (Meier M. 72) und im Innern der Berge (Schöppner 20; vgl. zu N. 10), namentlich auch in dem Venusberge, welcher ein Nachklang der heidnischen Unterwelt ist. Weitere Gründe s. in Abhandlung I: vorläufig vgl. auch das Singen der Kirke und der Sirenen, welches H. D. Müller im Ares S. 111 erläutert. — Die Stoppegäs (Stopfgans) ist eine ähnliche Verkleidung wie das Nixhuhn. Es wird ein Mädchen in einen Kittel gesteckt, den man mit Kissen ausstopft. Die Arme werden so viel als möglich an die Beine gelegt, so daß die Figur einer Gans ähnlich sieht. Das Spiel ist ein Fastnachtsgebrauch, der auch in Kurenthal und Bartelhausen vorkommt. Auch in Spanbeck erzählt man von einem Verkleideten, den der Teufel zerriß. Der Vermummte heißt dort Eyeiseken (?); er wird in ein weißes Tuch gewickelt und muß sich todt stellen.

174, 1. Der Selbstmord durch Erhängen erscheint hier als Werk des Teufels; vgl. Meier 189.

175. Osterode, schriftlich durch H. Pröhle. Die Erzählung ist in Niedersachsen weit verbreitet. Zu dieser und der vorhergehenden Sage vgl. Müllenhoff N. 203 und Anm. DMS. 191. 309. 323. 443. N. S. 468.

176. Das Wirthshaus erscheint hier als die Hölle oder die Unterwelt. Vgl. altd. Rel. S. 400. Ndd. S. 152 und Anm.; auch solche Sagen, wie Baader 111. N. S. 382. Weitere Ausführungen bei einer andern Gelegenheit.

177. Meensen, aus dem Munde der Mädchen, welche die Begebenheit vor zwei Jahren erlebt haben, schriftlich durch Herrn Dr. Lattmann. Die Erzählung ist dadurch interessant, daß sie die Fortdauer der Sagenbildung zeigt. Als ein Feuerball erscheint der Teufel N. S. 460; eben so die wilde Jagd Ndd. S. 117.

181. Einbeck. Vor dem Orte, bei dem eine Hellemühle haben jetzt viele Menschen noch eine große Furcht. Helle (-Hölle) kommt als Ortsname mehrfach vor. So hat man eine Helle bei Hohnstedt, Wulften, bei Portenhagen (Bezeichnung eines Berggipfels); eine Hölle bei Lutterbeck und Förste. Ferner ist zu vergleichen ein Hellberg bei Reisenhausen, ein Hellebrink bei Kalefeld, ein Hellebach (Hellebeke) daselbst, eine Hellewiese bei Niedern-Jesa, u. a. m.

182, 2. Einbeck. 5. Dörrigsen. 6. Lauenberg. 7. Bilshausen. Wenn eine Sternschnuppe fällt, so heißt es, Stöpke fahre zu einer Hexe in das Haus. Den Namen erklärt Grimm D. Mythol. 936 durch Stephänchen, denkt aber auch an einen Zusammenhang mit Frau Stempe. Die Sagen von Stöpke haben theils Aehnlichkeit mit den Sagen vom Teufel, mit dem er oft verwechselt wird, dann mit dem von Hausgeistern, endlich mit Erzählungen von dem wilden Jäger (S. zu N. 101). Stöpke erscheint, wie dieser, feurig, wirft auf den Ruf halt part! aus der Luft, gibt einem ihm Nachlaufenden einen Schlag, daß er betäubt zu Boden fällt, und zerschmettert die Schäferkarre (vgl. N. 96, 3. 99, 17). Wie er Lebensmittel bringt, so wird auch von dem wilden Jäger erzählt, daß er das Haus mit Brot segnet; Müllenhoff 497. Stöpke heißt in einigen Gegenden (Ndd. S. S. 118. 422) auch Märtchen (Martinchen), ein Name, der bei dem wilden Jäger wiederkehrt. Dürfen wir nun hiernach einen innern Zusammenhang zwischen Stepke und dem wilden Jäger oder Wodan annehmen, so daß der mit Gütern beladene feurige Drache vielleicht als ein Diener des Segensgottes aufgefaßt wurde? Der Drache steht auch mit dem nordischen Odhinn in Verbindung; altd. Rel. 206. Oder haben beide Volkssagen nur in denselben Himmelserscheinungen einen gemeinsamen physischen Grund? Die Sagen von Stöpke oder dem Drachen sind in Norddeutschland sehr verbreitet, scheinen aber weiter nach Süden hin mehr abzunehmen und zu verblassen. Vgl. Müllenhoff 280. Ndd. S. 4. 168. S. 218 u. m. N. S. 88. Sommer 22 fg. H. S. 115 fg. Pröhle 103. W. Zeitschr. 1, 197. Reusch 37.

183. Holtenſen. Die Nachthere iſt theils Stopke, theils dem Nachtalp (N. 245) verwandt.

184. Wagelbeck. Nach einem Aberglauben in Wulſten bringt der Teufel der Here eine dicke Kröte in den Buttertopf; dieſe bricht die Butter aus.

185. Hildesheim, ſchriftlich durch Herrn Dr. Seifart. — In Wolf M. kommt eine böſe Fee vor, welche Leichen iſt. Nach Sommer S. 169 können Heren ſich verwandeln, wenn ſie auf bloßen Boden treten.

186. Brunſen. Der Teufel iſt hier Kobolden verwandt.

187. Gladebeck, Dörrigſen. Ueber den Alraun vgl. D. Mythol. 1153. altd. Rel 385. Graße Beiträge zur Literatur und Sage des Mittelalters S. 45. DMS. 326. Nrd. S. 423. Mullenhoff 284. H. S. 90. W. Zeitſchr. I. 335. Vgl. auch Sommer 33. Meier 91. 93.

188. Hildesheim, ſchriftlich durch Herrn Dr. Seifart. Vgl. D. S. 86. Nrd. S. 24 und Anm. DMS. 331. Firmenich 2, S. 301. Kohl Skizzen aus Natur und Völkerleben T. 2. S. 189.

189. Gäpel und Schlarpe.

190. Hildesheim, ſchriftlich durch Herrn Dr. Seifart. Die Erzählung iſt ſehr verbreitet und verſchieden localiſiert. Nrd. S. 139 und Anm. Mullenhoff 563. Baader 278. Firmenich I, S. 277. KM. 2, 149.

191. Gladebeck. Auch dieſe Sage iſt mit einzelnen Abweichungen ſehr verbreitet.

193, 1. Schwiegershauſen. 2. Hildesheim.

195, 2. 3. Mainzholzen — 4. Wulſten, ähnlich aus Mainzholzen, wobei aber die Gage nicht erwähnt wird. Die Here ſteckt dem Manne eine Stecknadel ins Knie und zieht ſie nach einem Jahre wieder heraus. Sie ſpricht dabei: „Vor einem Jahre habe ich eine Stecknadel in eine alte Buche geſteckt; ich will doch einmal zuſehen, ob ſie noch da iſt.“ Dieſelbe oder ähnliche Sagen kommen auch ſonſt von Heren vor, H. S. 102. Baader 43. 424, vgl. Nrd. S. 32. Man erzählt ſie aber auch von der wilden Jagd, Panzer S. 17. Nrd. S. 63 und Anm.; von Berchta D. Mythol. 254; von dem Nachtvolk, Vonbun Volksſagen aus Vorarlberg S. 29; Zwergen Sommer Märchen I. Vgl. zu N. 173.

196, 2. Göttingen. 3. Hohnſtedt. 4. Bilthauſen. — Zu 3 haben wir noch einen Bericht aus Lutterbeck erhalten, der ſich dem Tone des Märchens nähert. Ein armer Schuſter übernachtet in einer Mühle, in der es nicht geheuer iſt. Um ſich vor den Geſpenſtern zu ſchützen, zieht er einen Kreis um ſich und zündet mitten in demſelben ein Feuer an. Zugleich gurtet er einen alten Degen um, der da an der Wand hängt. Es erſcheinen nach einander zwölf Katzen, die aber nicht in den Kreis kommen können. Als es zwölf Uhr iſt, ſchlägt der Schuſter zwiſchen ſie und haut der einen eine Pfote ab, die am andern Morgen eine Menſchenhand iſt. Die Katzen ſind die zwölf Töchter des Wirthes geweſen, die ſchon viele Menſchen umgebracht hatten und nun zur Strafe in Oel geſotten werden. — Die Sage iſt

in mehreren Formen sehr verbreitet; Colshorn 9. Ndd. S. 225, 1. Müllenhoff 311. DMS. 148. Baader 18. Zingerle M. 38. Hocker in W. Zeitschr. 1, 307. Auch sonst weiß man von Katzen, die Hexen sind, genug zu erzählen.

197. Hildesheim, schriftlich durch Herrn Dr. Seifart. Vgl. Harrys 1, 29. Meier 205. Aehnliche Erzählungen von Katzen DMS. 152. 153.

198. Ueber den Werwolf s. D. Mythol. 1048. 1. Lüthorst. Vgl. Ndd. S. 258 und Anm. Nach M. S. 503 wird der Werwolf dadurch erlöst, daß man das Wolfsfell verbrennt. — 3. Auch in Amelsen ist der Glaube, daß Frauen sich in Werwölfe verwandeln können. Vgl. Ndd. S. 22. M. S. 242. — 6. Hildesheim, schriftlich durch Hrn. Dr. Seifart. Eine ähnliche Erzählung aus Großen-Schneen, die sich dadurch unterscheidet, daß der in einen Werwolf verwandelte Mann seine eigene Frau anfällt, die ihm aber entkommt. Am Abend kommt er nach Hause und seine Frau bemerkt bei dem Essen, daß ihm die Fäden von ihrem Kleide noch zwischen den Zähnen stecken. Darüber erschrickt sie so, daß sie erkrankt und stirbt. Vgl. Firmenich 1, S. 332. — 8. Amelsen; mit unwesentlichen Abweichungen auch aus Lüthorst, Sievershausen, Lauenberg, Dorste, Wulften; vgl. Hannov. Magaz. 1848, N. 36. Bemerkenswerth ist, daß die Lauenberger Sage von dem starken Bowe erzählt wird, der nach 5 den Werwolf erschlägt. Die Geschichte ist auch sonst in Norddeutschland sehr verbreitet. D. S. 213. Harrys 1, 24. Colshorn 16. Pröhle 146. M. S. 243. Müllenhoff 318.

199. Lengden.

200. Mackensen. — Sehr verbreitet. Vgl. D. Mythol. 651. Colshorn 58. Pröhle S. 6. Müllenhoff 474. 475. Woeste S. 50. Baader 12. DMS. 473. Bechstein fr. S. S. 290. Panzer S. 293. Meier 20. W. Zeitschr. 1, 191.

201. Dassel. — D. Mythol. 650. Meier 228. 231.

202. Blankenhagen. D. Mythol. 433.

203. Einbeck und Umgegend. In Kuventhal wird erzählt, die Glucke lasse sich um Johannis sehen. Die Seelen von Verstorbenen erscheinen als Hühner, wie sonst als Vögel. M. S. 557. H. S. 158. W. Zeitschr. 1, 374. altd. Bel. 402. O. Schade, die Sage von der heil. Ursula S. 70.

204, 2. Sulbeck und Drüber. Nach einer Erzählung aus Stöckheim hat sich Molk nach der Gründung der Saline selbst in einen schwarzen Hund verwandelt und geht des Abends zweimal in der Woche an dem Salzgraben herauf. In Buensen erklärte man die Verwandlung als Strafe dafür, daß Molk den Salzgraben gezogen und damit den armen Leuten Schaden gethan habe. Fast schien es, als würde er mit Hackelberg in Verbindung gebracht, doch ließ sich nichts genaueres erforschen. — Otto Friedrich von Molke, welcher die Saline zu Sulbeck errichtet hat, war der letzte Bewohner der Heldenburg bei Salzderhelden. Er wohnte später in Hannover und wurde wegen einer

Verſchwörung gegen den Prinzen Georg Ludwig (den nachherigen Kurfürſten von Hannover und König von Großbritannien) am 15. Juli 1692 enthauptet. — 3. Eine ähnliche Geſchichte von einem nach ſeinem Tode in einen ſchwarzen Hund verwandelten böſen Menſchen aus Einbeck. Vgl. Müllenhoff 262. N. S. 237. DMS. 181, wo ein ſchwarzer Hund ſich in ein Todtengerippe verwandelt. Firmenich 1, S. 300. Auch der Teufel zeigt ſich in Geſtalt eines ſchwarzen Hundes: N. S. 467.

205. Die märchenartige Sage iſt den Erzählungen von weißen Frauen verwandt.

206. Sivershauſen.

207. Fürſtenhagen. Die Sage ſcheint mit andern, die uns unbekannt geblieben ſind, in Verbindung zu ſtehn.

208, 1. Lüthorſt. In Grone wird ähnliches von dem ſchwarzen Hunde geſagt, der ein Lieutenant geweſen ſein ſoll und nun noch die Wachen beaufſichtigt. — 3. Hildesheim, ſchriftlich durch Herrn Dr. Seifart. Der dreibeinige Haſe iſt eine häufig vorkommende Geſtalt der Volksſage. Er geht gewöhnlich einen beſtimmten Weg, ſo an einem Berge bei Klein-Lengden, wer nach ihm ſchießt, trifft ihn nicht; auf den alten Feſtungswerken bei Einbeck; auch ſitzt er bei dem Kapellenberg in Fredelsloh; in Kreiensen zeigte er ſich auf dem Boden eines jetzt abgebrochenen Hauſes. Daß er demjenigen, welcher ihm begegnet, kein Glück bringe, iſt uns aus Odagſen berichtet und auch ſonſt bekannt. In Vogelbeck glaubt man, daß er den Kühen die Milch ausſauge. In Gileuſen hält man ihn für den Teufel; ſonſt für einen Kobold (N. S. 57), einen Zauberer (Firmenich 2, S. 330), oder eine Hexe (N. S. 351. Mullenhoff 314. Sommer 54).

209. Salzderhelden, Odagſen. In 1 iſt die Katze dem ſchwarzen Hunde verwandt, in 2 wohl der Geiſt eines Verſtorbenen. Vgl. N. S. 238. — S. 192, Z. 5 v. u. lies konnte.

210, 1. Lüthorſt. — 2. Dieſelben Worte ſpricht Nod. S. 260 ein Irrlicht. — 3. Salzderhelden. — 4. Daſſenſen. Zu dem Sehen über die linke Schulter vgl. zu N. 141, 3. Von einem ſchwarzen Hunde, der den Menſchen auf den Rücken ſpringt und ſich von ihnen tragen läßt, weiß faſt jedes Dorf in dem Gebiete unſerer Sagen. Er zeigt ſich aber nur in den nächtlichen Geiſterſtunden von 11—12 oder 12—1, bisweilen auf dem Hofe, gewöhnlich im Walde oder auf der Flur, beſonders auf Wieſen und Angern. Dann läßt er ſich auch gern bei einem Waſſer ſehen, ſo am Rauſchenbrunnen bei Münden, auf einer Brücke bei Einbeck. Ueber einen Kreuzweg kann er nicht kommen, ſondern ſpringt dann von dem Menſchen ab, der ihn trägt (Elze). Nach einer Erzählung aus Kreiensen ſprang er von der Brücke bei Greene in das Waſſer. Dieſer Hund iſt in den meiſten Fällen ein Kobold, in andern ein Waſſergeiſt. Nach DMS. 245 verwandelt ſich der Waſſermann in einen ſchwarzen Hund, nach H. S. 59 zeigt ſich der Waſſergeiſt als Fuchs. Vgl. zu N. 73, 3.

211. Fürstenhagen. Vgl. den Klingehund und den Welthund Ndd. S. 272. 287. Das Gespenst wird daf. S. 500 ohne erweislichen Grund mit den Hunden Wodans zusammengestellt.

212. Der Hund scheint in diesen Sagen ein Symbol des Todes und der Unterwelt zu sein. Vgl. den häufigen Aberglauben, daß das Heulen des Hundes den bevorstehenden Tod eines Menschen andeute.

213. Vardeilsen. Der Erzähler hatte die Begebenheit von dem Manne gehört, dem sie begegnet war. Ein weißer Hund ohne Kopf soll Nachts in der Maschenstraße in Einbeck, besonders bei einem Brunnen in der Nähe eines ehemaligen Nonnenklosters umgehn.

214, 2. Buensen. — 5. Fredelsloh. — 6. Zu der grauen Gestalt vgl. 221.

217, 3. Fürstenhagen. — 5. Lüthorst. — Ein Mann ohne Kopf reitet auch in der Nähe des Klapperthurmes bei Einbeck, hinter dem Rothenberge bei Gieboldehausen, bei Vartshausen und an andern Orten. Dieser Reiter kommt auch in andern deutschen Sagen, namentlich in Schwaben (vgl. Meier 114 fg.) vor. Ehe man ihn wegen des weißen Pferdes mit Wodan zusammenstellt (auch die irische Sage kennt einen Reiter ohne Kopf; Erin 5, 189), suche man sein Wesen zu erklären. Vgl. die folgenden Sagen. Von den Gestalten, die da vorkommen, ist er doch wenig verschieden. Nach Baader 79 (vgl. Bechstein fr. S. S. 133) spukt ein Erschlagener als Schimmelreiter. Ndd. S. 256 Anm. werden Reiter auf weißen Pferden richtig durch Nixe erklärt. Hiernach scheint dieses Wesen bald ein Gespenst, bald ein Lokalgeist zu sein. In der folgenden Erzählung (aus Gehrenrode) ist der Reiter ein kobold artiger Geist.

219. Denkiehausen. Nach einem Berichte aus Lüthorst peitschte der Pächter den Hirten vom Hofe, der nachher Hungers starb. An dem Tage, an welchem er begraben wurde, verschwand der Pächter und ward nicht wieder gesehen. Man sieht ihn jetzt Nachts, wie er unter lautem Gebrüll umher geht und sich den Leib wund peitscht. Auch sieht man ihn Mittags an dem Orte, wo die Kuh umgekommen ist, und hört, wie er sie lockt.

220, 1. 2. Oldendorf, Dörrigsen. Lies abgepflügt. — Ueber das Abpflügen des Kopfes s. N. 56. Ein Mann ohne Kopf geht auch an der Uellebeke bei Kaleseld, auf dem Göttinger Walle, zwischen Ahlshausen und Sievershausen und sonst. Gespenster ohne Köpfe oder mit dem Kopfe unter dem Arme sind gewöhnlich die Geister der Erschlagenen oder Hingerichteten, auch Missethäter, deren Verbrechen vor ihrem Tode nicht bekannt geworden ist. DMS. 203 und Anm.

221, 6. Düderode. — 1. Ein großer schwarzer Mann, der mit lautem Sausen verschwand, begegnete auch einem Manne aus Odagsen, der nach Edemissen ging. — 2. Ein anderer Bericht aus Sievershausen läßt bei der Quelle einen vor mehreren Jahren dort erschossenen Förster sitzen, der sich auch bei den Köhlerhütten oft zeigt. — Auf dem Anger bei Vogelbeck läßt sich ein Mann in einem grauen Rocke sehen, den man laut stöhnen hört. Man hält ihn für den Geist eines

dort erſchlagenen Engländers. Am Saume des Waldes bei Bilshauſen zeigt ſich ein Schäfer in einem grauen Rocke, der dort die Schafe gehütet hat. Dann geht ein graues Männchen auf dem Thurme der Marktkirche zu Einbeck. Begegnet ihm der Thurmwächter, ſo muß er thun, als ob er es nicht ſehe, dann thut ihm das Männchen nichts zu Leide, ſondern ſorgt dafür, daß er nicht zu Schaden kommt. Einen Wächter, der uber ihn geſpottet hatte, fand man eines Tages mit gebrochenem Genick unten im Thurm liegen. In der Neuſtädter Kirche in Einbeck zeigte ſich an einem Sonntage während des Gottesdienſtes ein graues Männchen. Die Erſcheinung ward als das Vorzeichen des bald nachher eintretenden großen Brandes angeſehen. Auch in andern Kirchen wohnt ein grauer Mann. Von einem grauen Burggeiſte erzählt Schöppner 1290. Ferner läßt ſich nach niederſächſiſchen Sagen, die wir noch genauer zu erfahren hoffen, ein graues Männchen in gewiſſen Familien ſehen, wenn ein Todesfall bevorſteht. Vgl. Nvd. S. 366, wornach ſich ein grauer Mann vor einer Hochzeit in der Familie zeigt, und eine weiße Frau, wenn ein Todesfall bevorſteht. — Die Norggen in Tirol ſind grau, W. Zeitſchr. 1, 290. — Es begegnen ſich demnach in dieſer Geſtalt wieder verſchiedene Weſen, wie bei N. 217.

222, 1. Ein Menſch mit zwei Pferdefüßen geht auch auf einer Wieſe bei Uslar um. — 2. Hohnſtedt. Vgl. N. 41. 42. M. S. 52. Firmenich 1, S. 205.

223, 3. Hohnſtedt. — 6. Daß man einem Geiſte die Hand nicht geben darf, iſt ein verbreiteter Zug, der in den folgenden Sagen ſich mehrmals wiederholt. Vgl. Nvd. S. 135 und Anm. — 9. Merrhauſen. — 10. Forſte. — 11. Feuer ſchutzt gegen Geiſter. S. altd. Rel. 243. DMS. 18. Menzel Literaturblatt 1845, N. 18. Cavallius und Stephens ſchwediſche Volksmärchen S. 49. Vgl. zu 196, 3. — Minder charakteriſtiſche Sagen von Feuermännern oder Landmeſſern ſind uns noch aus Billingshauſen, Immenſen, Dörrigſen und Andershauſen mitgetheilt; ſie gehören zu den verbreitetſten Geſtalten der deutſchen Volksſage. S. auch zu 225.

224. Ahlshauſen, Kreienſen, Mittierode.

225, 1. Naenſen. — Im Allgemeinen bemerke man, daß die Geiſter der Verſtorbenen Lichter ſind. Altd. Rel. 404. Wackernagel in H. Zeitſchr. für D. Alterth. 6, 280. Panzer S. 307. 308. Der Geiſt in 4 iſt den Waſſergeiſtern verwandt. Der Waſſermann hat eine Landmeſſerſtange; DMS. 244. Ein Feuermann geht an der Maaß; N. S. 439. Eine weiße Frau geht mit einer Laterne an einem Mühlenteiche; Mullenhoff 455. Ein Geſpenſt mit einer Laterne führt in einen Sumpf; Baader 208. Nach vielen Sagen ſieht man auf Teichen und Seen Nachts Flämmchen brennen. Eine Sage von einem feurigen Fiſcher theilt Meier in W. Zeitſchr. 1, 439 mit.

226. Die Erzählung aus Spanbeck: das Allgemeine iſt im oberen Leinethale ein verbreiteter Glaube. In Einbeck hält man die Irrwiſche für die Seelen ungeborener und ungetauft geſtorbener Kinder. Vgl. D. Mythol. 568. altd. Rel. a. a. O.

227. Der Irrwächter iſt auch einmal einem Menſchen auf den Rücken geſprungen und hat ſich eine Strecke von ihm tragen laſſen.

228. Der Arzt iſt der Tod, der in N. 130 mit ſeinem Stocke den Menſchen in den Rücken klopft. Der Stab des Hermes darf verglichen werden. S. D. Mythol. 803. Bei Pröhle N. S. 56 erſcheint der Tod als hagerer langer Mann in ſchwarzer Kleidung und mit einem blaſſen Geſichte.

229, 3. Hardegſen. — 4. Hildesheim, ſchriftlich durch Herrn Dr. Seifart. — Solche geſpenſtiſche Wagen, die in Städten, aber auch im Freien fahren, kommen viel vor. Auch in Göttingen fährt ein Wagen Nachts durch die Straßen. Vgl. D. S. 277. DMS. 33. 34. 204. Ndd. S. 199. N. S. 131. Müllenhoff 240. 244. N. S. 241. 427. 434. 443. Baader 89. 202. 227. 236. 316. 335. Bocquet S. 276.

232, 2. Vgl. Colshorn S. 87. Eine natürliche Erklärung iſt hier in ihrem Rechte; die Sage bleibt aber doch wegen des Volksglaubens, aus dem ſie entſprungen iſt, merkwürdig. Der Glaube, daß man nichts nehmen darf, was Todten gehört, kehrt in mehreren Sagen wieder. H. S. 164. N. S. 566. 582. Baader 154. Pröhle S. 88.

233. Wulſten. Vgl. D. Mythol. 884. altd. Rel. 413; außerdem Müllenhoff 196. 197 und Anm. DMS. 42. Börner S. 142. 152. Reuſch 32. Bechſtein Märchenbuch S. 109. Grin 6, 65. Hierher gehören folgende uns mitgetheilte Meinungen: Auf einen Todten darf man keine Thräne fallen laſſen. — Iſt ein Kind geſtorben und die Mutter härmt ſich um ſeinen Tod zu ſehr, ſo erſcheint es Nachts, ſetzt ſich auf den Rand ihres Bettes und bittet ſie nicht mehr zu trauern; es habe ſonſt im Grabe keine Ruhe. — Iſt Jemand geſtorben und die Angehörigen weinen um ihn ſo viel, daß ſein Todtenhemd naß wird, ſo kehrt der Todte zurück, um ſich ein anderes zu holen. Einen entſprechenden indiſchen und perſiſchen Glauben vergleicht Kuhn in W. Zeitſchr. 1, 62.

234. Wulſten.

235, 4. Kuxenthal. — Zu 2 vgl. altd. Rel. 412. Pröhle S. 79. Reuſch 35. H. S. 153. N. S. 326. Baader 305. Voubun S. 24. Hierher gehört auch der folgende Glaube: Heirathet ein Mann, dem die Frau mit Hinterlaſſung eines kleinen Kindes geſtorben iſt, zum zweiten Male und die Stiefmutter pflegt das Kind nicht gehörig, ſo kehrt die verſtorbene rechte Mutter zurück, um das Kind zu warten.

236, 2. Der Glaube, daß ein Geſtorbener Gott erbitten könne, daß er einen noch Lebenden bald nachkommen laſſe, findet ſich mehr. Man nennt das anbraweln und ruft demjenigen, der unehrerbietig von einem Todten ſpricht, warnend zu: „nüm dek in acht, hei komme dek anbraweln.“ Der Todte thut das, um ſich zu rächen. Im allgemeinen vgl. altd. Rel. 413. Müllenhoff 237. DMS. 109.

237, 1. Förſte.

238, 1. Wulſten. — 2. Barthhauſen. — 3. L. Raenſen. — Vgl. altd. Rel. 411. DMS. 113. 120. Baader 429.

239, 1. Lüthorſt. — 2. Mackenſen. — 3. 4. Wulſten. Vgl. Müllenhoff 249. — 5. Naenſen. Aehnlich aus Lüthorſt: Der Geiſt der Frau nagt gierig an dem Troge: ſie bittet ihren Mann, der davon Kunde erhalten hat, das Geld, welches ſie aus dem Verkaufe der Milch gelöſt und in einem Schranke aufbewahrt habe, unter die Armen zu vertheilen. Vgl. Colshorn 50. Woeſte S. 46. Baader 388. — 6. Förſte. Bemerkenswerth iſt, daß der Todte in einer Höhle im Walde weilt, welche alſo eben ſo ein Aufenthalt Verſtorbener iſt, wie das Innere der Berge. Vgl. N. 10. 68. 240, 4 und die entſprechenden Sagen bei Sommer 60. D. S. 282, wo der Schäfer in einen Berg geführt wird.

240, 2. Reinhauſen. — 3. Wulſten. — 6. Bilshauſen. — 7. Vgl. D. Mythol. 865. — 8. Hildesheim, ſchriftlich durch Herrn Dr. Seifart. — Die Geiſter in 7 und 8 haben den Charakter von Kobolden. Daß ein Geiſt demjenigen, der ihn bannen will, eine geringe Sünde vorwirft, iſt ein häufig wiederkehrender Zug. Vgl. Ndd. S. 306. Müllenhoff 349. 350. Colshorn 28. Pröhle S. 31. 190. 191. Sommer 25. Baader 222. 302. Das Volk hält freilich ein mutwilliges Abſtreifen von Kornähren für keine geringe Sünde, wie folgende uns aus Einbeck mitgetheilte Sage zeigt. An einem Felde in der Nähe von Osnabrück geht in der Geiſterſtunde ein ſchwarz gekleideter Mann auf und nieder. Er hat die Augen traurig auf ſeine Schuhe geheftet, zwiſchen deren Schnallen einige abgeſtreifte Aehren ſtecken. Das iſt bei ſeinen Lebzeiten ein Informator geweſen, der einſt als er durch das Feld ging, ſich ein Vergnügen daraus machte, die auf den Weg hängenden Aehren mit den Schnallen ſeiner Schuhe abzuſtreifen, und dafür, daß er die liebe Gottesgabe ſo gering geachtet hat, nun umgehn muß. — Geiſter werden auch wohl in das rothe Meer gebannt; DMS. 113. N. S. 395. 432. 574. Pröhle S. 31. 104. 191. Erin 5, 192. Von Bedeutung iſt aber nur die See überhaupt, die hier, wie die Tiefe des Waſſers überhaupt, wieder als die Unterwelt erſcheint. Damit ſtimmt, daß Geiſter auch in Moore, Sümpfe, finſtere Wälder, Schluchten und ähnliche unheimliche Orte verwieſen werden. Vgl. D. S. 121. Ndd. S. 296. Müllenhoff 266. 350. 541. Sommer 42. Pröhle 166. 226. H. S. 156. 158. Baader 47. 120. 128. 190. 212. 254. 284. Schöppner 838. 1027. S. zu N. 239, 6. — Der Eimer voll Waſſer wird gebraucht, wie ſonſt der Zauberſpiegel; H. S. 101. 113.

241. Hohnſtedt. Nach Baader 120 ſteht es einem todten Ritter mit goldenen Buchſtaben auf dem Herzen geſchrieben, daß er wegen ſeiner gründlichen Bekehrung gleich in den Himmel gekommen ſei. Vgl. W. Zeitſchr. 1, 343. N. S. 300. Müllenhoff 161. Erin 5, S. 201.

242. Hohnſtedt. Vgl. die Erzählung bei Firmenich 1, 44, wo ein ſchwarzer Kater auf dem Sarge liegt. Der Hund zeigt den unſeligen Geiſt an, wie ſonſt Raben, ſchwarze Tauben; DMS. 392. Baader 203. S. zu 204.

243. Roringen. Eine weit verbreitete Sage. D. S. 175. Ndd. S. 5 und Anm. Müllenhoff 232. 233 u. Anm. N. S. 581 u. Anm. Pröhle S. 97. Bechstein Thür. S. 3, S. 23. Schöppner 157. 623. 677. 1147. 1307. Baader 355. 446.

244. Stöckheim, von einer alten Frau. Die Sage könnte als Ueberbleibsel des heidnischen Glaubens an die Unterwelt, die nach dem nordischen Mythus von einem Flusse umgeben ist, sehr bedeutend sein, wenn sie nicht zu vereinzelt da stände. Aehnliche Ueberlieferungen würden erwünscht kommen.

245. Vgl. Ndd. S. 16. 102. Reusch 38. Ostpr. S. 274. Woeste S. 48. M. S. 48. 185. Müllenhoff 332. 333. Sommer 40. Bechstein Thür. S. 2, 116. Fränk. S. S. 303. H. S. 93—95. Schöppner 1024. 1316. Baader 136 u. m. In Delliehausen glaubt man, derjenige, dem die Augenbrauen zusammengewachsen sind, sei eine nachtmärte. Wenn er schläft, so verläßt seine Seele den Körper, verwandelt sich in eine nachtmärte und drückt andere Menschen. Vgl. D. Mythol. 1193. D. S. 80. Ndd. S. S. 418.

246. Vgl. altd. Rel. 403. Pröhle S. 68.

247. Dassensen. Die Begebenheit soll sich in Windhausen am Harze zugetragen haben. Die vier ersten Verse werden mit Veränderung des dritten (back keinen Kümmel ins Brot) sonst den Waldweibchen in den Mund gelegt, D. Mythol. 452.

248. Schriftlich durch H. Pröhle. Dieselbe Sage bei Baader 416.

249. Edesheim. Das weiße Männchen ist ein Zwerg, wie in der folgenden Sage. Ein kleines Männchen weissagt Krieg, Pröhle S. 98. Ein wildes Weib weissagt, D. S. 168.

250. Göttingen. Die Erzählerin setzte hinzu: „etwas wahres muß doch wohl an der Geschichte sein, denn sie ist mir von zwei Leuten erzählt, die nicht mit einander bekannt waren.“ Ein Bericht aus Schwiegershausen stimmt überein, nur daß der Bauer den grauen Mann, der zufällig des Weges kommt, bittet, so lange bei dem Wagen zu bleiben, bis er von dem nächsten Orte Hülfe geholt habe. Als er zurückkehrt, hat der Fremde den Wagen ohne irgend ein Werkzeug wieder hergerichtet. Nach einer Erzählung aus Edesheim sind in dem Wirthshause zwei Mägde; die eine weigert sich die Kartoffeln zu kochen und wird nachher todt gefunden, während die andere es gern thut und gesund bleibt. Unvollständiger ist eine vierte Form, die Pröhle Harzs. S. 185 mittheilt: Dem Fuhrmann begegnet ein weißes Männchen. Darauf stürzen die Pferde und der Wagen sinkt in die Erde. Das weiße Männchen steigt auf den Wagen und nimmt sich aus jedem Sacke eine Kartoffel. Als das geschehen ist, sind Wagen und Pferde von selbst wieder in die Höhe gekommen. Die Begebenheit wird in die Gegend zwischen Herzberg und Osterode verlegt. — Die Sage ist sehr merkwürdig, weil sie mit den Abweichungen erst in der neuesten Zeit, obgleich nach Analogie älterer Erzählungen, entstanden ist und doch zu den alten mythischen Ideen stimmt, wornach die Zwerge (denn ein solcher ist das graue oder weiße Männchen) auf das Gedeihen der Feld-

früchte einwirken. Vgl. zu N. 140, 13. — DMS. 411 prophezeiht ein Bettler einem Pfarrer ein fruchtbares Jahr mit dem Zusatze: Das weiß ich so gewis, als euere Magd in diesem Augenblicke von fünf Schlangen im Keller verschlungen wird. Vgl. daf. 441.

251. Die mythische Personification ist zu bemerken. Nach Pröhle Harzf. S. 171 ist die Cholera ein weißer Geist, welcher ruft: „wollt ihr mit?" Vgl. den Todt und die Todtin, DMS. 95. 96. W. Zeitschrift 267; den Kuhtod Müllenhoff 228; den schwarzen Tod daf. 1. 329. S. außerdem D. S. 167. Schöppner 886. Panzer S. 356. Sommer 47 und im allgemeinen D. Mythol. 1134.

253. Aehnliche Sagen von Italienern oder Venedigern, welche sich aus Deutschland ihren Reichthum holen, sind häufig. Vgl. Woeste S. 47. Schöppner 156. Pröhle S. 49. 63. 129. 138. Sommer 58 u. Anm. Ndd. S. 221. H. S. 191 u. Anm. Auch in Bechstein Thür. S. finden sich viele Sagen von Venetianern.

254. Schriftlich durch H. Pröhle, auch in Göttingen bekannt. Nach dem Volksglauben verwest ein Meineidiger nicht; Ndd. S. 124. Meier 352. Schöppner 939; vgl. zu N. 54. — Die Leiche des Conrad Schachtrup (gestorben 1677) wurde im Jahre 1784 in dem von ihm erbauten Familiengewölbe unter der Bartholomäuskirche in Herzberg gefunden und im Jahre 1791 an das Museum in Göttingen geschickt. In dem Gewölbe fanden sich im Jahre 1840, als die Kirche abgebrochen wurde, noch mehr unverweste Leichen. F. W. Meister Herzberg am Harz S. 72.

255. Sichelstein. Vgl. H. S. 216. — Klopfmilch heißt die Milch, welche Thiere oder Menschen geben, ohne vorher geboren zu haben. Sie soll durch Klopfen hervorgebracht werden können. — Aehnliche Erzählungen D. S. 97. 260. 359. 360. Ndd. S. 122 und Anm. Müllenhoff 188 und Anm. H. S. 205. 214. Bechstein Fr. S. S. 52.

256. Thierquäler bestraft Müllenhoff 182. Baader 179. 199.

257. Wulsten. Ueber den ewigen Juden vgl. D. S. 343. Müllenhoff 219. 550. N. S. 534. Meier 126, 4. Chrysostomus Dudulaus gründlicher Bericht von einem Juden, Namens Ahasverus, 1634, 4. Simrock in W. Zeitschr. 1, 432.

258, 1. Dransfeld; vgl. Müllenhoff 111. Meier M. 68. — 2. Düderode; vgl. Ndd. S. 175, 6. Schöppner 153. — 3. Dransfeld; vgl. H. S. 260. M. S. 228.

260, 1. Einbeck. — 2. Eimen. Bei der Trauung trat der Bräutigam der Braut auf den Fuß, zum Zeichen, daß sie von nun an in seiner Gewalt sei. úf den fuoz er ir trat, Helmbrecht 1534 in H. Zeitschr. f. d. Alterth. 372. Auch bei der Belehnung trat wohl der Herr mit seinem rechten Fuße auf den des Vasallen. Grimm D. Rechtsalterthümer S. 142. — 3. Kalefeld. — 7. Angerstein. Vgl. N. 105 fg. Eine weiße Frau mit Klumpfüßen zeigt sich in der Hollenstedter Feldmark.

261, 1. Ahlshausen. Der Weizen gehört der weißen Frau. Ein junger Mann aus Einbeck fand einſt vor dem Einbecker Walde eine weiße Jungfrau, welche Flachsknoten von ungewöhnlicher Größe trocknete. Er nimmt drei davon mit, die ſich nachher in Goldſtücke verwandeln. — 2. Wulften. Die Formel, durch welche der Teufel beſchworen wird, lautet: „Ich ſtehe in des Teufels Namen auf, waſche mich in des Teufels Namen, eſſe in des Teufels Namen, und lege mich in des Teufels Namen hin.“ Dann wird der Teufel aufgefordert zu kommen. Die Sage findet ſich mit geringen Abweichungen auch bei Sommer M. 10. Pröhle 195. Müllenhoff 276. Baader 235. DMS. 462.

II.

Zu den Märchen.

1. Lauenberg.

2. Bilshauſen. 3. Eimen. Zu beiden vgl. KM. 29. Meier M. 73. 79. DMS. 28. Wolf M. 184. 312. Müllenhoff M. 13. Asbjörnſen 1, 5. Grimm in W. Zeitſchr. 312. — 3 hat zwei Einleitungen; die erſte wird auch vielfach für ſich erzählt; zu der zweiten vgl. D. S. 480.

4. Sichelſtein. Vgl. Meier M. 57. Colsh. 42. Zingerle M. 30.

5. Kaleſeld. Vgl. KM. 88. Colsh. 20. Müllenh. M. 2.

6. Mainzholzen. Vgl. Müllenhoff M. 1.

7. Dörrigſen. Ein in vielfachen Variationen erzähltes Märchen. Vgl. KM. 63 und 3, S. 115. Colshorn 15. Kuhn Nrd. M. 7. Zingerle M. 9. W. Zeitſchr. 1, 10. In einem Berichte aus Lutterbeck nimmt eine Katze die Stelle einer Maus an; die drei Aufgaben ſind das feinſte Weißbrod, das feinſte Leinen, und die feinſte Dame mitzubringen. Nach einer Erzählung aus Adelebſen muß der einfältige Hans während der drei Jahre, welche er bei der Katze dient, Holz hauen, es zuſammen ſchichten und zuletzt die Katze in die Flammen werfen, die ſich in eine ſchöne Jungfrau verwandelt.

8. Rengershauſen.

9. Bodenſee. Vgl. KM. 4. Pröhle M. 33. Wolf M. S. 328. 408. Zingerle M. 21.

10. Wulften. Vgl. KM. 3. Colshorn 32. 44.

11. Pöhlde. In A ſind die Worte: „Da blieb alles Gold an ihr hangen, ſo daß ſie über und über davon bedeckt war“ aus KM. 24 ergänzt. Vgl. Panzer S. 123. 190. Firmenich 2, S. 224. 510. Stöber Elſaſſiſches Volksbüchlein. W. Zeitſchr. 1, 43.

12. Uslar. Vgl. N. 20; dann KM. 136. Müllenhoff M. 12. Pröhle M. 30. Wolf M. S. 369. Sommer M. 2. 4. 9. Zingerle M. 28. 32. W. Zeitſchr. 1, 339.

13. Bilshausen. Vgl. Wolf M. S. 30. 127. 340. Pröhle S. 93. Baader 116.

14. Wulften. Vgl. KM. 133.

15. Pöhlde. Vgl. Pröhle M. 11. DMS. 18.

16. Sichelſtein. — 17. Iber.

18. Dorſte; bereits gedruckt im Hannov. Magazin und niederdeutſch in Firmenich 1, S. 382. Vgl. Meier M. 31 und Anm. DMS. 25. Pröhle 76. Müllenhoff M. 21. Asbjörnſen 1, 25; dann auch Ndd. M. 7. KM. 64.

19. Eimen. Vgl. KM. 76.

20. Lauenberg. Vgl. Mullenhoff M. 15. 21. Meier M. 1, 29. Wolf M. S. 9. 91. 269. S. auch zu N. 12.

21. Lauenberg. Vgl. Müllenhoff M. 17. KM. 20. Meier 37. Märk. M. 11.

22. Eimen.

23. Hallenſen. Der Kreuzgalgen iſt eine Vorkehrung zum Springen. Zwei in eine Gabel auslaufende Hölzer werden in einer gewiſſen Entfernung in den Boden geſchlagen, ein drittes wird darüber gelegt, worüber die Kinder ſpringen. Eine in den Hauptzügen übereinſtimmende Erzählung aus Lütborſt, in welcher der Zwerg ſingt:

„Hoppentienchen heiß' ich,
Ein hübſches Mädchen weiß ich,
Heute Abend hole ich ſie ab."

Vgl. Müllenhoff 416—19. 594. Harrys 1, 5. Pröhle 193. Goldborn 29. Schöppner 849. Zingerle M. 36.

24. A Sudershauſen. Eine andere Faſſung aus Rengershauſen läßt drei Schweſtern nach einander von den Zwergen getödtet werden, weil ſie ſich weigern ihre Bräute zu ſein. Die vierte willigt ein und findet nachher in der verbotenen Kammer eine Menge Leichen, darunter auch die ihrer Schweſtern. Sie entflieht, nachdem ſie vorher in einen Kübel voll Blut, dann in einen voll Federn geſprungen iſt, wodurch ſie ſich unkenntlich gemacht hat. Es begegnen ihr vier Zwerge, welche ſie fragen: „was macht die junge Braut?" „Die kocht, daß das Fett aus dem Topfe ſpringt", antwortet ſie und geht weiter. Nachher ſetzt ſie ſich auf einen Frachtwagen und verſteckt ſich zwiſchen die Waarenballen, ſo daß die nacheilenden Zwerge ſie nicht finden. B aus Dorſte, iſt bereits im Hannov. Magaz. gedruckt. Auch Grimm hat dieſe Variation nach Schambachs Mittheilung D. Mythol. 436 bekannt gemacht und vergleicht die Honigtonne oder den Blutkübel den Gefäßen, welche nach Sn. 83. 84 die Zwerge Fialar und Galar mit Kvaſis koſtbarem Blut und Honig gefüllt aufbewahrten. Das deutſche Märchen hat aber ſonſt mit dieſer eddiſchen Sage nichts zu thun; es iſt älter, echter und in ſeinen ſymboliſchen Zügen für jeden, der Sinn für Mythologie hat, deutlich genug. — Vgl. KM. 46 (vgl. 3, 75), wo der Zwerg zu einem Herenmeiſter geworden iſt. Ndd. M. 4 wird dem Mädchen, das mit dem Zwerge lebt, erlaubt ihre Eltern zu beſuchen, ſie darf ihnen aber ihren Aufenthalt nicht ſagen. Die Eltern füllen ihr die Taſche

mit Erbſen, welche ſie auf den Weg ſtreut und dadurch die Zwerghöhle verräth. Vgl. Asbjörnſen 2, 5, auch DMS. 15, wo aber nur einige Züge ſtimmen, und NL. S. S. 559, wo eine Frau ſich durch Syrup und Federn einem Vogel ähnlich macht.

25. A Bilshauſen. B Lauenberg. Vgl. KM. 40. Pröhle S. 108. Meier M. 63. Colshorn 38. Zingerle M. 22. Eine Verwandtſchaft mit dem vorigen Märchen blickt durch.

26. Eimen.

27. Schönhagen; die Erzählung von dem geſtohlenen Ochſen ohne das übrige auch aus Mainzholzen. Vgl. KM. 192. Müllenhoff M. 23. Ndd. M. 19. DMS. 5. S. 110. Meier M. 55. Pröhle M. 49. Firmenich 1, S. 303. Asbjörnſen 2, 4.

28. Münden. Vgl. Bechſtein fr. S. 37.

29. Vogelbeck. Vgl. KM. 171. Märk. M. 12. Woeſte S. 39. Firmenich 1, S. 186. W. Grimm in W. Zeitſchr. 1, 2; vgl. daſ. 225.

30. Wulſten. Anders erklärt die Feindſchaft zwiſchen Hunden und Katzen ein Thiermärchen in W. Zeitſchr. 1, 224.

31. Einbeck. Vgl. Oſtpr. S. 25 (D. Mythol. XXXV), wo der Gott Perkunos dem Rinde, das ihm den Weg gezeigt hat, die Gabe des Wiederkäuens gewährt.

32. Wulſten. Vgl. Baader 301.

33. Bardeilſen, Portenhagen.

34. Kuventhal.

D.

Abhandlungen.

I.

Zur Symbolik der deutſchen Volksſage.

Es iſt ein uralter Glaube, der in dem deutſchen Heidenthume nicht allein ſteht (altd. Rel. S. 395. 409), daß das Leben nach dem Tode nur eine, wenn auch nicht erfreuliche Fortſetzung des irdiſchen iſt. Eine ziemlich rohe, aber eben deshalb gleichfalls alte Verſinnlichung dieſes Glaubens iſt die Vorſtellung, daß die Todten in der Unterwelt auch eſſen und trinken, wie ſie in der Oberwelt gethan haben. Die Beherſcher der Räume, in denen ſie leben, erſcheinen dann gleichſam als die Gaſtgeber der Todten, mit denen ſie zuſammen ſpeiſen. Daher bedeutete im Norden der Ausdruck bei Odhinn zu Gaſte ſein ſo viel als ſterben oder todt ſein, und denſelben Sinn hat es, wenn in der Egilsſaga (S. 603) Thorgerdhr ſpricht: „ich werde kein Nachtmahl eher halten, als bei Freyſa.“ Selbſt noch in chriſtlichen Zeiten konnte ein deutſcher Ritter, welcher dem Tode nahe war, ſagen (Livl. Chron. 9350): „ich werde noch heute Nachmittag im Himmel bei unſerer Frau (Maria) ſpeiſen.“

Mit dieſem nordiſchen und deutſchen Glauben hat J. Grimm bereits in Schmidts Zeitſchrift für Geſchichtswiſſenſchaft (B. 3, 348. 4, 544) den bekannten Ausſpruch des Leonidas: „heute werden wir in der Unterwelt eſſen“ zuſammengehalten, und Funkhänel hat darnach im Philologus (3, 150) Sophocles Elektra V. 96

πατὴρ ὃν κατὰ μὲν βάρβαρον αἶαν
φοίνιος Ἄρης οὐκ ἔξένισεν

ſo erklärt, daß Ares, der nicht nur ein Gott des Krieges, ſondern auch der Unterwelt iſt, die Todten bei ſich bewirthet.

Ein weiterer Ausfluß dieſer alten Vorſtellung iſt es, daß derjenige, welcher noch als Lebender in das Todtenreich oder in die Geſellſchaft unterweltlicher Weſen geräth, ſich hüten muß von den Speiſen und

Getränken, die sie genießen, etwas zu kosten, weil er sonst auf immer der Unterwelt verfallen ist. Diese Anschauung tritt schon in der bekannten griechischen Sage von Persephone hervor, der es nicht gestattet wurde, ganz die Unterwelt zu verlassen, weil sie dort den Kern eines Granatapfels gegessen hatte. Sie findet sich, wenn gleich versteckt, in zahlreichen nordischen und deutschen Volkssagen und soll in Verbindung mit einigen verwandten Symbolen in dieser Abhandlung besprochen werden.

Wir knüpfen unsere Untersuchung zunächst und vorzugsweise an eine Sage, welche Saxo (VIII, 161) erzählt. König Gorm von Dänemark beschloß unter Führung des Thorkill den Aufenthalt des Riesen Geruthus (Geirödh) aufzusuchen, den, wie auch die jüngere Edda berichtet, Thorr mit einem glühenden Eisenkeile durchbohrt hatte. Auf dieser Fahrt, welche in den fernsten Nordosten geht und von Saxo ausführlich beschrieben wird, gelangen die Reisenden in das Land des Guthmundus (Godhmund), eines Bruders des Geirödh, der sie freundlich bei sich aufnimmt. Hinter seiner Freundlichkeit ist aber Tücke verborgen. Thorkill, der das weiß, warnt daher den König und seine Begleiter in folgender Weise. Er verbietet ihnen mit Godhmund und seinen Leuten zu reden, und räth ihnen, als sie in seinem Hause angekommen sind, sich der dargebotenen Speisen und Getränke zu enthalten; sie sollen sich auch abgesondert von den Einheimischen setzen und keinen von ihnen berühren. Wer von den vorgesetzten Speisen koste, der verliere die Erinnerung an die Vergangenheit und müsse immer inter horridos monstrorum greges bleiben. Die Gefährten befolgen zum Verdrusse des Godhmund den gegebenen Rath und essen nur von der Speise, die sie mitgebracht haben. Godhmund bietet darauf dem König Gorm eine seiner Töchter zur Ehe an und erlaubt den Leuten sich an seinem Hofe nach ihrem Gefallen Gattinnen zu wählen. Vier Dänen folgen der Verlockung, verlieren aber alsbald die Erinnerung an die Vergangenheit. Godhmund ladet nun die Reisenden ein die schönen Früchte in seinem Garten sich schmecken zu lassen; als aber auch dieser Versuch sie zu verlocken fehl schlägt, begleitet er sie bis an die Grenzen seines Reiches. Bei der Rückkehr verliebt sich Buchi, einer von den Gefährten, in Godhmunds Tochter. In Folge dessen verliert er die Erinnerung an die Vergangenheit und ertrinkt, als er den König Gorm bei seiner Abreise begleitet.

Hiernach erscheint das Land des Godhmund als ein zauberhaftes und verführerisches. Es werden demjenigen, der dahin kommt, Genüsse

verschiedener Art geboten; wer sich aber dazu verleiten läßt und auch nur mit seinen Bewohnern durch Rede oder Berührung in Gemeinschaft tritt, muß immer dort bleiben. Ließe sich nun erweisen, daß dieses Land des Godhmund ursprünglich eine Unterwelt, ein Todtenland wäre, so würde sich nicht nur eine Parallele zu dem Griechischen Glauben ergeben, daß man die Speisen, welche die Unterwelt bietet, nicht genießen darf, wenn man ihr nicht verfallen will, sondern wir würden auch durch die Erzählung des Saxo ähnliche symbolische Züge in deutschen Volkssagen verstehn lernen.

Von Godhmund hat neulich Rußwurm in W. Zeitschr. 1, 430 bemerkt, daß er schwerlich mythisch sei, und Saxos Erzählung als eine spätere in den Hauptpunkten erfundene dargestellt. Es ist dafür aber nur angeführt, daß die Edden den Godhmund nicht nennen. Dieser Grund könnte nur dann Bedeutung haben, wenn die Edden eine Darstellung des gesammten nordischen Volksglaubens gäben, was bekanntlich nicht der Fall ist. Zudem ist es ein anerkannter Grundsatz in der Mythologie, daß auch eine verhältnismäßig späte Quelle (Saxos Werk ist aber älter, als die jüngere Edda) Mythisches enthalten kann, das vielleicht in höhere Zeiten hinauf reicht, als der Bericht der ältesten schriftlichen Quellen. Was mythisch und alt ist, darüber werden wir vorzugsweise durch das Verständnis der Sagen Aufschluß gewinnen.

Godhmund erscheint nun auch in andern nordischen Erzählungen. Wir sehen hier von der Sage von Thorstein ab, welche Rußwurm a. a. O. besprochen hat, und bemerken nur, daß er in der Hervararsaga als der Beherscher eines glücklichen Landes erscheint, in dem Krankheit, Alter und Tod unbekannt sind. Die Heiden verlegten dahin den Sitz der Unsterblichkeit und verehrten Godhmund nach seinem Tode als einen Gott.

Verschiedene Sagen von einem glücklichen Lande kommen auch sonst im Norden vor (D. Mythol. 783); sie sind nicht erst aus den südlichen Erzählungen von den herrlichen Ländern an dem Ende der Welt in den Norden gebracht, sie beruhen vielmehr auf einer alten mythischen Anschauung.

In den heidnischen Vorstellungen von dem Aufenthalte der Todten durchkreuzen sich nemlich mehrfach zwei ganz verschiedene Ansichten. Nach der einen ist der Aufenthaltsort der Abgeschiedenen ein öder und trauriger, nach der andern ist er äußerst angenehm und lieblich. Hieraus sind später Scheidungen von verschiedenen Räumen entstanden, von denen der eine traurig, der andere erfreulich erscheint. So steht, um

nur einiges anzuführen, in dem griechischen Heidenthume der düstere Hades den Inseln der Seligen gegenüber, und in dem Hades unterscheidet man ein Elysium und einen Tartarus. Die deutsche heidnische Sage kennt eine grüne Wiese als Aufenthalt der Guten, die bei Saxo ein Theil der Unterwelt ist (oben S. 339). Das skandinavische Heidenthum hat Walhall, die Unterwelt Odhins [1]), zu einem freudenreichen Aufenthalte gemacht, während das Reich der Hel dunkel und unerfreulich ist. Daneben besteht nach der nordischen Anschauung Gimill, der Aufenthalt der Gerechten.

Dieser Gegensatz, wornach die Unterwelt als öde und traurig, dann aber wieder als ein Land voll Reize erscheint, zeigt sich nun auch in der Sage von Thorkills Fahrt zu Geirödh so deutlich wie möglich neben einander. Das Land des Godhmund ist, wie aus dem oben Angeführten erhellt, ein freundliches und reizendes, macht sich aber doch schon dadurch als die Unterwelt kenntlich, daß derjenige, der sich seinen Reizen hingibt, nicht in seine Heimat zurückkehrt, d. h. aus dem irdischen Leben scheidet. Das Gebiet des Geirödh dagegen, welches unmittelbar daran stößt, ist in jeder Hinsicht unerfreulich und düster. Die Reisenden kommen zunächst in eine schwarze Stadt, die einer dunkeln Nebelwolke gleicht (oppidum vaporanti maxime nubi simile). Sie ist von Pfählen umgeben, auf denen abgeschnittene Menschenhäupter stecken; böse Hunde, die beschwichtigt werden müssen, bewachen den Eingang in das enge Thor, zu dem man auf Leitern gelangt. Die Stadt selbst ist voll von Gespenstern. Geirödh wohnt in einem steinernen Hause, das mit einem stinkenden Dunste angefüllt ist. Die Wände sind voll Ruß und Schmutz, der Boden ist mit Schlangen und allerlei Unrath bedeckt; Gespenster (exanguia monstrorum simulacra) sitzen wie todt auf eisernen Stühlen.

Daß hier nur ein Bild der Unterwelt gegeben wird, erhellt schon daraus, daß die Stadt von Geistern bewohnt ist. Zudem ist fast jeder

---

[1]) Ich gebrauche das Wort Unterwelt in dem Sinne, daß ich ganz im allgemeinen den Aufenthalt der Todten damit bezeichne, mag nun dieser in der Tiefe oder in der Höhe gedacht werden. Ich nenne auch jede Gottheit, welche Todte bei sich aufnimmt, eine Unterweltsgottheit, ohne sie darum andern so gegenüber zu stellen, wie man in der griechischen Mythologie die chthonischen Götter von den olympischen gesondert hat. Dieser hergebrachte Unterschied, den auch Gerhard noch festhält, sollte freilich auch schon aufgegeben sein, da er in dieser Weise unbegründet ist. Manche von den so genannten olympischen Göttern sind zugleich auch chthonische.

einzelne Zug der Beſchreibung der Art, daß er in den Mythen von der Unterwelt der Hel oder in nordiſchen und deutſchen Sagen und Märchen ähnlich wiederkehrt, in denen die Unterwelt verſteckt erſcheint. Da indes die Verfolgung dieſer Züge hier zu weit führen würde, machen wir nur darauf aufmerkſam, daß die Reiſenden Geiröd an dieſem öden Orte mit durchbohrtem Körper und ſeine Töchter mit durchbrochenen Rücken erblicken, ſie alſo in dem Zuſtande ſehen, in welchem ſie noch als Todte fortleben. Der Rieſe, den Thorr durch den Wurf mit dem glühenden Eiſenkeile durchbohrt zur Hel geſandt hat, weilt natürlich in der Unterwelt. Hiernach kann es keinem Zweifel unterliegen, daß das Reiſeziel des Thorkill und ſeiner Gefährten eben ſo die Unterwelt iſt, wie bei der von Saxo gleichfalls erzählten zweiten Fahrt, wo er, da König Gorm wiſſen wollte, in welchem Zuſtande die Seelen nach dem Tode ſich befänden, in das Reich des Ugarthiloküs (Loki) dringt. Es ließe ſich ſelbſt die Vermutung begründen, daß die beiden Reiſen des Thorkill urſprünglich nur Theile einer und derſelben Fahrt in die Unterwelt waren.

Noch iſt Folgendes hervorzuheben. Von dem Aufenthalte des Geiröd iſt das Land des Godhmund durch einen Fluß getrennt, über den dieſer die Reiſenden geleitet. Als Godhmund ſie zu ſeiner Wohnung führt, erblicken ſie einen Fluß, über den eine goldene Brücke führt, und wollen darüber gehn, aber ſie erfahren, daß durch dieſen Fluß der Aufenthalt der Menſchen von der Geiſterwelt getrennt werde (eo alveo humana a monstrosis rerum secrevisse naturam), und daß die Sterblichen nicht darüber dürften. Entweder ſind nun beide Flüſſe an dem Gebiete des Godhmund dieſelben, ſo daß dann das Land des Geiröd geradezu als eine Todtenwelt bezeichnet würde, zu welcher den Lebenden der Zutritt verſagt iſt, oder wenn man das nicht annehmen will, ſo liegt doch, was für unſere Unterſuchung dieſelben Schlüſſe geſtattet, das Land des Godhmund an den Grenzen der Unterwelt, es bildet einen Theil, gleichſam den Vorhof derſelben, und die Sagen, welche ſich daran heften, dürfen mythologiſch eben ſo angeſehen werden, als würden ſie von der Unterwelt ſelbſt erzählt.

Thorkill und ſeine Begleiter dürfen alſo in dem Lande des Godhmund nicht eſſen, nicht trinken, mit den Bewohnern deſſelben nicht ſprechen und ſie nicht berühren, weil dieſes eine Unterwelt iſt. Dadurch fällt nun Licht auf viele deutſche Volksſagen, in denen dieſelben Punkte als höchſt gefährlich hingeſtellt werden. Namentlich ſpricht die deutſche Sage es klar aus, daß ein Lebender, der mit den Geiſtern verſtorbener

Menschen in Verkehr kommt und dabei nicht die nöthige Vorsicht beobachtet, dem Tode verfallen ist. Wir lassen aus den vielen Erzählungen, die hierher gehören, eine Auswahl folgen.

Daß man mit Todten nicht essen, auch die von ihnen dargebotenen Speisen und Getränke nicht annehmen soll, zeigen folgende Sagen. Eine Erzählung bei Müllenhoff 236 berichtet: Ein Todtengräber ladet einen Todten zu Gaste, der auch kommt, bei ihm ißt und trinkt und ihn auf den folgenden Abend zu sich einladet. Der Todte führt den Lebenden in ein wunderschönes Gemach, neben welchem ein anderes sich befindet, aus dem eine herrliche Musik (oben S. 357) ertönt. In dieses sieht er viele seiner Verwandten gehn, die ihm aber auf seine Fragen keine Antwort geben. Als er nach seiner Meinung eine Stunde in dem Zimmer zugebracht hat, kommt der Todte wieder und führt ihn zurück. Als der Todtengräber zu Hause gekommen ist, kennt man ihn nicht und es zeigt sich, daß er sechshundert Jahre ausgeblieben ist. Er genießt das heilige Abendmahl und stirbt. Man vergleiche dazu Ostpr. S. 127, wo ein Edelmann Diebe, die an den Galgen gehängt sind, zu Gaste ladet. Sie erscheinen, essen bei ihm und laden ihn darauf über vier Wochen vor Gottes Gericht. An dem bestimmten Tage kommt der Edelmann unschuldig an den Galgen. Obgleich die Sage hier eine andere Wendung bekommen hat, so klingt der alte Glaube, daß es gefährlich ist, Todte zu Gaste zu bitten, doch noch durch. Andere Erzählungen berichten von Geistern, die sich zu einem Mahle versammelt haben; auch hier muß der Sterbliche sich hüten, von ihren Speisen oder Getränken etwas zu genießen. Nach Schöppner 1064 holt die Magd eines Pfarrers von den Geistern, welche nächtlich in der alten Burg Wallenroden beim Mahle sitzen, auf Geheiß ihres Herrn einen Krug Wein. Der Pfarrer, welcher davon trinkt, ist am andern Morgen todt. — Die Tochter eines Wirthes in der Gegend des Rodensteins wird Abends von einem stattlichen Ritter auf eine prächtige Burg geführt, in der geputzte Ritter und Frauen tanzen und zechen. Das Mädchen bittet um einen Trunk. Der Ritter verweigert ihn mit den Worten: „trinke nicht; du kannst nicht trinken, was wir trinken." Sie leert dennoch einen Becher, worauf sie ohnmächtig nieder sinkt und sich am Morgen darauf allein in den Trümmern der Burg Rodenstein findet. Nach drei Tagen stirbt sie. Rodnagel in W. Zeitschr. 1, 32. — Sehr bekannt ist die D. S. 176 und Müllenhoff 295 mitgetheilte Sage von einem Edelmanne, der zu Flensburg in einem Zimmer übernachtet, das nicht geheuer ist. Nachts

erſcheint eine Geſellſchaft von Geiſtern, welche ſich an eine glänzend gedeckte Tafel ſetzen und ihm aus einem ſilbernen Becher zutrinken. Der Edelmann trinkt nicht und ruft Gottes Beiſtand an; da iſt plötzlich der Spuk verſchwunden, nur der Becher bleibt zurück. Die Sage verſchweigt, was wir nach Analogie der andern Erzählungen hinzuſetzen können: hätte er getrunken, ſo wäre er dem Tode verfallen. Vgl. noch D. S. 278, ferner 106, wo die Geiſter im Helfenſtein zu trinken bieten, Bechſtein Thür. S. 1, S. 145. Fränk. S. 161. Meier M. 32. 50.

Es iſt aber auch gefährlich, mit Geiſtern von Abgeſchiedenen zu ſprechen oder ſie zu berühren. Nach D. S. 528 wird der Freiherr Albrecht von Simmern auf der Jagd durch einen Hirſch tief in den Wald gelockt. Dort erſcheint ihm ein Mann von ſchrecklicher Geſtalt und führt ihn in ein glänzendes, mit vielen Leuten angefülltes Schloß, nachdem er ihm geſagt hat: „laß dich ihr Schweigen nicht befremden, dagegen rede auch nicht mit ihnen.“ Er ſieht darauf die Geiſter ſeiner Vorfahren anſcheinend bei einem fröhlichen Mahle verſammelt; nachher verwandelt ſich alles in Feuer, Pech und Schwefel. — Der Mönch, der Aigener in den Untersberg führt (Schöppner 5), räth ihm mit den Geiſtern, die darin hauſen, nicht zu ſprechen; eben ſo wird Meier M. 50 davor gewarnt mit Geiſtern zu reden. D. S. 285 (vgl. DMS. 402) wird berichtet, wie ein Geſpenſt die Bruſt eines Mädchens berührt, wovon dieſe ſchwarz wird und das Mädchen nach drei Tagen ſtirbt. Noch gehört D. S. 527 hierher, wo nach dem jetzt von Keller in drei Bearbeitungen herausgegebenen alten Gedichte des Wirtembergers puch Folgendes erzählt wird. Ulrich, Dienſtmann von Würtemberg, findet, als er zum Jagen ausgeritten iſt, im Felde eine große Schar von Männern und Frauen, die ſchweigend dahin reiten und ihm auf ſeinen Gruß nicht danken. Eine ernſte Frau, die zuletzt kommt, eröffnet ihm, daß ſie ſchon vor dreißig Jahren geſtorben ſei und daß die Leute, die er geſehen, nicht mehr dem irdiſchen Leben angehören. Sie führt ihn darauf in ihre Geſellſchaft, warnt ihn aber von den Speiſen, die ihm geboten werden ſollten, etwas anzunehmen. Die Geiſter laſſen ſich vor einer prächtigen Burg zu einem herrlichen Mahle nieder. Der Ritter hebt einen gebratenen Fiſch von der Tafel, wovon ihm alsbald ſeine Finger verbrennen. Auf das Mahl folgt ein Turnier; auch dem Ritter bietet man ein Pferd, er nimmt es aber nicht an. Als darauf der Tanz beginnt, bietet er der Frau die Hand, fällt aber alsbald wie todt nieder. Die Geiſter bieten ihm zu trinken, doch

die Frau bewahrt ihn davor und macht ihn wieder gesund. Die ganze Erscheinung wird als eine höllische Wirthschaft geschildert: wir erkennen darin das Geistermahl, dem wir schon vorher begegnet sind, und das unten noch einmal in einer andern Form erscheinen wird.

Hierher gehört noch der weit verbreitete Glaube, wovon unsere Sagen mehrere Beispiele liefern, daß man einem Geiste die Hand nicht geben darf, weil diese dann schwarz wird und abfällt; man reicht ihnen deshalb einen Stock, den Zipfel der Schürze u. dgl. Auch gilt es überhaupt für gefährlich einen Geist anzureden (Bechstein Thür. S. 2, 98); man darf selbst nichts davon sagen, wenn man Geister gesehn hat (Bechstein fr. S. 1, 143. M. S. S. 184. 185). Wer solche gesehn hat, lacht nicht wieder (Baader 280. Meier 319), ja es kann ihr Anblick tödten (Harrys 1, 19). Wiederum sprechen die Geister ihrerseits gewöhnlich nicht [1]), und man muß sie erst durch Beschwörung zur Rede bringen; auch lachen sie nicht [2]). Beides erklärt sich dadurch, daß der Tod ernst und stumm macht.

Haben wir nun, von jener nordischen Odyssee bei Saxo ausgehend, gezeigt, wie das, was in der Unterwelt des Gothmund für gefährlich galt, Essen, Trinken, Sprechen, Berührung eben so in dem Verkehr mit Seelen der Verstorbenen Tod und Verderben bringt, so können wir umgekehrt auch folgenden Schluß machen: wo in Sagen von mythischen Wesen des Heidenthums dieselben Symbole in demselben oder einem ähnlichen Zusammenhange erscheinen, da sind diese als unterweltliche gezeichnet, sie stehn mit Tod und Unterwelt in Verbindung. Das ist nun zunächst bei den Wassergeistern der Fall.

Bei den Wassergeistern läßt sich freilich nur das eine Symbol nachweisen: man darf ihre Speisen und Getränke nicht genießen, sonst

---

[1]) Vgl. z. B. M. S. 78. 123, besonders aber das Märchen bei Pröhle 25, wo auf dem grünen Platze vor der Hölle, d. h. in der Unterwelt, mehrere Menschen sich befinden, welche nicht sprechen. Damit halte ich zusammen, daß die Zwerge das stille Volk genannt werden, ein Vergleich, der durch das Folgende gerechtfertigt wird.

[2]) De resurgentibus dicitur, quod ridere non soleant. Caesarius Heisterb. 1, 32. In Beziehung auf die geisterhafte Frau, welche Ulrich von Würtemberg erscheint, heißt es in dem alten Gedichte S. 12:

Der ritter sah die frau an,
Vil sêr er zweifeln began,
Ob si icht lachen wolte,
Des si nicht tuen wolte.

bleibt man in ihrer Gewalt, was folgende Sagen zeigen. Die Tochter eines Ritters von der alten Burg Schwarzach wurde einſt, als ſie am See auf der Wieſe ſpielte, von einer großen Schlange, die aus einem Felſen kam, in den See gezogen. Der Vater ging täglich ans Ufer und klagte. Eines Tages hörte er eine Stimme aus dem See und vernahm deutlich die Worte: „ich lebe, mein Vater, bin aber an die Waſſerwelt gebannt; lange habe ich mich gewehrt, aber der erſte Trunk hat mich um die Freiheit gebracht; hüte dich vor dieſem Trunke.“ Der Vater blieb traurig ſtehn, da traten zwei Knaben zu und reichten ihm aus einem goldenen Becher zu trinken. Er koſtete ihn kaum, ſo ſtürzte er in den See und ſank unter. D. S. 305. — Eine Frau aus Köpenik hat ihre Tochter verloren. Nach zwei Tagen findet ſie ſie in dem Teufelsſee, wo ſie halb im Moore ſteckt. Sie iſt friſch und geſund und erzählt, wie ein alter freundlicher Mann jeden Mittag aus dem See gekommen ſei und ihr ſchönes Eſſen gebracht habe. Sie geht darauf mit ihrer Mutter zu Hauſe, wird aber bald krank, weil ſie ſich nach dem See ſehnt. Nach wenigen Tagen ſtirbt ſie; der Waſſermann hatte es ihr angethan. M. S. 114. — Wir dürfen ſchon aus dieſen wenigen Beiſpielen [1]) den Schluß ziehen, daß die Waſſergeiſter mit der Unterwelt in Verbindung ſtehn, da, wie bereits altd. Rel. 376. 399 gezeigt iſt, nach dem deutſchen Glauben der Grund der Gewäſſer als ein Aufenthaltsort für Todte, zunächſt Ertrunkene erſcheint.

Nordiſche Sagen und Volkslieder wiſſen auch mehrfach von Bergtrollen und geiſterhaften Jungfrauen zu erzählen, die Sterbliche aus einem Horn trinken laſſen, wodurch ſie Vater und Mutter, Himmel und Erde vergeſſen [2]). Die Bedeutung iſt hier dieſelbe: durch den Trank werden ſie an die Geiſter der Unterwelt gefeſſelt. Dazu iſt die deutſche Sage von dem Oldenburger Horne (D. S. 541. Ndd. S. 314) zu halten, welche berichtet, wie dem Grafen Otto von Oldenburg eine Jungfrau, welche plötzlich aus dem Ofenberge trat, ein Horn bot und

[1]) Nach einem ſchleſiſchen Volksliede (bei Hoffmann 1; vgl. Simrock 1) hat die ſchöne Hannele ſieben Jahre bei dem Waſſermanne gewohnt. Sie erhält die Erlaubnis ihre Eltern zu beſuchen. Als ſie bei ihnen den erſten Biſſen ißt, fällt ihr ein Apfel in den Schoß. Als dieſer ins Feuer geworfen iſt, erſcheint plötzlich der Waſſermann, mit dem ſie aus Liebe zu ihren Kindern zurückkehrt. — Durch das Eſſen auf der Oberwelt gehörte ſie dieſer wieder an, und nur ein freiwilliger Entſchluß kann ſie in die Tiefe zurückführen.

[2]) Vgl. D. Mythol. 391. 1055.

ihn daraus trinken hieß. Dem Grafen gefiel das Getränk darin nicht, daher schüttete er es aus. Einige Tropfen davon benetzten sein Pferd: wo sie hinfielen, gingen diesem die Haare aus. Hier wird also das Getränk unterweltlicher Mächte als ein giftiges, verderbliches dargestellt, was in den Sagen von Zwergen wiederkehrt, zu denen wir uns jetzt wenden.

Die Zwerge stehn als nächtliche Wesen (oben S. 353), als solche, die den Menschen den Tod bringen können, gleichfalls mit der Unterwelt in Verbindung. Daher darf man denn auch die Speise der Unterirdischen nicht genießen. Ein Mann und eine Frau essen von einem Kuchen, den Zwerge gebacken haben, in Folge dessen sind sie nach drei Tagen todt. Herrlein S. 35. 36. Aehnliches wird N. S. 181 berichtet; vgl. auch Börner S. 209. — Ein Bauer, dem ein Geist (es ist ein Zwerg) auf sein Verlangen einen Kuchen hingestellt hatte, war so klug, ein Stück davon seinem Hunde vorzuwerfen, der sogleich todt niederstürzte, als er es verschluhgen hatte. DMS. 403. — Ein Mann, der den verschütteten Eingang zu der Wohnung eines Unterirdischen hergestellt hatte, wird von diesem zu Gaste geladen. Er schlägt aber in der Wohnung der Zwerge die dargebotene Bewirthung aus und nimmt nur ein Butterbrot mit, das er, als er oben angekommen ist, gegen einen Pfahl wirft. Am andern Morgen findet er, daß es kohlschwarz und dick aufgequollen ist. Hätte er es gegessen, wird hinzugesetzt, so wäre er gestorben. Müllenhoff 409. — Einem Jungen wird von den Unterirdischen ein Butterbrot an die Ferse geworfen, die von der Zeit an welk wird. Das. 393. — So wird auch der Gräfin von Ranzau, als sie zu der in Kindesnöthen liegenden Zwergin geführt wird, gerathen, sie möge sich hüten von dem, was ihr etwa geboten würde, zu essen. Das. 443, 2; vgl. D. S. 41. 68. Bei Meier 67 sagt das Erdmännchen zu der Hebamme, die seine Frau entbunden hat, „unser Essen und Trinken schmeckt euch doch nicht, deshalb will ich dir etwas anderes geben.“ Dagegen können auch Zwerge die menschliche Kost nicht vertragen. Colshorn 53. — Mehrfach wird auch, analog der Sage von dem Oldenburger Horne, von Bechern erzählt, aus denen Unterirdische zu trinken bieten. Derjenige, der zum Trinken aufgefordert wird, gießt das Getränk aus und bemerkt nachher, daß einzelne Tropfen desselben dem Pferde die Haare weggebrannt haben. Müllenhoff 402; vgl. 403. 506. — Nach einem schwedischen Märchen bei Cavallius S. 355 bieten Däumlinge einem jungen Manne ein Goldhorn; er trinkt daraus, versinkt aber in demselben Augenblicke mit

ſeinem Pferde in die Erde und wird in Stein verwandelt. Daß man mit Zwergen auch nicht ſprechen darf, zeigt folgende Sage bei Müllenhoff 457: Ein junger Menſch, der im Freien ſchlief, hörte die lieblichſte Muſik (oben S. 357) um ſich und erblickte zwei Elbinnen, welche einen Verſuch machten, ihn zum Sprechen zu bringen; aber er wußte, daß Gefahr dabei wäre, und ſchwieg [1]).

Dazu ſtellen wir noch folgende Meinungen, die in dem deutſchen Volksglauben verbreitet ſind. Wechſelbälge, die als Kinder der Zwerge der Unterwelt angehören, ſprechen, lachen und eſſen nicht. Müllenhoff 424. — Wer andern von Bergmännchen, die er geſehen hat, auch nur erzählt, muß bald ſterben. DMS. 76. — Begebenheiten, die man mit Zwergen gehabt hat, darf man nicht ausplaudern (D. S. 29), namentlich auch nicht von den Gaben erzählen, die ſie verliehen haben (oben S. 352). Die Berührung der Zwerge, ſelbſt ihr Blick kann Krankheit und Tod herbeiführen (D. Mythol. 424. 425). Wir erinnern daran, daß, wie oben gezeigt iſt, zum Theil dieſelben Meinungen in Beziehung auf die Geiſter der Abgeſchiedenen herſchen.

Wir wollen nun ſehen, ob nicht in der ſpätern deutſchen Sage ſich die beſprochenen ſymboliſchen Züge auf ſolche Weſen übertragen haben, die urſprünglich dem Heidenthume fremd waren. Es kommen hier beſonders Volksüberlieferungen vom Teufel in Betracht, der als Fürſt der Hölle, welche in ihrem Namen noch den Zuſammenhang mit der nordiſchen Unterweltsgöttin Hel bewahrt, Sagen auf ſich geſammelt haben kann, wodurch er unterweltlichen Weſen des Heidenthums gleich geſtellt wird. Nach unſerer Anſicht würde von dieſem Standpunkte aus auf manches, was von dem Teufel erzählt wird, mehr Licht fallen, als wenn man ihn, was allerdings auch richtig iſt, mit den heidniſchen Rieſen zuſammenſtellt. Doch betrachten wir nur das, was mit dem Zwecke dieſer Abhandlung zuſammenhängt.

Der Teufel iſt der Gaſtgeber der verdammten Seelen, wie nach dem nordiſchen Glauben die Todten bei Odhinn zu Gaſte ſind. Daher bietet er nach einer verbreiteten Sage den in die Hölle gelangenden zunächſt einen Trunk aus einem Becher, durch deſſen Genuß ſie ihm und der Hölle verfallen [2]). Dieſer Glaube ſteht mit der alten deutſchen

[1]) Auch die iriſche und engliſche Sage berichtet, daß man in dem Lande der Elfen nichts von ihrer Speiſe eſſen, auch nicht ſprechen ſoll, ſonſt muß man immer darin bleiben. Vgl. z. B. Erin 6, S. 228 398.

[2]) Nur einige Stellen aus Cäſarius von Heiſterbach: poculum infernale et propinantes 12, 10. Vgl. 2. 30. 41.

Sitte in Zuſammenhang, daß ein ankommender Gaſt durch einen dargebotenen Becher willkommen geheißen wird. Man kann ihn auch mit dem nordiſchen Mythus zuſammenſtellen, wornach die Walkyrien den Helden in Walhall zu trinken bieten, ohne daß man darum nach einer ſonſt beliebten Weiſe anzunehmen braucht, daß der Teufel hier an die Stelle der Walkyrien getreten ſei [1]).

Man darf aber auch mit dem Teufel und ſeinem Geſinde nicht eſſen, wenn man nicht der Hölle verfallen will. Nach DMS. 313 führt der Teufel einen Soldaten in einen Keller, wo er eine mit den köſtlichſten Speiſen beſetzte Tafel ſieht, an welcher verſchiedene Gäſte ſitzen. Man nöthigt ihn mitzueſſen, er weigert ſich aber und kommt mit dem Leben davon. Oſtpr. S. 146 wird ein Schuhmacher dazu gebracht, an einem Teufelsgelage Theil zu nehmen. Als es beendet iſt, ſagt der Teufel zu ihm: „Du haſt mit mir gegeſſen und getrunken; du muſt bei mir bleiben.“ Bei Vosquet S. 297 wird ein Spielmann von dem Teufel in die Hölle geführt; er genießt, wie ihm vorher gerathen iſt, von den ihm vorgeſetzten Speiſen nichts, ſtirbt aber doch einige Tage nachher.

Das Sprechen in der Behauſung des Teufels iſt gleichfalls gefährlich. Haupt theilt in ſeiner Zeitſchrift (7, 522) eine Sage aus dem elften Jahrhundert mit, wo ein gewiſſer Vollarg von dem Teufel in ſeine Wohnung geführt, aber vorher gewarnt wird, er ſolle ſich mit ſeinen Mannen in keinen Verkehr und in kein Geſpräch einlaſſen. Die Fremden haben hier denſelben Anblick, wie bei dem Geiſtermahle; eine Tafel iſt mit den köſtlichſten Speiſen beſetzt und alles iſt prächtig, obgleich es, wie ſich nachher ergibt, nur Schein iſt. So werden wir denn auch einige Sagen von Hexen hierher ziehen dürfen, mit denen die Gemeinſchaft eben ſo gefährlich iſt, weil ſie mit dem Teufel im Bunde ſtehn. Es kommen viele Erzählungen vor, nach denen ein Menſch in die Verſammlung ſchmauſender Hexen geräth. Man bietet ihm einen Trunk, der aber Verderben bringt, wie die Speiſen und Getränke der Geiſter, Waſſerweſen und Zwerge. Die Sage ſpricht das aber nur ſelten deutlich aus. Nach Rdd. S. 33 darf man den Hexentrank nicht annehmen, weil er vergiftet iſt; daſ. 337 wird er dem Pferde zwiſchen den Ohren durch gegoſſen, ein Zug, dem wir oben ähnlich begegnet ſind, obgleich hier nicht hinzugeſetzt wird, daß dem

[1]) Zu vergleichen iſt auch der griechiſche Glaube an den Trank aus der Lethequelle, der bewirkt, daß die Seelen das irdiſche Leben vergeſſen.

Thiere die Haare versengt wurden. Gewöhnlich spricht der Mensch, wenn ihm von den Hexen Trank oder Speise geboten wird, den Namen Gottes aus oder macht das Zeichen des Kreuzes, worauf der Spuk verschwindet. Vgl. DMS. 151. N. S. 246. 383. 384. Müllenhoff 294 u. m.

Hier zeigt sich also der letzte Rest des alten Glaubens, der den Verkehr mit unterweltlichen Wesen gefährlich darstellt, wenn gleich schon in verblaßter Gestalt. Wir können noch folgende Züge des Volksglaubens hierher rechnen. Der Anblick des Teufels macht krank und tödtet [1]), wie der Anblick eines Geistes und der böse Blick der Hexe (D. Mythol. 1053). Auf die Fragen der Hexe darf man nicht antworten, auf ihre Anrede nicht danken (daſ. 1056); nach Müllenhoff 290 wurde ein Mann, der eine Hexe angeredet hatte, augenblicklich getödtet. Ein Knabe, der dem Teufel zugeeignet war, wird dadurch von ihm gerettet, daß er nicht lacht (Pröhle M. 21). Jede Gemeinschaft mit unterweltlichen Wesen muß geheim gehalten werden, wie Handlungen, durch welche man von ihnen etwas erlangen will, Zauberein, stumm geübt werden müſſen [2]). Von der Versammlung der Hexen, die man mitgemacht hat, darf man nicht reden, auch auf dem Rückwege kein Wort sprechen (Nd. S. 154, oben S. 178). Der Freischütz darf sein Geheimniß nicht ausplaudern (Müllenhoff 493). Die Bräutigamschau muß stumm geübt werden (DMS. 354). Will man einen Schatz heben, so darf man dabei nicht sprechen und lachen, sonſt sinkt er in die Tiefe zurück.

Die symbolischen Züge, die wir in einer großen Zahl von Volkssagen verfolgt haben, zeigen eine noch tiefer eingreifende Bedeutung, wenn wir ihre Spuren in den Märchen aufsuchen. Hier hilft das Verständniß derselben oft dazu, den Mythus oder den Ansatz zu einem Mythus, den das Märchen enthält, zu verstehn [3]). Es gilt nemlich

---

[1]) Cäsar. Heisterb. 5, 30—33.

[2]) Der Zauberer steht nach dem neueren Volksglauben im Bunde mit dem Teufel, durch dessen Beistand er seine Werke vollbringt. Nach der heidnischen Ansicht bedarf er dabei der Hülfe unterweltlicher Gottheiten. Nach dem Glauben der Griechen war Hekate die Vorsteherin der Zauberei und eine Unterweltsgöttin, nach dem nordischen Freyja.

[3]) Die vielfachen mythischen Beziehungen des Märchens sind allerdings schon anerkannt, man ist aber bis jetzt mehr darauf ausgegangen, einzelnes Aeußerliche aus ihnen zu nehmen, als in seine Symbolik zu dringen, so einfach diese auch in vielen Fällen ist. Ein Irrthum hat auch hier gewaltet.

auch in dem Märchen Eſſen, Trinken, Sprechen, Berühren in den verſchiedenſten Verbindungen für gefährlich, und wir dürfen nun, auf unſere bisherige Unterſuchung geſtützt, den Satz aufſtellen, daß da, wo dieſes vorkommt, ein Gegenſatz von Unterwelt und Oberwelt beſteht. Wir müſſen uns aber hier damit begnügen, ohne auf den Inhalt der einzelnen Erzählungen einzugehn, nur die verſchiedenen Formen hervorzuheben, in welchen ſich das Märchen ausſpricht.

Zwei Formen treten hier hervor; die erſte iſt folgende. Dem Helden des Märchens wird eine gefährliche Aufgabe geſtellt, durch welche er ſeine künftige Gemahlin erhalten ſoll, oder dieſe aus der Gewalt dämoniſcher Weſen befreit. Genießt er dabei die Speiſe der unterweltlichen Mächte, ſo verfehlt er ſein Ziel und iſt ſelbſt dem Tode verfallen. Sehr deutlich iſt das in einem ſchwediſchen Märchen bei Cavallius S. 265 ausgeſprochen. Die Meerfrau ſchickt einen Prinzen, dem ihre Tochter zur Gattin beſtimmt iſt, vorher zu ihrer Schweſter, um von dieſer die Hochzeitskleider zu holen. Dieſe, die keine andere als eine Beherſcherin der Unterwelt iſt, ſucht ihn dreimal zu verleiten, daß er Speiſe zu ſich nehme, damit ſie Gewalt über ihn habe; er widerſteht aber der Verſuchung und kehrt glücklich zurück. In einer zweiten Form deſſelben Märchens (S. 282) wird geradezu geſagt, daß der Genuß der Speiſe den Tod herbeigeführt haben würde. KM. 93 wird demjenigen, der die Prinzeſſin erlöſen ſoll, von einer alten Frau Eſſen und Trinken geboten; er nimmt davon, verfällt in einen tiefen Schlaf und kann nun ſeine Aufgabe nicht vollbringen. Einen andern Zuſammenhang, aber dieſelbe ſymboliſche Vorſtellung zeigt das Märchen bei Müllenhoff S. 418, wo Hans für ſeine kranke Mutter Aepfel aus dem Garten der Rieſen holt. Als er ſelbſt einen davon gegeſſen hat, verfällt er ſogleich in einen tiefen Schlaf. Auch wenn man bei dem Erlöſungswerke ſpricht, gedeiht es nicht zu einem guten Ende. So

---

Man ſieht die Märchen zu ſehr als Entſtellungen von mythiſchen Erzählungen an, die früher ungetrübter waren. Es ließe ſich leicht zeigen, daß das meiſtens nicht der Fall iſt. Das Märchen iſt dagegen oft noch in ſeiner jetzigen Geſtalt der einfachſte und urſprünglichſte Ausdruck ſymboliſcher Naturanſchauungen, wie ſie auch in Göttermythen vorkommen. Daher kann man es häufig als den Anfang einer Mythenbildung bezeichnen. Welche die urſprünglichen Träger dieſer mythiſchen Anſchauungen waren, das iſt für das Verſtändnis des Märchens und die Mythologie als Wiſſenſchaft minder wichtig, es wird ſich auch in den meiſten Fällen nicht ermitteln laſſen. Wo es aber möglich iſt, da wird es erſt eine andere Art von Forſchung lehren, als die jetzt herſchende.

muß in dem erſten unſerer Märchen der Prinz ſich quälen laſſen, ohne einen Laut von ſich zu geben, ein Zug, der auch ſonſt wiederkehrt [1]). Das dritte Symbol zeigt ſich deutlich in den beiden Märchen bei Wolf S. 30. 340, welchen in in unſerer Sammlung N. 13 entſpricht. Die Erlöſung der verwünſchten Jungfrauen in dem alten Schloſſe wird dadurch vollbracht, daß ihre künftigen Gatten ſie nicht berühren, obgleich ſie ſich zu ihnen ins Bett legen. Einer derſelben gibt ſeiner Geliebten einen Kuß (S. 347), da ſind alle Prinzeſſinnen verſchwunden [2]).

Dieſelben drei Symbole laſſen die Märchen in einer andern, ganz entgegengeſetzten Form erkennen. Wenn der Held das Nöthige gethan hat, um die verwünſchte oder von feindlichen Dämonen zurückgehaltene Jungfrau zu erlöſen, ſo darf er, ehe die Vermählung vollzogen iſt, mit den Seinigen nicht eſſen, nicht trinken, ſie nicht berühren, ſonſt wird er ſeiner künftigen Gattin entfremdet, er vergißt ſie. Wir faſſen das ſo, daß er dann der Oberwelt wieder angehört, während ſeine künftige Gattin noch in der Unterwelt bleibt. In dem ſchon angeführten ſchwediſchen Märchen (Cavallius S. 271) hat der Prinz durch ſeinen Dienſt die Tochter der Meerfrau erworben. Als er zu ſeinen Eltern geht, warnt ihn ſeine Braut, von dieſen irgend eine Speiſe anzunehmen; er koſtet nur ein Pfefferkorn und vergißt in Folge deſſen ſeine frühere Geliebte. Damit iſt das norwegiſche (Asbjörnſen 2, 16) zu vergleichen, wo der Königsſohn in dem Schloſſe ſeines Vaters einen Apfel ißt und dadurch die Erinnerung an die Vergangenheit verliert. Hierher gehört auch der Zaubertrank, den die Mutter der Gudrun dem Siegfried gibt, wodurch er die aus der Waberlohe befreite Brunhilde vergißt. Wir haben dieſen Zug der Nibelungenſage ſchon früher mit den in deutſchen Märchen vorkommenden zuſammengeſtellt, wo die zweite Braut dem Helden einen Schlaftrunk reicht,

[1]) Z. B. Sommer N. 8. Wolf N. S. 222. Bei Meier N. 44 wird die Erlöſung ſchon dadurch vollbracht, daß man mit den erſcheinenden Geiſtern nicht ſpricht. So kann auch die Schweſter ihre Brüder nur dadurch erlöſen, daß ſie Hemden für ſie näht und ſieben Jahre dabei ſtumm bleibt. Dagegen ſind auch die weiblichen Weſen, die auf Erlöſung aus der Unterwelt harren, ſtumm und lachen nicht. Vgl. Verſuch einer mythologiſchen Erklärung der Nibelungenſage S. 99.

[2]) Vgl. Nibelungenſage S. 55. Erſt durch die vollzogene Vermählung iſt die Befreiung aus der Unterwelt vollſtändig. Dadurch fällt auch auf die vielen Sagen von den weißen Jungfrauen ein Licht, die durch einen Kuß erlöſt werden.

damit dieſer die Klagen der erſten nicht höre oder die Erinnerung an die Vergangenheit verliere [1]). In ähnlichen Fällen kehrt die Gefahr des Sprechens wieder. KM. 127 vergißt der Königsſohn ſeine frühere Braut, die ihn erlöſt hat, weil ſie mehr als drei Worte mit ihrem Vater ſpricht. Umgekehrt vergißt bei Cavallius S. 292 der Königsſohn ſeine Braut, nachdem er nur zwei Worte geſprochen hat. Vgl. Asbjörnſen 2, 11. Endlich hat die Berührung, namentlich der Kuß, dieſelbe Folge. Der Königsſohn gibt bei ſeiner Rückkehr ſeiner Mutter einen Kuß, und verliert dadurch die Erinnerung an ſeine Geliebte [2]). In einem Märchen bei Pröhle N. 8 verbietet die verwünſchte Prinzeſſin ihrem Befreier zu ſprechen oder irgend Jemand zu küſſen, weil er ſonſt ſie vergeſſen würde [3]).

Da wir nun in vielen Sagen gefunden haben, daß nach dem deutſchen Glauben in der Unterwelt das Eſſen und Trinken, das Sprechen, dann Berührung und Kuß die Folge hat, daß man dadurch ihrer Macht verfällt, ſo liegt die Vermutung nahe, ob nicht auch in der griechiſchen Mythologie, von der wir ausgingen, ähnliche Züge mit derſelben Bedeutung wiederkehren. Einiges, das vielleicht hierher gehört, findet ſich ſchon in der Odyſſee. Zunächſt könnte man die Sage von den Lotophagen hierher ziehen, die den Gefährten des Odyſſeus ſüßen Lotos zu koſten geben:

τῶν δ' ὅστις λωτοῖο φάγοι μελιηδέα καρπόν,
οὐκέτ' ἀπαγγεῖλαι πάλιν ἤθελεν, οὐδὲ νέεσθαι·
ἀλλ' αὐτοῦ βούλοντο μετ' ἀνθρώποισι λωτοφάγοισιν
λωτὸν ἐρεπτόμενοι μενέμεν, νόστου τε λαθέσθαι.

Obgleich nun auch hier das Eſſen (des Lotos) das Vergeſſen der Heimat bewirkt, ſo bleibt die Parallele doch deshalb zweifelhaft, weil wir von den Lotophagen ſonſt nichts wiſſen. Deutlicher und ſchon von andern benutzt [4]) iſt die Erzählung von Kirke, der Unterweltsgottheit, welche die Gefährten des Odyſſeus durch einen Zaubertrank in Schweine

---

[1]) Nibelungenklage S. 61. Vgl. KM. 56. 113, auch Asbjörnſen 2, 11. S. 113.

[2]) KM. 113. Dieſem Märchen entſpricht das bei Asbjörnſen 2, 16, wo der Biß in einen Apfel dieſelbe Folge hat.

[3]) Vgl. noch Müllenhoff S. 400, wo er ſeine frühere Braut küßt, und Wolf M. 294, wo er nur von ſeinem Pudel beleckt wird. Dann auch den Kuß, durch den Theophilus ſich dem Teufel ergibt: Sommer de Theophili cum diabolo foedere S. 7.

[4]) Ares von H. D. Müller S. 109.

verwandelt, ἵνα πάγχυ λαθοίατο πατρίδος αἴης. — Doch wir überlassen denjenigen, die sich mit der griechischen Mythologie besonders beschäftigen, diese Vermutungen zu widerlegen oder sie durch die Erklärung ähnlicher Sagen zu bestätigen.

XII.

Die Fahrt in den Osten.

Mehrere deutsche Sagen berichten von einem Helden, der lange Zeit in einem fernen Lande, gewöhnlich im Oriente, weilt. Seine zurückgelassene Gattin hält ihn für todt und will sich schon mit einem Andern vermählen; da kehrt der todt geglaubte Gemahl auf eine wunderbare Art schnell zurück und gibt sich ihr als lebend zu erkennen. Unter den Sagen, welche hierher gehören, nimmt die bekannte von Heinrich dem Löwen, deren Quellen zuletzt Gödeke in seinem Reinfried von Braunschweig (S. 75) besprochen hat, wegen ihrer Vollständigkeit die erste Stelle ein. Wir theilen sie nach dem in Maßmanns Denkmälern S. 122 gedruckten alten Gedichte von Michel Wyssenhere mit, das freilich nur ganz allgemein von einem Fürsten von Braunschweig, nicht von Heinrich dem Löwen spricht. Diesem Fürsten träumte einst, daß er das heilige Grab besuchen solle. Vergebens sucht ihn seine Gemahlin von diesem Unternehmen abzubringen. Er nimmt von ihr Abschied und läßt ihr zum Andenken die Hälfte seines Ringes. Nach vielen Abenteuern in dem fernen Oriente, die wir hier übergehn, kommt er unter das wütende Heer, wo die bösen Geister ihre Wohnung haben. Einen derselben, der ihm begegnet, beschwört er, ihm zu sagen, wie es zu Hause um sein Weib und seine Kinder stehe. Der Geist antwortet: „Braunschweig, du sollst wissen, deine Frau will einen andern Mann nehmen.“ Da beschwört ihn der Fürst, daß er ihn und seinen Löwen zu seinem Schlosse bringe. Der Geist willigt unter der Bedingung ein, daß der Fürst ihm gehören solle, wenn er ihn schlafend finde, sobald er den Löwen nachbringe. Darauf führt er zuerst den Fürsten schnell durch die Luft vor seine Burg; als er mit dem Löwen kommt, findet er ihn entschlafen. Aber das Thier brüllt

so laut, daß der Fürst erwacht. Als er zu den Seinigen kommt, steht er da mit langen Haaren umhangen, als ob er ein wilder Mann wäre. Niemand erkennt ihn, auch seine Gattin nicht. Als diese ihm nun bei dem Hochzeitsmahle zu trinken bietet, läßt er den halben Ring in das Glas fallen, worauf sie ihn wieder erkennt und um Verzeihung bittet.

Das ist der Hauptinhalt der merkwürdigen Sage, mit welcher Wackernagel und Gödeke bereits das noch ältere Gedicht von Reinfried von Braunschweig zusammengestellt haben. Auch dort geht der Held in den Orient und läßt vorher seiner Gattin die Hälfte eines Ringes zurück. Doch ist das Gedicht unvollendet, so daß wir einen ähnlichen Schluß nur errathen können. Wir erkennen aber die Grundzüge der Sage in mehreren anderen Erzählungen wieder, die sich fast nur durch Anknüpfungen an andere Personen und Oertlichkeiten, so wie durch einige Nebenumstände unterscheiden.

Zunächst kommt die Sage von Gerhard von Holenbach in Betracht, welche Cäsarius von Heisterbach (8, 59) erzählt. Dieser verehrte den Apostel Thomas so, daß er keinem Armen, der in seinem Namen ihn um eine Gabe bat, etwas abschlug. Eines Tages bittet ihn der Teufel in Gestalt eines Pilgers in dem Namen des Apostels um gastliche Aufnahme. Er gewährt sie und gibt dem Fremden für die Nacht einen Mantel, mit dem dieser am folgenden Tage verschwunden ist. Später beschließt Gerhard nach Indien zu dem heiligen Thomas zu wallen. Bei dem Abschiede gibt er seiner Gattin die Hälfte eines Ringes und erlaubt ihr, wenn er in fünf Jahren nicht zurückgekehrt sei, sich wieder zu verheirathen. Der letzte Tag der Frist ist schon erschienen und Gerhard weilt noch in Indien. Da erblickt er den Dämon, den er früher bei sich aufgenommen hatte, in seinem Mantel. Dieser eröffnet ihm, es sei ihm befohlen, ihn vor Schlafengehens Zeit nach Hause zu bringen, weil seine Gattin im Begriffe stehe, sich mit einem Andern zu verheirathen. Er bringt ihn darauf noch an demselben Tage nach Deutschland zurück. Gerhard tritt wild aussehend (sicut barbarus) in sein Haus, wirft seiner Gattin, welche mit dem zweiten Gemahle zusammen ißt, die Hälfte des Ringes in ihren Becher, worauf diese ihn erkennt und den neuen Verlobten entläßt.

Hieran schließt sich zunächst die Sage von dem reichen Möringer, die mit der vorigen sehr übereinstimmt. Nur bleibt der Möringer sieben Jahre aus und kehrt auf eine andere Art zurück, als seine Gattin sich eben mit dem Herrn von Neusen vermählen will, dessen Obhut sie

empfohlen war. Von dieser Gefahr benachrichtigt ein Engel den Möringer im Traume; als er aufwacht, befindet er sich in der Nähe seiner Burg. [1])

In Schwaben findet sich eine andere Form der Sage (Meier M. 61), die sich zu einem Märchen gestaltet hat. Ein Herr von Bodmann reist bis an das Ende der Welt, nachdem er vorher seine Frau gebeten hat, sieben Jahre lang auf ihn zu warten. Er kommt zuletzt in einer grossen Wüste an einen Platz, der mit einer hohen Mauer umgeben ist. Er läßt seinen Bedienten hinauf steigen, welcher aber, als er in das Land hinter der Mauer sehen kann, nur mit der Hand winkt und verschwindet. Sein Kutscher macht es eben so, weil hinter der Mauer der Paradiesgarten war. Der Herr bleibt nun allein zurück und kommt zu einem kleinen Hause, in welchem ein Menschenfresser, das Nebelmännle genannt, wohnt. Dieser verkündigt ihm, daß seine Frau im Begriff stehe, mit einem Andern Hochzeit zu halten und bringt ihn durch die Luft in einer Nacht in die Heimat. Als er in seine Burg kommt, erkennt ihn Niemand, selbst seine Gattin nicht, bis er sich durch seinen Trauring zu erkennen gibt." Damit stimmt die Sage, welche Gottschalk in seinen deutschen Volksmärchen (1, S. 136) von einem schwäbischen Herrn, Kuno von Falkenstein erzählt. Nur wird dieser von dem Teufel fortgebracht, der die Gestalt eines Löwen angenommen hat. Wenn er auf der Fahrt einschläft, so soll er dem Teufel gehören, aber er wird durch einen Falken wach gehalten. In der Form, in welcher Meier (N. 362) dieselbe Sage gibt, kommt weder die Ringscene, noch auch die Paradiesmauer vor.

In andern Sagen nimmt Ungarn die Stelle der fernsten Länder des Orients ein. So zunächst wieder in einer schwäbischen (Meier 373. D. S. 525). Graf Ulrich von Buchhorn, aus dem Geschlechte Karls des Großen und mit einer Nichte Heinrichs des Vogelstellers vermählt, zieht in den Krieg mit den Ungarn, wird aber von den Feinden gefangen genommen und nach Ungarn geführt. Seine Gemahlin, die ihn für todt hält, geht in ein Kloster. Ulrich kehrt in zerlumpten Kleidern als Bettler zurück, bis er erkannt und mit seiner Gemahlin wieder vereinigt wird. Aber nicht nur an einen Nachkommen Karls, sondern auch an ihn selbst hat sich die Sage geheftet. Als Karl nach Ungarn zieht, gelobt er seiner Gemahlin in zehn Jahren heimzukehren:

[1]) D. S. 523. Schöppner 385. 495. Vgl. Wackernagel Handb. d. Lit. 1, 143.

wäre er nach Verlauf dieser Zeit nicht wieder da, so solle sie seinen Tod für gewis halten. Werde er aber durch einen Boten seinen goldenen Ring senden, dann möge sie auf alles vertrauen, was er ihr durch diesen entbieten lasse. Als er neun Jahre ausgeblieben ist, reden die Großen des Landes der Kaiserin so lange zu, bis sie verspricht einen andern Gemahl zu nehmen. Schon soll die Hochzeit in drei Tagen gefeiert werden, als ein Engel dem Kaiser verkündet, wie es zu Hause steht. Er reitet nun auf zwei starken Rossen von Ungarn nach Aachen. Dort setzt er sich in den Dom, wo er zuerst durch seine Erscheinung Schrecken erregt, aber bald erkannt wird [1]). In der spanischen Sage, welche Grimm (D. Mythol. 980) anführt, reitet Karl auf einem Teufel, der sich in ein Pferd verwandelt hat, in einer Nacht aus dem Morgenlande nach Frankreich.

Eine schwäbische Sage, die noch hierher gehört (D. S. 524. Meier 369), weicht in einigen Punkten von den übrigen Erzählungen ab. Ein Graf Hubert von Calw verläßt seine Gattin, wandert in schlechter Kleidung nach der Schweiz und wird dort in einem Dorfe Hirt. Obgleich unter seiner Aufsicht das Vieh gut gedeiht, so sehen ihn doch die Bauern ab, weil es sie verdrießt, daß er immer auf demselben Berge weidet. Er geht nach Calw zurück, wo seine Frau eben mit einem Andern Hochzeit hält. Er erbittet sich von ihr einen Becher Wein, läßt in diesen seinen goldenen Trauring fallen und kehrt dann in sein Dorf zurück, wo ihm das Vieh wieder anvertraut wird.

Dagegen finden wir außerhalb Deutschland Sagen wieder, welche in den Hauptzügen mit den übrigen stimmen. Bosquet S. 463. 469 gibt drei entsprechende Erzählungen aus der Normandie. Eine, die wir besonders hervorheben, berichtet von einem Herrn von Baqueville, der einen Kreuzzug mitmacht und von den Saracenen gefangen wird. Als er fast sieben Jahre in der Sklaverei zugebracht hat, gelobt er dem heiligen Julian eine Kirche zu bauen, wenn er ihn aus dem Elende errette. Er schläft darauf ein. Als er nach einigen Stunden erwacht, findet er sich vor seinem Schlosse, wo seine Gattin, die ihn für todt

[1]) D. S. 419 Das alte Gedicht, welches die Erzählungen enthält, ist jetzt in den Gesammtabenteuern von F. H. v. d. Hagen B. 3, 615 gedruckt. Wir machen noch auf einen besondern Zug in dieser Erzählung aufmerksam. Um in den Dom zu gelangen, muß Karl unter einem Thore durchkriechen. Sein Führer macht ihm bemerklich, daß dadurch sein Gewand schmutzig werden würde, was aber Karl nicht achtet. Man vergleiche damit, daß in den andern entsprechenden Sagen die Helden in zerrissenen Kleidern zurückkehren.

hält, ſich eben wieder verheirathen will. Er gibt ſich ihr durch die Hälfte eines Ringes zu erkennen, deſſen andere er ihr bei ſeiner Abreiſe zurückgelaſſen hatte. Dann erzählt Boccaccio im Decameron von einem italieniſchen Edelmanne, der durch einen Schwarzkünſtler ſchnell aus dem Oriente nach Pavia zurückgebracht wird, wo ſeine Gattin eben einen Andern heirathen will. Auch hier gibt ſich der für todt Gehaltene durch einen Ring zu erkennen.

Daß nun alle dieſe Erzählungen ungeachtet der wechſelnden Oertlichkeiten, ungeachtet der verſchiedenen Träger der Begebenheiten und der abweichenden Geſtaltung im Einzelnen in den Hauptpunkten ſtimmen und auf einen gemeinſamen Urſprung hinweiſen, iſt ſo deutlich, daß wir es nicht ausführlich zu beweiſen brauchen. Ehe wir aber auf ihre Erklärung weiter eingehn, wollen wir noch auf einige Sagen, zum Theil nur Nachklänge, aufmerkſam machen, die in einigen Zügen mit den mitgetheilten ſtimmen.

Hier wollen wir nun die mancherlei Geſchichten von Leuten, die von dem Teufel durch die Luft in ferne Gegenden geführt wurden oder mit Hexen eine weite Luftfahrt machten, außer Acht laſſen; auch die häufig wiederkehrenden Erzählungen von den Venetianern (oben S. 367), die durch ihre geheime Kunſt bewirkten, daß Menſchen in kurzer Zeit von Deutſchland nach Venedig und von da wieder zu Hauſe kamen, wollen wir nur eben erwähnen. Dagegen mag hier eine ältere Sage eine Stelle finden. Die deutſche Sage erzählt von dem alten Hildebrand, der von Frankreich vertrieben mit Dietrich von Bern zu Etzel flieht. Nachdem er über dreißig Jahre in der Verbannung gelebt hat, kehrt er zurück. Er kämpft mit ſeinem Sohne Hadubrand, überwindet ihn, und wird von dieſem zu ſeiner Gemahlin Ute geführt, der er ſich durch einen goldenen Ring zu erkennen gibt.

Aus neuerer Zeit kommen zwei Sagen in unſerer Sammlung in Betracht. Nach N. 52 wird ein Landgraf von Heſſen von dem Teufel aus dem Thurme, in welchem er gefangen ſaß, befreit und ſchnell in ſein Land zurückgeführt, an deſſen Grenzen man ihn nicht erkennt, weil er von der langen Gefangenſchaft wie ein gemeiner Mann oder wie ein Bettler ausſieht. N. 168 erzählt von Herzog Erich, der ſich auf dem Reinhardswalde verirrt hat und von dem Teufel in Geſtalt eines Löwen in kurzer Zeit nach Münden geführt wird. Noch macht Hocker in W. Zeitſchrift 1, 303 auf mehrere Sagen aufmerkſam, wo Ritter, die ſich in der Gefangenſchaft der Heiden befanden, ſchnell auf wunderbare Weiſe in die Heimat geführt werden, womit man auch

Schöppner 1076 vergleiche. Die baierische Sage (daſ. 1327) weiß ſelbſt noch von einem Bauern in Ochſenfurt zu erzählen, der von den Franzoſen im Jahre 1812 gewaltſam von ſeinem Dorfe nach Rußland geführt wurde. Nachdem er eines Abends ein frommes Gelübde gethan hat, findet er ſich am Morgen darauf zu Hauſe in ſeinem Bette.

Mehrere der mitgetheilten Sagen, wenn auch nicht alle, ſind bereits von andern zuſammengeſtellt, namentlich von J. Grimm und J. Wolf [1]). Dieſe haben ein beſonderes Gewicht auf Saxos Erzählung (1, 12) von Hading gelegt, der von Odhinn in ſeinen Mantel gehüllt und über das Meer geführt wird, und daraus den Schluß gezogen, daß in den deutſchen Sagen der Teufel an die Stelle von Wuotan getreten ſein mochte. Dieſes Reſultat iſt an und für ſich ſehr dürftig, da es weder auf die Bedeutung des Teufels noch auf das Weſen des heidniſchen Gottes Licht wirft. Es würde in dieſem Falle nur ein Beleg für den hinlänglich bekannten Satz gewonnen ſein, daß in chriſtlichen Zeiten heidniſche Träger von Sagen in andere verwandelt werden muſten, woraus man aber noch nicht auf irgend eine Uebereinſtimmung der Weſen ſchließen darf. Die Vermutung erläutert auch keineswegs unſere Sagen hinlänglich und iſt unſicher, weil es nicht gewiß iſt, ob Saxos Erzählung, die undeutlich und abgeriſſen da ſteht, mit den übrigen identiſch iſt. Hocker hat wenigſtens mit eben ſo viel Recht oder Unrecht in W. Zeitſchr. 1, 305 angenommen, daß die Göttin Freyja urſprünglich die Helden aus dem Oriente zurückgebracht habe. Vor allen Dingen iſt es wunderlich, daß man glaubt viel vollſtändigere und in ſich verſtändliche deutſche Sagen durch unverſtändliche Bruchſtücke nordiſcher erklären zu können und dabei auf Nebenpunkte das einzige Gewicht legt, die für die Forſchung kaum in Betracht kommen. Ob derjenige, welcher den Helden zurückführt, Wuotan oder ein Nebelmännchen, welches Wolf in ſeltſamſter Weiſe zu Wuotan macht, ob es ein Teufel, ein Engel oder Maria iſt, darauf kommt zunächſt nichts an. Wir hoffen dagegen zu zeigen, daß der Zurückkehrende Wuotan iſt, und daß ſich ein bedeutender Mythus von ihm durch verſchiedene hiſtoriſche Anknüpfungen erhalten hat.

---

[1]) D. Mythol. 980. W. Zeitſchr. 1, 63. Beiträge zur deutſchen Mythologie 1, 4 fg.

[2]) In Märchen tragen wohl Rieſen die Helden ſchnell eine bedeutende Strecke fort. So wird auch Wolfdietrich mit ſeinem Roſſe von einer Rieſin fortgetragen.

Daß solche historische Anknüpfungen in unsern Sagen statt finden, ist klar. Die Kriege Karls des Großen mit den Avaren sind bekannt, eben so die Wallfahrt Heinrich des Löwen nach dem heiligen Lande, und die Gefangenschaft Philipps des Großmüthigen von Hessen. Auch wo solche historische Anknüpfungen nicht bekannt sind, können sie doch statt gefunden haben. Aber wir wissen auch eben so gut, daß mehrere Züge in unsern Sagen der Geschichte zuwider sind; wir wissen namentlich, daß die Gemahlinnen von Karl dem Großen und Heinrich dem Löwen sich nicht während der Abwesenheit ihrer Gemahle mit Andern verlobten. So gern wir also auch der Geschichte ihr Recht lassen, werden wir nicht etwa annehmen, daß die Sagen hier geschichtliche Züge bewahrt haben, die wir in historischen Quellen vergebens suchen, oder daß die Erzählung von der Untreue der Frau und ihrer Rückkehr zu dem ersten Gatten, die bei den verschiedensten lokalen und persönlichen Anknüpfungen dieselbe stehende Form zeigt, nur ein bedeutungsloser ausschmückender Zusatz sei. Wir erkennen vielmehr in den oben mitgetheilten Sagen eine gemeinsame mythische Grundlage, die in ihrer ursprünglichen Fassung etwa so gelautet haben mag: Ein Held verläßt seine Gattin und verweilt eine Reihe von Jahren in der Unterwelt. Während seiner Abwesenheit verlobt oder vermählt sich (beides ist mythologisch einerlei) seine Gattin mit einem Andern. Der erste Gemahl kehrt zurück, gibt sich zu erkennen und verdrängt seinen Nebenbuhler.

Mit dieser Fassung haben wir, um zugleich die Erklärung anzudeuten, nur einen Zug der Sagen verändert; wir haben statt der fernen Länder, in welche der Held zieht, geradezu die Unterwelt als Reiseziel hingestellt, und müssen natürlich nun diesen Punkt zunächst mythologisch beweisen.

Zur Führung dieses Beweises ist ein Zug von besonderer Bedeutung, der in vielen der oben angeführten Sagen wiederkehrt. Der heimkehrende Held wird nicht wieder erkannt. Der Grund davon wird entweder seinem Aussehen im allgemeinen zugeschrieben, — Heinrich der Löwe sieht aus wie ein wilder Mann, Gerhard von Holenbach sicut barbarus —, oder er wird von ihrem schlechten Anzuge hergeleitet, in dem sie als Pilger oder Bettler erscheinen. Es läßt sich nun aber zeigen, daß nach einer alten symbolischen Anschauung diejenigen, welche die Unterwelt besucht haben, so entstellt sind, daß die Ihrigen sie nicht wieder erkennen. Den deutlichsten Beleg für diesen Glauben gibt Saxo. Als Thorkill auf Befehl des Königs Gorm, der von dem Zustande der Seelen nach dem Tode genaue Kunde zu haben wünschte,

in den Aufenthaltsort des Uparthilokus (Loki) gedrungen und glücklich wieder zurückgekehrt war, zeigte sich, daß sein Aussehen so entstellt war, daß ihn selbst seine Freunde nicht wieder erkannten [1]).

Der natürliche Grund dieser Anschauung liegt darin, daß der Tod dem Menschen das Aussehen nimmt, welches er bei gesundem Leibe hatte. Kehrt also ein Todter wieder, so ist ihm der Stempel des Todes aufgedrückt, sein Gesicht ist bleich und entstellt. In dieser Weise lassen denn auch die Sagen Todte häufig wieder erscheinen. Wir geben nur einige Beispiele aus Cäsarius von Heisterbach. Ein Todter erscheint bleich und hager (12, 25), oder pallidus, exilis, macilentus, in veste pulla (2, 2), oder facie lurida et veste trita (3, 24). Bemerkenswerth ist hier noch, daß der Todte auch in einem alten Kleide erscheint, wie die Helden, welche aus dem Oriente zurückkehren. Es scheint das ein Ausfluß des alten Glaubens zu sein, welcher das Leben in der Unterwelt als ein ödes und trauriges schildert.

Natürlich wird dieselbe Vorstellung auch auf Wesen übertragen, die mit Tod und Unterwelt zusammenhängen. Der Tod selbst erscheint als ein langer hagerer Mann mit blassem, eingefallenem Gesichte (Harrys 1, 3. Pröhle M. 13). Verwünschte Jungfrauen und die weißen Frauen sind blaß oder fahl (ob. S. 81. Bechstein Thür. S. Fränk. S. 64). Ich halte damit den eddischen Glauben zusammen, daß auch die Zwerge ein fahles Gesicht haben. Thorr sagt zu dem Zwerge Alwis: „Wer bist du? Wie so bleich um die Nase? Hast du bei Leichen gelegen?“

Wenn also die Helden aus dem Oriente in einer solchen Gestalt zurückkehren, daß die Ihrigen sie nicht erkennen, so kommt das daher, daß sie eigentlich in der Unterwelt gewesen sind. Wir dürfen an dieser Erklärung um so weniger zweifeln, da derselbe Zug sich auch in vielen analogen Fällen aus der deutschen Sage nachweisen läßt. Menschen, welche in die Gesellschaft von Todten oder Geistern, namentlich in dem Innern der Berge, gerathen sind, kommen bleich und entstellt zurück, oder sind, ohne daß sie es wissen, so lange ausgeblieben und während der Zeit so gealtert, daß Niemand sie kennt. Hierher gehören mehrere Sagen, die wir bereits in der ersten Abhandlung benutzt haben. Der Freiherr von Simmern (D. S. 528), welcher die Geistergesellschaft in

[1]) illius ori marcor ita habitum corporis ac pristina formae lineamenta confudit, ut ne ab amicis quidem potuisset agnosci. Nachher wäscht er den marcor ab und wird wieder erkannt. Saxo 8, 165.

dem Schloſſe geſehen hatte, iſt bei ſeiner Rückkehr ſo verändert und entſtellt, daß man ihn faſt nicht wieder erkennt. Ungeachtet er ein noch junger und friſcher Mann war, hatte ihn doch Schrecken und Beſtürzung zu einem elsgrauen umgeſtaltet, indem Haupthaar und Bart ſchneeweiß waren. Der Todtengräber, der bei dem Todten zu Gaſte geweſen war (Müllenhoff 236), wird nach ſeiner Rückkehr nicht erkannt, weil er ſechshundert Jahre ausgeblieben iſt, die ihm wie eine Stunde vorkamen. Das im Kiffhäuſer bewirthete Brautpaar (Bechſtein, Thür. S. 4, S. 23) wird gleichfalls nicht erkannt, weil es zweihundert Jahre im Berge geblieben iſt. Aehnliches widerfährt einem Hirten (daſ. S. 29), der im Kiffhäuſer getrunken hat. Daneben kommen auch Sagen vor, wo Menſchen in verrufene Berge gehen, und, ohne daß ſie mit Geiſtern in Berührung kommen, entweder todtbleich zurückkehren oder nicht erkannt werden, weil ſie lange ausgeblieben ſind [1]). Das zeigt denn zugleich wieder, daß das Innere der Berge für die Unterwelt gilt. Eine deutliche Analogie dazu gibt Pröhle M. 25, wo zwei Leute fünfhundert Jahre auf dem grünen Platze vor der Hölle geweſen ſind.

Aehnliches widerfährt denjenigen, die in die Behauſung der Zwerge kommen, weil dieſe unterweltliche Weſen ſind. Ein Mädchen, welches bei den Zwergen gegeſſen und getrunken hat, wird bei der Rückkehr nicht wieder erkannt, weil es dreihundert Jahre bei ihnen verweilt hat (Colshorn S. 115. 116). Damit vergleiche man noch Nd. S. 220, dann D. S. 151, wo eine Frau ihrer Meinung nach eine Nacht in der Behauſung des Hans Heiling zugebracht hat, aber hundert Jahre ausgeblieben iſt.

Noch deutlicher kehrt der ſymboliſche Zug der Entſtellung in ſolchen Sagen wieder, wo Leute in die Hölle oder in Gemeinſchaft mit dem Teufel gekommen ſind. Cäſarius von Heiſterbach theilt mehrere hierher gehörige Erzählungen mit. Nach 1, 34 (vgl. D. S. 554) führt der Teufel einen Zauberer, nachdem er verſprochen hat ihn unverletzt wieder zurückzubringen, in die Hölle und zeigt ihm dort die Seele des Landgrafen Ludwig von Thüringen. Der Zauberer iſt nachher ſo bleich, daß man ihn kaum erkennt (ita pallidus et languidus

[1]) Vgl. Schoppner 12. 473. Bechſtein Thür. S. 1, S. 153; auch 3, S 183. D. S. 1. N S. 148 u. m. Nach einer Mittheilung aus dem achtzehnten Jahrhundert bei Panzer S. 112 gingen mehrere Bürger in einen hohlen Berg bei Amberg und kamen nach acht Stunden gleich Todten und abſcheulichſten Ausſehens wieder zum Vorſchein.

rediit, ut vix agnosceretur). Nach 5, 3 bleibt ein Schwarzkünstler, der den Teufel citiert hat, von der Zeit an bleich, und dasselbe widerfährt (5, 4) einem Manne, der von dem Teufel aus einem Zauberkreise geholt ist. Sein Gesicht ist nachher ita macer et pallidus, color tam immutatus, ut hora eadem a sepulcro videretur resuscitatus. Durch die Resultate der vorhergehenden Abhandlung und die eben verglichenen Sagen ergibt sich auch hier eine sichere Analogie zwischen der Hölle und der heidnischen Unterwelt, und es wird nun nicht befremden, sondern unsere Bemerkung nur bestätigen, wenn auch diejenigen, welche den Aufenthalt der Seligen geschaut haben, ein verändertes Aussehen bekommen. Nur tritt hier der leicht zu erklärende Unterschied hervor, daß diese nachher schöner sind. Es wird von einem Herzoge erzählt, der bei Lebzeiten in das Paradies gelangte, und so schön zurückkehrte, daß man ihn nicht wieder erkannte [1]).

Wir könnten diesen bedeutenden Zug noch weiter in vielen Märchen nachweisen. Da wir aber, weil er hier oft ganz eigenthümliche Formen angenommen hat, in den Zusammenhang derselben weiter eingehn müssen, so setzen wir sie bei Seite und machen nur noch darauf aufmerksam, daß auch nach der griechischen Sage Odysseus in einer unkenntlichen Gestalt und zwar in der eines alten Bettlers aus der Unterwelt zu Penelope zurückkehrt, womit wir schon früher verglichen haben [2]), daß nach deutschen Märchen die Helden, welche verwünschte Jungfrauen befreit haben, als Bettler kommen, um sich mit ihnen zu vermählen.

Man wird hiernach nun schon mit einiger Sicherheit annehmen dürfen, daß jene manigfaltigen und doch in vielen Punkten übereinstimmenden Sagen von Fürsten und andern Herren, die aus fernen Ländern unkenntlich oder als Bettler zurückkehren, den oben in seinen Grundzügen angegebenen Mythus von der Rückkehr eines Helden aus der Unterwelt und seiner Wiedervereinigung mit seiner Gattin in sich aufgenommen haben. Wir fügen aber noch andere Beweise hinzu.

Es würde natürlich unsere Ansicht bedeutend unterstützen, wenn sich nachweisen ließe, daß dieser Mythus, wie wir ihn angenommen haben, in der deutschen Sage auch ohne historische Anknüpfungen für sich vorkommt. Dadurch würde sich nicht allein für die obigen Sagen eine deutliche Abscheidung der mythischen und der damit verbundenen

---

[1]) Vulpius Curiositäten 1, 179.

[2]) Nibelungensage S. 55.

geſchichtlichen Elemente ergeben, ſondern es würde auch gewis werden, daß ein ſolcher Mythus wirklich früher in Deutſchland beſtand. Wir finden zwei Erzählungen, welche mit den früher mitgetheilten in den als mythiſch angenommenen Punkten ſtimmen, aber ſich weder an eine hiſtoriſche Perſönlichkeit knüpfen, noch auch ein wirklich vorhandenes Land als Reiſeziel hinſtellen. Vielmehr wird dieſes, wenn gleich in mythiſcher Hülle, als die Unterwelt bezeichnet.

Die eine Erzählung, welche ſich bei Baader 405 findet, iſt freilich auf den erſten Blick unſcheinbar. Auf einem Berge bei Wertheim lag ehemals ein ſtattliches Schloß, das vor alten Zeiten wegen der Hartherzigkeit der letzten Beſitzerin in die Tiefe des Berges verſank. Zu dem tiefen Schachte, der auf dem Burgplatze geblieben iſt, kam einſt ein Schäfer und gelangte auf den Grund deſſelben. Er befand ſich da in einer hellen leeren Stube, und als er weiter ging, kam er noch in einige ſolche Zimmer. Endlich begegnete ihm eine kleine alte Frau und führte ihn durch viele prächtige Gemächer mit koſtbarer Einrichtung in eines, das voll Todtenköpfe und Todtengerippe war, und von da in einen ſchönen Garten, worin ſie ihn allein ließ. Hier muſte er, da er keinen Ausgang mehr fand, längere Zeit bleiben, während welcher die Frau oft zu ihm kam und ihn mit köſtlichen Speiſen und Getränken bewirthete. Endlich entdeckte er einen unterirdiſchen Gang und gelangte durch ihn am Fuße des Berges ins Freie. Als er nach Hauſe kam, wollte ſeine Frau gerade Hochzeit machen. Sie hatte ihn längſt für todt gehalten; denn nicht ſieben Tage, wie er geglaubt, ſondern ſieben ganze Jahre war er im Berge geweſen. Während dieſer Zeit war ihm der Bart bis zum Gürtel gewachſen. — So weit die Sage, die, wie man ſieht, in den für mythiſch erklärten Punkten mit den übrigen ſtimmt. Der Schäfer verläßt ſeine Frau und kehrt nach ſieben Jahren zu ihr zurück, als ſie eben mit einem Andern Hochzeit machen will. Er iſt aber keine bekannte hiſtoriſche Perſönlichkeit und man wird hier die Sage nicht aus einer wirklich vorgefallenen Begebenheit herleiten wollen. Der Schäfer geht auch nicht in ferne Länder, ſondern in die Tiefe eines nahen Berges, welche ſich dadurch auch hier als Unterwelt darſtellt, daß er darin von einer geiſterhaften Frau bewirthet wird. Als er zurückkehrt, iſt er ſo gealtert, daß ſein Bart bis zum Gürtel reicht, worin wir eine Form des ſymboliſchen Zuges der Entſtellung erkennen [1]).

[1]) Ich erinnere daran, daß ſonſt auch Geiſter, die im Innern der Berge

In der zweiten hierher gehörigen Erzählung erscheint die Unterwelt, welche in der ersten in die Tiefe eines Berges verlegt wird, wieder als die Hölle. Sie ist ein Märchen, das sich in zwei oder drei Formen erhalten hat. Ein Soldat, so lautet die erste (KM. 100. vgl. Meier M. 74), dient sieben Jahre lang bei dem Teufel in der Hölle, welcher ihm verbietet, sich während der Zeit zu waschen, zu kämmen, seine Nägel und Haare zu schneiden und das Wasser aus den Augen zu wischen. Der Soldat befolgt das Verbot, und die sieben Jahre in der Hölle werden ihm so kurz, als ob er nur ein halbes darin gewesen wäre. Dann kehrt er in seiner gräßlichen Gestalt, aber mit Schätzen beladen auf die Oberwelt zurück. Später wäscht ihn der Teufel, so daß er nun wieder wie ein Mensch aussieht. Darauf zieht er in einem schlechten Leinenkittel umher und macht Musik, die er bei dem Teufel gelernt hat (oben S. 357). Er erfreut damit einen König so sehr, daß dieser ihm seine älteste Tochter zur Gattin verspricht. Als diese ihn als einen gemeinen Mann verschmäht, heirathet er die jüngste. In der zweiten Form (KM. 101) stellt der Teufel seinem Diener, der auf der Oberwelt bleibt, nur die Bedingung, daß er sich in sieben Jahren weder waschen noch kämmen und beständig nur einen Rock tragen soll, aus dessen Taschen er aber Gold nach Belieben nehmen kann. Im vierten Jahre, wo sein Gesicht schon ganz mit Schmutz bedeckt ist, und er wie ein Ungeheuer aussieht, befreit er einen Mann aus den Händen eines harten Gläubigers, der ihm dafür eine seiner Töchter verspricht. Die beiden ältesten weisen ihn wegen seines abscheulichen Aussehens zurück, und er verlobt sich mit der jüngsten. Weil er aber noch drei Jahre zu wandern hat, verläßt er seine Braut und gibt ihr die Hälfte eines Ringes mit der Bitte, die drei Jahre auf ihn zu warten; komme er dann nicht wieder, so sei er todt. Als die Zeit verstrichen ist, reinigt ihn der Teufel, und er wird nun so schön, daß ihn seine Braut nicht wieder erkennt. Er gibt sich durch die Ringhälfte zu erkennen und vermählt sich. Mit diesem Berichte stimmt ein dritter unvollständigerer bei Müllenhoff S. 577 in mehreren Hauptzü-

---

wohnen, häufig lange Bärte haben. Darnach wird man den langen Bart des im Kiffhäuser wohnenden Friedrich Barbarossa nur daraus erklären, daß er als Geist in der Unterwelt haust, nicht aber auf Wuotan oder Thorr beziehen dürfen. Auch die Zwerge haben als unterweltliche Wesen lange Bärte. Nib. 466, 2 heißt es von Siegfried und Albrich: er vie bi dem barte den altgrisen man. Auch in der griechischen Mythologie ist Alter ein Kennzeichen des Chthonischen. Ares von H. D. Müller S. 71.

gen überein, wo nur richtiger (was ſich freilich mythologiſch von ſelbſt ergibt) der Burſche bei dem Teufel in der Hölle dient. Die dritte der Schweſtern erklärt ſich bereit, ihn ungeachtet ſeines ſchwarzen Ausſehens zu heiraten, wenn er ſich gewaſchen und ſauber gemacht habe.

Es iſt nun klar, daß alle drei Formen nur Variationen eines und deſſelben Märchens ſind. Ohne auf die wahrſcheinliche urſprüngliche Geſtalt deſſelben einzugehn, bemerken wir nur, daß die Grundzüge dieſer Erzählung, die ohne alle hiſtoriſchen Anknüpfungen da ſteht, wieder mit den als mythiſch angenommenen Hauptpunkten der Sagen ſtimmen, denen dieſe Unterſuchung gewidmet iſt. Der Held iſt verlobt, er verläßt ſeine Verlobte, er weilt ſieben Jahre in der Hölle, oder urſprünglich, wie als erwieſen anzuſehen iſt, in der Unterwelt, wird durch den Aufenthalt daſelbſt entſtellt [1]) und von ſeiner Verlobten (freilich in einem andern Zuſammenhange) nicht erkannt. Selbſt die Ringſcene findet ſich wieder. Es fehlt nur der Zug, daß die Braut oder die Frau ſich während der Abweſenheit ihres Gemahls einem Andern ergibt. Dagegen läßt ſich die Dienſtbarkeit in der Hölle mit den oben mitgetheilten Sagen von dem Grafen Hubert von Calw vergleichen, der während der Trennung von ſeiner Gattin als Hirte (wie Apollo) die Rinder weidet.

Können wir es nun auch ſchon als gewiß anſehen, daß ſich an verſchiedene berühmte Männer der chriſtlichen Vorzeit ein heidniſcher Mythus angeſetzt hat, nach dem ein Held von ſeiner Gemahlin getrennt lange Zeit in der Unterwelt weilt, ſo entſteht doch die Frage, wie es kam, daß die Fahrt in die Unterwelt ſpäter als eine Reiſe in ferne Länder des Oſtens aufgefaßt wurde. Dazu wirkten einmal die mit dem Mythus verbundenen geſchichtlichen Begebenheiten, dann wieder der auch ſonſt nachweisbare alte Glaube, der den Eingang in die Unterwelt oder dieſe ſelbſt an die äußerſten Grenzen der Erde verſetzt. Wir ſehen hier von nordiſchen und entſprechenden griechiſchen Sagen ab und bemerken nur, daß noch in ſpätern deutſchen Volksſagen, wie Wackernagel trefflich gezeigt hat [2]), England oder die britiſchen Inſeln, vor der Entdeckung Amerika's die äußerſten Länder des Weſtens, als die Unterwelt erſcheinen. Natürlich konnte ſich eben ſo gut mit den äußerſten Län-

[1]) Das Symbol der Entſtellung iſt hier ſo ausgedrückt, daß ſie durch Schmutz bewirkt wird. Wir erinnern daran, daß auch der Wohnſitz des Geirröth (oben S. 376) voll von Schmutz und Unrath iſt.

[2]) H. Zeitſchr. 6, 191. Vgl. Ndd. S. S. 469.

dern im Osten, mochte man nun Ungarn, Palästina oder Indien als solche ansehen, dieselbe Vorstellung verbinden. Daß das auch wirklich geschah, verrathen noch einige Züge in unsern Sagen. Der Herr von Bodmann kommt im äußersten Osten an die Mauer, welche das Paradies umgibt; Heinrich der Löwe aber geräth unter das wütende Heer, welches nach einer Auffassung ein Todtenzug ist (altd. Rel. 202). Dieses wütende Heer zieht nach einer normännischen Sage (Bosquet S. 33), die wir, weil sie in unsere Untersuchung eingreift, noch mittheilen, allnächtlich nach dem Oriente. Herzog Richard I. von der Normandie findet eines Abends in dem Walde von Moulineaux die mesgnie Hellequin oder mesgnie de Charles Quint, das wilde Heer, in welchem er auch einen seiner gestorbenen Bekannten bemerkt. Der Führer der Schaar sagt ihm, daß sie jede Nacht gegen die Saracenen kämpfen müßten, bei Tagesanbruch aber zurückkehrten. Er nimmt Richard mit, läßt ihn jedoch bei der Kirche der heiligen Katharina auf dem Berge Sinai, wo er sein Gebet verrichten will, zurück. Darauf trifft dieser in einer der heiligen Jungfrau gewidmeten Kapelle einen seiner Ritter, der schon sieben Jahre in der Gefangenschaft der Sarazenen ist. Der Herzog verkündet ihm, daß seine Frau, die ihn für todt halte, in drei Tagen wieder heirathen wolle. Da gibt ihm der Ritter die Hälfte seines Trauringes und bittet ihn, diesen seiner Frau als Zeichen, daß er noch lebe, zu überbringen. Die mesgnie kommt darauf wieder und der Herzog kehrt noch vor Tagesanbruch nach der Normandie zurück. Der Ritter wird durch seine Vermittelung aus der Gefangenschaft befreit.

Mit der normännischen Sage stimmt nun in den Hauptzügen eine Erzählung in dem Gedichte von Thedel von Walmoden [1]), die zwei uns schon bekannte auf die Unterwelt bezügliche Symbole enthält und uns wieder auf Heinrich den Löwen führt. Thedel ging einst mit seinem Schreiber auf die Jagd. Da sah er einen berittenen Haufen kommen, Verstorbene seiner Heimat, voran ein schwarzer Mann auf einem schwarzen Pferde, der der Böse war. Einer aus dem Zuge fragte ihn, ob er mit ihnen zum heiligen Grabe wolle, so möge er hinten aufsitzen; er dürfe aber mit dem Schwarzen nicht reden; also könne er das schwarze Pferd gewinnen. Thedel schwang sich in Gottes Namen hinter den Reiter; sie setzten über das Meer und kamen bald in

[1]) S. über dieses Gedicht Gödeke Eif Bücher deutscher Dichtung. I, 144. 149.

die heilige Stadt. Dort trifft er Heinrich mit ſeinem Löwen und verkündet ihm, daß ſeine Gemahlin ſich wieder vermählen wolle. Der Herzog gibt ihm Briefe in die Heimat mit, worauf Thedel wieder mit dem Reiterzuge zurückkehrt. Er widerſteht den Verſuchungen des Teufels ſchweigend und wachend, worauf ihm dieſer das ſchwarze Pferd ſchenkt. Als er wieder auf den Platz kommt, wo ihm der Zug zuerſt begegnet iſt, findet er den Schreiber, der vor Unruhe und Angſt grau geworden iſt.

Dieſe Erzählung von Thedel von Walmoden gehört wahrſcheinlich zu einer urſprünglicheren Faſſung der Sage von Heinrich dem Löwen, wovon das alte Gedicht noch eine Spur in dem Zuge erhalten hat, daß der Herzog durch einen Geiſt aus dem wütenden Heere Nachricht aus der Heimat erhält. Sollte das aber auch nicht ſein, ſo iſt ſie doch für uns merkwürdig genug. Die Todten reiten nach dem heiligen Lande, das alſo als die Unterwelt aufgefaßt wird. Dort wird Heinrich der Löwe zurückgehalten und erfährt von einem Lebenden, der mit den ſchnell reitenden Todten dahin gekommen iſt, ſich aber der Macht der Unterwelt durch Schweigen und Wachen entzogen hat, die bevorſtehende Verheirathung ſeiner Gemahlin.

Wir haben jetzt für unſere Anſicht Beweiſe genug, obgleich wir ſie durch Vergleichung anderer Sagen noch vermehren könnten. Die in manigfachen Formen wiederkehrende Erzählung von einem Helden, der in den Oſten geht und nach einer Reihe von Jahren zu der Zeit zurückkehrt, wo ſeine Gattin ſich eben mit einem Andern verheirathen will, iſt alſo urſprünglich ein Mythus von einer Fahrt in die Unterwelt. Der Träger dieſes Mythus war in heidniſchen Zeiten ein Gott, und zwar kein anderer als Wuotan, der höchſte der deutſchen Götter. Dieſe Behauptung wird befremden; ſie wird aber durch Beweiſe unterſtützt werden, die hoffentlich triftiger ſind, als diejenigen, durch welche man den bärtigen Friedrich Barbaroſſa zu Wuotan oder Donner oder den kölniſchen Ritter Hermann Gryn zu Zio geſtempelt hat.

Zunächſt machen wir darauf aufmerkſam, daß die Grundzüge des Mythus ſich faſt bei allen deutſchen Stämmen nachweiſen laſſen. Jeder hat ihn in ſeinen Wohnſitzen localiſiert und allenthalben zeigt ſich bei der Uebereinſtimmung im allgemeinen eine beſondere individuelle Färbung. Das iſt ein Zeichen, daß der Mythus nicht etwa erſt in ſpäterer Zeit von einem Stamme zum andern getragen iſt, ſondern ſchon früh Gemeingut war. Wir finden ihn, mehr oder weniger vollſtändig, bei den Gothen, Schwaben, Baiern, Franken, Heſſen und

besonders bei den Niedersachsen; außerhalb Deutschland noch in der Normandie, dann in Italien, wohin er durch die Gothen oder Longobarden gebracht sein kann. Er wird also darnach von einem bedeutenden und allgemein verehrten Gotte gegolten haben. Auch wird der Mythus besonders an berühmte regierende Häupter und Stammesfürsten angeknüpft, an Karl den Großen, Heinrich den Löwen, oder solche Edele, welche mit ihnen verwandt sind, wie der Herr von Buchhorn aus dem Geschlechte Karls des Großen und mit einer Nichte Heinrichs I. vermählt ist. Das führt wieder auf Wuotan, der nach der Edda der Gott der Fürsten ist, von dem die angelsächsischen Könige ihren Stammbaum ableiteten. Diese Gründe müssen in Anschlag gebracht werden, haben aber natürlich nur eine äußerliche Geltung. Unsere Ansicht würde erst dann Gewißheit bekommen, wenn wir einen Mythus von Wuotan oder doch dem nordischen Odhinn nachweisen könnten, der in den Grundzügen mit unsern Sagen stimmt. Dieser findet sich zunächst bei Saxo und zwar doppelt, in zwei Erzählungen von Odhins Verbannung.

Dieser Schriftsteller berichtet S. 13 Folgendes. Frigg ließ von der goldenen Bildsäule ihres Gemahls durch zwei Schmiede Gold entwenden, um geputzter einher gehn zu können. Odhinn läßt die Thäter an den Galgen hängen, setzt das Bild auf ein Gestell und verleiht ihm Sprache. Aber seine Gemahlin gibt sich einem Diener hin (uni familiarium se stupro subjecit); der für diesen Lohn das Bild zerstört, dessen Gold sie für sich verwendet. Aus Verdruß geht Odhinn freiwillig in die Verbannung. Während seiner Abwesenheit macht sich ein Zauberer, ein gewisser Mitodhinn, zum Gotte, der aber, als der wirkliche zurückkehrt, entflieht und getödtet wird. Wer sich seinem Grabe nahte, wurde schnell vom Tode weggerafft, und das hörte nicht eher auf, bis ein Pfahl durch die Brust des Leichnams getrieben war.

Die Erzählung ist so wunderlich, daß wir mit Sicherheit nur folgende unsern Sagen entsprechende Züge daraus entnehmen können: Frigg ist untreu, Odhinn verläßt sie, während dieser Zeit herscht ein Anderer an seiner Stelle, den wir zugleich als ein Tod und Verderben bringendes Wesen kennen lernen. Doch läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit dieser ursprüngliche Zusammenhang des Mythus aufstellen, daß Odhinn sich entfernt und das Frigg mit einem Andern, der seine Stelle einnimmt, während dieser Zeit buhlt [1]).

[1]) Die Untreue der Frigg knüpft sich an die Bildsäule, welche ein Schein-Odhinn ist, wie Mitodhinn, dessen Name das andeutet.

Daß dieſe Auffaſſung des Mythus die richtige iſt, beſtätigen Andeutungen, die ſich an denſelben in andern Quellen erhalten haben. In der ältern Edda (Säm. 63 a) beſchuldigt Loki die Frigg, daß ſie mit Vili und Ve, den Brüdern Odhins gebuhlt habe, und die Inglingaſaga berichtet (C. 3), daß während einer langen Abweſenheit Odhins ſeine Brüder Vili und Ve herſchten und ſeine Rechte auch bei Frigg einnahmen, bis jener zurückkehrte. Saxo weicht beſonders darin ab, daß er nur einen Nebenbuhler, den Mitodhinn, hervorhebt, und das wird das Richtigere ſein.

Bei dieſer Auffaſſung des Mythus fehlt nur ein Beweggrund für die Entfernung Odhins. Wir finden einen ſolchen durch die Betrachtung der zweiten Sage von Odhins Verbannung, die Saxo S. 45 erzählt.

Wir geben dieſe Erzählung zunächſt nur in ihren Hauptzügen. Die Götter verbannen Odhinn und ſetzen einen gewiſſen Ollerus, dem ſie auch den Namen Odhinn geben, an ſeine Stelle. Nachdem dieſer ungefähr zehn Jahre geherſcht hat, wird der wirkliche Odhinn zurückgerufen und gelangt wieder zu ſeiner vorigen Ehre. Ollerus wird vertrieben und ſpäter getödtet. Als Beweggrund für die Verbannung des Odhinn wird angegeben, daß die Götter über ſein Benehmen gegen Rinda erzürnt waren, wovon Saxo unmittelbar vorher erzählt. Wir müſſen alſo auch dieſe Sage in der Kürze herbeiziehen.

Nachdem Balder, der Sohn Odhins, von Hödhr getödtet iſt, befragt der Gott die Wahrſager, wie er ſeinen Sohn rächen könne. Es wird ihm verkündet, er müſſe mit Rinda, der Tochter des Königs der Ruthenen, einen Sohn zeugen; dieſer ſei vom Schickſal zum Rächer des Balder beſtimmt. Odhinn ſucht nun mehrere Jahre hindurch in verſchiedenen Verkleidungen und Geſtalten, in denen er dem Könige dient, deſſen Gunſt zu erhalten, ſich der Rinda zu nähern und ihre Liebe zu gewinnen. Dieſe aber verſchmäht ihn und weiſt ihn bei jedem Verſuche mit Strenge zurück. Wir heben nur folgende Züge daraus als bemerkenswerth hervor. Als der Gott ſchon einmal, wo er als Krieger erſcheint, zurückgewieſen iſt, gibt er ſich für einen Schmied aus und wird nicht erkannt, weil ein falſcher Schmutz die Züge ſeines Geſichtes entſtellt [1]). Nachher erſcheint er als alter Mann. Zuletzt gibt er ſich die Geſtalt einer Frau, nähert ſich auf dieſe Weiſe der

[1]) cum veras oris notas falsus squalor abstergeret, veterem habitum nova furaretur illuvies.

Rinda, muß sie aber doch gewaltsam, nachdem sie gefesselt ist, zu seinem Willen zwingen. Diese Verkleidungen und Verwandlungen, besonders die in eine Frau, waren es, über welche die Götter zürnten und den Odhinn verbannten; sie waren auch der Grund, weshalb einige ihn nicht wieder als den ersten Gott anerkennen wollten [1]).

So Saxo. Es leidet indes wohl keinen Zweifel, daß der Beweggrund zu Odhins Verbannung ein anderer war. Odhinn begab sich zu Rinda doch nach dem Willen des Geschickes und dieser kann mit dem Willen der Götter nicht in Widerspruch stehn. Wir müssen also annehmen, daß die zehnjährige Verbannung Odhins, während welcher Ollerus an seiner Stelle herscht, eben die Zeit umfaßt, wo der Gott um Rinda wirbt. Setzen wir nun aus der ersten Erzählung, wo das was gleichzeitig geschieht, auch in einen Causalnexus gebracht ist, noch hinzu, daß Frigg während der Entfernung ihres Gemahls mit seinem Stellvertreter Mitodhinn oder Ollerus buhlte, so haben wir den Mythus vollständig.

Ist nun unsere Zusammenstellung dieses Mythus mit den obigen Sagen richtig, so muß er sich auf dieselbe Weise erklären lassen und auch in den meisten Einzelpunkten mit ihnen stimmen. Beides ist der Fall.

Auch Odhinn geht, wie ich aus Saxo schon früher (altd. Rel. 201) vermutet habe, in die Unterwelt. Das ergibt sich schon deutlich aus dem Zuge, daß er zu der Zeit, wo er um Rinda wirbt, durch Schmutz entstellt ist, und selbst, wie es scheint, in diesem Aussehen zu dem Sitze der Götter zurückkehrt [2]). Außerdem hat Odhinn als der Gott, der die Todten, obgleich nach dem nordischen Systeme nur die Fürsten und die gefallenen Krieger, in seine Behausung Valhöll bei sich aufnimmt (altd. Rel. 200), deutlicher Beziehungen zur Unterwelt. Eben so haben wir schon früher den Zug, daß Rinda, die eddische Göttin Rindr, sich gegen die Umarmung des Gottes sträubt, als charakteristisch für ihr Wesen, das dadurch als ein unterweltliches bezeich-

---

[1]) extitere qui ipsum recuperandae dignitatis aditu indignum censerent, quod scenicis artibus et muliebris officii susceptione teterrimum divini nominis opprobrium edidisset.

[2]) Darauf deuten wohl die Worte Saxo's: tandem Othinus diis atrocitatem exilii miserantibus satis jam graves poenas dedisse visus, squaloris deformitatem pristino fulgoris habitu permutavit. Saxo verhüllt oft durch seine Ausdrucksweise bedeutende mythische Züge.

net wird, erkannt [1]). Die Nebenbuhlerin der Frigg iſt alſo das unterweltliche Gegenbild dieſer Göttin, wie Mitodhinn oder Ollerus das unterweltliche Gegenbild des Odhinn iſt [2]). Es iſt daher auch nicht ohne Bedeutung, daß Mitodhinn als ein Tod und Verderben bringendes Weſen dargeſtellt wird.

Daß nun dieſer Mythus, wie viele andere, aus der Anſchauung des Wechſels in der Natur hervorgegangen iſt, ergibt ſich aus Folgendem. Odhinn geht in die Unterwelt nach Baldurs Tode, alſo im Winter, genauer in der Zeit, wo nach Uhlands richtiger Erklärung der Gott der lichten Sommerhelle getödtet iſt [3]), um einen Sohn zu erzeugen, der durch die Ueberwindung des blinden Hödhr den Baldur rächte. Es ergibt ſich aber auch daraus, daß die Gottheiten, welche als unterweltliche in unſern Mythus aufgenommen ſind, zugleich Beziehungen auf den Winter zeigen. Von Rinde iſt das ſchon altd. Myth. 278 nachgewieſen; noch deutlicher läßt es ſich an Ollerus, dem Nebenbuhler Odhins, wahrnehmen.

Saxo erzählt von Ollerus noch, daß er ſo zauberkundig geweſen ſei, daß er es verſtanden habe, auf einem Knochen über das Meer zu fahren. Der Name des Ollerus ſtimmt mit dem des eddiſchen Gottes Ullr, von dem die jüngere Edda (S. 31) erzählt, daß er ein gewandter Schneeſchuhfahrer war, und man darf jenen ſeltſamen Bericht von Ollerus mit Bachlechner [4]) ſo verſtehn, daß er auf Schneeſchuhen, die man früher wohl aus Knochen machte, über das Eis fuhr. Indem alſo in der einen Sage der Nebenbuhler des Odhinn als ein winterliches Weſen, in der andern Mitodhinn als ein verderbliches geſchildert wird, iſt dadurch der Zuſammenhang des Winterlichen und Unterweltlichen in dem Mythus ſelbſt ausgeſprochen.

---

[1]) Vgl. Nibelungenlage S. 54 fg. 111.

[2]) Man wird mir nicht einwerfen, daß Ollerus und Mitodhinn bei den Geſtern ſich aufhalten.

[3]) Die allegoriſche Erklärung, welche Meinhold von dem Mythus von Baldurs Tode in H. Zeitſchr. 7, 58 gegeben hat, erſcheint mir noch unhaltbarer, als früher, ſeitdem ich geſehen habe, daß Saxo's Erzählung viele echtere Züge enthält, als die eddiſchen Berichte.

[4]) S. H. Zeitſchr. 8, 205. Ueber das winterliche Weſen des Ollerus ſ. auch Müllenhoff daſ. 7, 436. Nach der Göttin Skadhi, welche mit ihrem Bogen das Wild verfolgt, legt der Mythus (Sn 28) Schneeſchuhe bei; ihr Name bedeutet die Tödtende, Verderbende. S. J. Grimm in Aufrecht und Kuhn Zeitſchrift für vergleichende Sprachforſchung 1, 81 fg.

Da hätte ſich denn in der deutſchen Sage ein wichtiger Mythus von Odhinn erhalten, der ein neues Licht auf das Weſen dieſes Gottes wirft und der eben ſo echt und alt iſt, als die eddiſchen, auch wenn er nicht an dieſe anknüpfte. Er ſtimmt mit unſern deutſchen Sagen in ſeiner Bedeutung, und ſeine Identität mit dieſen wäre vollſtändig erwieſen, wenn er mit allen in Betracht kommenden Einzelzügen, möchten dieſe auch durch Zeit und Ort modificiert ſein, ſtimmte.

Nun iſt aber dieſe Uebereinſtimmung ſo zutreffend, daß wir ſie nur kurz anzudeuten brauchen. Odhins Fahrt geht nach der mythiſchen Form eben ſo in den Oſten, wie in den deutſchen Sagen; denn Rinda iſt die Tochter des Königs der Ruthenen oder der Ruſſen. Die Untreue der Frigg findet ihre Vergleichung in dem Umſtande, daß die Gattin des entfernten Helden ſich eben wieder verheirathen will, als er zurückkehrt. Die Entſtellung des Ausſehens kommt eben ſo, wenn auch in verſchiedenen Formen, vor, und das zugezogene Märchen hat, wodurch es an Wichtigkeit gewinnt, auch den Zug bewahrt, daß der Held in ſeiner häßlichen Geſtalt von der Braut verſchmäht wird [1]), wie Odinn von Rindr. Ein noch nicht erwähnter Umſtand hebt jedoch jeden Zweifel. Odhinn fährt auf Geheiß der Wahrſager in den Oſten um einen Sohn zu bekommen, der den Balder rächen ſoll; denſelben Zug hat eine deutſche Sage bewahrt, aber natürlich anders begründet. Reinfried von Braunſchweig hat, obgleich ſchon zehn Jahre verheirathet, keine Erben; vielfach flehte er und ſeine Gemahlin zu Gott, er möge ihnen einen rechten Leibeserben geben. Da lag er eines Nachts im Schlummer, als ihm eine glänzende ſchöne Frau mit einem Kinde auf dem Arme und mit einer goldenen Krone geſchmückt erſcheint und verkündet, daß ſeine und ſeiner Gemahlin Gebete erhört werden würden, wenn er über Meer fahre, um die Heiden zu bekämpfen; er werde viel Drangſal und Noth erleiden, ehe er wieder zur Heimat kehre; aber alles werde ein gutes Ende nehmen. Reinfried gelobt darauf die Fahrt. Die übrigen Sagen haben dieſen bedeutenden Zug verloren; nur in der von dem edeln Möringer findet ſich noch eine Spur davon darin, daß auch dieſer nach einem Gelübde zu St. Thomas wallfahrtet. Die Umwandlung des heidniſchen Orakels in ein chriſtliches durch

[1]) Genau genommen thun das ihre Schweſtern, das iſt aber mythologiſch einerlei. Nach dem holſteiniſchen Märchen will aber auch die Braut den Helden erſt, wenn er ſich gewaſchen hat.

Maria war natürlich und nothwendig. Auch Heinrich der Löwe träumt, er ſolle in das heilige Land fahren.

Daß die Ringſcene in dem Mythus von Odhinn nicht wiederkehrt, darf nicht befremden, ſie braucht in der deutſchen Sage nicht geweſen zu ſein und hat auch ſchwerlich eine Bedeutung. Befremden muß es dagegen, daß von dem, was der Held in dem Oriente thut, entweder in den deutſchen Sagen nichts geſagt oder allerlei erzählt wird, was, wie Heinrichs Abenteuer mit den Ereſen und anderes, mit dem deutſchen Heidenthume in keinem Zuſammenhange ſteht und nebſt andern Wundern des Orients auf ſpäterer Erfindung beruht oder aus der Fremde nach Deutſchland kam. Nur das tritt mehrfach hervor, daß die Helden unfreiwillig in der Ferne weilen. Sie ſind in dem Dienſte von andern, oder in Gefangenſchaft. Odhinn hat dagegen den beſtimmten Zweck nach dem Willen des Geſchicks um die Rinda zu werben.

Ich erkläre das ſo. Schon in den Traditionen, welche Saxo vorlagen, hatte ſich der urſprüngliche Mythus von Odhins Entfernung in zwei Theile geſpalten. Der eine hob die Untreue der Frigg hervor, ſagte aber nicht, was Odhinn während ſeiner Entfernung that. Der andere läßt die Frigg aus dem Spiele und erzählt Odhinns Werbung um Rinda. Eine ähnliche Spaltung läßt ſich darnach für die deutſchen Sagen annehmen. Diejenigen, welche wir bis jetzt kennen gelernt haben, enthalten vorzugsweiſe jenen erſten Theil, wo der Ehe mit einem Andern durch die Rückkehr des Helden ein Ziel geſetzt wird. Der zweite Theil müßte die Werbung um Rinda enthalten, und es handelt ſich darum, ob wir dieſen abgeſonderten Theil entweder vollkommen übereinſtimmend oder doch wenigſtens in einzelnen Anklängen in deutſchen Sagen wiederfinden können.

Hier treten uns nun viele in mittelhochdeutſchen Gedichten und ſonſt erhaltene Sagen entgegen, in welchen eine gefährliche Werbung um eine Braut den Hauptinhalt ausmacht. Einige verlegen das Lokal der Handlung wieder in den Oſten. Wir unterſuchen hier nicht, ob der Schauplatz erſt ſpäter, namentlich durch den Einfluß der Kreuzzüge, wie es wahrſcheinlich und bei einzelnen bereits nachgewieſen iſt, in fernere Gegenden verſetzt wurde; eben ſo wenig können wir auf die geſchichtlichen Anknüpfungen der Sagen eingehn: wir wollen nur dieſe Erzählungen, ſo weit ſie mit dem däniſchen Mythus von Odhinn ſtimmen, zur Vergleichung ziehen, indem wir vieles, was vielleicht aus fremden Sagen eingedrungen oder durch freie Erfindung hinzugekommen ſein mag, dabei außer Acht laſſen. Sollte hier die Vergleichung auch

nur in einzelnen Theilen zutreffen und dadurch die Vermutung eines Zusammenhanges mit dem Mythus unsicherer werden, so wird es doch schon ersprießlich sein, auf diese Uebereinstimmung aufmerksam gemacht zu haben, auch wenn nur das dadurch gezeigt würde, daß sagenhafte Züge, die Laien vielleicht für historisch halten, sich bereits analog in alten Göttermythen finden.

Mit diesem Vorbehalte wenden wir uns nun zu den einzelnen Erzählungen, zunächst zu dem Gedichte Wilhelm von Oesterreich von Johann von Würzburg, von welchem Zacher in H. Zeitschr. (1, 214 fg.) einen Auszug gegeben hat. Für uns kommt Folgendes daraus in Betracht. Herzog Leopold von Oesterreich wallfahrtet nach Ephesus zu dem Heiligthume des Johannes, um Gott zu bitten, daß er ihm durch diesen einen Erben gebe. Auf der Reise trifft er einen heidnischen Fürsten Agrant, der sich ihm, weil er auch kinderlos ist, als Begleiter anschließt. Die Gebete beider Fürsten werden erhört; Leopold bekommt einen Sohn, den er Wilhelm nennt, Agrant eine Tochter, die Aglie genannt wird. Als Wilhelm noch ein Knabe ist, erscheint ihm das Bild der schönen Aglie im Traume. Er macht sich heimlich auf, um die Unbekannte zu suchen, und wird an das Land des Agrant getrieben, der ihn als sein Kind annimmt und mit seiner Tochter, in der der Knabe sein Traumbild entdeckt, erziehen läßt. Wilhelm gibt sich den Namen Rial und erwirbt die Liebe der Aglie, wird aber durch einen Nebenbuhler, der ihn in seine Dienste nimmt, von ihr lange getrennt. Wir übergehen nun die vielen Abenteuer, die er während der Zeit erlebt, und bemerken nur, daß Wilhelm später um Aglie werben läßt, wobei aber ein Anderer als Bewerber genannt wird. In der unkenntlich machenden Tracht eines Sultans kommt er an, und es folgt nun eine lebendige Schilderung von dem Widerstreben der Jungfrau gegen den vermeintlichen Sultan, dann von ihrer Freude und Hingebung an den wieder erkannten Wilhelm. Später geht dieser wieder nach Oestreich, verspricht aber auf den ersten Ruf seiner Gattin zurückzukommen. Er erfüllt seine Zusage, als sie ihm die Geburt eines Sohnes meldet. — Wir erkennen hier zunächst wieder den mythischen Zug, daß ein Held in den Osten fährt, um einen Erben zu erlangen, der auch in dem Gedichte von Reinfried vorkommt und den wir schon mit dem Mythus von Odhinn zusammengestellt haben. Ist nun die Annahme erlaubt, daß die Sage, wie sie auch sonst pflegt, das, was von einem gilt, auf Vater und Sohn übertragen habe, so wird der gewünschte Sohn von einer heidnischen Gattin geboren, die im Oriente

wohnt, um die ſich der Held unter fremdem Namen und in einer Geſtalt bewirbt, in der er nicht erkannt und verſchmäht wird, und damit wird die Uebereinſtimmung der Sage mit dem Mythus in den Hauptpunkten einleuchtend.

Indem wir zwei gleichfalls eine Brautwerbung im Oſten enthaltende, ziemlich übereinſtimmende Gedichte, „Wittig vom Jordan und die Heidin [1])“, übergehn, weil die ſymboliſchen Züge darin fehlen oder doch ſehr verwiſcht ſind, wenden wir uns zu mehreren ähnlichen Sagen, die zur deutſchen Heldenſage gehören oder doch dazu gerechnet ſind. Die Vilkinasaga (C. 73 fg.) berichtet, wie Rüdiger von Bechelaren für ſeinen Herrn, Etzel von Hunneland, die Herke oder Helke auf liſtige Art erwirbt. Um ſein Vorhaben auszuführen, geht er unter fremdem Namen zu ihrem Vater und gibt vor, er ſei vor Etzel entflohen. Um ſeine Geſtalt unkenntlich zu machen, trägt er einen tief ins Geſicht gehenden Hut und gibt ſich das Anſehen eines alten kurzſichtigen Mannes. Er tritt in den Dienſt des Königs, erwirbt allmählich ſein Vertrauen und entführt ſpäter in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder, der ſich Hadubrand nennen muß, die Jungfrau. Das ſtimmt ganz zu Saxo's Erzählung, wo Odhinn, als er ſich in den Dienſt des Königs begibt, deſſen Gunſt er allmählich gewinnt, ſein Geſicht durch ſeinen Hut verhüllt und ſpäter auch als Greis erſcheint [2]). Auf das Vorgeben Rüdigers, er ſei vertrieben, iſt gleichfalls Gewicht zu legen, da Odhinn wirklich während der Zeit ſeiner Werbung aus dem Götterſitze weichen muß.

Darnach kommt das deutſche Gedicht von dem Könige Ruother in Betracht, das faſt dieſelben Vergleichungspunkte bietet. Der Held geht, um die ihm früher verweigerte Tochter des Königs Conſtantin zu gewinnen, unerkannt nach Conſtantinopel, nennt ſich Dietrich und gibt vor von Ruother vertrieben zu ſein. Im Dienſte des Königs beſiegt er auch deſſen Feinde, wie Odhinn als magister militum die Feinde des Vaters der Rinda in die Flucht ſchlägt. Als ihm der Schwiegervater ſeine Gattin wieder durch einen Spielmann rauben läßt, gewinnt er

---

[1]) In Beziehung auf die Litteratur dieſer und anderer Gedichte, die unten erwähnt werden, verweiſe ich ein für alle Male auf Wackernagels Geſchichte der deutſchen Litteratur.

[2]) Othinus os pileo, ne cultu proderetur, obnubens regem stipendia meriturus adiit. Auch ſonſt erſcheint Odhinn in den Sagen mehrfach mit ſeinem Hute und als einäugiger Greis. altd. Wäl. 183. 184.

ſie abermals durch Liſt und Gewalt, indem er ſich als Pilger verkleidet [1]).

In der Gudrun geben die Helden, welche von dem Könige Hetel beauftragt ſind, die Hilde zu entführen, gleichfalls vor, daß ſie von dieſem vertrieben wären, damit ſie um ſo ſicherer die Tochter des Hagen, die dieſer jedem Freier vorenthält, in ihre Gewalt bekommen. Die nordiſche Sage von Hedhinn und Hilde [2]) weiß freilich nichts davon, und die eigenthümlichen Züge, die dort damit verknüpft ſind, weiſen eher auf einen Mythus von der Freyja (altd. Rel. 287). Die beſondere Art der Entführung nach der deutſchen Sage bieten jedoch noch andere Anknüpfungen an unſern Mythus. Die verſchiedenen Rollen, welche Odhinn ſpielt, ſcheinen hier auf verſchiedene Helden vertheilt zu ſein. Odhinn, als Schmied verkleidet, ſucht durch allerlei koſtbare Arbeiten, namentlich Ringe und andere weibliche Putzſachen, die Gunſt der Rinda zu gewinnen, wie Fruote als Kaufmann durch ſeine koſtbaren Waaren die Hilde verlockt. „Odhinn erſcheint bei dem Vater der Rinda als ein ausgezeichneter alter Fechter [3]), als Heerführer und als Arzt, wie der alte bärtige Wate Fechter, Heerführer und Arzt iſt [4]).

---

[1]) Von der zweiten Fahrt weiß die unter andern Namen entſprechende Erzählung in der Biterolfſage C. 56 fg. freilich nichts. — Das Gedicht von Salomon und Morolf enthält auch mehrere bemerkenswerthe, im Andern ähnlich wiederkehrende Züge; doch übergehen wir es hier, weil die Sage zu ſehr mit fremden Namen und Beſtandtheilen verſetzt und überhaupt zu verwildert iſt.

[2]) S. Deutſche Heldenſage von Grimm S. 327.

[3]) perfectissimam artis militaris industriam professus. Wegen dieſer scenicae artes wurde Odhinn nach Saxo von den Göttern verbannt.

[4]) Fruote bleibt dabei doch ein Freiherr. S. altd. Rel. S. 271. Wate dagegen, den Müllenhoff in H. Zeitſchr. 6, 62 fg. zu einſeitig phyſiſch erklärt hat, iſt entſchieden ein Wuotansheros. Ueber ſeine Fechtkunſt, durch die er ſich bei Hagen beliebt macht, ſ. Gudr. 354 fg., über ſeine Heilkunde, die er angeblich von einem wilden Weibe gelernt hat, daſ. 359. Wuotan iſt auch Gott der Heilkunde; altd. Rel. 191. Ferner kommt das laut ſchallende Horn, womit Wate das Zeichen zum Kampfe gibt, in Betracht. Das gellende Horn, worauf der Gott Heimdhallr bei dem nahenden Weltuntergange bläſt, gehört dem Odhinn: Sām. 90ᵇ. Müllenhoff a. a. O. hat es ſchon richtig hervorgehoben und mit dem ſchallenden Horn des wilden Jägers verglichen, worüber Wolf Beiträge zur D. Mythol. 1, 15 einiges zuſammenſtellt. Ein Horn, durch deſſen Ton ein großes Kriegsheer herbei gerufen wird, bläſt auch Another; in ähnlicher Weiſe kommt es in dem Gedichte Salomon und Morolf, dann in der franzöſiſchen Sage von Roland vor. Endlich bemerken wir noch, daß die Namen Wate und Wuotan zu demſelben Stamme (waton vadere) gehören.

Der Sänger Horant, der durch ſeinen ſüßen Geſang die Hilde einnimmt, findet freilich bei Saxo keine Parallele; er möchte aber dem Spielmanne, der aus der Hölle kommt und durch ſein Spiel (oben S. 400) die Königstochter gewinnt, zu vergleichen ſein.

Noch mehr Anknüpfungen gewährt die Sage von Hugdietrich und ſeinem Sohne Wolfdietrich, die deshalb auch ſchon von Müllenhoff (H. Zeitſchr. 6, 457) mit dem Mythus von Odhinn und Rinda verglichen iſt. Hugdietrich wirbt um die Hildeburg, die Tochter des Königs Walgunt von Salnecke, die von ihrem Vater, um ſie vor Freiern zu bewahren, in einen Thurm eingeſchloſſen iſt. Er verkleidet ſich, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen, als Frau, gibt vor, daß er von Hugdietrich vertrieben ſei, gewinnt in dieſer Kleidung Zutritt bei der Jungfrau (wie Odhinn in Geſtalt eines alten Weibes bei der Rinda) und zeugt mit ihr den Wolfdietrich. Dieſer wird ſpäter von ſeinen Brüdern vertrieben, erſchlägt darauf den Drachen, der Ortnit verſchlungen hat und vermählt ſich mit deſſen Witwe. Hier iſt die Uebereinſtimmung der einzelnen Züge ſo groß, daß man Wolfdietrich mit Vali, dem Rächer des Gottes Balder, identificieren möchte. Doch enthält die Sage von Wolfdietrich noch anderes, was gleichfalls mythiſch iſt, aber, wie z. B. ſein Drachenkampf, mit Wuotan und Balder in keinem erweislichen Zuſammenhange ſteht. Wir heben daraus, ohne beſtimmte Folgerungen daran zu knüpfen, noch den Zug hervor, daß die rauhe Else Wolfdietrich zum Gemahl begehrt und daß dieſe ihn, als er ſie verſchmäht, wahnſinnig macht. Umgekehrt bewirkt Odhinn, daß Rinda, als er von ihr verſchmäht wird, wahnſinnig wird [1]). Auch das iſt wenigſtens mythiſch von Bedeutung, daß die Gattin Wolfdietrichs von einem Andern geraubt und von ihm wieder zurückgeholt wird, was wieder zu der Sage von Ruother ſtimmt.

Eine andere Bearbeitung der Sage von Wolfdietrich, das Gedicht Kodpard von der Rhön, das aber nur ein Auszug aus einem ältern ungedruckten iſt, erwähnt die Verkleidung und Werbung Hugdietrichs gar nicht, enthält aber den bemerkenswerthen Zug, daß der Vater

[1]) Quam (Othinus) protinus cortice carminibus adnotato coactingens, lymphanti similem reddidit. Auch Iwein wird, als ihn ſeine Gattin verſchmäht, wahnſinnig und entſtellt. Die Entſtellung kommt eben ſo bedeutungsvoll in dem altfranzöſiſchen Gedichte von Partonopeus vor, der, als er ſeine Geliebte verloren hat, ſein Haupt nicht wäſcht und ſeine Nägel nicht ſchneidet, und zuletzt ſo mager und misgeſtaltet wird, daß ihn Niemand kennt. Partonopeus von Maßmann S. 167.

durch einen ungetreuen Rath Sabene verleitet, den Sohn tödten lassen will. Derselbe Sabene hat sich auch vergebens während der Abwesenheit Hugdietrichs um die Gunst seiner Gattin beworben. Dann kehrt hier auch die öfter hervorgehobene Begebenheit wieder, daß der zurückkehrende Gemahl sich durch einen Ring zu erkennen gibt, aber in eigenthümlicher Form. Wolfdietrich hat den Drachen getödtet, der Otnit verschlungen hat und dessen Junge zu sich genommen. Er kommt zu Liebgart, der Witwe Ortnits, als diese eben mit einem Andern Hochzeit halten will, der vorgibt den Drachen besiegt zu haben. Wolfdietrich kommt als armer Pilger verkleidet, läßt in den Becher, den man ihm geboten hat, Ortnits Ring fallen, den die Königin erkennt, und rechtfertigt sich durch die Zungen als Erleger des Drachen. Hier ist eine Vermengung mit dem Mythus von dem Drachentödter eingetreten. Dieser rechtfertigt sich durch die ausgeschnittenen Zungen [1]), der zurückkehrende Gemahl durch den Ring. Wir dürfen daraus schließen, daß die Erlegung des Drachen, wenn die Ringscene an ihrer Stelle ist, ursprünglich nicht zu der Sage von Wolfdietrich gehörte [2]).

Die Sage von Ortnit enthält freilich auch eine Brautfahrt in den Osten und die Jungfrau ist auch hier in einen Thurm eingeschlossen, doch fehlt es sonst an Zügen, die eine deutliche Beziehung auf Wuotan zulassen. Dagegen enthält die diesem Gedichte in dem Hauptgange der Begebenheiten gleichkommende Legende von Oswald den bemerkenswerthen Zug, daß ein sprechender Rabe dem Helden bei der Werbung der Braut bedeutende Hülfe leistet. Der Rabe ist aber der heilige Vogel Wuotans.

Wir schließen diese Uebersicht über die Sagen von gefährlichen Werbungen mit dem Bemerken, daß auch die französische Sage einen Nachklang davon aufzuweisen hat, indem Karl der Große, dessen Ahnherr Ruother nach der Sage ist, an den sich, wie oben gezeigt ist, auch der erste Theil des Mythus geheftet hat, von seinen Halbbrüdern, den Söhnen der falschen Berta, vertrieben wird, zu den Heiden nach Spanien geht und dort eine Braut erkämpft.

Die Vergleichung der übereinstimmenden Züge in den zusammengestellten Sagen berechtigt uns gleichwohl noch nicht, alle Helden dieser Erzählungen sicher für Wuotansheroen zu erklären. Zwar stimmt die Sage von Wilhelm von Oesterreich, obgleich ihre überlieferte Ge-

[1]) S. Nibelungensage 55.

[2]) Auch Heinrich der Löwe erschlägt einen Lindwurm.

ſtalt nicht in ſehr frühe Zeiten hinaufreicht, mit unſerm Mythus auffallend genug, bei den übrigen treten aber immer verſchiedene individuelle Züge hinzu, die ihnen den Schein von ſelbſtändigen Sagen geben, die aber doch (das haben wir ſicher gewonnen) Mythiſches und zwar auf Wuotan Bezügliches enthalten. Eine Abweichung von dem däniſchen Mythus macht ſich bald fühlbar. In den deutſchen Sagen gewinnt die Jungfrau, als ſie hört, wer der Unbekannte iſt, den Bewerber lieb und läßt ſich gegen den Willen ihres Vaters entführen, wogegen Odhinn von der Minne verſchmäht wird, ſie endlich mit Gewalt zu ſeinem Willen zwingt und ſie darauf verläßt. Wir können bei der Mangelhaftigkeit unſerer Quellen nicht entſcheiden, ob der deutſche Mythus von Wuotan ſchon eben ſo von dem däniſchen abwich, was kaum wahrſcheinlich iſt, oder ob ein Mythus von einem andern Gotte auf dieſe Umgeſtaltung einwirkte; dagegen läßt ſich zeigen, daß auch die Abneigung der Frau und ihre gewaltſame Bezwingung in andern deutſchen Heldenſagen hervortritt.

Hier kommt beſonders die alte Sage von dem Schmiede Wieland in Betracht, aus der wir folgende Züge nach der Viltinaſaga hervorheben. Wieland, der Sohn des Rieſen Wate, dient bei dem Könige Nidung. Er verhilft ihm bei einer Schlacht dadurch zum Siege, daß er auf einem ſchnellen Roſſe deſſen Siegſtein (D. Mythol. 1170) herbei holt. Dieſer hatte ihm für ſeinen großen Dienſt ſeine Tochter verſprochen, hält aber nachher ſein Wort nicht. Auch die Jungfrau iſt dem Schmiede abhold. Vergebens ſucht dieſer durch ein Zaubermittel ihre Neigung zu erwecken; ſein Vorhaben wird entdeckt, worauf der König ihm die Füße lähmen läßt. Er muß nun auf Geheiß deſſelben allerlei künſtliche Arbeiten verfertigen. Später bezwingt Wieland gewaltſam die Tochter des Königs, die ihm Wittig gebiert; auch tödtet er die beiden Söhne deſſelben und verfertigt aus ihren Hirnſchädeln Trinkgefäße. Dann macht er ſich aus allerlei Federn ein Federhemde und fliegt in ſeine Heimat.

Auch hier paſſen mehrere bedeutende Züge zu Saxo's Erzählung von Odhinn. Dieſer verhilft dem Vater der Rinda zum Siege, indem er allein die Feinde in die Flucht ſchlägt; er bewirbt ſich um die Jungfrau in der Geſtalt eines Schmiedes, wird aber von ihr verſchmäht und entehrt ſie mit Gewalt. Selbſt die ſchnelle Heimfahrt durch die Luft, nachdem der Sohn erzeugt iſt, die wir in der Sage von Heinrich dem Löwen und den verwandten Erzählungen wahrnehmen, kehrt hier wieder. Der Teufel oder Engel, welcher den Helden aus

dem Oriente schnell zurückführt, gehört also der ursprünglichen Sage nicht an. Diese, so lange sie noch Göttersage war, mochte erzählen, wie Wuotan in dem Falkengewande der Frigg oder Freyja, oder wie aus der Höhle der Gunnlödh [1]) als Adler entflog, oder auf seinem schnellen Rosse Sleipnir zurückkehrte.

Aber die Vergleichung trifft auch hier nicht in allen bedeutenden Punkten zu. Daß Wieland zwei unschuldige Knaben, die die Söhne seines Feindes, aber die Brüder seiner Gattin sind, erschlägt, hängt mit dem Ganzen so zusammen, daß wir diesen Zug nicht als einen fremdartigen oder als eine Entstellung ausscheiden können. Man könnte nun auch wohl bei dem unbezweifelten Alter der Wielandssage annehmen, daß die dänische Quelle diesen Zug verloren habe, man könnte selbst die Ansicht begründen, daß die Motivierung von Odhins Fahrt, wornach er in die Unterwelt geht, um den Rächer des Balder zu erzeugen, ursprünglich nicht dahin gehört; doch halten wir lieber die Sage von Wieland, der durch den Namen seines Vaters Wate und manche Einzelzüge auf Wuotan weist [2]), für einen zwar in seiner

[1]) Vgl. Nibelungensage 112. altd. Rel. 191. Das Federhemde Wielands sah dem abgestreiften Balge eines Greifs oder Geiers ähnlich. Biltinasaga C. 30.

[2]) Wieland werden in der älteren Edda drei Brüder zugegeben, von denen aber die Biltinasaga nur Egil nennt. Dieser ist ein ausgezeichneter Bogenschütze, an den sich dieselbe Sage heftet, die von Tell erzählt wird. Wie Egil ist auch der Gott Ullr, als Ollerus Nebenbuhler Odhins, ein trefflicher Bogenschütze (oben S. 407), dann der räthselhafte Gott Hoenir, wie wir aus seinem Beinamen (der schießende Gott, der Pfeilkönig, Sn. 106) schließen. Dieser steht mit Odhinn (als sein Bruder) in einem näheren Zusammenhange und wird von Weinhold (H. Zeitschr. 7, 26) wieder mit Ullr zusammengestellt. Das sind dunkele Partieen der nordischen Mythologie, wie auch die Sage von den drei Walkyrien, mit denen nach der Edda Wieland und seine Brüder sieben Winter vermählt waren. Wieland war also schon vermählt, ehe er zu Nidung kam, doch ist die Beziehung seiner ersten Gattin auf Frigg zu gewagt. Die Sage, daß Wieland in einem ausgehöhlten Stamme auf dem Wasser trieb (Biltinas. C. 20), die mit den freilich verklungenen Sagen von dem Boote des Wate verglichen sind (D. Mythol. 350. Müllenhoff in H. Zeitschr. 6, 67), weisen wieder auf Wuotan, der auch Wellen und Wind beherscht (alt. Rel. 185). Hier klingt auch die Sage von Sceaf an, der in einem Kahne ohne Ruder auf einer Garbe schlafend an das Land getrieben wurde. Vgl. altd. Rel. 300. 301, wo in der Sage bereits ein Mythus von der Geburt eines agrarischen Gottes vermutet ist. Wuotan ist auch Gott der Erndte und des Ackerbaues. Die Anknüpfungen Sceafs an den Gott Freyr, die Müllenhoff (H. Zeitschr. 7, 418) versucht, sind nicht ausreichend.

Bedeutung dem däniſchen verwandter, aber doch in individuellen Formen ausgeprägten Wuotansmythus. Es muß nemlich, wie die folgende Abhandlung ausführt, einen deutſchen Mythus von Wuotan gegeben haben, wornach er ſeine eigenen Söhne erſchlägt. Dieſer Mythus, von welchem wir bereits eine Spur in dem Gedichte von Wolfdietrich (oben S. 444.) gefunden haben, zeigt ſich in einer beſondern gemilderten Form noch in der Sage von Wieland, die den Helden ſtatt der eigenen Kinder die Brüder der Gattin erſchlagen läßt.

Unſere Annahme wird dadurch weiter begründet, daß die Sage von der Tödtung junger Knaben bei Wittig, Wielands Sohne, zweimal wiederkehrt. Einmal erſchlägt er die jungen Söhne Etzels und der Herke (derſelben Herke, um welche der verkleidete Rüdiger geworben hat), als ſie unter dem Geleite von Dietrich von Bern nach Italien ziehen, wie dieſe Begebenheit in dem Gedichte von der Schlacht bei Ravenna ausführlich erzählt wird; nach einer andern Sage (Wiltinaſ. C. 235.) ſteht er als Stiefvater der Harlunge da, welchen Ermenrich tödten läßt.

Damit werden wir denn auf die Sage von Dietrich von Bern geführt, die dadurch für uns eine beſondere Wichtigkeit bekommt, daß ſie die bisher für ſich verfolgten Elemente unſers Mythus faſt alle enthält, obgleich dieſe durch die hiſtoriſche Anlehnung an die Eroberung Italiens an die Oſtgothen [1]) und durch die Einmiſchung anderer Sagen und Helden ſehr verſprengt ſind. Wir müſſen uns hier vorläufig damit begnügen, dieſe Züge in ihrer Vereinzelung nachzuweiſen, wobei wir uns durch die Verſchiedenheit der Perſonen, von denen ſie erzählt werden, nicht beirren laſſen.

Wir finden zunächſt die Vertreibung des Helden und die Fahrt in den Oſten (zu Etzel) an die Perſon des Dietrich geknüpft, während das Verlaſſen der Gattin nur bei ſeinem Begleiter und Waffenmeiſter, den alten Hildebrand, hervorgehoben wird [2]). Die Werbung um die zweite Gattin knüpft ſich an Herke, die Rüdiger in verkappter Geſtalt

[1]) Ueber die hiſtoriſchen Beziehungen in der Sage von Dietrich von Bern ſ. M. Rieger in W. Zeitſchr. 1, 229. Wir laſſen auch hier der Geſchichte ihr Recht, glauben aber in dem Folgenden gerade die Züge als mythiſch hingeſtellt zu haben, die Niemand aus der Geſchichte erklären kann.

[2]) In dem alten Liede von Hildebrand heißt es: „her furlaet in lante luttila sitten prût in bûre." Während ſeiner Abweſenheit wird er für todt gehalten.

(oben S. 411), freilich nach der Wiltinasaga für Etzel, gewinnt [1]). Doch kommt auch (Wiltinas. C. 215.) eine Werbung um eine andere Jungfrau für Dietrich vor, wobei dieser von dem Werber häßlich geschildert und deßhalb verschmäht wird. Die gewaltsame Bezwingung der Frau wird von Ermenrich, Dietrichs Feinde, erzählt, der die Gattin seines Rathes Sibiche entehrt und seine eigenen Kinder tödtet [2]). Als der leidende Theil erscheint dagegen wieder Dietrich in der Sage von den Söhnen der Herke, die Wittig, sein ehemaliger Freund, mordet. Die Rückkehr aus dem Osten zu der verlassenen Frau, die den Gatten nicht kennt (wie in der Sage von Heinrich dem Löwen) heftet sich an Hildebrand und seine Gemahlin Uote; die Vertreibung und Tödtung des Nebenbuhlers und Feindes (Ermenrich oder Sibiche) an Hadubrand, Hildebrands Sohn, oder nach andern Sagen an Dietrich.

Diese Zusammenstellung begründet die Annahme, daß auch in der Sage von Dietrich von Bern jener bedeutende Mythus von Wuotan und seiner Entfernung von den Göttern mit neuen individuellen Zügen vermehrt die mythischen Bestandtheile bildete, die sich wieder mit geschichtlichen Erinnerungen verschmolzen. Wie der Mythus von Wuotan in der Heldensage von Dietrich mit der Erzählung, welche Saxo gibt, übereinstimmte oder davon abwich, könnte nur durch eine Zurückführung der bezüglichen mythischen Elemente auf ihren ursprünglichen Zusammenhang gezeigt werden, die uns zu weit führen würde. Bei einem solchen Versuche müßte man darauf ausgehen, die Träger des Mythus bis zu jenen vier mythischen Formen zu vereinfachen, welche wir mit den dänischen Namen Frigg und Ollerus, Odhinn und Rinda bezeichnen können. Dadurch würden freilich mehrere Personen als zum Mythus ursprünglich nicht gehörige, wie Dietrich neben Hildebrand, Ermenrich neben Sibiche verschwinden [3]). Auch müßten die historischen

---

[1]) Etzel, der als König der Hunnen durch die Geschichte in die Sage gekommen ist, hat in dem Mythus als Gemahl der Herke keine Stelle. Diese, deren Verzeihung nach dem Tode ihrer Kinder Dietrich durch Rüdiger erwirbt, steht dagegen mit dem gothischen Helden in einem nähern Verhältnisse. Seine Gattin Herrat, die ihm die Sage gibt, hat wieder keinen Mythus.

[2]) Auch in einer andern Sage erscheint Ermenrich als derjenige, der seinen eigenen Sohn tödtet. S. D. Heldensage S. 2. 45. J. Grimm in H. Zeitschr. 3, 151.

[3]) Wir entfernen hier vorläufig die geschichtlichen Namen, so daß also Herke der Rinda, Sibiche dem Ollerus, Odhinn dem Hildebrand, Uote der Frigg entsprechen würde. Doch ergibt sich schon aus dem Vorigen, daß sich auch an

Anknüpfungen, welche der Mythus gefunden hat, die Züge aus andern Göttersagen, die an Dietrich geheftet sind (wie z. B. sein Feuerathem, der auf Thorr weist) und die Einmischungen fremder Heldensagen vorher genau untersucht und ausgeschieden werden. Wir werden es gern sehen, wenn ein Anderer diesen Versuch ausführt.

Am Schlusse unserer Abhandlung wird ein kurzer Rückblick dem Leser nicht unangenehm sein. Ein Mythus von Wuotan, wornach dieser Gott in die Unterwelt geht und dort mit einer andern ihm abholden Gattin lebt, während seine Gemahlin Frigg unterdes mit einem Andern buhlt, hatte sich schon früh, wie wir aus Saxo lernen, in zwei Theile gesondert. Der eine hob nur die Entfernung Wuotans und die Untreue der Frigg hervor, der zweite stellte dar, wie der Gott durch List und Gewalt in Besitz des unterweltlichen Wesens gelangt. Der erste Theil fand sich in vielen deutschen Erzählungen von zum Theil historisch bekannten Fürsten wieder, welche lange von der Heimat fern im Osten weilen, darnach aber schnell zurückkehren und ihre Nebenbuhler entfernen. Die Symbolik der deutschen Volkssage ließ noch die Reise in den Osten als eine Fahrt in die Unterwelt in einzelnen Zügen erkennen. Der zweite Theil zeigte sich, obgleich minder sicher und in etwas abweichenden Formen, in einer Reihe von mittelalterlichen Sagen, deren Hauptinhalt eine gefährliche Brautwerbung, gewöhnlich im Osten, ist. In der Sage von Dietrich von Bern haben wir dagegen die bedeutendsten Züge aus beiden Mythentheilen, und zwar mit einem andern, der auch auf Wuotan weist, bereichert, wenn auch nicht mehr in dem ursprünglichen Zusammenhange, wiedergefunden.

Die ganze Untersuchung zeigt, wie noch in christlicher Zeit ein Mythus von dem höchsten heidnischen Gotte sich dadurch erhielt, daß das deutsche Volk ihn in verschiedenen individuellen Formen an historische Begebenheiten und an bedeutende Fürsten anknüpfte; zugleich läßt sie erkennen, wie ein Volk seine Geschichte durch Verbindung mit alten religiösen Ideen seinem Bewußtsein näher rückt und eben dadurch behält.

---

die geschichtlichen Personen (Dietrich und Ermenrich) ein Theil des Mythus geheftet hat. — Hildebrand der Alte, der ausgezeichnete Waffenmeister und Heerführer, ist ein eben so entschiedener Wuotansheros, wie der alte Wate. Auch der Name Uote (Ahnmutter) der seiner Gattin beigelegt wird, ist symbolisch und wohl nicht ohne Beziehung auf die Göttermutter Frigg.

III.

Zur Sage von dem wilden Jäger.

Die Sagen, welche wir von dem wilden Jäger oder Hackelberg mitgetheilt haben, enthalten zwar manches, das aus andern Quellen schon bekannt ist, bieten aber mehrere bemerkenswerthe neue Züge dar, so daß ein kurzer erläuternder Ueberblick über denselben hier an seiner Stelle ist.

Fragen wir zunächst nach dem physischen Ursprunge der ganzen Sage, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß, wie schon altd. Rel. 319 ausgeführt ist, der tosende Sturmwind eine Veranlassung dazu gegeben hat. Das ergibt sich auch deutlich aus N. 99, 2, wo es heißt, Hackelberg lasse sich hören, wenn der Nordwestwind scharf durch die Bäume weht; ferner aus 99, 14, wo es ausgesprochen wird, daß Hackelberg Menschen durch die Luft führen könne; dann durch mehrere sonst vorkommende Sagen, daß der wilde Jäger oder das wilde Heer durch offen stehende Thüren fahre (vgl. z. B. D. Mythologie 886), indem diese Zugwind hervorbringen. Doch reicht diese Erklärung nicht aus. Die Erscheinung Hackelbergs ist auch mit Regen verbunden (N. 99, 12) und da er zugleich ein feuriges Aussehen hat (N. 99, 10; vgl. Nod. S. 265, 6), so darf man dabei an feurige Lufterscheinungen, namentlich den Blitz denken. Damit stimmt, daß der wilde Jäger Ohrfeigen austheilt (N. 99, 15; vgl. Pröhle S. 125), oder einem Bauern die Mütze abschlägt (N. 99, 5), wovon sein Gesicht zu schwellen anfängt und er selbst am andern Tage stirbt. Der Bauer ist vom Blitze getroffen. Auch die sehr verbreitete Sage von der Pferdekeule, welche der wilde Jäger in das Feuer wirft und mit einem lauten Nachrufe begleitet, ist von Schwartz [1]) schon richtig auf den Blitz und den nachfolgenden lauten Donner bezogen. Auf dieselbe Erscheinung führt, daß Hackelberg einen Schäfer, der sich unter Hürden gelegt hat, zu erschlagen sucht (N. 99, 17; vgl. 96, 3) oder wirklich erschlägt, und die laut schallende Stimme des Nachtraben, der vor ihm her fliegt, darf man wieder auf den Donner beziehen. Daß aber die Macht

[1]) Der heutige Volksglaube S. 15.

des wilden Jägers noch ausgedehnter iſt, daß er überhaupt als Herr der Wettererſcheinungen aufgefaßt wird, geht aus N. 100 hervor, wornach er bewirkt, daß die Teiche im Einbecker Walde vertrocknen.

Mit dieſer Anſchauung hat ſich eine zweite verknüpft. Das Geſtirn, der große Bär oder der Himmelswagen, wird als der Wagen Hackelbergs gedacht, auf dem er fährt (N. 98, 2. vgl. 95). Darauf iſt auch wohl die Sage zu beziehen, daß Hackelberg alle ſieben Jahre herum kommt (N. 97, 3. 99, 3), wie der Nachtrabe oder Fuhrmann alle hundert Jahre.

Die Perſon des wilden Jägers iſt ſchon richtig auf den Gott Wodan bezogen. Noch jetzt heißt er in norddeutſchen Gegenden Wode, Woenjäger u. ſ. w. und der Name Hackelberg, richtiger Hackelbernd iſt von J. Grimm (D. Mythol. 873) durch Mantelträger erklärt. Nach der nordiſchen Mythologie hat Odhinn einen Mantel (altd. Rel. 184) der früher auch wohl in deutſchen Sagen hervortrat. Auch der Nachtrabe, der den wilden Jäger begleitet, läßt eine Beziehung auf Wuotan zu. Dem nordiſchen Odhinn gibt der Mythus zwei Raben, die auf ſeinen Schultern ſitzen und ihm alles ins Ohr ſagen, was ſie auf ihrem Fluge um die Welt erfahren (altd. Rel. 190). Wenn die deutſche Sage nur einen Raben erwähnt, ſo wird das keine Entſtellung, ſondern nur eine inviduelle Abweichung ſein, die vielleicht urſprünglicher iſt, als der Mythus der Edden. Man kann den Raben, der den im Gewitter waltenden Gott begleitet, für die dunkele Wetterwolke halten, aus der der laute Donner erſchallt. In allen dieſen Sagen erſcheint der deutſche Wuotan, beſonders der ſächſiſche Wodan, eben ſo als ein die Wettererſcheinungen lenkender Gott, wie ich das ſchon früher von dem nordiſchen Odhinn nachgewieſen habe.

In der niederſächſiſchen Volksſage von dem wilden Jäger haben ſich zwei uralte Mythen von Wuotan erhalten, von denen die Edden nichts wiſſen, die wir hier noch beſonders hervorheben, weil ſie auf das Weſen des Gottes ein eigenthümliches Licht werfen. Der eine iſt die Erzählung von Hackelberg, der einen Eber erlegt (ſo lautet die urſprüngliche Sage), nachher aber von dem getödteten Thiere erſchlagen wird (N. 97. 98). Der andere iſt in der folgenden merkwürdigen Sage aus Lutterbeck enthalten, die ſo lautet.

„Hackeberg (Hackebarg), der jetzt noch durch die Luft zieht, war zu der Zeit, wo er auf Erden lebte, ein armer und dabei bitterböſer Mann. Er war verheirathet, und ſeine Frau gebar ihm nach und nach ſieben Kinder, welche aber der böſe Vater jedes Mal nach

der Geburt tödtete. Einſt hatte er Leute durch eine falſche Quittung betrogen und ſich dadurch der Bezahlung entzogen. Da ſtarb die Frau. Als ſie nun begraben und zu ihrem neuen Aufenthaltsorte — ich weiß nicht, ob es der Himmel, oder die Hölle oder ein anderer Ort war — gekommen war, da waren die ſieben Kinder, welche ſie gehabt hatte, keine Kinder, ſondern ſieben lebendige kleine Hunde, welche an ihr herumhingen, als wenn ſie an ihr ſögen. Endlich ſtarb auch Hackeberg, bald darauf auch ſein Bruder, der eben ſo ſchlecht geweſen war, wie er ſelbſt. Der Bruder kam nach ſeinem Tode nun auch nach demſelben Orte, wohin Hackeberg ſchon vor ihm gekommen war. Da dieſer ſelbſt von dem Orte nicht weggehen konnte, aber meinte, daß ſein Bruder ſich noch einmal entfernen könnte, ſo bat er ihn, er möge doch auf die Erde zurückkehren und die Quittung „richtig machen," ſie ſtecke hinter dem Spiegel in der Stube; würde die Sache nicht richtig gemacht, ſo könne er nicht ſelig werden. Damit man ihm glaube, möge er ſeinen Ring mitnehmen. Darauf warf er ihm ſeinen goldenen Ring in den Hut, der aber ſogleich dadurch fiel, weil er ganz glühend war. Jener kehrte auch noch einmal auf die Erde zurück; als er aber zu den Leuten kam, welche ſein Bruder betrogen hatte, da waren dieſe ſchon todt, und ſo ging er unverrichteter Sache wieder zurück. Als Hackeberg nun hörte, daß er nichts ausgerichtet habe, ward er über alle Maßen wütend. In ſeiner furchtbaren Wut „zerſpaltete er ſich ſelbſt, indem er mit dem einen Beine wogegen trat und ſich ſo zerriß." „Er konnte nun nicht zu Gnaden kommen und muß deshalb ewig durch die Welt ziehen und wallen." So fliegt er durch die Luft mit einem langen glühenden Schwanze, woran die ſieben jungen Hunde hängen, welche gif gaf, gif gaf bellen, während er ſelbſt tje hö, tje hö ruft. „Alle ſieben Jahre kommt er durch;" wenn er durchzieht und ruft, dann iſt Krieg. In Lutterbeck iſt ein Mann, der muß jedes Mal, wenn Hackeberg durchzieht, aufſtehn und ihn ſehen."

Zieht man hier die Geſchichte von der Quittung ab, die den Selbſtmord Hackelbergs begründen ſoll, aber mythologiſch von keinem Gewichte iſt, ſo bleibt als Kern des Mythus zurück, daß Hackelberg ſeine Kinder, darauf ſich ſelbſt tödtet und in Begleitung ſeiner in Hunde verwandelten Söhne als Jäger erſcheint. Eine Andeutung an dieſen Mythus findet ſich bereits in andern Sagen (oben S. 347), welche berichten, daß Hackelbergs Hunde ſeine Söhne ſind.

Aus beiden Sagen ergibt ſich das wichtige Reſultat, daß Wuotan

zu gewiſſen Zeiten todt geglaubt und während deſſelben als der jagende d. h. der unterweltliche Gott gedacht wurde [1]). Daß dieſe Zeit der Winter iſt, dürfen wir aus der Analogie anderer Mythen, griechiſcher [2]) wie nordiſcher ſchließen, und wir werden hier um ſo weniger irren, da der in der vorigen Abhandlung erläuterte Mythus von Odhins Verbannung in ſeiner Bedeutung verwandt iſt. Warum der Eber als chthoniſches Symbol erſcheint, iſt aus dem Wenigen, was wir über deutſche und nordiſche Mythologie wiſſen, nicht klar.

Die Sagen von Hackelbergs Grabe, das an verſchiedenen Orten gezeigt wird (Nr. 97. 98 und Anm.), erhalten nun mehr Bedeutung. Verſchiedene Plätze werden in heidniſchen Zeiten für Grabſtäten des Gottes gegolten haben, wie ein Grab des Zeus in Creta gezeigt wurde, und wie nordiſche Sagen (altd. Nel. 202) auch von einem Grabe Odhins wiſſen.

In der Lutterbecker Sage erſcheint der Gott zugleich als ein grollender, der im Zorne ſeine eigenen Kinder erſchlägt und, wie wir nun nach andern Erzählungen hinzuſetzen dürfen, verzehrt. Auch das iſt als ein alter roher ſymboliſcher Zug aufzufaſſen, der bei Unterweltsgottheiten wieder kehrt. So verſchlingt der Unterweltsgott Kronos ſeine eigenen Kinder [3]), ſo ſchlachtet Lykaon ſeinen Sohn, und ſetzt ihn dem Zeus als Speiſe vor, d. h. Zeus Lykaios ſchlachtet und verzehrt ſeinen Sohn [4]).

Dieſer Mythus von Wuotan oder Hackelberg muß früher in verſchiedenen individuellen Formen verbreitet geweſen ſein, weil wir davon noch vielfache Spuren in der deutſchen Volksſage, der Heldenſage und dem Märchen finden. Aus der deutſchen Volksſage ziehe ich die beſonders Norddeutſchland eigenthümlichen Sagen von in Höhlen wohnenden (auch ſonſt durch einzelne Züge auf Wuotan deutenden) Räubern hierher (N. 67–69 und Anm.), die Mädchen entführen, ſie gewaltſam zu ihrem Willen zwingen, die Kinder, die ſie gebären, (auch wohl die Mutter) tödten und, wie Papendöneken, verzehren. Aus der Heldenſage gehören die in der vorigen Abhandlung beſprochenen, vielfach ver-

[1]) Vgl. das jagende wütende Heer, das aus Geiſtern beſteht. S. auch H. D. Müller über den Zeus Lykaios, Göttingen 1851. S. 29.

[2]) Der griechiſche Mythus von Adonis, der auch durch einen Eber getödtet wird, iſt ſchon altd. Nel. 257 verglichen. Doch iſt dort der Mythus von Hackelbergs Tode unrichtig auf Balder bezogen.

[3]) Müller Ares S. 123.

[4]) Müller über den Zeus Lykaios S. 22.

zweigten Erzählungen von der Tödtung junger Kinder hierher, die ſich an den Schmied Wieland [3]), dann an Ermenrich und Dietrich heften, welcher letztere nun wieder, wenn das nicht zufällig iſt, in einigen Sagen als wilder Jäger erſcheint (D. Mythol. 888). Die nordiſche Sage (Säm. 260) erzählt auch von Gudrun, daß ſie ihrem Gemahle Atli die eigenen Söhne zum Mahle vorſetzte. Dann berichten, was wir hier nur eben erwähnen, noch mehrere Märchen und Sagen von einer edeln Frau, welche verläumdet wird Hunde geboren zu haben, worauf ihr Gatte die Kinder zu tödten befiehlt.

Die hervorgehobenen Züge, die ſich noch weiter verfolgen ließen, ſind in der Sage von Hackelberg die bedeutendſten. Manches, worauf andere Gewicht gelegt haben, kommt unſerer Anſicht nach kaum in Betracht. Es iſt z. B. ganz gleichgültig, was Hackelberg jagt, worauf auch die niederſächſiſche Sage, welche wir als die reinſte anſehen müſſen, kein Gewicht legt. Dieſe weiß auch von einem Heere, das den Jäger begleitet, urſprünglich nichts. Die Sagen von dem wütenden Heere, die in andern deutſchen Gegenden vorkommen, weiſen zwar in ihrem Namen auch auf Wuotan, es kommt aber doch in Frage, ob ſie mit demſelben in einem genauern Zuſammenhange ſtehen. Sie deuten auf einen andern ſehr verbreiteten alten Glauben, den wir bei einer andern Gelegenheit erläutern wollen.

---

[3]) Von den Räubern wird vielfach erzählt, daß ſie um ihre Verfolger zu täuſchen, ihren Pferden die Hufeiſen verkehrt aufſchlagen ließen. Wieland beredete (Wiltinasaga C. 29) die Söhne des Königs, die er tödten wollte, bei friſch gefallenem Schnee rückwärts zu ſeiner Schmiede zu kommen.

Abkürzungen.

Altd. Rel. = Geschichte und System der altdeutschen Religion, von W. Müller. Göttingen 1844. — Asbjörnsen = Norwegische Volksmärchen, gesammelt von P. Asbjörnsen und J. Moe, deutsch von Fr. Bresemann. Berlin 1847. — Baader = Volkssagen aus dem Lande Baaden, gesammelt von B. Baader. Karlsruhe 1851. — Bechstein Fr. S. = Der Sagenschatz des Frankenlandes, herausgegeben von L. Bechstein. Würzburg 1842. — Bechstein Thür. S. = Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes, herausgegeben von L. Bechstein, T. 1—4. Hildburghausen 1835—38. — Börner = Volkssagen aus dem Orlagau, von W. Börner. Altenburg 1838. — Bosquet = La Normandie romanesque et merveilleuse, par A. Bosquet. Paris 1845. — Cavallius = Schwedische Volkssagen und Märchen, gesammelt von G. O. H. Cavallius und G. Stephens, deutsch von E. Oberleitner. Wien 1848. — Colshorn = Märchen und Sagen, v. C. u. Th. Colshorn. Hannover 1854. — DMS. = Deutsche Märchen und Sagen, herausgegeben von J. W. Wolf. Leipzig 1845. — D. Mythol. = Deutsche Mythologie, von J. Grimm. Göttingen 1844. — D. S. = Deutsche Sagen, herausgegeben von den Brüdern Grimm. Berlin 1816. 1818. — Deecke = Lübische Geschichten und Sagen, von Ernst Deecke. Lubeck 1852. — Erin = Erin. Auswahl vorzüglicher Irischer Erzählungen, von K. v. K. — Firmenich = Germaniens Völkerstimmen, herausgegeben von J. M. Firmenich. — H. S. = Hessische Sagen, herausgegeben von J. W. Wolf. Göttingen 1853. — H. Zeitschrift = Zeitschrift für deutsches Alterthum, herausgegeben von M. Haupt. — Harrys = Volkssagen, Märchen und Legenden Niedersachsens, gesammelt von H. Harrys. Celle 1840. — Herrlein = Die Sagen des Spessarts, gesammelt von Adelb. von Herrlein. Aschaffenburg 1851. — KM. = Kinder und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm. — M. S. = Märkische Sagen und Märchen, gesammelt von Adelb. Kuhn. Berlin 1843. — Meier = Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben, gesammelt von E. Meier. Stuttgart 1852. — Meier M. = Deutsche Volksmärchen aus Schwaben, gesammelt von E. Meier. Stuttgart 1852. — Müllenhoff = Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig,

Holstein und Lauenburg, herausgegeben von Karl Müllenhoff. Kiel 1845. — N. S. = Niederländische Sagen, gesammelt von J. W. Wolf. Leipzig 1843. — Ndd. S. = Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche, gesammelt von A. Kuhn und W. Schwartz. Leipzig 1848. — Panzer = Beitrag zur deutschen Mythologie, von Fr. Panzer. München 1848. — Pröhle = Harzsagen, gesammelt von H. Pröhle. Leipzig 1854. — Pröhle M. = Kinder- und Volksmärchen, gesammelt von H. Pröhle. Leipzig 1853. — Reusch = Sagen des Preußischen Samlandes, von R. Fr. Reusch. Königsberg 1838. — S. Ostpr. = Die Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens, gesammelt von Tettau und Temme. Berlin 1837. — Schöppner = Sagenbuch der Bayerischen Lande, herausgegeben von A. Schöppner, B. 1—3. München 1852—53. — Stöber = Die Sagen des Elsasses, gesammelt von A. Stöber. St. Gallen 1852. — Vonbun = Volkssagen aus Vorarlberg, gesammelt von J. F. Vonbun. Wien 1847. W. Zeitschr. = Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde, herausgegeben von J. W. Wolf. — Woeste = Volksüberlieferungen aus der Grafschaft Mark, von Woeste. Iserlohn 1848. — Wolf M. = Deutsche Hausmärchen, herausgegeben von J. W. Wolf. Göttingen 1851. — Zingerle = Tirols Volksdichtungen und Volksgebräuche, gesammelt durch Ign. und Joh. Zingerle. Erster Band. Kinder- und Hausmärchen. Innsbruck 1852.

Druck der Universitäts-Buchdruckerei von E. A. Huth in Göttingen.